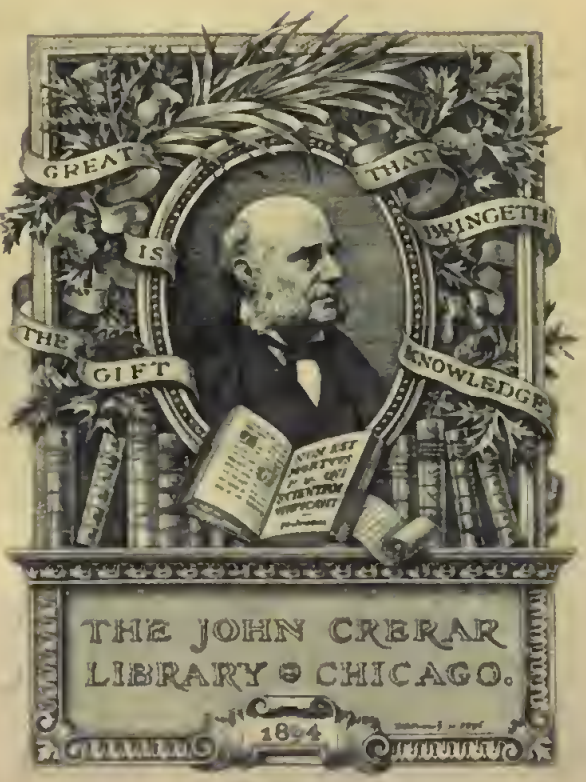
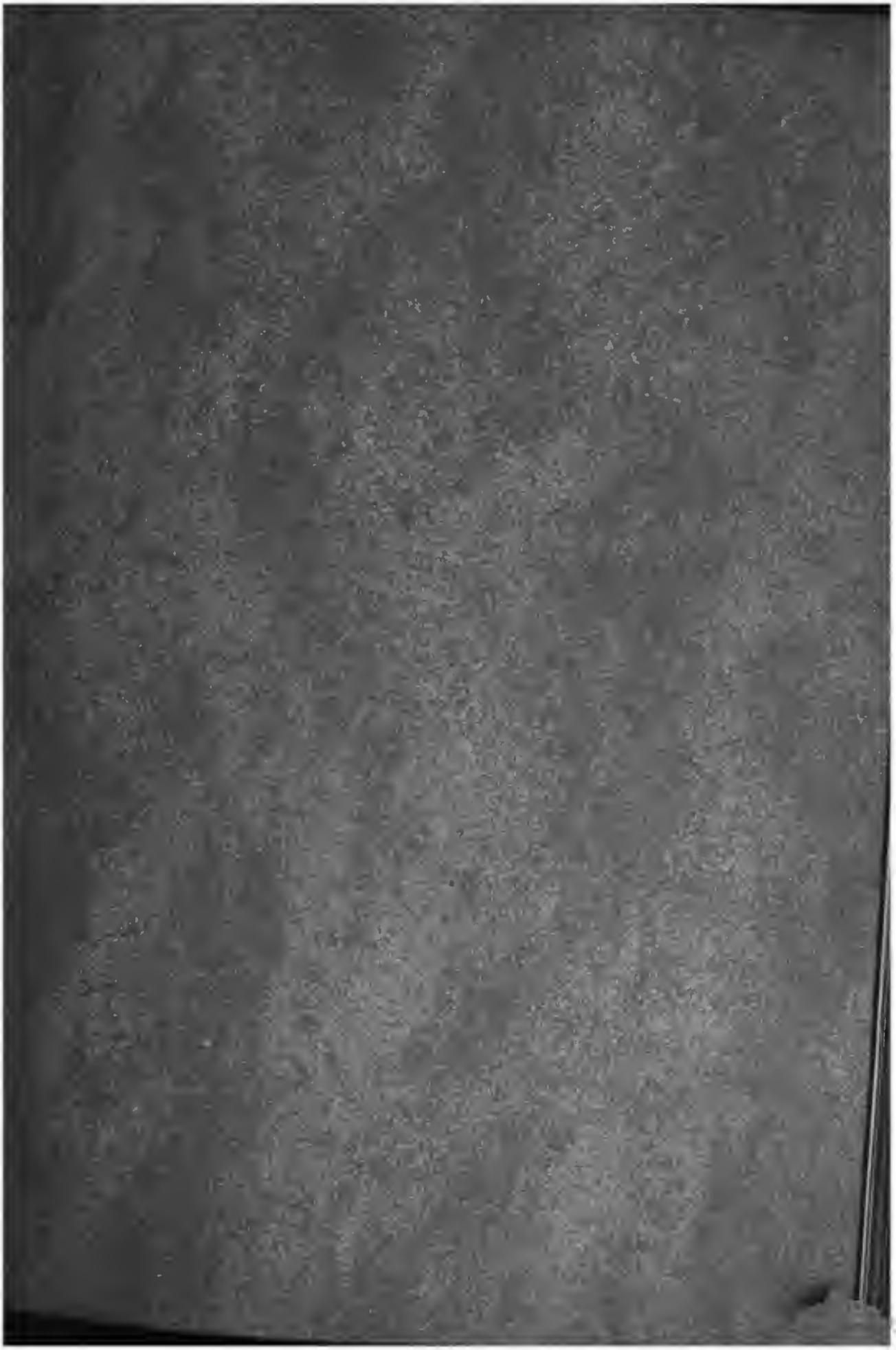
KSOFFEL

KSOFFEL


GREAT IS THAT
THE GIFT
BRINGETH
KNOWLEDGE
THE JOHN CRERAR
LIBRARY ⊖ CHICAGO.
1894



LEMCKE & BUECHNER
NEW YORK

Digitized by Google

Stephainsky.

Waldkauz, alter Vogel.

Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1908.

Lebensbilder

aus der

Tierwelt

Herausgegeben von
H. Meerwarth und K. Soffel

Fünfter Band

Zweite Folge: Vögel II

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

THE
JOHN CREAR
LIBRARY

Einbandzeichnung von Karl Soffel in München.

Copyright 1910 by R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Seiner Königlichen Hoheit
dem Großherzog

Wilhelm Ernst von Sachsen

dem weidgerechten Jäger und Naturfreunde
in Ehrfurcht gewidmet

285803

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Inhaltsverzeichnis	III—IV
Der Waldkauz von Hermann Löns	1— 15
Die Sumpfohreule von Else Soffel	16— 27
Seeschwalben von Otto Leege	28— 95
Die Raben- und die Nebelkrähe von Hermann Löns	96—127
Die Saatkrähe von A. Bütow	128—152
Der Buchfink von Else Soffel	153—166
Der Kormoran von Hugo Otto	167—186
Das Rotkehlchen von Else Soffel	187—195
Der Wendehals von Martin Braeß	196—203
Der Hühnerhabicht von Hermann Löns	204—215
Der Baumläufer von Hermann Löns	216—222
Das Hausrotschwänzchen von Martin Braeß	223— 231
Der Eichelhäher von Hermann Löns	232—242
Rauchschwalbe und Hausschwalbe von Martin Braeß	243—259
Die Zwergrohrdommel von Julius R. Haarhaus	260—267
Die Heidelerche von Else Soffel	268—274
Die Wasserralle von Hugo Otto	275—280
Die Wasseramsel von Martin Braeß	281—287
Weidenlaubsänger, Fitis und Berglaubvogel von Martin Braeß	288—298
Die Kornweihe von Hermann Löns	299—304
Der Graue Steinschmätzer von Martin Braeß	305—313
Der Sperber von Hermann Löns	314—325
Der Schwarze Storch von Martin Braeß	326—335
Der Gimpel von Else Soffel	336—346
Der Mäusebussard von Hermann Löns	347—359
Der Gänse- und Kuttengeier von Martin Braeß	360—381
Das Alpenschneehuhn von Hans Sammereyer	382—397

Seite

Der Höckerſchwan von Martin Braeß . . . . . 398—410
Der Rotſchenkel von Dr. Ernſt Schäff . . . . . 411—421
Die Elſter von Martin Braeß . . . . . 422—434
Der Baßtölpel von Alf Bachmann-München . . . . . 435—447
Der Schwarzkehlige Wieſenſchmätzer . . . . . 448—451
Säbelſchnäbler und Stelzenläufer von Dr. Ernſt Schäff . . . 452—462
Der Kampfhahn von Dr. Ernſt Schäff . . . . . 463—471
Die Ringeltaube von Martin Braeß . . . . . 472—480
Der Flußregenpfeifer und ſeine Verwandten von Martin Braeß 481—500
Der Trappe von Fritz Bley . . . . . 501—511
Der Goldammer von Elſe Soffel . . . . . 512—522
Die Märzente von Fritz Bley . . . . . 523—542
Der Kolkrabe von Hermann Löns . . . . . 543—557
Der Kuckuck von Elſe Soffel . . . . . 558—571
Der Reiher von Fritz Bley . . . . . 572—590
Lummen und Alke von Alf Bachmann-München . . . . . 591—625
Die Uferſchnepfen von Dr. Ernſt Schäff . . . . . 626—632
Der Steinkauz von Elſe Soffel . . . . . 633—642
Verzeichnis und Erläuterung der Bilder von Karl Soffel . . . 643—658
Regiſter . . . . . 659—661

Der Waldkauz.

Von Hermann Löns.

Wer singt im Dorfe den Frühling ein? wer ruft die gute Zeit heran? Nicht Amsel und Fink sind es, und nicht Meise und Staar, und auch nicht Specht und Häher; ein anderer ist es, der mit lautem Liede den Haselbusch lehrt, sich mit Gold und Rubinen zu schmücken, ist es, der die Erle rührt, daß alle ihre Zweige rote Troddeln schwenken, und der dem Schneeglöckchen Mut macht, über den Buchsbaum zu sehen.

Ein Kauz ist es, ein dicker, alter Waldkauz, der in der dicken, alten Linde wohnt, die mitten im Dorfe vor dem dicken, alten Kirchturme steht und ihre Äste über die graugrünen Grabsteine spreizt. Seit unvordenklichen Zeiten hat ein Kauzpaar in der Kirchhofslinde gewohnt und ist den Dorfleuten heilig gewesen. Aus uralten Tagen blieb ihnen eine dumpfe Erinnerung, daß die Eule einst Friggas Lieblingsvogel war, ehe der neue Glaube über das Land kam und aus allem, was den alten Göttern lieb war, unholdes Getier und Greuel machte.

Darum darf der Kauz im Dorfe schalten und walten, wie er will, und nicht nur deshalb, weil ein Stück Urglauben mit ihm verbunden ist; so manche Maus, so manche Ratte, die den Schnäbeln und Griffen der jungen Käuze entglitt, fand der Bauer zwischen dem knorrigen Wurzelwerk der Linde und machte sich seinen Vers darauf. Aber am liebsten ist er ihnen, weil er den Frühling verkündet. Liegt auch der Schnee noch auf der Saat und stehen die Gräben noch in Eis, zieht der März in das Land, dann singt der Kauz den Frühling ein und das ganze Dorf freut sich, daß die bessere Zeit herankommt.

Eine eigene Art hat die Eule, den Frühling einzusingen; wie mit einem schrillen Schreckensschrei beginnt es, wendet sich in ein Hohngelächter um, steigt zu einem wilden Jauchzen und sinkt zu einem wehen Gewimmer herab. Stadtleute finden es teuflisch und höllisch, die Leute im Dorfe aber lieben es, des Kauzes Frühlingslied, der Eule Liebesgesang.

Gestern war es hell und kalt. Der Wind pfiff von Morgen her, die Sterne waren alle versammelt. Da gefiel es dem Kauze nicht. Stumm strich er im tiefen Holze hin und her, schlug die Maus auf dem Wege und die Wühlratte im Graben und suchte, lange ehe sich die Nacht vor dem Morgen verkroch, sein Loch in der Linde auf.

Vögel II. Copyright 1909, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Heute aber paßt ihm das Wetter beſſer. Der Wind kommt von der Abendſeite, weich und warm iſt er, und die Luft iſt dick und dieſig. In den Wieſen braut der Fuchs und nur der Abendſtern iſt wach. Noch bewahrt der Himmel eine roſige Erinnerung an die Sonne, da erhebt der Kauz

Stephainsky. *Tillowitz, Juni 1908.*

Waldkauz. Eben ausgeflogener Jungvogel.

ſein Gefieder und ſtreicht der Wieſe zu. Mit feſtem Griffe faßt er die Wühlratte; ihr Strampeln nützt ihr nichts; ein Biß in den Hinterkopf nimmt ihr das Leben und ſie verſchwindet in dem weiten Rachen. Zwei Mäuſe folgen ihr bald nach.

Stephainsky.

Waldkauz, alter Vogel. *Tillowitz, Juni 1908.*

Hauptjagdwetter ist heute; die Mäuse laufen ganz anders, als gestern. Aber der Kauz hat heute keine rechte Freude an der Jagd. Was ihn lange nicht ankam, heute fällt es ihm ein, loszulachen und aufzujauchzen. „Huch!" kreischen die Mägde in der Spinnstube des einsamen Hofes, und dann lachen sie lustig; wenn der Kauz ruft, hört das Spinnen bald auf und die Arbeit in Garten und Feld beginnt.

„Kiu-witt, kuwitt", geht es draußen. Und dann kommt das Schönste: „Huuu, huhuuu, huhuhuhuu", und dann ein seltsames, langern Trillern, „Klurlurlurlu", eine ganze Viertelstunde lang, und dann ein heiseres Bellen und ein Lachen hinterdrein, als wenn siebzig Teufel sich über den Fall eines Gerechten freuen.

Aber nichts Arges und Böses denkt sich der Kauz dabei, nur Liebes und Gutes. Er sehnt sich nach einem Herzen, das wie sein Herz fühlt, nach einer großen, schönen Käuzin mit großen, schönen Augen. Nur deswegen quietscht und schreit und lacht und bellt und trillert und jauchzt er

heute so sehr. Überall bringt er Leben in den Abend; eben rief es im Walde, nun lacht es im Dorfe, und jetzt rollt sein tiefes Lachen an der Wiese entlang.

Dort jagt schon seit einer Stunde eine dicke graue Käuzin. Ihr gehört die Wiese und die Waldkante, so denkt sie. Sie ist so frech, daß sie den Bussard, der sich in der großen Eiche bei der Ochsenhütte zum Schlafen eingeschwungen hatte, jählings mit ihrem dicken Kopfe in den Rücken stieß, daß er von seinem Aste herabpolterte und entsetzt abstob. Daß auf der besten Stelle der Wiese, wo die Mäuse am meisten laufen, die Rehe stehen, paßt ihr nicht, und sie stößt solange nach ihnen, bis sie ihr Platz machen. Auch die beiden Hasen, die da Hochzeit halten, jagt sie in den Busch hinein.

Quer durch die Wiese läuft ein heller Bach. Dort, wo das Stauwehr ihn einzwängt, steht eine halbpfündige Forelle, auf Beute lauernd, die ihr die Strömung zutragen soll. Über ihr rüttelt die Käuzin. Etwas Schwärzliches kommt durch das Wehr getrieben; eine junge Maus ist es, die die Müllerin totschlug und in den Bach warf. Die Forelle geht nach der Maus auf, faßt sie und will mit ihr unter den Wasserwurzeln der Erle verschwinden, da fühlt sie sich geangelt und trotz ihres Schnellens und Schlagens emporgehoben. In der Eiche bei der Ochsenhütte hakt die Eule auf und kröpft sich an dem Fische satt.

Da schwebt ein Schatten heran und stößt sie von dem Aste. Er ist kleiner und schwächer, der verliebte Kauz, um ein Drittel kleiner, als die Käuzin, aber er ist ein Mann. So treibt er sie fauchend und knappend, quietschend und trillernd in das Holz hinein, treibt sie eine Stunde hin und her, bis sie sich in einer Eiche einschwingt und er ihr gegenüber aufhakt. Und da sitzt er und pfeift und bellt und heult und lacht und trillert und gellt so wunderschön, so lieblich, und so ergreifend, daß die dicke braune Käuzin gar nicht anders kann, als sich dem hübschen grauen Kauze zu ergeben und das Loch im Lindenbaume mit ihm zu beziehen.

Breit und geräumig ist das Loch und so tief, daß kein Junge bis auf den Grund fassen kann. Das wagt auch keiner, denn vor Jahren kletterte der Sohn des Pastors in der Linde herauf, um sich die Eier zu holen. Da fuhr ihm aber fauchend das Weibchen in das Gesicht und aus der Krone der Linde sauste der Kauz heraus und stieß den Jungen in das Genick, und der erschrak sich so, daß er allen Halt verlor, aus dem Baume fiel, den Unterschenkel brach und sechs Wochen das Bett hüten mußte.

Seit der Zeit haben die Jungens eine heilige Scheu vor der Linde und auch die großen Leute gehen zu der Zeit, wenn die Käuze Junge haben, im Bogen um den Eulenbaum herum, besonders in der Dämmerung, denn wenn die Eulen gerade schlechter Laune sind, stoßen sie auf die Menschen. So frech aber, wie in diesem Jahre, waren sie noch nie. Das hat der neue

Waldkauz, alter Vogel.

Tillowitz, Juni 1905.

Lehrer, der erſt acht Tage im Dorfe iſt, erfahren. Dem gefiel es, an einem milden Aprilabend ſich auf die Knorren am Fuße der Linde zu ſetzen. Aber plötzlich ſtieß er einen Schreckensſchrei aus und rannte ſo wild davon, daß er den Paſtor, der über den Kirchhof ging, faſt umwarf. Kreidebleich war

Bartels. *Weſtpriesnitz, März 1908.*

Waldkauz.

er, als er dem Paſtor und der Paſtorin erzählte, wie es ihm gegangen war. Ganz jählings war etwas Schwarzes gegen ſeinen Kopf geflogen und Krallenfinger hatten ſeinen Nacken gepackt. Und als er den Kopf beugte, konnten der Paſtor und ſeine Frau drei lange blutige Riſſe ſehen.

R. B. Lodge.

Waldkauz am Eingang zu seiner Schlafhöhle. *Vivarium.*

K. Hecht. *Crellenberg.*

Junger Waldkauz,
Dunenkleid mit herauswachſenden Schwung- und Steuerfedern.

Als der Lehrer hörte, wer der Unhold war, lachte er, und von da ab ſetzte er ſich oft in die Laube vor dem Pfarrhauſe und ſah den Eulen zu, die ab und zu flogen. Wehe der Katze, die über den Kirchhof ſchlich; ehe ſie es ſich verſah, hatte ſie einen Stoß und ein paar Riſſe abbekommen und fuhr mit Angſtgequake über die Mauer. Des Paſtors Hund traute ſich nicht um ſämtliche Leberwurſthäute der Welt in der Dämmerung an der Linde vorbei. Denn als er einmal dort hinter den Wieſelchen herumſchnüffelte, hatte ihn das Eulenpaar überfallen und ihm ſo zugeſetzt, daß er für immer genug

K. Hecht. *Grellenberg.*

Junger Waldkauz,
Dunenkleid mit herauswachsenden Schwung- und Steuerfedern.

davon hatte. Und es war kein kleiner Hund, sondern ein großer Kerl von Bernhardiner.

So störte niemand die Käuze und sie fühlten sich ganz als Herren der Linde und des alten Glockenturmes. Das sah man daran, daß sie am hellen Tage, besonders an warmen Morgen, ganz vergnügt auf einem Aste oder auf einem Balken des Turmes saßen, sich von der Sonne bescheinen ließen und sich putzten und juckten. So vertraut waren sie, daß es ihnen ganz gleich war, wenn eine Kohlmeise sich über sie setzte und sie beschimpfte,

Stefkanescu. *Kudsir, Ungarn.*

Alter Waldkauz, auf einem Dachſparren ſchlafend.

und die Spatzen und Rotſchwänze hatten ſich ſchon an die Eulen gewöhnt und ließen ſie in Ruhe, zumal ihnen nicht zu trauen war, denn wenn die jungen Eulen zu laut nach Fraß piepten, flogen die Alten am hellen Tage auf Raub aus und griffen manchen Spatzen und auch wohl eine Amſel oder einen flüggen Staar.

Den Leuten im Dorfe war das gleichgültig, denn Spatzen, Amſeln und Staare gab es im Dorfe genug. Aber es gab auch Ratten und die machten die Käuze mit der Zeit dünne. Überall auf den Höfen ſchwebten ſie in der

Digitized by Google

Stephanescu. *Kudsir, Ungarn.*

Alter Waldkauz, auf einem Dachſparren ſchlafend.

Dämmerung umher und wehe der Maus und der halbwüchſigen Ratte, die ihnen in den Wurf kam. Ehe ſie es ſich verſah, faßten ſie die nadelſcharfen Krallen, der Schnabel drückte ihnen das Hinterhaupt ein und fort ging es nach der Linde, wo vier dicke, graue, weißflockige Wollklumpen auf den Äſten vor dem Niſtloche ſaßen und gierig den Eltern die Beute fortriſſen.

Da niemand die Eulen ſtörte, wurden die Jungen bald ebenſo keck, wie die Alten. Am hellichten Tage kletterten ſie aus dem Loche heraus, erſtiegen einen Aſt, auf dem die Sonne lag, ließen ſich beſcheinen und ſahen mit halb-

Stephanescu. *Kudsir, Ungarn.*

Alter Waldkauz, ſich ſonnend.

Stephainsky.

Waldkauz, eben ausgeflogener Jungvogel. *Tillowitz, Juni 1908.*

geschlossenen Augen auf das Leben und Treiben, das sich auf der Straße jenseits der Friedhofsmauer abspielte. Wenn ein Mensch vorüberging, ein Wagen vorbeifuhr oder das Vieh dort hergetrieben wurde, rührten sie sich nicht. Sobald sich aber ein Hund oder eine Katze sehen ließ, richteten sie sich auf, wackelten mit den dicken Köpfen, rissen die Glotzaugen auf, fauchten und knappten mit den Schnäbeln, und der Hund oder die Katze warf einen scheuen Blick nach der Linde, senkte den Schwanz oder richtete ihn empor und beschleunigte seine Schritte. Und wenn sie hungerte, dann piepten sie solange, bis es der Vater und die Mutter nicht mehr aushielten, ihre Schlafplätze im Lindenlaube oder in dem Glockenturmwinkel verließen und bei Tage dem Holze zustrichen, um mit einer Maus, einer Eidechse, einem Frosche oder einem großen Käfer zurückkehrten.

Darben brauchten die Jungen nicht; unglaubliche Mengen von Unzeug schleppten die Alten herbei. Die Maus mochte noch so schnell und das Wiesel noch so flink sein, viel schneller war der Kauz, viel flinker die Käuzin. Kein Flügelschlag verriet ihr Kommen; lautlos schwebten sie über das Feld, unhörbar rüttelten sie über dem Raine, und niemals stießen sie fehl. Dem Hirschkäfer halfen seine Zangen ebensowenig, wie der Kreuzotter ihr Gift; wo die Krallen der Käuze hingriffen, da half kein Kneifen, nützte kein Beißen; verloren war alles, was sie erfaßten.

So mangelte es der Eulenbrut nie an Futter und sie wuchs und gedieh, schob aus dem Dunenkleide Speile und Federn und aus den unförmlichen Wollklumpen wurden langsam ansehnliche Käuze, die zwar immer noch hinter den Alten herbettelten, aber doch schon ab und zu den Versuch machten, selber eine Maus zu fangen. Anfangs stellten sie sich noch dumm genug an und griffen sogar dann noch vorbei, wenn der Kauz oder die Käuzin eine halbtote, zappelnde Maus vor ihnen fallen ließ. Aber heute lernte der eine, im rechten Augenblicke auf den Frosch zu stoßen, morgen glückte es einem anderen, den Maulwurf im taufeuchten Wege zu schlagen, und bald konnten sich die viere selbst ernähren und die Alten bissen sie von sich fort.

Damit zerriß auch das Band zwischen Kauz und Käuzin. Beide strichen ziellos hin und her, den Mäusen nach, und wo es viele gab, dort blieben sie, bis sie und Wiesel, Hermelin, Turmfalke und Bussard deren Reihen gelichtet hatten, und dann zogen sie anderen Feldern zu. Als aber der Winter herankam, suchte der Kauz wieder das Dorf und sein Loch im Lindenbaum, von dem er abends abstrich, um still und heimlich auf Mäusejagd zu fliegen. Gab es aber laue, nebelige Abende, dann übte er seine Stimme und quietschte und heulte, aber lange nicht so laut und so voll und so anhaltend, wie er im Märzen schrie, als er den Frühling einsang.

Die Sumpfohreule.

Von Else Soffel.

Hoher Mittag im Moos.

Wer jetzt den offenen Weg gehen wollte, der von der Birkenstraße weg, an der Schwarzerle vorbei, seine schimmernden, endlich in eins verschwimmenden Linien zu den Mooshöfen hinterzieht, der würde ein zweites Mal kein Verlangen danach haben. Oder er hat sich die halbe Stunde hingeschleppt, stumm — bedrückt durch die Sonnengewalt, bis dort, wo links, hart am Weg, fast in den Binsenwäldern und ihren gluckſenden, spiegelnden Wassern stehend, eine Fichte und zwei Birken seltene Lebensgemeinschaft geschlossen haben und wartet, bis die Sonne, die Zeit und Weg vergessen, ein wenig weiter gerückt ist gegen den Horizont zu.

Wie Schicksalsgenossen, ineinander hineingewachsen und unentbehrlich einer dem andern, sehen die drei aus. Und jeder, der vorbeikommt und nicht vorübergeht, hält sie für Gedenkbäume oder Wegweiser. Wollt' man aber ihrem stummen Fingerzweig folgen, so käme man ins Moos, wo's noch tief genug zum Ertrinken ist. Und es wär nicht einmal ein Wunder, wenn man dem nachginge. Denn der rechte Weg macht hier eine Wendung, an die man nicht denkt. Und von drüben leuchtet und lockt die Blütenpracht so heiß und selten und ein Sonnentaumel von Insekten feiert wirbelnd Hochzeit um Hochzeit. Aber die weißgrüne Decke, die das Torfmoor bis hinüber zieht, trägt dich nicht und die Wiese, die du zu sehen meinst, teilt sich in die zahllosen, gelb und grün beschopften Häupter der Simsenpolster auf braunverfilzter Säule, zwischen denen in dunkeln Tümpeln der Sonnentau die weiße Blüte aus der Rosette tückisch bewimperter Blättchen hebt, das Fettkraut sein hinterlistiges Geschäft treibt und nachts das Sumpflicht tanzt. Und die Pracht schimmernder Weidenröschen und gelber Nachtkerzen weicht zurück, die Fähnchen seidenflockiger Wollblumen da drüben flimmern im Sonnenglast, unerreichbar wie die glasflügeligen Libellen, die abwechselnd auf dem braunen, geknickten Stengel rasten, der aus dem Wasser ragt.

Am Himmel aber, der weit und leuchtend zum Horizont verschwimmt, steht noch immer die Sonne still, die Wolken lasten, kein Lüftchen rührt sich. Und fast noch stiller wird es durch das heiße Summen der Insekten, den Ruf des Kuckuck, der nah und wieder ferne tönt: kuckuck,

kuckuckuck. Von drüben schimmert, in weich zitternder Luft ein kleines Haus, daneben der schief ragende Balken eines Ziehbrunnens. Und Buschwerk scheint es zu umgeben, dahinter in einiger Entfernung die phantastisch bewegten, unruhig aufwärtsstrebenden Linien zahlloser weißer Birkenstämmchen am Horizont.

Etwas zugänglicher ist hier das Moos.

Knappe, kurzrasige, heideartige Wiese, im Frühjahr bunt mit fleischfarbiger Erika, wohlriechender Primel und kurzstieligem, dunkelblauem Enzian bestickt, wechselt mit grünem Sumpf, wo fettes Knabenkraut steht, am Rand kleiner Wasserläufe großblütiges Vergißmeinnicht. Ein einzelner Kiebitz watet im Grün, hin und wieder bleibt er stehen, sein buntes Gefieder schillert, er stellt die Holle, um in die Stille sein kiwit, kiwit zu sagen, gleich einem Selbstgespräch. Die Mooskuh zieht klagend weite Kreise über dir und verrät noch nachträglich das Nest, an dem du eben vorbeigegangen. In den Birken hat sich ein Flug Hühner niedergelassen, zahlreich wie Krähen, lauter Leierschwänze. Aber als du dich so weit angeschlichen, um sie zählen zu können, haben sie schweren Flugs die Wipfel verlassen und nur die Äste schaukeln noch.

Von dem Häuschen, das kleinfenstrig und niedrig mit hängendem Strohdach, grün übersponnen im Mittagsglanz schläft, führt ein grüner Damm hinaus, zwischen tieferliegenden Wiesen.

Ein lauschiger, von Weiden und Erlengebüsch eingefaßter Weg, wo Gold- und Rohrammer hausen und der Feldsperling zetert, auch einmal ein Laubvogel singt.

Weit hinaus führt der Weg, bis dort, wo über der von Osten kommenden Straße unter Bäumen versteckt ein zweiter Mooshof liegt.

Vorüber an Lagern geschichteten Torfs, der in der Sonne bäckt, an feuchtbraunen, meterhohen, glattgestochenen Torfwänden vorbei, die zu schwermütigen, rostgelben oder rostbraunen, von schillernden Häutchen überzogenen Wassern abfallen, in denen die leuchtend goldbraunen, wolkigen Haufen der Diatomeen und die schleimig grünen Fetzen der Fadenalgen schwimmen, — aus denen das durstige Schaf sich Krankheit und Tod trinkt. Vorbei an verstreuten Torf- und Jägerhütten, an der krüppeligen Kiefer, die den Aufbaum trägt, den Einzelbirken, bis zum schilfdurchwachsenen, wasserreichen Wäldchen, in dem die gespaltenen Trümmer einiger Urwaldföhren trotzig das Ende erwarten, wo in der Juninacht beim Leuchtfeuer der Johanniswürmchen der Uhu bellt, die letzte Wildkatze schleicht.

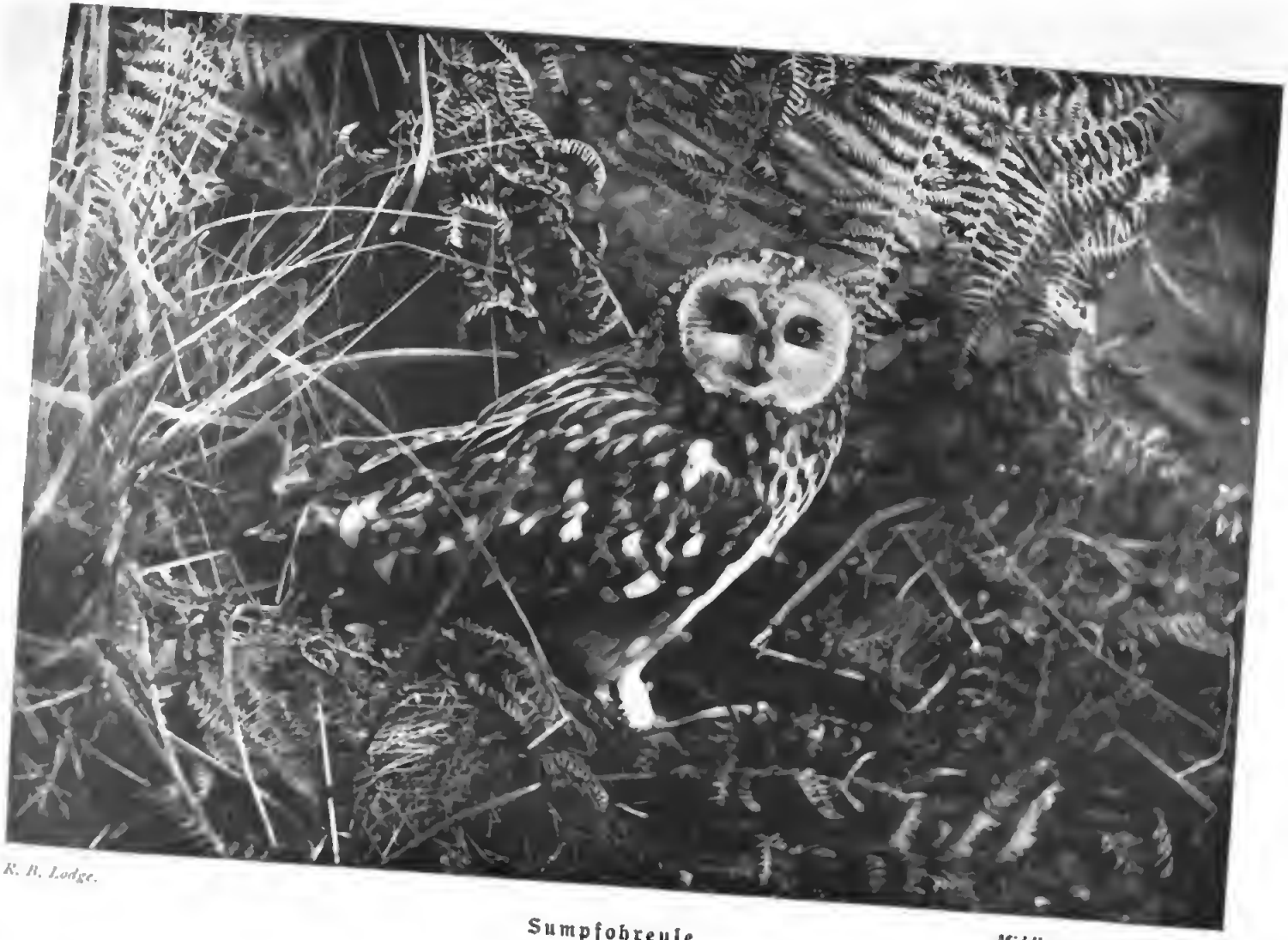
Dorthin kommt auch die Mooseule, sobald die Dämmerung beginnt. Im schilfigen Grund, nicht weit von hier hat sie fünf Junge liegen, die wollen gefüttert sein. Im Osten kommt langsam der Mond herauf, der West ertrinkt in Fluten gelben Lichts. Über dem Fluß, der seine eiligen Wasser zwischen flachen Ufern unter dem dämmerigen Himmel wälzt, lagern Myriaden

von Eintagsfliegen als dunkle, zum Horizont sich verlierende Wolke, die Riesenkuppen der Föhren im West stehen klar gezeichnet vor dem brennenden Himmel. Und zwischen hüben und drüben eine Welt unklar bewegter Formen. Endlich aber behält der blasse Schwärmer recht. Von Osten her breitet er seine Herrschaft aus. Am Himmel ziehen leichte Schleier, die Mooswiesen sind ein silberglänzendes, wallendes Meer, die kleine Brücke schwebt zwischen Himmel und Erde. Um den Fuß der Birken schlingt sich ein lichtes Band, bestickt mit Glühwürmchen, die drin auftauchen und wieder verschwinden. Die Bekassine läuft mit niedergebeugtem Kopf in den blinkenden Wassern zwischen dunkeln Sumpfpolstern umher, die Frösche quarren und meckern. — Die andern Jäger sind schon unterwegs, da macht auch die Mooseule sich auf. Als brauner Schatten steht sie vor dem Nest und äugt in die Dunkelheit. Ein Ziegenmelker schwankt, schießt über sie hin, im Wald entsteht ein Getöse. Der Uhu hat eine Krähe geholt. — Nach einer Weile ist alles still. Die Eule wiegt den Leib und duckt den runden Kopf, wirft ihn vor und zurück, stellt die kurzen Federohren. Dann hebt sie die Flügel und hüpft flatternd ein Stückchen. Im Schilf am Waldgrund rauscht und knistert es leise. Ungeschwächt fängt die weite Ohröffnung den Ton auf. Reglos steht sie einen Augenblick mit niedergehaltenem Körper. Im nächsten ein quietschender Laut. Der kleine Schatten, der sich eben in die Mondhelle gewagt, ist schon arretiert. Auf einem Fuß stehend, den andern, der die Beute hält, hochgehoben, steht sie da. Aufrecht; mit scharfen, kurzen Bewegungen späht der Kopf in jede Richtung nach dem Feind, der ihr die Beute streitig machen könnte. Aber nichts rührt sich. Der dicke Schwärmer, der über sie hintaumelt, kommt diesmal davon. Langsam macht sie sich an die Arbeit. Die kleine Waldspitzmaus hat längst ausgezappelt. Die scharfen Krallen haben sie durch und durch gespießt. Erst kommt der Kopf dran. Der Schnabel der Eule sucht eine Weile knabbernd dran herum, ehe er ihn abreißt. Dann kracht es leise von splitternden Knochen. Mit geschlossenen Augen würgt sie hinunter. Für einen Augenblick ist Ruhe. Wie gebannt lauscht der Kopf in eine Richtung, dann wendet sie sich wieder der Arbeit zu. Zerrt und reißt, hoch und lang aufgerichtet, den Kopf weit zurückgebogen. Den blutenden Strang, der sich von der Kralle zum Schnabel zieht, verschlingt die Nacht.

Aus einiger Entfernung kommen jetzt schwache, klagende Laute. Sie lösen einander ab und scheinen immer neu vom Erdboden aufzusteigen, eingehüllt in die feuchte, träge Luft: wau, au, au — die Alte antwortet: ein zärtliches käw, käw. Sie hat den ärgsten Hunger gestillt, jetzt macht sie Jagd für die Kleinen. Ein paarmal breitet sie erst die Flügel und flattert ein Stück über dem Boden hin, ehe sie auffliegt. Dann geht es in weichem,

R. B. Lodge.

Sumpfohreule. Neſt mit Gelege. *Norfolk, Juni 1898.*



K. B. Lodge.

Sumpfohreule.

Middlesex, September 1898.

lautlosem Flug dahin, in weiten Kreisen, bald höher, bald tiefer. Kein Geräusch verrät sie, das scharfe Auge entdeckt die Waldmaus, die als Schatten über den Boden huscht, die junge Wasserspitzmaus, die allzu sorglos auf dem Zweig über dem Wasser spielt. Senkrecht stürzt sie abwärts, um sie zu fassen. Den surrenden Gold- oder Lederkäfer holt sie im Flug, den schlafenden Kleinvogel trägt sie zu Nest, die fette Schermaus ist willkommne Beute. Es ist unglaublich, was fünf solcher Wollklümpchen vertragen können. Im Osten wird es schon licht, der Morgenwind läuft über Schilf und Gras, da verstummen erst die hungrigen Stimmen. Die Alte stopft den Hinterleib einer halbverzehrten Ratte mit dem Schnabel in den schilfüberwachsenen Spalt am Fuß einer alten Moosbirke, wo sie ihn abends wieder findet.

Die langen Tage durchschlafen die Jungen, von der Alten sorglich gehudert. Das Nest liegt außerhalb der Bäume im Schilf verborgen. Die Moos-eule gibt sich nicht sonderlich Mühe damit. Ein paar dürre Halme und Gräser, welkes, vorjähriges Schilf, übereinandergelegt und mit dem Körper zur Mulde ausgerundet, die fast kugeligen weißen Eier liegen direkt auf der Erde. Jetzt sind die fünf wolligen Köpfchen ganz unter den das Nest überdeckenden Flügeln der Alten versteckt. Wie die Teufelchen im Kasten, die auf einmal herausfahren und den roten Rachen zeigen. Dann öffnet sich fünffach der rote Schnappsack, die breiten, behaarten Augenlider schieben sich über die gelben Augensterne, mit schwermütig-schläfrigem Ausdruck auf und zu klappend, die bläuliche Nickhaut schimmert. Und das klagende, heisere wau-au, die sonderbaren Bewegungen erhöhen noch das seltsam Spukhafte der kleinen Geschöpfe.

Zur Zeit aber ist alles still beim Nest. Selbst die Alte scheint zu schlafen. Wenigstens hält sie die Augen geschlossen und die kleinen Federohren sind niedergelegt; deutlich zeichnet sich der weiße Schleier hinter der dunkleren Umgebung der behaarten Augenlider ab, der scharf gekrümmte schwarze Schnabel schaut kaum aus der Fülle zerschlissener weißer Federchen, die ihn umstehen. Das Federkleid, rostgelb mit schwarzen Pfeilen und Strichen, dunkler und verwaschener als beim Männchen, trägt die Alte locker und aufgebauscht. Plötzlich macht sie mit Kopf und Schnabel die sonderbarsten Bewegungen, als würge sie an etwas. Sie legt den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite, schüttelt ihn, kneift die Augen klein zusammen, knappt den Schnabel auf und wieder zu. Dann öffnet sie ihn plötzlich weit, schließt die Augen völlig, legt den Kopf zurück, hält ihn endlich nach vorn über den Nestrand und würgt einen dunkeln Knoten zutag, der aus Fell und Haaren besteht und mit Federn und Knöchelchen durchsetzt ist. Die unbequemen Reste der Mahlzeit von gestern abend. Einen Augenblick schaut sie mißtrauisch nach allen Seiten. Am blauen Himmel zieht nichts, was sie

ängsten könnte. Die Luft steht still, das Moos schweigt. Nur weiter drüben, wo das Rohr dichter wird, pumpert die Rohrdommel noch einmal: uprumb, urprumb. Da dämmert auch Mutter Eule ein bischen ein. Die Augen hält sie dabei halb geschlossen, zwischen den Lidern zieht sich ein gelber Strich. Sie sitzt und träumt und in ihren Traum spielen die langen Fühler einer großen Heuschrecke, die an einem Skabiosenstengel in die Höhe geht. Aber das lockt sie nicht aus ihrer Ruhe. Sie sitzt und träumt und hält den geöffneten Schnabel der Sonne hin. Der Heuschreck hat unterdessen den lila Blütenkopf erstiegen. Das eine der langen Sprungbeine ist schon oben zwischen den kleinen Blüten eingebettet, das andere zieht er eben nach. Da nickt die Skabiose ein bischen. Und das ist für Mutter Eule zu viel. Die Augen gehn jetzt auf. Aber zuschnappen? Nein. Es interessiert sie bloß. Sie rückt den Kopf wagrecht, erst rechts, dann links. Und dann dreht sie ihn, in Betrachtung versunken, langsam, ganz langsam, bis er fast nach unten steht.

* *
*

Wenn die Schnepfen anfangen zu streichen und sich langsam zum Zuge sammeln, kommt die Unruhe auch in die Sumpfeule. Man kann sie dann, mit ihresgleichen zu kleinen Gesellschaften vereint, um die Dämmerzeit Sümpfe, Wiesen und Felder abstreifen sehen, scheucht auch wohl einmal einige auf, die sich im Halbdunkel zwischen die Ackerfurchen geduckt — nie aber sieht man sie im Wald oder Gebirge.

Von Norden kommt Zuzug, aus Holland und den Marschländern, aus den masurischen Ebenen und aus den Tundren Lapplands, wo sie beim Schein der Mitternachtssonne in hellen Polarnächten jagten. Wenige von ihnen nehmen sogar den Kampf mit Kälte und Schnee auf sich, die übrigen ziehen, eine Zeitlang streichend, immer mehr dem Süden zu, bis die aus dem Norden Europas in Italien, Spanien und Nordafrika, die aus Sibirien in Südasien ihre Winterheimat gefunden haben, die Nordamerikaner in den südlicheren Staaten. In keinem Weltteil ist die Sumpfeule fremd. Mit dem März aber kehren sie zurück in Steppe und Sumpf des Nordens, nach stillen, gedämpftfarbigen nordischen Ebenen, nach den Zwergbirken und Heidelbeerbüschen flechtenüberzogener Tundren, wo einen Sommer lang die Sonne nicht untergeht.

Dann kehrt auch die Mooseule wieder und das Weibchen richtet das Nest zurecht und schichtet ein paar dürre Halme.

R. B. Lodge.

Sumpfohreule. *Middlesex, September 1898.*

Und außerhalb des Waldes, wo über dem glänzenden Blätterſchmuck ſchlanker weißer Birken ein wolkenloſer Himmel über der einſamen Mooswieſe ruht, treibt das Männchen ſein Liebesſpiel. Wer Glück hat und den Platz kennt, kann es ſehen, wie es hoch über den Föhren mit ruhigen, ſtarken Flügelſchlägen ſich in der Luft feſtſtellt. Wie es mit einem ſcharfen wau-au ſich plötzlich tiefer fallen läßt, wie es wieder ſteigt und im Gaukelflug ein Stückchen weiter eilt und vielemal das Spiel wiederholt, bis es ſich endlich ſenkrecht niederſtürzt, gerade dort, wo im feuchten Grund das Weibchen auf den Eiern ſitzt. —

Für heuer aber iſt es Herbſt geworden.

Seeschwalben.

Von Otto Leege.

Von den zahllosen gefiederten Bewohnern der Meeresküsten sind es vor allem die zierlichen Seeschwalben, die immer und immer wieder unsere Bewunderung erregen, an deren herrlichen Flugspielen das Auge nie müde wird, sich stets aufs neue zu ergötzen. Wohl richtet sich der Blick voll Staunens auf die kraftvollen Gestalten der Möwen, diese Bezwinger der Lüfte, die auch den schwersten Stürmen spielend Trotz bieten, aber mehr noch wie sie fesseln uns die Seeschwalben, die in der außerordentlichen Mannigfaltigkeit ihrer Flugbewegungen, in Anmut und Grazie ihresgleichen suchen. Trotz ihres scheinbar zarten Körpers, der ein verjüngtes Bild ihrer großen Verwandten darstellt, sind sie die vollkommensten Flieger. Wie die zierlichen Edelfalken sich zu den plumpen Allesfressern ihrer Sippe verhalten, so die Seeschwalben zu den Möwen. Letzteren ist jede Nahrung recht; alles was das Meer auf den Strand wirft, ob lebend oder halb verwest, wird gierig verschlungen. Ganz anders die Seeschwalben; nur erjagte, lebende Beute, die sie stoßtauchend aus der Flut hervorholen, wird verzehrt; für Meeresauswurf haben sie nur Verachtung. Dazu macht sie das wundervolle Ebenmaß der Glieder zu wahren Meisterwerken der Natur.

Seeschwalben nennt man sie, und fürwahr, der Name ist nicht übel gewählt; denn die gestreckte, zierliche Gestalt, die gewandten Bewegungen ähneln nicht wenig den niedlichen Schwalben unserer Städte und Dörfer, und die ungewöhnlich langen, schmalen und spitzigen Flügel, wie auch der tief gegabelte Schwanz erinnern uns lebhaft an die lieben, kleinen Frühlingsboten. An Größe freilich übertreffen sie diese, und wenn auch die kleinsten unter ihnen nicht sehr viel größer erscheinen, so kommen die kräftigsten den kleineren Möwenarten gleich.

Nicht weniger als siebzig verschiedene Seeschwalbenarten verteilen sich über den ganzen Erdball, von welchen die meisten die Flachküsten der See oder die kiesigen und sandigen, am liebsten vegetationslosen Ufer und Bänke der Flüsse und Binnenseen bewohnen, und ihrer Umgebung entsprechend ein mehr weißes Habit angelegt haben, weswegen man sie als weiße Seeschwalben zu bezeichnen pflegt. Der sprühende Gischt der Brandung und der sonnbeschienene blendende Sand der Küsten spiegeln sich als leuchtendes Weiß auf

der Unterſeite wider, und des Himmels lichtes Blau gibt der Oberſeite ihren zarten Schmelz. Andere Arten fühlen ſich weniger vom Meere angezogen; das ſturmbewegte brauſende Element ſchreckt ſie, und ſie zogen ſich zurück in die weltfernſten Sümpfe und Moräſte, wo ſie in tiefſter Abgeſchiedenheit ein ſtilles und zufriedenes Daſein führen. Darum auch der grauſchwarze Grundton ihres Gefieders, das ſo ganz hineinpaßt in die düſtere Sumpflandſchaft, daher auch eine gewiſſe Melancholie, die niemals jene ungebundene Heiterkeit aufkommen läßt, die uns bei den weißen Seeſchwalben ſo ſehr anmutet. Trauer- oder ſchwarze Seeſchwalben hat man ſie darum genannt. Noch andere Arten, es ſind tropiſche und ſubtropiſche, beſiedeln die Küſtenwälder und bauen, ganz entgegengeſetzt der Gewohnheit der übrigen Glieder der Familie, ihre Neſter auf Bäumen und Geſträuch.

Von den Brutvögeln der Meeresküſten ſind die Seeſchwalben im Frühjahr die letzten, die eintreffen; die Vorhut gewöhnlich Ende April, die Haupt-

Nordamerika.

Rußbraune Seeſchwalbe.

maſſe wenige Tage ſpäter. Unter allen Seevögeln machen ſie ſich ſofort durch ihr eigenartiges Geſchrei, das mit keinem anderen verwechſelt werden kann, bemerkbar; denn die Stimme aller Arten klingt auffallend ähnlich; bei allen vernimmt man ein unangenehm kreiſchendes Kriäh, bald höher oder tiefer, bald lang gezogen oder kurz geſtoßen, bald ſehr hart und rauh oder weicher, und daran ſchließen ſich je nach der Stimmung noch andere Laute, die auch keinen Anſpruch auf Wohlklang machen können. Immerhin aber ſind ſie dem temperamentvollen Naturell dieſer Vögel angepaßt.

So wenig angenehm das Ohr durch die unharmoniſchen Stimmlaute berührt wird, ebenſo ſchnell wird der häßliche Eindruck verwiſcht, wenn das Auge auf die zierlichen Geſtalten fällt, wie ſie in bewunderungswürdiger Eleganz eine nach der andern niedrig über dem Meere in ſanften Wellenlinien dahingleiten. Nichts von Mühe oder Anſtrengung; leicht und anmutig heben und ſenken ſich die langen Sicheln in rhythmiſchem Spiel, und nur, wenn

Gefahr droht, werden die weitausholenden Flügelschläge schneller, und der mordgierige Wanderfalke und das noch gewandtere Baumfälkchen lassen bald von der Verfolgung ab, wenn sie sehen, daß ihre Flugkünste und ihre rasende Schnelligkeit noch von den lichten Seglern übertroffen werden.

Ist die Gefahr vorüber, so wird dies Tempo wieder verlangsamert, als wäre nichts geschehen; der spitze Kopf mit dem leuchtenden verlängerten Schnabel neigt sich wieder senkrecht dem Meere zu, und das flimmernde Auge durchspäht die oberen Schichten des kristallenen Wassers nach schwimmender Beute. Wie festgebannt haftet plötzlich der kleine Körper, einem rüttelnden Turmfalken gleich, in der Luft; schneller arbeiten die zitternden Flügel, Mordlust leuchtet aus den sprühenden Augen, die Spieße spreizen sich immer mehr, dann ein plötzlicher Ruck, und jäh schießt mit zusammengelegten Schwingen der Leib in die glitzernde Flut auf die nichtsahnende Beute, daß das Wasser hoch aufspritzt. Nach Sekunden taucht er wieder auf, schüttelt die Wasserperlen von sich, erhebt sich unwillig über den Fehlstoß und das Suchen und Jagen beginnt von neuem, bis die Mühe nach manchem vergeblichen Versuch belohnt wird. Am willkommensten sind ihnen kleine Fische, aber die sumpfbewohnenden Arten haschen auch nach allen möglichen Land- und Wasserinsekten und ihren Larven, selbst nach jungen Fröschen und zappelnden Regenwürmern, und die größten ihres Geschlechts bilden sich nicht selten zu Buschkleppern aus, die auf Eier und junge Vögel Jagd machen.

Wie sehr auch der Flug unsere Bewunderung erregt, so wenig Eindruck machen sie, wenn die fast Nimmermüden ruhen. Mit eingezogenem Halse sitzen sie, das Gesicht dem Winde zugekehrt, auf einer Sandbank, auf Steinen oder Pfählen steif da, ängstlich besorgt, daß ihnen kein plötzlicher Luftstoß das glatte Federkleid zerzaust. Die stark gekreuzten Schwingen und die langen Spieße richten sich höher, damit sie ja keinen Schaden leiden; die lächerlich zimperlichen Füßchen sind leicht einwärts gerichtet, und der vorhin im Fluge so große Körper scheint sich plötzlich zu verkleinern. Man sieht es sofort den zarten Rudern an, daß sie für weiteres Gehen nicht geschaffen sind; sie scheinen dem Körper nur lediglich als Stütze zu dienen; denn gewöhnlich sieht man sie nur am Nest ungeschickt einhertappen. Die anfänglich noch flugunfähigen Jungen bewegen sich an ihren Brutstätten weit geschickter als ihre Eltern und büßen erst nach und nach, wenn die Flügel stärker geworden sind, die Fähigkeit des gewandteren Gehens ein. Und doch muß man diese bald roten, bald schwarzen Füßchen mit ihren tief ausgeschnittenen Schwimmhäuten niedlich finden; denn immer stehen sie im Kontrast zur Färbung des Leibes. — Selten machen sie von ihrer Schwimmfähigkeit Gebrauch, und wenn sie sich einmal auf das Wasser niederlassen, um zu ruhen, so sind die Ruder meistens ohne Bewegung und der leichte Körper liegt einem Balle gleich auf dem Spiegel.

Digitized by Google

Nordamerika.

Rußbraune Seeſchwalbe.

Unter den Vögeln der Meeresküsten sammeln sich die meisten während der Brutzeit in Gebieten, die sie alljährlich wieder aufzusuchen pflegen und bilden hier Brutkolonien von oft sehr erheblicher Ausdehnung, die freilich neuerdings infolge fortwährender Beunruhigungen seitens der Menschen an Bedeutung abnehmen. Neben den Möwen sind es die Seeschwalben, welche die engsten Verbände untereinander schließen. Keine von allen Arten liebt das Alleinsein; stets sind sie zu Scharen vereinigt, die häufig nach Hunderten, an besonders unzugänglichen Stellen sogar nach Tausenden zählen, am liebsten jede Art getrennt. Was ist es, das sie so zusammenführt? Ist es allein der Geselligkeitstrieb? Sind es die gleichen Interessen? Oder handeln sie nach dem Grundsatze: Einigkeit macht stark? Wehe dem Feinde, der es wagt, in die Kolonie einzudringen! Wehe dem behaarten Raubgesindel, das einen Einbruch in ihre Siedlungen versucht! Wehe den Möwen, Falken, Weihen und Krähen, die sich auf bequeme Weise an Eiern und Jungen gütlich tun möchten! In grenzenloser Wut und mit wahrer Todesverachtung stürzen sie sich auf den frechen Eindringling, Hunderte umringen ihn mit wütendem Gekreisch, und selbst die stärksten Raubmöwen können von Glück sagen, wenn sie der unbedachte Einfall nur eine Handvoll Federn kostet. Gerupft und geschunden eilen sie davon und lassen sich die üblen Erfahrungen zur weisen Lehre dienen. Selbst dem schlimmsten Feinde, dem habgierigen Menschen, der ihre Eier korbweise sammelt, rücken sie oft erfolgreich auf den Leib, und wenn sie ihm auch durch Schnabelhiebe nichts anzuhaben vermögen, so versuchen sie doch, ihn durch energische Fittichschläge zu vertreiben, oder sie wenden ein noch wirksameres Mittel an, das durchweg von schnellster Wirkung ist: sie schleudern ihren flüssigen, ätzenden Kot auf ihn, daß er bald wie übertüncht aussieht.

Rührend ist die Anhänglichkeit der Gatten an ihre Jungen, die sie namentlich jener elenden Sorte von Schützen gegenüber beweisen, die es für keine Schmach halten, den hilflosen Kindern in gewissenlosester Weise die Eltern zu nehmen. Wenn auch die vor Schmerz schreiende Mutter mit zerschmetterten Gliedern auf die Erde taumelt und manche ihrem traurigen Geschicke folgt, so kommen doch immer mehr furchtlos heran, lassen alle Vorsicht außer acht, flattern mit kläglichem Laut über den Unheilstifter, und erst, wenn viele mit ihren blutenden Leibern den Sand netzen, schwingen sich die Überlebenden höher, wo sie die todbringenden Schrote nicht mehr erreichen können.

Herrliche Flugspiele schaut das Auge an sonnigen, windstillen Tagen über der Kolonie. Lustgefühl läßt sie in bedeutende Höhen hinaufsteigen; gleich blendenden Kreuzen heben sie sich gegen das lichte Blau des Himmels ab, bald stille stehend, bald in elegantem Kreisen und Gleiten, dann wieder in jähem Absturz sich völlig überschlagend, dabei ohne Aufhören schreiend.

Unterdeſſen ſitzt der brütende Ehegenoß, bald „er", bald „ſie", auf den buntſchaligen Eiern und blinzelt aufwärts voll ſeliger Luſt, als ſuche er unter all den vielen da oben die Erkorene. Wenn aber der Sturm die Tiefen aufwühlt, und die trüben Fluten die Beute nicht mehr erkennen laſſen, dann heben ſchlimme Tage an und es bleibt keine Zeit zu Liebesgetändel.

Die wenigſten Seeſchwalben polſtern ihr Neſt aus mit Grashalmen oder Würzelchen, meiſtens genügt eine kaum merkliche Vertiefung im flüchtigen Sande, auf trocknem Schlamme, oder auf kurzgraſigen Raſen, die drei, zuweilen auch nur zwei Eier oder bei tropiſchen Arten oft nur ein Ei aufzunehmen. Letztere haben dabei oft die merkwürdige Gewohnheit, auf Bäumen und Sträuchern ihre Neſter anzulegen. Bei den kleineren Arten genügen zwei, bei den größeren drei Wochen, bis die reizenden Kleinen

H. K. Job. *Bird Key, Florida.*

Rußbraune Seeſchwalbe.

aus den Schalen hervorbrechen. Häufig iſt ein Junges ſchon völlig trocken im Neſt und ſchaut bereits fröhlich umher, als muſtere es die Umgebung, während das zweite die zu enggewordene Hülle durchbrochen hat und die feuchten Glieder reckt und ſtreckt, wogegen man das dritte in der Schale piepen hört, das noch vergeblich verſucht, mit dem kalkigen Körnchen auf dem weichen Schnäbelchen die Decke zu ſprengen. Nachdem ſich auch das letzte Geſchwiſterchen befreit hat, beginnen ſie ſchon gleich, behende trippelnd ihren Geburtsfleck zu verlaſſen, bald hier, bald dort hinter einen Grasbüſchel oder Tanghäufchen zu hocken, und dann heben ſie ſich ſo wenig von der Umgebung ab, daß man ſie kaum erkennt. So halten es die Küſtenbewohner, wogegen die dunklen Arten bis zu ihrer Flugfähigkeit im Neſte bleiben; finden ſie doch auch meiſtens keine Gelegenheit, auf ihren oft winzigen Schlamminſelchen ihre Kräfte zu erproben und Wanderungen vorzunehmen.

Rußbraune Seeſchwalbe.

Bird Key, Florida.

Sind die Jungen den Eiern entschlüpft, so beginnt für die Eltern eine arbeitsreiche Zeit; denn die Heranwachsenden verfügen über einen nicht endenden Appetit. Vom frühen Morgen bis zur untergehenden Sonne ist es ein fortwährendes Hetzen und Jagen zwischen den oft fernliegenden Nahrungsquellen und der Kolonie. Mit silberglänzenden Fischchen im Schnabel sieht man sie rastlos vorüberstreichen, und die vorgeweichte Nahrung wird den Jungen eingespieen.

So geht es vierzehn Tage oder drei Wochen lang, dann heben die Kleinen zum ersten Male die noch schwachen Fittiche und versuchen sich über ihre Umgebung zu erheben. Anfangs geht's noch schwer, die Kräfte waren überschätzt, und hart schlägt der Körper auf den Sand. Aber auch hier macht die Übung bald den Meister, und Alte und Junge begeben sich hinaus über die Gewässer, voran die Eltern, die Kleinen hintennach mit noch schwerfälligem Flug und heiser schreiend. Noch sind die Schwingen so gering gestreckt, der Schwanz so wenig gegabelt, das Gefieder oben so grau, — es wird noch geraume Zeit währen, bis sie den Alten gleich sind. Aber wenn sie übers Jahr aus ihren Winterquartieren im Süden zurückkehren, wohin sie in wenigen Wochen alle zusammen, den Küsten und Strömen folgend, sich aufmachen, dann unterscheidet man sie nicht mehr, und dann werden sie an derselben Stelle, wo sie ihre sorglosen Kindheitstage verlebten, glückliche Familienbande schließen.

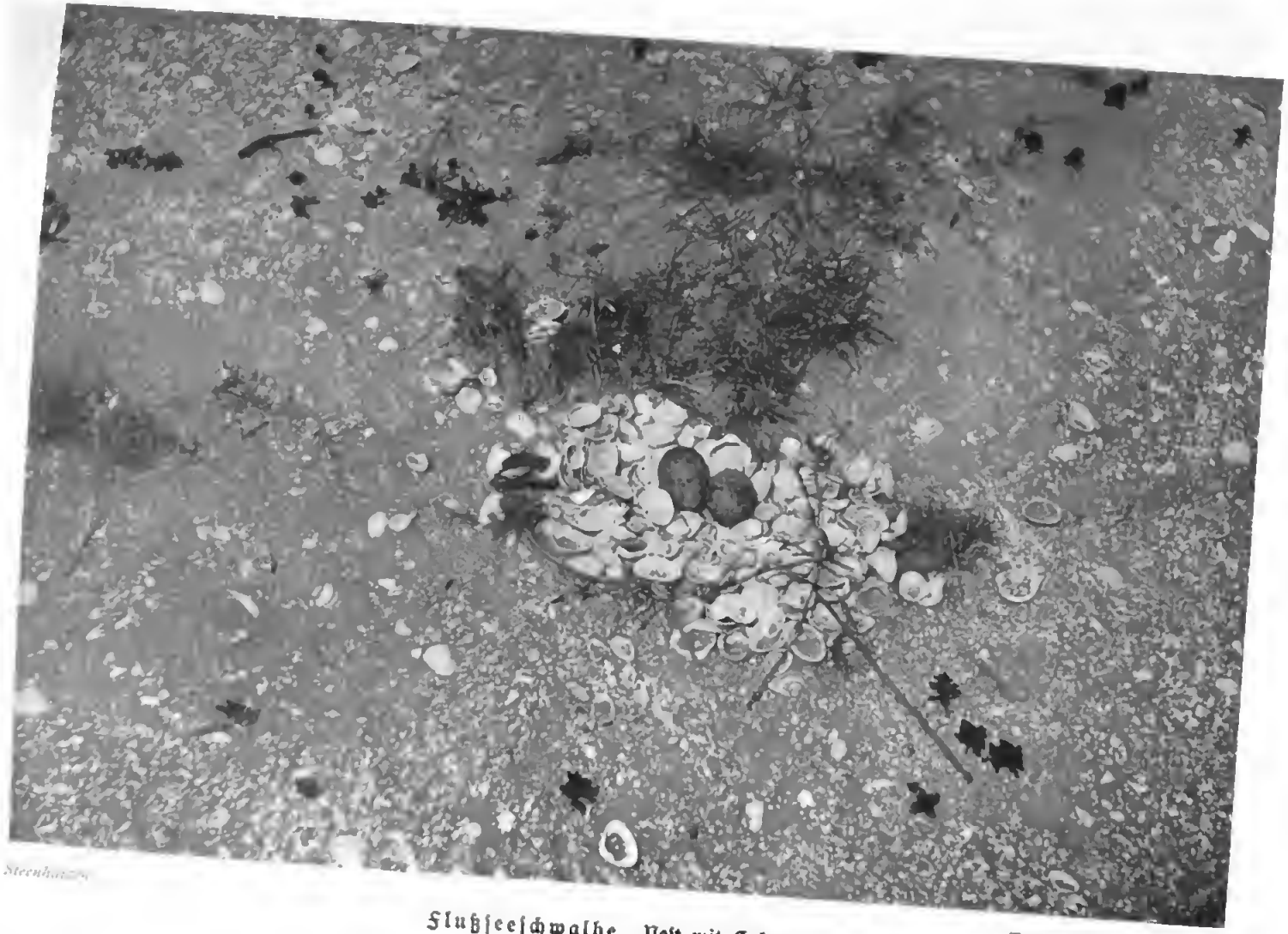
Weiße Seeschwalben.

Wo jene schmale, lange, nordwärts gerichtete Landzunge die deutschen Meere trennt, da liegt der Westküste vorgelagert eine Reihe von größeren und kleineren Inseln, gebildet durch die zerstörende Wirkung des wilden Meeres, das hier, vielleicht schon vor Jahrtausenden, den gewaltigen Dünenringwall einer schier endlosen, reichen Küstenmarsch durchbrach, einem rasenden Riesen gleich ungestüm vordringend, jedes Hindernis hinwegräumend, tief in die Lande eindrang und nur wenige Reste entschwundener Herrlichkeit zurückließ. Bis in die neueste Zeit hinein währt dieser Titanenkampf, wird auch kein Ende nehmen, und es muß sich entscheiden, wer Sieger bleibt, die gewaltigen, rastlos ringenden Naturkräfte oder der Menschengeist, der jene Bollwerke schuf, welche dem „blanken Hans" die Grenze setzen wollen: Bis hierher und nicht weiter! — die Deiche.

So entstanden jene sagenumwobenen Halligen, die in weltferner Einsamkeit als grüne Wiesenflecke schutzlos im grauen, weiten Wattenmeer daliegen, noch immer benagt von den gierigen Fluten, bis auch sie vielleicht bald das Schicksal ihrer verschwundenen Schwestern ereilt. Kaum ein Dutzend zählt man noch an der Küste, von welchen die äußersten und kleinsten bereits entvölkert sind.

Die Reste aber jener zerstörten Dünenmauer bilden weiter nordwärts die nordfriesischen Inseln, deren Schiffer- und Fischerdörfer sich neuerdings in moderne Kurorte verwandeln und alljährlich Tausende von Fremden anlocken, die leider dazu helfen, dem Inselidyll den Allerweltscharakter aufzuprägen und ihm eine Kultur aufnötigen, die alles, was wahre Natur heißt, hinwegräumt.

Und alle diese Eilande bildeten einst Vogelparadiese, von welchen wir uns heute keine richtigen Vorstellungen mehr machen können. Liest man die prächtigen Schilderungen Naumanns aus dem Jahre 1819, in welchen er uns seine Eindrücke über das Leben und Treiben der ungeheuren Vogelmengen dieser Gebiete ausmalt, so kommen sie uns geradezu märchenhaft vor und man möchte glauben, mindestens ein Jahrtausend wäre nötig gewesen, diesen Wechsel der Dinge herbeizuführen. Wenngleich die Inseln noch heute zu den vogelreichsten Teilen Deutschlands zählen, so wird doch der aufmerksame Beobachter eingestehen müssen, daß jene herrlichen Zeiten größten heimischen Vogelreich-



Steenhausen

Flußseeschwalbe. Nest mit Gelege. *Texel, Holland, Juni 1905.*

L. Heatherley.

Flußseeschwalbe am Nest. Ein Ei abnorm gezeichnet.

tums unwiederbringlich vorüber sind. Aber dieser betrübenden Feststellung gegenüber sollte nunmehr auch jeder wahre Naturfreund alles daran setzen, soviel wie möglich die wenigen Reste zu erhalten suchen.

Von Husum aus, jenem Städtchen hart an der Westküste, wo der beste Kenner der schleswigschen Watten und Inseln, der treffliche Vogelkenner Rohweder, ein Menschenalter hindurch wirkte, besucht man am besten die vorgelagerten Halligen. In stundenlanger Fahrt eilt der kleine Segler bei lebhaftem Ost schnell dahin, und die helle Junisonne übergießt die nur schwach gekräuselten Wellen mit flüssigem Silber. So geht's vorüber an den großen Marscheninseln Nordstrand und Pellworm, über deren hohe Deiche hinweg zahlreiche Siedlungen ragen, die uns schon vermuten lassen, daß hier nicht auf allzuviel Vogelleben zu rechnen ist. Noch winkt aus der Ferne die malerische Turmruine Pellworms, in der noch Turmfalken hausen, und auf deren zerbröckelten Spitze seit langen Jahren ein Storchenpaar alljährlich seine Jungen aufzieht, während zur Linken in schattenhaften Umrissen die kleinen Halligen

Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Brütende Flußseeschwalbe.

Südfall und Süderoog, die noch viele Strandvögel beherbergen, verschwinden, aber keinen Vergleich mit dem unbewohnten, winzigen, am weitesten nach Westen vorgeschobenen Norderoog aushalten, wohin wir jetzt unsern Kurs richten.

Inzwischen hat die Ebbe eingesetzt und lockt alle die leichtbeschwingten Bewohner der Inseln hinaus aufs weite Watt, wo jetzt unter den schnellfüßigen Watern eine Jagd anhebt, als ginge es auf Leben und Tod. Und doch sind diese Nahrungsgründe nach jedesmaligem Zurücktreten der Flut so unendlich reich an winzigen Lebewesen, daß gewiß die tausendfache Zahl von Vögeln in kurzer Zeit gesättigt sein würde. Über dem Wasser aber schwingen Hunderte von Seeschwalben ihre spitzen Schwingen und äugen gierig in die durchsichtige Strömung, bis ein unvorsichtiges Fischlein der Oberfläche zu nahe gekommen im Nu erhascht wird. Gesättigt eilen alle nach dem heimischen Strande zurück und pflegen der Verdauung, wenn nicht die brütenden Weibchen ihren Ge-

L. Heatherley.

Brütende Flußseeschwalbe.

bietern Veranlassung geben, auch ein wenig für sie zu sorgen und Nahrung herbeizutragen.

Da liegt es vor uns, das durch Naumann so berühmt gewordene Norderoog, dessen Name noch genannt werden wird, wenn die nagenden Fluten längst die letzte Scholle weggerissen haben. Und diesem Schicksal ist es mit Sicherheit verfallen; nur fragt es sich, wie lange es noch währen mag, bis das grimme Meer auch die letzten Reste zertrümmert. Nur ganz wenig erhebt sich die grüne Wiese, die von Wasserprielen durchfurcht ist, über seinen Spiegel, und besonders im Schutze höherer Dünengräser der schwach angedeuteten Düne nisten zahlreiche Seevögel auf der noch keine 20 Hektar großen Hallig.

Hier war es, wo vor 90 Jahren der große Meister Naumann Millionen von brütenden Kaspischen Seeschwalben sah, und wenn wir heute seine begeisterten Schilderungen über seine damaligen Eindrücke lesen, und die jetzige kleine Schar von 600 Paaren damit vergleichen, die hier zugleich die letzte

Siedlung an der deutschen Nordsee bilden, dann ist das Herz tief bekümmert und unwillkürlich fragt es: Wann werden die letzten verschwunden sein? Sie, die vornehmste, schönste und kühnste aller weißen Seeschwalben hat ihr Heimatrecht verloren durch Habgier und Mordlust gedankenloser und wahnwitziger Menschen. Möge dieser aussterbenden Art das nächste Kapitel gewidmet sein.

Abseits liegen die Brutgebiete der Küstenseeschwalbe, welche der bekanntesten aller deutschen Seeschwalben, der Flußseeschwalbe, am ähnlichsten sieht, so daß der Insulaner, der doch seine Vögel genau kennt, beide Arten nicht unterscheidet. Ehemals war die Küstenseeschwalbe am Saume der deutschen Meere wohl in gleicher Weise allgemein verbreitet, bis in den sechziger Jahren auf den ostfriesischen Inseln die Flußseeschwalbe ihre Schwester fast völlig verdrängte, wogegen sie auf den nordfriesischen Eilanden und am Ostseestrande noch heute unbestritten die Herrschaft führt. Erst in den letzten Jahren scheint sie an Ost- und Westfrieslands Gestaden ihre ursprünglichen Rechte wieder gewinnen zu wollen. Wie schon ihr Name sagt, ist sie echter Küstenvogel, und von sämtlichen Gattungsgenossen erstreckt sich ihr Brutgebiet am weitesten polwärts. Nebeneinander gestellt vermag sie auch der Laie zu unterscheiden. Die kaum merklich kleinere Küstenseeschwalbe trägt längere Spieße; Füße und Schnabel sind völlig korallrot, bei der Flußseeschwalbe hingegen mennigrot, und die schlanke Schnabelspitze zeichnet sich schwärzlich.

So wenig die körperlichen Unterschiede beider hervortreten, so wenig verschieden ist auch ihre Lebensweise, doch wird der aufmerksame Beobachter nach einiger Übung sie auch am Fluge, an der Stimme, ihrem Gebaren und an ihrer Vorliebe für gewisse Brutgebiete unterscheiden lernen.

Drüben, auf der kurzgrasigen Wiese, wo die charakteristischen Salzgräser unserer Küsten, der kräftige Meerdreizack, der silbergraue Seewermut, die rosaleuchtende Grasnelke, der kriechende Erdbeerklee und die weißen Kreuze des Löffelkrauts einige Monate hindurch wetteifern, die sonst so trostlose Einöde bunt zu färben, da richtet auch unsere Küstenseeschwalbe am liebsten ihre Kinderstube ein; nicht zwar in jenem Gedränge, wie es die Kentische liebt, immerhin aber doch so nahe beisammen, daß es einer gewissen Vorsicht bedarf, die Gelege nicht zu zertreten. Nicht abgeschlossen für sich, wie jene, nein, gern duldet sie, die Harmlose, Sanftmütige, andere Strandvögel unter sich, und angenehm berührt ihre Friedfertigkeit im Gegensatz zu ihren nächsten Stammesgenossen. Nickende Rotschenkel, schnellfüßige Halsband- und Seeregenpfeifer, quiekende Austernfischer und behäubte Kibitze bewegen sich zwischen ihnen, als hätten sie immer zueinander gehört, und wenn es auch ab und zu kleine Neckereien gibt, arten diese doch nie zu Raufereien aus. Immer fröhlich und guter Dinge verderben sie weder sich noch anderen die Stimmung. Die Anlage des Nestes verschafft ihnen keine Sorgen; ohne lange zu wählen drücken sie

L. Heatherley.

Brütende Flußseeschwalbe.

irgendwo das Gras nieder, meistens keine weitere Unterlage benutzend und legen ihre drei, auf den westlichen Inseln in der Regel zwei Eier, darauf, aus denen nach fünfzehn Tagen die niedlichen Dunenjungen hervorschlüpfen, die manchmal schon an ihrem Geburtstage die Nestmulde verlassen, hinter Grasbüscheln und Tanghäufchen kauernd sich von den Eltern mit kleinen Heringen und anderen Fischchen päppeln lassen, bis sie nach weiteren vierzehn Tagen den Alten fliegend aufs Meer folgen können. Ruhelos streifen sie umher, bis Ende August oder im Anfang des Semptember die große Wanderfahrt beginnt, die sie weit abwärts nach Afrika und Südamerika führt.

Die Flußseeschwalbe stellt sich mit voriger in den letzten Apriltagen an unseren Meeresküsten ein und ist noch mehr wie hier an allen ihr zusagenden Örtlichkeiten im Binnenlande verbreitet; vor allem im Mündungsgebiet der Flüsse, aber auch diese weit hinauf und besonders an größeren Landseen, sofern es ihnen nicht an flachen, sandigen oder kiesigen, seichten und nackten Ufern fehlt, wo sie in völliger Abgeschiedenheit sorglos

den Sommer verleben können. Von den weißen Seeſchwalben iſt ſie daher die bekannteſte, wie auch ſchon die zahlreichen Volksnamen andeuten, und vom Polarkreis erſtreckt ſich ihr Brutgebiet durch ganz Europa, das gemäßigte

Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Junge Flußſeeſchwalben.

Aſien und Nordamerika, während ſie die Winterquartiere mit der vorigen Art teilt.

Auf den nordfrieſiſchen Inſeln kommt ſie nur vereinzelt, auf den oſt- und weſtfrieſiſchen Inſeln dagegen recht zahlreich vor, und hier iſt ſie von

Fütternde Flußseeschwalbe.

sämtlichen Arten die häufigste, ebenso ist es an den inneren Buchten der schleswig-holsteinischen Ostküste, wogegen der vorliegende äußerste Küstensaum ausschließlich von der Küstenseeschwalbe bewohnt ist. Auf dem Memmert, einer kleinen Nordseeinsel zwischen Juist und Borkum, leben beide Arten einträchtlich nebeneinander, doch findet man die Nester der arktischen Art stets auf grünem Rasen, die der Flußseeschwalbe meistens auf flüchtigem Dünensande und im Muschelgeröll. Bald liegen die drei Eier, welche die Größe von Kräheneiern haben, auf purem Sande, bald ist eine geringe oder auch dichtere Unterlage aus Muscheln, dürrem Grase, Würzelchen oder Meeresauswurf geschaffen. Die Eier beider Arten variieren in Form und Farbe außerordentlich und sind nicht zu unterscheiden. Auch in ihrem Gebaren am Neste wie in ihrer ganzen Lebensweise ist an solchen Plätzen, wo sie gemeinsam hausen, kaum ein Unterschied zu spüren. Aber es fehlt ihr die Sanftmut und Verträglichkeit jener; ihr Temperament ist aufbrausend, zanksüchtig, und oft genug gibt es auch Händel, nicht nur mit den übrigen Vögeln, die mit ihr das Brutgebiet teilen, sondern auch mit ihresgleichen. Nicht allein die raublustige Möwe, die sich an ihren Eiern oder Jungen delektieren möchte, greift sie mit

L. Heatherley.

Fütternde Flußseeschwalbe.

Erfolg tollkühn an, auch dem gut bewehrten, ewig ruhelosen kreischenden Austernfischer macht sie zu schaffen, und wenn sie auf den harmlosen Rotschenkel oder Kiebitz stößt, so scheint es mehr übermütige Neckerei zu sein. Ihr Flug ist wie bei allen Meerschwalben elegant und abwechslungsreich. Bald gleitet sie unter langsamen Flügelschlägen gleichmäßig dahin, bald fährt sie aus größerer Höhe mit fabelhafter Schnelligkeit unter kühnen Schwankungen abwärts, und wenn ein Mensch in ihr Brutgebiet eindringt, sammeln sich bald Hunderte über ihm, rütteln lange auf einem Fleck oder stoßen erbittert auf ihn nieder und schreien wild durcheinander: Kipp, kipp, kipp, kier, kier, kriäh. Viel weicher und sanfter klingt das mehr klagende Kier, krieh, krieh der Küstenseeschwalbe, an dessen Stelle in der Erregung allerdings häufig ein etwas kreischendes Räh tritt. Werden die Flußseeschwalben während der Brutzeit durch Eierräuber nicht belästigt, so sind die letzten Eier gewöhnlich gegen Mitte Juli ausgebrütet, und gegen Ende des Monats liegen die Kolonien verödet; denn Alte und Junge verstreuen sich nun über die endlosen Watten,

L. Heatherley.

Flußseeschwalbe, ihr Junges mit einem Sandaal fütternd.

fischend und lärmend, bis der flacher werdende Sonnenbogen sie im September zur Abreise mahnt. Täglich werden es weniger, und alle sehen sich bald wieder in jenen fernen Gebieten, wo auch die Küstenseeschwalbe überwintert.

Die Zwergseeschwalbe fehlt keiner Nordseeinsel, selbst nicht den kleinen Halligen; an der Ostsee ist sie spärlich, bewohnt aber auch die Ufer von Flüssen und Landseen, wenn sie sandig oder kiesig sind. Die Nordgrenze ihres Verbreitungsgebiets liegt in Jütland, die Südgrenze in Nordafrika und in Asien bis zum nördlichen Indien. Kolonien, die nach vielen Hunderten zählen, wie bei voriger, kennt man nicht an unseren Küsten, meistens sind es Gesellschaften von wenigen, ausnahmsweise solche bis zu fünfzig Paaren. Kleiner als alle übrigen Arten ist sie mit keiner zu verwechseln, und wenngleich sie die Hauptmerkmale aller übrigen Meerschwalben trägt, ist sie doch an der weißen Stirn, dem orangegelben Schnabel und den gleichgefärbten Füßen unverkennbar.

 Copyright 1909, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Einſamkeit iſt ihr Bedürfnis, und ſie meidet mehr, als alle übrigen Strandvögel, die Geſellſchaft anderer Arten. Am eintönigen Dünenfuß, auf Sandbänken und Landzungen, die ſelten überflutet werden oder auf überſandeten Weiden, die mit Muſchelgeröll überzogen ſind, richtet ſie ſich ein und

M. Behr. *Norderoope, 15. Juni 1907.*

Flugbild der Flußſeeſchwalbe.

ſcharrt mit der Bruſt eine kleine Mulde, die ſie mit wenigen Muſchelbröckchen auszukleiden pflegt. Es hält ſehr ſchwer, die drei elſtereigroßen, glanzloſen Eier, die auf gelblichem oder weißlichem Grunde braune bis ſchwärzliche Flecke und Punkte tragen, zu finden, weil ſie ſich von der Umgebung kaum

Küſtenſeeſchwalbe. Alte und junge Vögel bei Sturm. *Aurum, September 1908.*

abheben. An den entfernteſten und einſamſten Plätzen, wo Millionen verbleichte Muſchelſchalen den weißgelben Flugſand überſchütten, zierlich gerippte Herzmuſcheln, glatte radialgeſtreifte Strahlkörbe, krauſe Bohrmuſcheln, niedliche Tellinen und handgroße, blendendweiße Klaffmuſcheln im bunteſten Durcheinander umherliegen, da befindet ſich auch ſicher eine kleine Niederlaſſung von Zwergſeeſchwalben. Die Todesſtille, die ſonſt an ſolchen Stätten zu herrſchen pflegt, wird einige Monate hindurch unterbrochen durch das heitere Liebesleben dieſes ſtets munteren und beweglichen Vogels. Zeigt ſich ein Wanderer an dieſen abgelegenen, ſelten beſuchten Feldern, dann ſind auch gewiß im Nu einige Dutzende von ihnen da, die ſich lärmend in der Luft über ihm balgen, ihr helles Witt, witt, kwitt, kwitt unaufhörlich ausſtoßen, dazwiſchen harte Krrrt-Laute hören laſſen, oder die verſchiedenen Rufe wechſelvoll aneinander reihen. Das Flugſpiel iſt dabei ſo anmutig und gewandt, daß es von keiner anderen Seeſchwalbe erreicht wird; nur die Kentiſche, deren verkleinertes Abbild ſie iſt, tut es ihr etwa gleich. Raſcher als die anderen ſchlägt ſie die Schwingen im Fluge, und wenn ſie in den Prielen der Watten der Fiſcherei obliegt, ſo ſtößt ſie mit ſolcher Wucht auf ihre Beute, daß ſelbſt Flügelſpitzen und Spieße völlig im Waſſer verſchwinden.

Ihr Hang zur Einſamkeit geht ſo weit, daß ſie ſich von allen übrigen Strandvögeln in der Brutzeit abſondern, und wenn dieſe ſich in ihrer Nähe anzuſiedeln verſuchen, die kleinen Seeſchwalben das Feld räumen. Nur mit dem Seeregenpfeifer halten ſie an den Meeresküſten gute Freundſchaft, auf den Sand- und Kiesbänken der Flüſſe mit dem Flußregenpfeifer. Gegen Mitte September ziehen auch die letzten fort in ihre Winterquartiere, die ſich bis nach den Sundainſeln hinaus erſtrecken.

Als Naumann das berühmte Vogelländchen Norderoog verlaſſen hatte, wandte er ſich der nördlich gelegenen Inſel Amrum zu, deren Vogelleben keinen Vergleich mit dem der kleinen Hallig aushielt. Aber eine Seeſchwalbe traf er dort an, die auf keiner andern Nordſeeinſel wiedergefunden wurde, die Paradiesſeeſchwalbe. Wie ſchon der Name andeutet, dürfte ſie wohl für ſich das Recht in Anſpruch nehmen, als die ſchönſte aller Seeſchwalben bezeichnet zu werden. Kleiner als Fluß- und Küſtenſeeſchwalbe, aber größer als die Zwergſeeſchwalbe erinnert ſie in der Färbung ihres ſchlanken Schnabels an die Kentiſche, wogegen die Füße gelbrot gezeichnet ſind und denen der übrigen vorhin genannten Arten ähneln. Die ſchmalſpitzigen Spieße ſind bei ihr relativ am längſten, und wenn auch das Federkleid mit den übrigen auffallende Ähnlichkeit zeigt, ſo unterſcheidet es ſich doch durch einen prächtig wirkenden roſafarbenen Hauch, der ſich über das Weiß der Unterſeite ausbreitet. „Die beiden von mir geſehenen Paare bewohnten eine dürre, ſandige, mit Heidekraut, Rauſchbeeren und halbdürrem Sandhafer ſtellenweiſe mehr oder weniger dicht beſetzte, etwas erhöhte Fläche gleich hinter

den hohen Dünen der Insel. Ich fand nur das Nest des einen Paares. Der halbverdorrte Sandhafer stand auf dem Platze etwas dichter, mit niedrigem Heidekraut und dergleichen vermischt, und einer jener Büschel enthielt das Nest mit zwei Eiern, die denen der Küsten- und Flußmeerschwalben sehr ähnlich sahen." (Naumann.) Leverkühn, Rohweder und andere Vogelkenner trafen in den neunziger Jahren regelmäßig wieder zwei Brutpaare auf Amrum an, ebenfalls auf der Südspitze von Sylt, und der letzte Bericht über das Vorkommen dieses interessanten Vogels stammt aus der Feder Rohweders aus 1904. Vielleicht hat sich inzwischen die Prophezeiung Leverkühns erfüllt: „Auf den nordfriesischen Inseln sind die Jahre der Dougallschen Seeschwalbe gezählt." Als seltener Gast wird sie hin und wieder an der Ostsee und der niederländischen Küste angetroffen, als Brutvogel aber lebt sie an den Gestaden des Atlantik und Mittelmeers, an den Küsten Afrikas und Asiens bis hinab nach Australien.

Von Amrum segelte Naumann weiter nordwärts nach dem langgestreckten Sylt, das seit jener Zeit nicht nur von seinem landschaftlichen poetischen Zauber viel eingebüßt, sondern auch seinen Vogelreichtum größtenteils verloren hat. Hier schaute er zuerst die Sturmmöwe und die Eidergans am Brutplatz, und seine Begeisterung kannte keine Grenzen, als er auf der nördlichen Halbinsel, dem Ellenbogen, die Königin der Seeschwalben, die Kaspische oder Raubmeerschwalbe in 200—300 Brutpaaren in unmittelbarer Nähe einer riesigen Kolonie der Brandseeschwalbe bewundern durfte. Seinen ersten Eindruck schildert er folgendermaßen: „Vor uns hin dehnt sich der Nistplatz der großen Kaspischen Meerschwalben aus; wir sehen diese königlichen Vögel in ihren schneeweißen, oben silbergrauen Gewändern, mit den samtschwarzen Kopfplatten und ihren großen hellroten Schnäbeln vom Vordergrunde bis weit hinaus, teils sitzend und wie immer mit den Köpfen gegen das Wasser gerichtet, bei und auf ihren, in kleinen Vertiefungen des Sandes liegenden Eiern, teils fliegend in verschiedenen Bewegungen, auch wie sie hier den großen Rachen weit aufsperren, mit aufgeblasener Kehle und vorgestrecktem Halse ihre krächzende, raben- oder reiherartige Stimme ausstoßen; andere, wie sie mit stillgehaltenen weit ausgebreiteten Flügeln sanft dahinschweben, wieder andere, wie sie in möwenartigem Fluge mit langsamen Flügelschlägen sich aufschwingen, sich schwenken." Und das Schicksal dieser einst so imposanten Brutgesellschaft, „der einzigen Kolonie in den Küstenländern Westeuropas?" Unvernunft und Habgier, vor allem aber jene Sorte von Sammlern, die nicht eher befriedigt ist, bis auch das letzte Ei von den „Letzten ihres Stammes" ihren Schubläden eingereiht ist; sie haben den Untergang verschuldet. Vergeblich versuchten die Verfolgten in der näheren Umgebung neue Niederlassungen zu gründen, bis die Behörden sich der Heimatlosen annahmen, und unter ihrem Schutze brüten jetzt an alter Stätte alljährlich gegen

M. Behr. *Sylt, 30. Juni 1907.*

Raubſeeſchwalbe. Dunenjunge.

zwölf Paare, deren Gelege oft genug vom Flugsande überschüttet werden. An den deutschen Küsten der Ostsee ist sie längst ausgerottet, auch an den dänischen, schwedischen und russischen Küsten dürfte sie verschwunden sein, aber am

M. Behr. *Sylt, 30. Juni 1907.*

Raubseeschwalbe. Flugbild.

Saume des Mittelmeers, in Afrika, im mittleren und südlichen Asien, in Australien und Nordamerika ist sie noch zahlreich.

Um den 20. April kommen sie plötzlich an ihren Sylter Brutstätten an, und die wenigen Paare verleihen dem jetzt so verödeten Ellenbogen ein eigenartiges Gepräge. Die zahllosen Brandseeschwalben, die einst ihre Nachbarn

Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Zwergseeschwalbe am Nest.

waren, sind völlig verschwunden, und nur noch Küstenseeschwalben und wenige Zwergseeschwalben teilen mit ihr das Gebiet. Schon von weitem tönt uns ihr kreischendes Kräik, kräik entgegen, und wer sie zum ersten Male sieht, sollte diese krähengroßen Vögel eher für Möwen als für Seeschwalben ansprechen, besonders dann, wenn sie schwebend wie diese vorübergleiten oder langsamen, schwerfälligen Fluges dahin ziehen. Die vielbewunderte Eleganz der Seeschwalben ist ihnen verloren gegangen, und wenn sie der Fischerei obliegen, verschwindet beim Stoße der Körper nicht völlig, sondern nur der rote Krähenschnabel furcht das Wasser. Ihrer Räubereien wegen ist sie bei ihren Nachbarn gefürchtet und gehaßt, und Eier- und Jungenraub sind bei ihr an der Tagesordnung. Der Schwanz, verhältnismäßig viel kürzer als bei den übrigen Arten und auch weniger tief gegabelt, fällt im Fluge sofort auf, und in der Nähe gesehen stechen die schwarzen Füße stark gegen die Unterseite ab, doch zeigt sie im übrigen, im Bau und in der Färbung ganz die Merkmale der anderen Seeschwalben, nicht aber in ihrem Temperament, das zu einer ge-

Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Brütende Zwergseeschwalbe.

wissen Melancholie zu neigen scheint. Der leichte, fröhliche, neckische Sinn jener fehlt ihr völlig. Dicht am Meeresstrande im lockeren Sande liegen die Nestmulden nahe beisammen, und die zwei, selten drei hühnereigroßen Eier, die denen der Austernfischer in der Farbe nahe stehen, sind ohne Unterlage auf den kahlen Sand gebettet und in knapp drei Wochen ausgebrütet. Schon Ende August oder in den ersten Septembertagen nehmen sie Abschied.

Die letzte Art von weißen Seeschwalben, welche an unserem Küstengebiet brütet, ist die Lachseeschwalbe. Zwar ist sie nie auf einer Nordseeinsel brütend vorgekommen, wohl aber in Schleswig-Holstein und an den Gestaden der Ostsee, und wer von den nordfriesischen Inseln aus auch noch diese siebente europäische Art an ihren Brutstätten kennen lernen will, der hat es nicht allzu weit bis an den Ringkjöbingfjord an der Westküste Jütlands, wo die dänische Regierung den Vögeln eine großartige Freistätte gewährte, die von keinem Unberufenen betreten werden darf. Hier nisten friedlich nebeneinander verschiedene Arten, deren Tage bei uns bald gezählt sein dürften, so neben der Lachseeschwalbe vor

allen Dingen die Zwergmöwe und die Avosette. Von Jütland abwärts bis zum Mittelmeere, in Mittel- und Südasien, Nordaustralien und dem östlichen Nordamerika sind Kolonien von ihr gefunden, die zwar nie so dicht bewohnt zu sein scheinen, wie die der meisten anderen Arten. Sie ist kein echter Küstenvogel, sondern fühlt sich ebenso heimisch an größeren Landseen, Sümpfen und Lagunen, wo sie mit Vorliebe auf kurzem Rasen ihre Nestmulde scharrt, mit Würzelchen und trocknem Grase polstert und darauf ihre zwei bis drei Eier legt, die etwas kleiner als die der Brandmeerschwalben sind, diesen aber sonst in der Zeichnung sehr ähnlich sehen, sich aber durch den mehr grünlichen Grundton unterscheiden. In der Größe kommt die Lachseeschwalbe ihr am nächsten, doch ist der Schnabel kürzer und völlig schwarz wie die Füße, auch ist der Schwanz weniger tief gegabelt. Wie jene liebt sie die Gesellschaft anderer Arten, ist aber gesellig gegen ihresgleichen und erinnert in ihrem Betragen mehr an die Raubseeschwalbe. Ihr schneller Flug ist leicht und gewandt, und ihre gellende Stimme klingt wie ein höhnisches Lachen: hä hä hä. Neben Fischen frißt sie Wasserinsekten und ihre Larven, erhascht im Fluge alle möglichen Kerbtiere, folgt aber auch dem Pfluge des Landmanns und plündert nicht selten die Nester anderer Vogelarten. Aber auch sie hat ihre Feinde, und Möwen, Raben und größere Falken schonen weder sie, noch ihre Kinder und Eier.

Sehr nahe steht diesen weißen Arten der deutschen Meere die Rußbraune Seeschwalbe, welche die tropischen und subtropischen Gestade des Atlantischen, Großen und Indischen Ozeans bewohnt, aber auch wiederholt an den europäischen Küsten gesehen und erbeutet wurde. Von der Größe unserer Brandseeschwalbe unterscheidet sie sich von ihr durch die rußfarbene Oberseite. Auf den einsamen Inseln und an den unwirtlichen Küsten jener Weltmeere brüten sie bald auf nackten Felsen, bald unter Gebüsch und legen an manchen Orten drei Eier, an anderen nur ein einziges. Mit Fregattvögeln, „den Adlern der See" und Tropikvögeln, den „Söhnen der Sonne" teilen sie dieselben Brutgebiete. Sobald die Brut herangewachsen ist, verlassen alle die Stätten kurzen Familienglücks, ruhelos auf dem Meere umherschweifend, und wenn sie reißenden Fluges des Seefahrers Wege kreuzen, dann weiß er, daß die Küste nicht mehr allzu fern ist.

Digitized by Google

Die Brandseeschwalbe.

Von der Mole aus schweift der Blick hinüber über das weite, sonnbeleuchtete Watt zu den friesischen Inseln, deren Umrisse sich scharf gegen den Horizont abzeichnen. Noch vor wenigen Stunden sah man dort, wo jetzt die Sonnenstrahlen mit den plätschernden Wellen spielen, endlose grauschwarze Schlammfelder, scheinbar völlig leblos. Aber nur scheinbar; denn zahllose Schwimmer und Water trippelten und jagten an den Rinnen und Lachen, in denen Krebstierchen, Würmer und anderes Seegetier einander hetzten und mordeten, um dann den geflügelten Wattbewohnern zur Beute zu fallen, die nach reicher Mahlzeit in behaglicher Ruhe der Verdauung pflegten. Aber jetzt bei steigender Flut kommt Leben in die Gesellschaft. Durch die Seegatten, Balgen und Prielen drängt mit Ungestüm die schäumende See und verwandelt in kurzer Zeit die rinnendurchfurchte Niederung in eine weite, sanft wogende Wasserwüste. Langsam aber stetig steigt das feuchte Element; höher und höher gleitet es über die letzten Sandbänke hinweg, auf denen der Fuß keinen Halt mehr findet, und ein Trupp nach dem andern erhebt sich in die Lüfte, um in herrlichen Flugspielen sich die Zeit zu vertreiben, bis die Flut sich wieder verlaufen hat.

Der April neigt sich seinem Ende zu; schlimme Sturm- und Regenzeiten wechselten mit wenigen sonnigen Frühlingstagen, aber jetzt kommt er, der langersehnte Lenz; zwar nicht in Blumenflor und Blütenduft, nicht mit Finkenschlag und Nachtigallenrausch, — die Küsten der Nordsee verleugnen niemals ihren ernsten, melancholischen Grundton. Die Blüten des beginnenden Frühlings sind unscheinbar und duftlos, kaum jemand achtet ihrer; die unzählbaren vorübereilenden Wandervögel lassen sich keine Zeit zum fröhlichen Liede, schweigend richten sie ihren Kurs ostwärts, und die, welche die gütige Natur an den einsamen Gestaden zum Bleiben zurückließ, sind tonlos. Ihre wenigen Laute sind abgestimmt auf Sturmgebraus und Meeresrauschen.

Das schneeige Segel des flinken Kutters bläht sich in der frischen Morgenbrise, und mit Blitzesschnelle durchfurcht der Kiel die entgegenstehende Flut, vorbei an roten und schwarzen Seetonnen, die im tiefen Wasser an schwerer Kette gefesselt, vom Seegang in gleichmäßigem Tempo auf- und nieder-

Digitized by Google

ringend, den Schiffen im Labyrinth der Watten den Weg weisen sollen. Doch was wiegt sich drüben auf der schwarzen Plattform der wirbelnden Tonne? Scharf heben sich die Umrisse leuchtend weißer Vögel ab. Es scheinen kleine Möwen zu sein. Doch dafür ist der Körper zu klein, die Füße zu niedrig, Leib und Haltung zu sehr gestreckt. Näher gleitet das flüchtige Fahrzeug vorüber, deutlich erkennt man die kurzen dunkeln Füße, den kräftigen, schwarzen Schnabel mit gelblicher Spitze, das matte Blau des Mantels, das so wunderbar zu der übrigen blendenden Reinheit des Gefieders harmoniert, die samtschwarze Kappe, deren gesträubtes spitzes Nackengefieder den Kopf größer erscheinen läßt, als er ist. Plötzlich strecken sich die sehr langen, schmalen Fittiche, und mit hastigem Ruck erheben sich die schlanken Leiber gegen den blendenden Äther; die Spieße des Schwanzes gabeln sich, und man vernimmt ein widerwärtig krächzendes „kierrriet", so laut und schrill, daß man schier darüber erschrickt. Mit eiligen, tiefen Flügelschlägen eilen sie dahin und sind bald den Blicken entschwunden, aber noch hallt aus der Ferne ihr herber, wilder Ruf über die weite Wasserwüste.

Unverkennbar ist diese Art, die kentische oder Brandmeerschwalbe, und wer sie einmal in ihrem Elemente sah und hörte, dem werden sich die Eindrücke unvergeßlich einprägen, und für alle Zeit wird er sie von allen ihren vielen Artgenossen, deren Unterscheidung keineswegs so einfach ist, zu trennen wissen.

Die Brandmeerschwalbe ist die erste ihrer Sippe, die an den Küsten der Nordsee eintrifft, und wie der Binnenländer die Ankunft des Storches als frohe Frühlingsbotschaft aufnimmt, so weiß der Bewohner der Inselgestade erst beim Kommen der Seeschwalben, daß nun wirklich der Lenz begonnen hat. Fluß-, Küsten- und Zwergseeschwalbe lassen jetzt auch nur noch wenige Tage auf sich warten; und die ödesten, weltfernsten Gebiete beherbergen in wenigen Wochen Tausende von ihnen, die ein fröhliches, wenn auch nur wenige Monate währendes Eheglück genießen wollen. Aber nicht gleich halten sie Umschau nach ihren vorjährigen Heimstätten; zunächst vagabundieren sie noch etliche Wochen umher, bis sie an die Gründung ihres Haushaltes denken.

Da, wo nach Osten hin auf den langgestreckten Eilanden die furchtbaren Winterstürme die flüchtigen Sandmassen zu wilden, grotesken Dünen aufhäuften, wo die Fluten ungeheure Mengen buntfarbener Muschelschalen im wüsten Durcheinander über weite Sandfelder ausschütteten, wo im feinkörnigen, völlig sterilen weißen Sande spärliche Dünengräser ihre starren Halme aufwärts richten, da besonders hat man ihre Niststätten zu suchen. Nirgends kommt den lebenden Wesen die Vergänglichkeit alles Irdischen mehr zum Bewußtsein, als gerade an diesen Stätten, und was heute das Meer aufbaut, das reißt es morgen nieder. Vergeblich sucht die Schwalbe

Brandseeschwalbe. Gemeinsame Brutkolonie mit Lachmöwen. *Insel Schouwen, Holland. Juni 1904.*

nach ihren alten Niſtplätzen; alles iſt anders geworden, und ſie muß ſich bequemen, weiter an der Düne, oft in der Randzone der höchſten Winterfluten, wo dieſe den Auswurf des Meeres aufhäuften, oder gar ſelbſt im niedrigen Raſen der ſalzigen Außenweide ihr Neſt zu bauen. Aber als echtes Kind des Meeres meidet ſie den geſchützten Talkeſſel; ſie fordert den Blick auf das weite, ungeſtüme Meer, dem ſie ihre Beute abtrotzt, mag es wollen oder nicht.

Glühend heiß brennt die Sonne in den letzten Maitagen auf die weißen Dünen hernieder. Kein Lüftchen regt ſich; ſteif und ſtarr recken die grauen Halme ihre Ähren aufwärts. Keuchend ſchleppt ſich der Wanderer durch den glühend heißen, feinen Sand, tief einſinkend, aber jede Fährte iſt ſofort verwiſcht, denn die nachrieſelnden Körnchen glätten alle Unebenheiten. Nirgends Leben; nur an den goldigen Blüten des Hornklees wiegen ſich honigſchlürfende Bienen, an den Sandlehnen ſaugen gelbbrüſtige Schlupfweſpen die prallen Strahlen der Nachmittagsſonne ein, und ein unſanft aus behaglicher Ruhe aufgeſchrecktes Kaninchen eilt unter poſſierlichen Kreuz- und Querſprüngen einer der vielen Röhren zu, die es mit einer prächtigen Brandgans teilt. Mühſam iſt der letzte Dünenhang erklommen, und der Blick gleitet über das weite, hohe Muſchelfeld, das ſich endlich in die bleierne See verliert. Da, wo beide ineinander übergehen, begegnet das Auge phantaſtiſchen Formen. Sind's gigantiſche Menſchen- oder Tierkörper, ſind es die Segel eines ankernden Fahrzeuges? Nichts von alledem; die Sonnenglut verwandelt die Waſſerflut in feinſte Dünſte, die zitternd aufſteigend dem Strandgut bizarre Formen verleihen und ihm Leben einzuhauchen ſcheinen. Wie auf dem weißen Sande die zahlloſen, auf dem Meeresgrunde buntfarbigen, jetzt von der Sonne gleichmäßig gebleichten vielgeſtaltigen Muſchelſchalen glitzern und gleißen! Aber noch blendender wirken jene leuchtend weißen Punkte inmitten dieſes Muſchelchaos. Was mag es ſein? Behutſam und mit geſpannter Aufmerkſamkeit geht es weiter. Noch dreißig, vierzig Schritte, da nehmen jene Flecke Leben an; ſpitze, weiße Schwingen ſtrecken ſich aufwärts, und „kirrhiet, kirrhiet" ertönt es ſcharf und durchdringend. „Kirrhiet" antwortet es von der See herüber, und mit wuchtigen Flügelſchlägen ſtrömen ſie von allen Seiten eilend herbei, die herrlichen kentiſchen Seeſchwalben, angelockt durch den Warnungsruf der wenigen zurückgebliebenen brütenden Weibchen, die der Häuslichkeit Sicherheit zu wahren haben. Der eben noch, wenn auch wegen der erſchlaffenden Hitze nicht mit ſonderlichem Eifer betriebene Fiſchfang wird unterbrochen, gilt es doch, die Heimſtätten gegen freche Eindringlinge zu ſchirmen. Ohrbetäubend, ſinnverwirrend wogt und wirbelt, flattert und flimmert, ſchwirrt und ſchwebt, kreiſcht und knirſcht es über den Brutſtätten, Tauſende von ſichelförmigen Fittichen kreuzen ſich und klatſchen zuſammen, und wie die Flocken eines

dichten Schneegestöbers hasten die erregten Vögel über- und durcheinander. Immer mehr senken sich die Massen, immer dreister umgleiten sie den Störenfried, bis ihre Flügelspitzen sein Antlitz berühren, und er erschrocken die Angreifer abwehrt. „Klatsch, klatsch" kommt es von oben hernieder, und nur zu deutlich zeichnen sich die breiig kalkigen Geschosse auf Hut und Rock. Der Neugierige hat Grund genug, den Blick abwärts zu richten, denn schon die dicht zusammenstehenden Nester mahnen zur Vorsicht, will man nicht den Inhalt zertreten. Doch Nester? Nein, kaum sich abhebende flache Mulden sind's, nackt oder mit wenigen Schalen belegt und darin drei prächtige buntfarbige birnförmige Eier, kleiner als ein Hühnerei, die Spitzen zusammengekehrt. Mulde reiht sich an Mulde, nebeneinander, hintereinander, oft kaum mehr als spannenweit voneinander entfernt. Keine andere Vogelart zeigt in Färbung und Zeichnung der Eier ähnliche Mannigfaltigkeit wie diese Seeschwalbe. Die Grundfarbe wechselt von weiß bis rotgelb, die Schalenflecke sind bald groß und breit, bald fein und zierlich in allen Abstufungen bis zum tiefen Schokoladenbraun, oft auch fehlen sie ganz. Es ist nicht möglich, aus all den vielen Eiern auch nur zwei völlig gleichfarbige herauszusuchen. Doch dort in jenem Nest liegen vier, drüben sogar fünf Eier. Das vom Fischfange zurückgekehrte Weibchen erreichte nur mit Mühe die Niederlassung, fand aber keine Zeit mehr, sein Nest herauszusuchen, und in seiner Not vertraute es einem fremden Nest sein Ei an.

Eiligen Fluges streicht über das Watt vom Festlande her eine Krähe, der Schrecken der Kleinvögel, um auch aus den Brutgebieten der Inseln ihren Tribut zu fordern. Vielleicht ist es ihr gelegentlich einmal gelungen, in unbewachten Augenblicken Eier unserer Seeschwalbe zu rauben oder gar ein Junges. Aber diesmal mißglückt der Versuch, und die kampfesfrohen Eltern attackieren den frechen Buschräuber in so energischer Weise, daß er froh sein kann, noch mit halb zerschundenem Leibe davon zu kommen. Auch unter den großen Möwen gibt es einzelne, die immer wieder Raubzüge in ihren Bezirk unternehmen, aber in derselben tatkräftigen Weise von den kleinen Helden vertrieben werden.

„Kirrhiet, kirrhiet" tönt es immer wieder von oben hernieder: Hinaus aus unserm Bereich, stör' uns den Frieden nicht länger! Der Fuß wendet sich zum Gehen, und mählich kehrt die Ruhe wieder. Einzelne noch geben dem Fremdling das Geleit bis über die Grenze hinaus, das Gewimmel in den Lüften senkt sich hernieder, die Männchen wenden sich der See zu, um ihre unterbrochene Beschäftigung wieder aufzunehmen, während alle Weibchen sich in der Sorge um ihre Nachkommenschaft wieder über ihre Eier ausbreiten. War schon vorhin der Blick über das buntscheckige Eierfeld von entzückender Schönheit, wieviel mehr jetzt, wo die Vögel in ihrer blendenden Reinheit gleich einem Schneetuche über der Einöde lagern.

Digitized by Google

Kaum ein anderer Vogel hält mehr auf Zusammengehörigkeit der Art, keine fremden Arten werden zwischen ihnen geduldet. Nur drüben, wo eine kleinere Gruppe auf salziger Außenweide sich ihre Niststätte erkoren, haben an der Grenze auch Silber- und Lachmöwen, Austernfischer, Fluß- und Küstenschwalben ihre Quartiere aufgeschlagen.

Die tiefe Ebbe hat auch die äußersten Sandbänke bloßgelegt, und in den trennenden Rinnen jagen durchsichtige Garneelen, silbergrün glänzende Sandaale und Legionen schillernder Heringsfischchen in der kristallenen Flut scherzend und spielend dahin. Über ihnen aber lauert der Feind. Langsamen Fluges streichen die Seeschwalben, aufmerksam spähend, vorüber, den Schnabel senkrecht abwärts gerichtet, um plötzlich innezuhalten. Einen kurzen Augenblick rüttelnd verweilt der graziöse Leib auf einem Fleck in der Luft, zitternd heben und senken sich die schmalen Sicheln, spreizen sich die feinen Spieße, der gierige Blick bohrt sich in die Flut, und mit Gedankenschnelle saust der Körper, einem Stein gleich, ins Wasser, das hoch aufspritzt. Nur noch Schwanz- und Flügelspitzen ragen eben hervor, da taucht auch schon wieder der Leib auf, schüttelt die Tropfen ab und erhebt sich mit triumphierendem Siegeslaut, ein fingerlanges glitzerndes Fischchen im Schnabel. Ein kräftiger Schnabeldruck tötet es; ein Ruck, und es verschwindet in der Kehle, der nimmersatten. Aufs neue beginnt das Treiben, aber nicht jeder Stoß gelingt. Ein ununterbrochenes Hin- und Hereilen vom Meer zu der Brutstätte; jeder Gatte trägt seinem brütenden Ehegenoß ein Fischchen nach dem andern zu. Sandspierlinge, junge Heringe, Anschovis, Sardellen und Stinte.

Allmählich erlahmt ihr Eifer; die Luft wird drückender, Meer und Horizont verschwimmen ineinander, kleine Wölkchen quellen auf, wachsen und schwellen, steigen höher und höher. Wie wilde Ungeheuer würgen, wogen und winden sich stahlblaue, gelbgraue, blauschwarze, lichtumrandete Wolkenberge in den Lüften, dunkle Wolkenschatten huschen über die noch spiegelglatte See, aber weit draußen am Riff beginnt es zu toben, zu brausen und zu brüllen, und der entfernte Donner der Lüfte paart sich mit dem Donner der Brandung. Mit furchtbarem Gepolter überstürzen sich die Wogenberge am gefährlichen Riff, hochaufschäumend spritzt die salzige Flut wie ein Sprühregen empor, und die ersten Windstöße fahren über die noch ruhige Wasserbahn am Strande vorüber. Da fallen die ersten schweren Tropfen. Wie flüssiges Blei klatschen sie aufspritzend aufs Wasser. Es beginnt zu kräuseln, zu schäumen, Welle auf Welle drängt von der See gegen den Dünenwall. Weitab, parallel dem Strande bildet sich der erste Brandungssaum, ein zweiter und dritter.

Im Vorgefühl des kommenden Unwetters hat alles, was fliegt, die schützenden Dünenbuchten oder das stille Watt aufgesucht; nur die kentischen Seeschwalben behaupten ihr Feld. Hei, wie sie mit bewundernswerter Leichtig-

5*

keit in wilder, unbändiger Kraft über die Brandungsgürtel dahinjagen, wie ihre schneeigen Leiber sich gegen die schwarze Gewitterwand abheben! Noch greller, noch herber wie sonst klingt ihr wilder Ruf. Das ist ihnen das rechte Wetter. In unheimlicher Lebhaftigkeit folgt eine der andern, und köpflings stürzen sie hinter der Brandung in die schäumende See; Beute um Beute ist ihnen gewiß.

Schneller folgt Böe auf Böe, Blitz auf Blitz; schreckerregend hallt der Donner über die endlose kochende Wasserweite, und der Sturm trifft mit voller Wucht die grauen Dünen, die gleich rauchenden Hügeln von wirbelndem Flugsande eingehüllt sind. Da verlassen auch die Brandmeerschwalben als die letzten das Meer, um am Fuße der Dünen das Ende des Unwetters abzuwarten.

Der Donner verhallt, die Wolken verteilen sich, die untergehende Sonne sinkt wie ein glühender Feuerball ins Meer, und es beginnt sich zu glätten, als wäre nichts geschehen. Fischend flattern wieder die Seeschwalben über der Brandung, und erst lange nach Sonnenuntergang eilen sie ihren Heimstätten zu, wo jede einzelne mit lebhaftem Geschrei empfangen wird.

Die kurze Nacht breitet ihre Schleier über die einsame Landschaft, und im Sternengefunkel recken die grauen Dünen gespenstisch ihre wildgezackten Häupter empor. Todesstille rundum; nur aus den fernen Ansiedlungen tönt das klagende „Kiau" der Silbermöwe, das flötende „Liew, Liew" eines schlaftrunkenen aufgescheuchten Austernfischers herüber, aber an den Brutplätzen der kentischen Seeschwalben vernimmt man ein unaufhörliches Geschwätz, als bedürften sie überhaupt des Schlafes nicht. Was mögen sie einander erzählen? Ließ ihnen der Tag keine Zeit zu vertraulichem Geplauder? Reden sie von Elternglück? Oder werden schon die Pläne entworfen für die baldige Rückreise?

Schon vor Morgengrauen beginnen sie mit der Toilette, schütteln das taubedeckte Gefieder, nesteln an Brust und Rücken, glätten Schwingen und Spieße, und kaum sendet die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen über das Meer, da ist es vorbei mit der Ruhe und die weiten Streifzüge beginnen aufs neue.

Drei Wochen sind vergangen, und kaum noch verlassen die Weibchen die Nester. Da vernimmt man in der Schale ein verhaltenes Piepen, die Decke beginnt sich zu heben, das weiße Korn eines weichen gelbschwärzlichen Schnäbelchens durchbricht die hindernde Wandung, die Schale berstet vollends, und die junge Schwalbe reckt und streckt die feuchten Glieder, bis die Sonne sie nach einigen Stunden getrocknet hat. Eine nach der andern kommt in ihrem weißlichen, gelbgrauen, bräunlich gefleckten Dunenkleide aus der Hülle hervor, und das Hasten und Jagen der Alten nach Nahrung währt den ganzen Tag über. Kaum zeigt sich eine von ihnen mit einem Fischchen im

Digitized by Google

Norderwoge, August 1908.

Flugbild der Brandseeschwalbe.

Schnabel, so sperren alle die hungrigen Schnäbel auf und erheben ein klägliches Geschrei. Ob jede Mutter ihr Kind wohl wieder erkennt? Noch einige Tage, und die Kleinen verlassen das Nest, wandern in Scharen umher und verstecken sich, sobald Gefahr droht, hinter den Büscheln der Dünengräser, hinter Tang, Seegras und sonstigem Auftrieb des Meeres, deren Färbung so sehr mit ihrem Dunenkleide übereinstimmt, daß nur das kundige Auge sie entdeckt.

Abermals gehen Wochen ins Land, bis die Jungen sich mit den Alten in die Lüfte erheben können. Mit großer Liebe werden sie von den Eltern gepflegt, bis sie so weit in die Kunst des Fischens eingeführt sind, sich selbst zu ernähren. Aber bis sie es den Alten gleich tun, darüber vergehen noch manche Tage; denn es fehlt ihnen die Eleganz, die Sicherheit, und alle Stoßversuche mißglücken anfangs. Der Leib erscheint noch so plump, weil die Spieße zu kurz geraten sind, der Rücken so dunkel wegen der großen schwärzlichen Tropfenflecke, die Stimme, ein unangenehmes unaufhörliches „Sriii", so unfertig, so charakterlos, so grundverschieden vom energischen Kampfruf der Alten, die mit rührendem Opfermut ihr täppisches, neugieriges Kind von dem gefühllosen Schießer fortzulocken suchen und oft genug ihre Liebe mit dem Leben büßen müssen.

Im August treiben sich die Alten mit den Jungen auf den Watten umher, und wo der Fischfang besonders lohnend und der Abend sie überrascht, da nächtigen sie, um in der Frühe auf neue Entdeckungsfahrten auszuziehen. Bis Mitte September hat das Gros die Küsten der Nordsee — die Ostsee liebt sie nicht — verlassen, aber in stürmischen Oktobernächten schallt das kraftvolle „Kirrhiet" der letzten Spätlinge hin und wieder noch über die weiten Watten, und die verhallenden Schreie gemahnen an das Kommen rauher Herbsttage mit heulenden Stürmen, klatschendem Regen und melancholischen Nebeln.

Die Küsten des Atlantischen Ozeans von den Orkneys abwärts bis hinab zum Mittelmeer, ja selbst noch am Schwarzen und Kaspischen Meer, wo sie das Glück und die Freude des Sommers durchkosteten, sind jetzt von ihnen entvölkert, und an den Gestaden Afrikas, den südlichen Säumen Asiens und den Meeresufern Amerikas bis nach der Mitte des Erdteils verbringen sie den Winter, um im Frühling wieder ihre Wanderung nach den nordischen Heimstätten anzutreten.

Als Altmeister Naumann vor neunzig Jahren die friesischen Inseln besuchte, da schrieb er voll Entzücken seine Eindrücke nieder, und voll Begeisterung liest man von der fabelhaften Menge kentischer Seeschwalben, von ihrem Leben und Treiben, besonders in der Kolonie auf der Hallig Norderoog. Wer sich den Genuß dieser Lektüre verschaffen will, der lese im Anhange zu seinem großen Werke: Vom Haushalte der nordischen Vögel.

Digitized by Google

Tiefe Wehmut beſchleicht den Leſer, wenn er die heutigen Zuſtände mit denen jener entſchwundenen, nie wiederkehrenden Zeit vergleicht, als noch alle Augen der Nordſee von Tauſenden, ja Hunderttauſenden bevölkert waren. Nur auf wenigen Inſeln und öden Sandbänken, wohin der Menſch nicht kommt, ſind noch jetzt kleinere Kolonien vorhanden, und auch dieſe gehören bald, vielleicht ſchon nach einem Jahrzehnt, der Vergangenheit an. Menſchliche Habgier und wilde Mordluſt ſind die Urſachen ihres Unterganges, und wenn die letzten ihres Stammes vertrieben ſind, dann werden kommenden Geſchlechtern die Schilderungen der Vorfahren wie Märchen anmuten: Es war einmal . . .

Digitized by Google

Schwarze Seeschwalben.

Als sich die norddeutsche Tiefebene zu heben begann, und dem Meere seine jetzigen Grenzen gesetzt wurden, dessen Spuren uns namentlich in den erratischen Gebilden entgegentreten, die einst das Drifteis hierherführte, bildeten sich zahllose Landseen, die man im Nordwesten, wenn sie auch kaum einen Teich an Größe übertreffen, mit dem stolzen Namen „Meer" bezeichnet. Von größeren menschlichen Ansiedlungen meistens weit entfernt, hat sich hier eine eigenartige Fauna und Flora gebildet und erhalten, sofern nicht diese Gebiete den modernen Kulturbestrebungen zum Opfer gefallen sind.

Das weite Wiesengelände, durch die Blüten der Dotterblume und des Schaumkrauts in flutendes Gold oder in weiches Lila getaucht, verliert sich allmählich in eine Sumpfdecke, die unter unseren vorsichtigen Schritten ringsum erzittert. Höhere starre Gräser und Seggen, Binsen und Schachtelhalme verdecken den trügerischen Untergrund, und weiterhin beginnt der hohe Schilfrohrwald, oder Dickichte von Rohr- und Igelkolben umrahmen den See. Wo das Wasser noch nicht zu tief aber recht sumpfig ist, da ragen die armleuchterartigen Rispen des Froschlöffels, die rosenroten Dolden der schönen Wasserviole, die zart gefransten Blüten des Bitterklees, die dreiblütigen Quirle des Pfeilkrauts daraus hervor, und Dickichte der aloeblättrigen Krebsschere versuchen sich über den Spiegel zu erheben. Flutende Laichkräuter und Tausendblätter umklammern mit zahllosen Armen unser Boot und suchen ihm den Eingang in das stille Reich tiefster Abgeschlossenheit zu wehren. Und zwischen all den vielgestaltigen Formen breiten die lieblichen Nymphäen ihre großen, herzförmigen Blätter aus, als wollten sie den Lichtstrahlen keinen Durchlaß gewähren. Die vielblättrigen Blumenkronen der weißen Seerose, wie aus schneeweißem Wachs gebildet, die sich erst öffnen, wenn die Sonne im Mittag steht, um sich mit dem Untergange des Tagesgestirnes wieder zusammenzufalten, und die fünfblättrigen Sterne der gelben Teichrose sind die herrlichsten Gebilde über der weiten, schwarzen Flut.

Vielgestaltig wie das pflanzliche ist auch das tierische Leben der Landseen. Zahllose Fische tummeln sich in den dunklen Fluten, und in dem undurchdringlichem Pflanzengewirr finden die kleinsten Lebewesen hinreichenden Schutz. Daher auch überall das reiche Vogelleben; denn hier findet die ge-

fiederte Welt alles, was den Lebensgenuß erhöht: Nahrung in Hülle und Fülle und eine sichere Zufluchtsstätte.

Helles Jubeln und Jauchzen paßt nicht hinein in diese Welteinsamkeit, und alle Laute, die das Ohr erlauscht, sind monoton, krächzend oder dumpf und stümperhaft. Überall quarrt und quäkt, kreischt und klagt es aus dem Riet, aber darüber kaum ein fliegendes Wesen. Ein paar lichte Flußseeschwalben streichen eiligen Fluges über den Rohrwald. Hier finden sie keine bleibende Stätte, denn sie fordern einen unbegrenzten Blick, weite, klare, rauschende Flut, glitzernden Kies und blendenden Sand.

Hier und dort gleiten über dem dunklen Spiegel, den das Röhricht freiließ, schlankgeformte, düstere Flieger, deren Bau und Bewegungen sofort verraten, daß sie dem zierlichen Geschlechte der Seeschwalben angehören. Kleiner und schwächer wie jene, tragen sie Trauergewand. Schwarz bis schiefergrau, wie der düstere Morast, der ihr Bild zurückwirft, ist ihr Kleid, schwarz der Schnabel, und daher nennt sie auch das Volk Trauerseeschwalben. Kaum zeichnen sich die dunkelroten Füßchen im Fluge ab, und das weißliche Gefieder an der Unterseite nahe dem Schwanze zeigt uns den einzigen Lichtton an dem schwarzen Körperchen. Viel weniger als ihre weißen Vettern lassen sie ihre Stimme, ein weicheres krr, krrai oder krrëik, vernehmen. Alle ihre Bewegungen verraten weniger Energie, und die Melancholie ihrer Umgebung hat ihre Schatten auf ihr ganzes Dasein gesenkt. Je unzugänglicher das Gebiet für Menschen und Vieh, je unergründlicher das Unland, um so wohler fühlten sie sich, und je ausgedehnter die Moräste und Sümpfe, um so größer ihre Ansiedlungen.

Gleichgültig fliegt die Trauerseeschwalbe über das dichte Wirrwarr von Binsen und Rietgräsern hinweg, wo Sumpfhühnchen und Ralle ihr verstecktes Liebesleben führen, in dessen stilles Glück hineinzuschauen nur wenigen Vertrauten vergönnt ist, — weiß sie doch, daß hier nichts für sie zu erbeuten ist. Auch dem dichten Röhricht, in dem es lebhafter zugeht, und wo der allezeit geschäftige Drosselrohrsänger springend und kletternd von Stengel zu Stengel eilt und mit seinem knarrenden Karrekiet alle übrigen Rohrsänger weit überstimmt, oder wo der schwarzköpfige Rohrammer seine anspruchslose Strophe in endlosen Wiederholungen stammelt, schenkt sie keine Beachtung. Wohl eräugt sie drüben im dichtesten Rohrwald den großen Misanthropen unter den Sümpflern, den Rohrdommel in seinem hell- und dunkelstreifigen Eulengefieder, das dem vergilbten Schilf so ähnlich sieht, wie er steif wie ein Stock dasteht oder einem verwitterten Pfahle gleicht, aber was kümmert sie der? Selbst sein dumpfer, unheimlich tönender Paarungsruf, das weithindröhnende „J pump", das bald, wenn die letzten Sonnenstrahlen erloschen sind, die Einsamkeit erfüllt, erschrickt sie nicht. Auch der kleinere Vetter, der häufigere

Steenhuizen.

Schwarze Seeſchwalbe. Brutvögel auf ihren ſchwimmenden Neſtern. *Naardermeer, Holland, Juni 1906.*

Weißbärtige Seeſchwalbe. Neſt mit Gelege. *Südl. Spanien, Mai 1907.*

Ungarn, Mai 1906.

Weißflüglige Seeschwalbe, brütend.

Zwergrohrdommel, nicht weniger in Verſteck- und Verſtellungskünſten erfahren, macht keinen Eindruck auf ſie.

Plötzlich hält ſie inne im Fluge, und heftige Erregung durchzuckt den ſchlanken Leib. Unverwandt ſchaut ſie unter zitternden Fittichſchlägen unter ſich auf die weite Waſſerbahn hinter dem Röhricht. Was hat ihre Aufmerkſamkeit erregt? Sind's die winzigen Fiſchchen, die in neckiſchem Spiel einander jagen, oder die ſchwarzen Taumelkäfer mit dem Silbertröpfchen, die in raſender Haſt wie wild durcheinander fahren. Gewiß haben ſie ihre Feindin über ſich rechtzeitig erkannt und ſind blitzſchnell im dichten Blätterwuſt oder im trüben Schlamm verſchwunden; denn die Fliegerin zieht mit gleichmäßigen Flügelſchlägen weiter ihre Bahn. Ein Teichhuhnpärchen ſtrebt nickend jener kleinen Schilfinſel zu, wo der Rohrkolben bald ſeine braunſchwarze ſamtne Keule ſchwingt. Schwärme ſchwarzer Bläßhühner mit weißem Stirnſchild verfolgen einander mit bald höherem, bald tieferem lauten Ga grö, und nach der Mitte des Sees hin halten Haubentaucher in phantaſtiſchem Kopfputz vorſichtig Umſchau, ob Gefahr für ſie vorhanden iſt, und nicht weit von ihnen treiben größere und kleinere Enten allerlei Kurzweil und wetteifern in Schwimm- und Tauchkünſten.

Wieder hemmt die Fluggewandte ihre Eile. Die Larve eines Gelbrands hat eben auf dem Schlammgrunde ihre mächtigen Kiefer in den weichen Bauch eines jungen Stichlings gebohrt und ſich geſättigt. Langſam ſteigt ſie, den ſpitzen Hinterleib voran, in die Höhe, um Luft zu ſchöpfen. Da hat ſie aber ſchon die Schwarze erſpäht: ein kurzes Rütteln, Hinabfahren, und die Mordgierige zappelt im Schnabel der Stärkeren. Dort, in jener pflanzengründigen Bucht, wo das Waſſer beſonders ſeicht und ſtark erwärmt iſt, führt das Kleingetier der ſüßen Gewäſſer untereinander einen erbitterten Kampf ums Daſein, und immer dahin kehren die Seeſchwalben zurück, ihren Tribut zu fordern. Fegt aber der Sturm über den See und läßt das bewimpelte Rohr mit ſeinen ſilberbraunen Riſpen auf und nieder wogen, dann wühlt er den ſchlammigen Grund der Gewäſſer auf und verwandelt ſie in eine brodelnde, undurchſichtige Maſſe. Umſonſt iſt alles Spähen nach Beute, und die hungrigen Seeſchwalben fliegen hinaus auf die grüne Wieſe, die ſich an den See lehnt oder auf den braunen Acker daneben, wo der Regen die Würmer an die Oberfläche lockt oder Inſekten hinter den Blättern Schutz ſuchen. Not leiden ſie auch jetzt noch, und die Lebensfreude kehrt erſt zurück, wenn die hellen Sonnenſtrahlen wieder ihren Leib durchwärmen.

Zarter als die weiße Meeresſchwalbe trifft ſie auch ſpäter an den Brutgebieten ein. Abſeits, wo der ſchwarze Schlamm ſich dem Waſſerſpiegel am meiſten nähert, wuchert dicht nebeneinander Stamm an Stamm die Waſſerſchere und duldet keine andere Pflanze neben ſich. Beginnt in den warmen Frühlingstagen das Waſſer zu fallen, dann ragen die ſchwertförmigen,

Vögel II. Copyright 1909, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

ſtachlichgeſägten Blätter ihrer Roſetten daraus hervor, und auf dieſe Unterlage trägt ſie trockne Rohrſtengel, Gras und Würzelchen, und bald reiht ſich Neſt an Neſt, und in jedem liegen drei Eier, ähnlich denen der übrigen Arten. Aber auch jene ſchwimmenden Inſeln, welche der Wind aus zuſammengefegten trocknem Röhricht und losgeriſſenen anderen Pflanzen gebildet hat, werden gern von ihnen beſiedelt, ebenſo wie die kleinen Schlamminſeln, die oft nur eine Handbreite über den Spiegel hervorſchauen. Kommen aber andauernde Regenfälle, dann werden nicht ſelten die Brutſtätten überflutet, und vorbei iſt's mit dem Elternglück. Vielleicht ſind jene Neſter im dichten Rohrwald, die nicht ſelten meterhoch den Spiegel überragen, von beſonders erfahrenen

H. K. Job. *Bird Key, Florida.*

Noddi am Neſt.

Seeſchwalben angelegt; findet man doch auch in den endloſen Sümpfen Ungarns, deren Waſſerſtand oft plötzlich ſteigt, nicht ſelten die Neſter auf dichtem Weidengebüſch und anderen Sträuchern. Jede Nachbarſchaft anderer Vogelarten iſt ihr unangenehm, beſonders auch die der ohne Ende lärmenden Lachmöwe, welche gleiche Örtlichkeiten bevorzugt.

Am Tage laſſen ſich die raſtloſen Trauerſeeſchwalben ſelten Zeit zum Brüten, und wenn nach vierzehn weiteren Tagen die grauflaumigen, dunkel getupften Jungen aus den Schalen hervorbrechen, dann verlaſſen ſie nicht wie andere Arten die Niſtſtätte, heimatlos umherirrend, ſondern ſie warten im ſicheren Neſte ihre völlige Flugfähigkeit ab und laſſen ſich dann von den Alten in alle Künſte ihres Gewerbes einführen. Bald lernen ſie die ungeſchickte Kaul-

quappe am Teichrande aufnehmen, das Fröschchen, das seine ersten Sprungversuche macht, greifen, und erst, wenn durch längere Übung die Geschicklichkeit zugenommen hat, die flüchtigen Insekten haschen. Aber nicht alle, die dem Ei entschlüpften, werden im August mit den Alten die Reise nach den afrikanischen Sümpfen antreten, manch eine wird vorher verenden in den Fängen der mörderischen Rohrweihe, dieser Geißel der Sumpflandschaft.

Die Weißflügelige Seeschwalbe ist in Deutschland ein seltener Gast, hat aber wiederholt mit voriger in Bayern gebrütet. Etwas kleiner wie jene ist sie ihr doch sehr ähnlich, doch ist die Oberseite, abgesehen von den lichtgrauen Flügeln, tief schwarz, ebenso wie die unteren Flügeldecken. In Südeuropa, namentlich in den unzugänglichen Sümpfen Ungarns, leben sie in Gemeinschaft mit jener zusammen und führen auch dieselbe Lebensweise.

H. K. Job. *Bird Key, Florida.*

Flugbild des Noddi.

Beide kommen und gehen gleichzeitig, doch verbringen diese den Winter noch weiter südwärts bis nach Neuseeland hinab.

Die Weißbärtige Seeschwalbe zählt ebenfalls zu den seltenen Gästen Deutschlands, wenngleich sie im Südosten Europas, besonders im Dorado der Sumpfvögel, in Ungarn, mit den beiden vorigen, recht häufig ist. Mit der letzteren bewohnt sie auch das wärmere Asien bis nach China. Etwas kleiner als unsere Flußseeschwalbe ist sie doch die kräftigste aller grauen Seeschwalben. Den weißen Bartstreifen, nach dem sie benannt ist, haben nur alte Vögel im Sommerkleide; der kräftige Schnabel ist blutrot, die Füße zinnoberrot, und der hellgraue Schwanz hat weiße Kanten.

An unsere schwarzen Seeschwalben reiht sich noch der Noddi, ein Bewohner der tropischen und subtropischen Küsten, der wiederholt an den europäischen Westgestaden erlegt ist. Jedem Seemann, der einmal dort

6*

drüben war, ist er bekannt, und jeder weiß Beispiele von den Tölpeleien der „dummen Seeschwalbe" zu erzählen. Größer als unsere Brandseeschwalbe, hat der Noddi bis auf den grauweißen Oberkopf ein nußbraunes bis schwarzbraunes Kleid. In großen Schwärmen fischen sie unter fortwährendem Schreien, und ihre trägen Bewegungen haben nichts mit denen der übrigen Seeschwalben gemein. Zuweilen nistet diese Art auf dem Erdboden, gewöhnlich aber auf Büschen und niedrigen Bäumen in dichten Gesellschaften. Sie tragen Reisig für den Nestbau zusammen und brüten in der flachen Mulde ihr rötlichgelbes, mit vielen grauen, braunen und roten Punkten und Flecken bedecktes Ei aus, ohne sich um die Menschen, die ihnen oft ganz nachstellen, zu kümmern.

Digitized by Google

Scherenschnäbel.

Da, wo der Atlantik seine schäumenden Fluten gegen die Küsten der Vereinigten Staaten wälzt, zeigt die Landschaft mancherlei Übereinstimmungen mit den Düneneilanden unserer Nordsee, und der endlose Sandsaum, dem ungeheure Mengen bleichender Muschelschalen und Geröll aufgelagert sind, aus denen vereinzelt Büsche starrer graugrüner Sandgräser oder vollsaftige Fettpflanzen hervorsprießen, wie sie den sandigen Flachküsten eigentümlich sind, fordert zu einem Vergleich heraus, nicht weniger aber auch die Fauna dieses Gebietes, die mit jener mancherlei Berührungspunkte zeigt.

Die stets zu neckischem Spiel aufgelegten graziösen Seeschwalben, ohne die man sich keine sommerliche Nordseelandschaft denken kann, fehlen auch hier nicht, wenngleich auch hier wie dort ihre Zahl erschreckend abnimmt, weil alljährlich Zehntausende der allmächtigen Göttin Mode zum Opfer fallen. Aber eine unter ihnen, die extremste aller Seeschwalben, hatte bislang wegen der absonderlichen Form ihres Schnabels das Glück, nicht als Schmuck geeignet anerkannt zu werden, und diesem Umstande ist es zu danken, daß längs der Atlantischen Küste von Maryland abwärts bis nach der Mitte Südamerikas noch recht ansehnliche Kolonien der Scherenschnäbel vorhanden sind.

Wer zur Nachtzeit, wenn fast alle Tierlaute verstummt sind, das einsame Küstengelände durchstreift, dem tönt vom Wasser oft ein eigenartiges „Jap jap" entgegen, das bald näher kommend, vielstimmig zunehmend an das Gekläff einer vorüberrasenden Hundemeute erinnert, das allmählich in der Dunkelheit verhallt. Die Scherenschnäbel, die während des Tages meist lautlos auf dem flimmernden Sande ruhten, treten gleich den Eulen, sobald das letzte Abendrot verblichen ist, ihre Herrschaft an und stellen erst ihre Tätigkeit ein, wenn über dem Meere der Morgen beginnt zu dämmern. Ist aber die Zeit herangerückt, wo die Sorge um die Nachkommenschaft ihr ganzes Tun und Sinnen in Anspruch nimmt, dann sieht man sie nicht selten auch während des Tages ihrer Beschäftigung nachgehen und findet alsdann Gelegenheit, ihre Anmut zu bewundern, die keineswegs hinter jener ihrer Verwandten zurücksteht.

Nahe dem Ufersaume folgt niedrig einer dem andern in langsamem, geräuschlosem Fluge, und Form und Bewegung kennzeichnen sie als See-

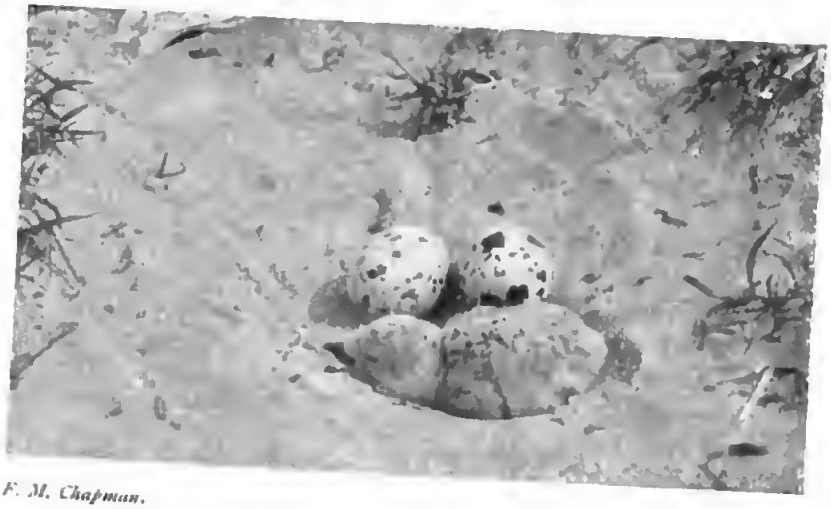
F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Amerikaniſcher Scherenſchnabel, brütend.
Ein friſch aus dem Ei geſchlüpftes Junge birgt ſich im Schatten der Strandpflanze (links).

F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Gelege des amerikaniſchen Scherenſchnabels.

Digitized by Google



F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Amerikaniſcher Scherenſchnabel.
Zwei Eier und ein eben ausgeſchlüpftes Junges.

F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Amerikaniſcher Scherenſchnabel.
Zwei friſch ausgeſchlüpfte Junge und zwei Eier.

Digitized by Google

ſchwalben. In der Größe unſerer bekannten Lachmöwe etwa gleich, hat er mit den kleineren Seeſchwalben den geſtreckten zierlichen Körper, die ſpitzen, ſehr langen Schwingen, den gegabelten Schwanz, die ſchwachen Füße und die tief ausgeſchnittenen Schwimmhäute gemein. Nicht ſtoßtauchend wie jene ſucht er ſeine Beute zu haſchen, ſondern im Fluge ſchöpfend nimmt er ſie von der Waſſerfläche auf, und daher ſchwingt er auch ſeine Fittiche ſo hoch empor, damit ſie nicht das Waſſer berühren. In gleichmäßigem Fluge gleitet er nur wenige Zentimeter über dem Waſſerſpiegel dahin, den Hals geſtreckt, den gleichſtarken Kopf tief geſenkt, den eigenartig geformten, plumpen Schnabel weit

F. M. Chapman. *Küſte von Texas, Juli 1902.*

Amerikaniſcher Scherenſchnabel. Drei Jungvögel „ſich drückend".

geöffnet, deſſen Unterkiefer, der um ein Viertel den Oberkiefer überragt, minutenlang einem Pfluge gleich das Waſſer furcht, um alles tieriſche Leben, vor allem kleine Fiſche und Krebſe, von der Oberfläche abzuſchöpfen. Wer den Scherenſchnabel nur aus Sammlungen kennt, wird dem großen Forſcher Buffon beipflichten, der dieſen einzigartigen, anſcheinend mißgeſtalteten Schnabel als ein „häßliches und unvollkommenes Inſtrument" bezeichnet, wer jedoch Gelegenheit fand, ihm bei der Ausübung ſeines Gewerbes zu beobachten, der muß bekennen, daß nur ſolche abnorme Kiefer, die dünn und biegſam wie Meſſerklingen ſind, ihren Zweck erfüllen können. Wegen der abſonderlichen Schnabelform, die nicht wenig an die Schneiden einer Schere erinnert, hat man dem Vogel ſeinen Namen beigelegt.

Digitized by Google

Obwohl der Scherenſchnabel an ſeinen Lieblingsplätzen enge Verbände bildet, ſind wir über ſeine Entwicklungsgeſchichte noch in vielen Punkten im unklaren. An den vorhin geſchilderten Örtlichkeiten niſten gewöhnlich Hunderte, ja Tauſende nahe beiſammen. Ohne Deckung, ein bis zwei Meter voneinander entfernt, reiht ſich Neſtmulde an Mulde, und auch die Scherenſchnäbel ſtellen dieſe wie die andern Seeſchwalben in der Weiſe her, daß ſie ſich auf den loſen Sand legen und durch Hin- und Herbewegen des Körpers eine ſeichte Vertiefung bilden, die aber nicht ausgefüttert wird, weil der

F. M. Chapman. *Küſte von Texas, Juli 1902.*

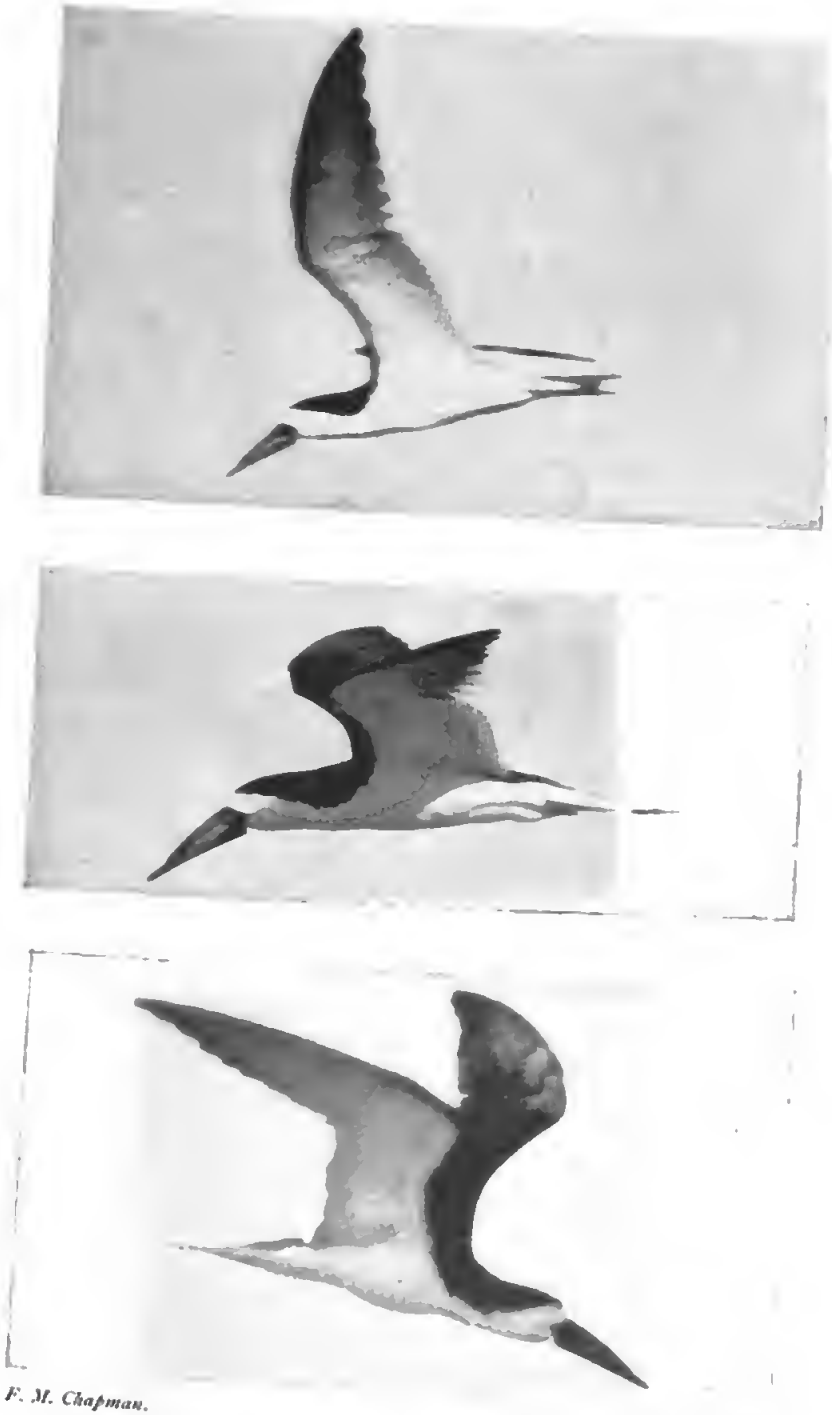
Flugbild des amerikaniſchen Scherenſchnabels.

Schnabel wegen ſeiner merkwürdigen Bauart nicht imſtande iſt, Niſtmaterial herbeizuſchaffen.

Nähert man ſich am Tage den Brutſtätten, ſo erhebt ſich die Vogelſchar, die den Eindringling längſt eräugt hat, in die Lüfte und ſtürmt ihm unter heftigem Geſchrei in gerader Richtung entgegen, und bei jedem ausgeſtoßenen Laut öffnen ſich die roten und ſchwarzen Kiefer weit. Erregung und Aufruhr vergrößern ſich mit der Zahl der durch das Gekreiſch aufgeſchreckten und nun von allen Seiten herbeieilenden Vögel, und die Kühnheit jener, deren Niſtſtätten man am nächſten iſt, ſteigert ſich bis zur Verwegenheit, ſo daß man unwillkürlich ihren Angriffen auszuweichen ſucht. Vorhin in der Ruhe erſchienen ſie uns ſo plump, ja häßlich, und dieſer Eindruck wurde noch durch den fremd-

F. M. Chapman

Flugbild des amerikanischen Scherenschnabels. *Küste von Texas, Juli 1902.*



F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Flugbilder des amerikaniſchen Scherenſchnabels.

Digitized by Google

artigen Schnabel an dem halsdünnen Kopfe gesteigert, aber jetzt in ihren reißenden Flugspielen oder noch mehr im verwegenen Dahinjagen begeistern sie uns durch Farben- und Formenschönheit wie auch durch die Eleganz ihrer Bewegungen. Herrlich wirken das schneeige Weiß der Unterseite und das blendende Stirnband gegen den blauen Äther, und das Braunschwarz der Oberseite hebt sich bei den auffallend hochgestreckten Schwingen besonders scharf ab.

Ein Unkundiger übersieht leicht die vier rahmweißen Eier mit den dunklen Flecken und Punkten in der Nestmulde, die, wie es scheint, allein vom Weibchen ausgebrütet werden, während das größere Männchen seinem Ehegespons öfters neben dem Heim Gesellschaft leistet. Früher war man der Meinung, daß die Scherenschnäbel nur während der Nacht brüteten, dagegen während des Tages den sengenden Sonnenstrahlen das Durchwärmen der Eier überließen, aber neuere Forschungen haben bewiesen, daß das Brüten auch am Tage fortgesetzt wird. Kurz nachdem der Nestling die Schale durchbrochen hat, pflegt er seine Mulde zu verlassen und sucht sich, wenn Sandgrasbüschel oder sonstige Gewächse in der Nähe sind, im Schatten vor den prallen Sonnenstrahlen zu schützen.

Noch sieht man ihm keinerlei Ähnlichkeit mit seinen Erzeugern an; denn noch haben beide Kiefer die gleiche Länge, und erst mit Zunahme der Flugfähigkeit beginnt sich der Unterkiefer zu recken und zu dehnen, bis der Vogel imstande ist, allein seiner Nahrung nachzugehen. Solange die Eltern ihre Kleinen noch füttern, würde die Nahrungsaufnahme den hungrigen Gästen durch einen ausgebildeten Schnabel außerordentlich erschwert. So schwerfällig sich die Alten auf dem Sande bewegen, so schnellfüßig ist die hellflaumige Nachkommenschaft, die entweder, wenn sie Gefahr wittert, eiligst davonrennt oder sich instinktiv mit halbgeschlossenen Augen und ausgestrecktem Halse platt auf den Boden drückt, und sich so gewissermaßen in der gleichfarbigen Umgebung „aufzulösen" scheint.

Aber nicht nur die Neue Welt beherbergt Scherenschnäbel, sondern eine Art ist auch in Mittelafrika, wo sie besonders zahlreich auf den Sandbänken des oberen Nils vorkommt, heimisch, und besteht deren Nahrung vorzugsweise aus Schwimmkäfern, die sie von den Wasserspiegel abschöpft. Noch eine andere Art lebt in Südasien, doch stehen alle einander sowohl im Aussehen wie auch in der Lebensweise sehr nahe.

Die Raben- und die Nebelkrähe.

Von Hermann Löns.

Einen ganzen Tag und eine volle Nacht hat es geschneit. Einen Fuß hoch liegt der Schnee auf dem Lande.

Die Zeit der schweren Not brach herein für viele Tiere. Für alle, die am Boden ihre Nahrung suchen, ist Hans Magerkohl Küchenmeister geworden.

Feldmaus und Wühlratte haben zu leben; die eine führt zwischen Schnee und Land ihre Gänge über die Raine und Kleestücke und nährt sich mehr schlecht, als recht von Wurzeln, Sämereien und Gewürm, und der anderen ist der Schnee nicht unlieb, denn er schützt die Erde vor dem Hartfrost und gestattet ihr ein bequemes Wühlen. Auch Spitzmaus und Maulwurf leiden nicht unter dem Schnee; im faulen Waldlaube findet die eine, tief in der Erde, wohin der Frost nicht langt, der andere Fraß genug. Schlimmer geht es schon dem Hasen; wo der Wind den Schnee abtrieb, kann der Hase an die Saat gelangen; wo der Schnee aber hoch liegt, da muß der Hase sich mit der Rinde der Bäume und Sträucher behelfen und auch das Kaninchen muß sich auf diese Art durchhelfen und ähnlich das Reh, das sich an Zweigspitzen äst.

Für die Finken, Ammern und Haubenlerchen sieht es böse aus; hier und da ragt dürres Kraut über den Schnee hinaus und schüttet seinen Samen auf die Schneedecke, aber das ist eine magere Kost und wenn auf den Landstraßen die Pferde nicht für Futter sorgten und bei dem Dreschen nicht allerlei abfiele, so ginge es Buchfink, Hänfling, Bergfink und Grünling, Goldammer und Haubenlerche fast so schlecht, wie den nordischen Ringeltauben, die weiter nichts zu fressen haben, als Futterkohl heute und Futterkohl morgen und übermorgen noch einmal Futterkohl, der ihnen auf die Dauer ebenso schlecht bekommt, wie dem Hasen.

Würde der Mensch nicht ein Einsehen haben, so mancher Vogel erläge dem Hunger. Aber überall in den Gärten und vor den Fenstern haben gutherzige Leute Futterplätze errichtet, und in allen Anlagen stehen Futterhäuschen, wo sich die hungrigen Schnäbel atzen können. Da kommen sie alle zusammen, sowohl die, die bittere Not leiden, und auch die, denen es noch ganz gut geht, wie die Meisen, Baumläufer und Spechte, deren Tisch

Digitized by Google

M. Behr.

Rabenkrähe. Junger Vogel im Walddickicht. *Cöthen, Mai 1908.*

immer gedeckt ist, mit Ausnahme der Tage, an denen Rauhfrost Baum und Busch in starre Krusten hüllt. Alle finden sie unter den bedeckten Futterhäuschen Nahrung, Fink und Spatz und Meise, Häher und Amsel, Kernbeißer und Goldammer, und mit ihnen Waldmaus und Zwergmaus.

Noch in anderer Weise sorgt der Mensch für die darbenden Vögel. An der Kante der Stadt liegen gewaltige Schuttplätze, auf denen Reihen grauer Wagen den Hauskehricht ausschütten. Ganze Berge von Asche und Schlacken häufen sich dort jeden Tag auf, und zwischen dem Müll, den Scherben, dem zerbrochenen Geschirr, den Emailletöpfen und Konservendosen, Lumpen, Schirmgerüsten, Hüten und Papierfetzen liegen Knochen, Fischreste, Eingeweide, Hühnerköpfe, Brotrinden, Obstkröpfe, Gemüsestücke, Hanfkörner, Wurstpellen, Margarinebröckchen, Kuchenkrümel und noch hunderterlei Dinge, die der Mensch nicht achtet und in den Abfallkasten wirft, die aber Tausenden von Vögeln in der bitteren Zeit das Leben fristen.

Vor allem sind es die Krähen, die sich hier zusammenfinden. Sobald es hell wird, verlassen sie ihre Schlafplätze in den Wäldern; in gewaltigen, bald geschlossenen, bald aufgelockerten Flügen, Hunderte oder Tausende von Stücken umfassend, kommen sie herangestrichen, die Wintermorgenstille mit ihrem Gequarre und Gekrächze belebend und die graue Luft mit einem Wirbel schwarzer Flecke erfüllend. Das wogt auf und ab, flutet hin und her, ballt sich zusammen, reißt auseinander, fällt herunter, flattert empor, bis schließlich der ganze weite Schuttplatz von den schwarzen und grauen Vögeln übersät ist.

Wagengeknarre und Peitschengeknall klingt heran, laute Stimmen kommen näher. Alle Krähen machen lange Hälse, einige flattern empor, aber bald senken sie sich wieder herab, denn die meisten von ihnen kennen die Müllwagen und warten der guten Dinge, die sie bringen. Wagen auf Wagen wird ausgestürzt, und sobald einer seinen Inhalt entleert hat, flattert das Krähenvolk heran und sucht nach Beute. Hunderte von schwarzen Schnäbeln stochern und hacken und zerren in dem Müll umher, Hunderte von Schwingen sind in Bewegung, denn ist auch Nahrung für alle da, keine Krähe gönnt der anderen einen Bissen. Sobald eine eine Wursthaut oder einen Knochen erwischt hat, spreizt sie schon die Flügel über ihrem Funde und sucht sich damit abzustehlen, aber vier, fünf, sechs ihrer Genossinnen setzen ihr nach und stechen heiser krächzend nach ihr, bis sie zur Erde taumelt, den Raub in die Krallen nimmt und solange mit dem scharfen Schnabel verteidigt, bis die neidische Gesellschaft abstreicht.

Viererlei Arten von Krähenvögeln sind es, die sich hier auf dem großen Kummerplatze vor der Stadt zusammengefunden haben. Die kleinsten, aber frechsten und gewandtesten sind die Dohlen, deren helle Augen listig umherspähen und so wie sich ein guter Brocken zeigt, schlüpft die Dohle herbei,

faßt ihn und ehe sich die Krähen besonnen haben, ist der Spitzbube fort und läßt von ferne sein gellendes Hohnlachen ertönen. Am unbeholfensten stellen sich die blanken Saatkrähen an. Obgleich ihre Schnäbel spitzer und länger sind, als die der anderen Krähen, so sind die Saatkrähen längst nicht so frech, wie die Raben- und Nebelkrähen und müssen sich mit den kleinen Abfällen begnügen, denn jeden guten Bissen jagen ihnen die anderen Krähen ab, vor allem die Nebelkrähen, die frechsten von allen, deren Unverschämtheit alle Grenzen überschreitet.

Der Winter trieb sie aus den Wäldern Rußlands und den Steppen Sibiriens westwärts. Zu Hunderttausenden kamen sie angerückt, überschwemmten Preußen, Pommern, Mecklenburg, Posen und die Mark, drängten immer weiter nach dem Westen, überflogen die Elbe und fielen hungrig in das Brutgebiet der Rabenkrähe ein. Ist es Frechheit, oder ist es Dummheit, daß sie so unverschämt sind? Die Rabenkrähe, den Menschen und seine Tücke kennend, flieht die geschlossene Ortschaft und kommt nur bis an ihre Ränder; die Nebelkrähe aber spaziert in den Höfen der Dörfer umher und läßt sich auf den Dächern der Großstadt nieder, und erspäht sie tief unter sich etwas Gutes, dann schwebt sie herab und holt sich von der Straße den Happen. Sobald die Pause vorüber ist, läßt sie sich im Schulhofe nieder und sucht nach Brotrinden; sie lauert auf den Mauern des Schlachthofes, bis die Gehilfen den Rücken drehen, und dann stößt sie nieder und fliegt mit einem Fleischfetzen von dannen. Bevor das Leitungsnetz über den Städten entstand, übernachtete sie sogar zu Hunderten auf den Dächern, aber seitdem zieht sie den Wald vor. Sonst aber benehmen sie, die Vögel des einsamen Bruchwaldes und der menschenarmen Steppe, sich so, als wären sie, wie der Spatz, neben dem Menschen aufgewachsen, und nur die von ihnen, die im ostelbischen Deutschland und im europäischen Rußland brüten, sind weniger vertraut und verhalten sich so, wie die Rabenkrähen.

Denn sie sind nicht weniger schlau, als die Rabenkrähe. Sie wissen ganz genau, daß in der Stadt kein Gewehr losgeht, sie können den harmlosen Spaziergänger gut von dem Manne mit dem Gewehre unterscheiden. Bis auf zehn Schritte lassen sie in den Anlagen den Menschen herankommen und die Hunde halten sie offensichtlich zum Narren. Bis auf zwei, drei Fuß halten sie den Hund aus und erst dann fliegen sie auf, um sich bald wieder hinzusetzen und das Spiel solange zu treiben, bis der Hund ärgerlich fortläuft. Das tut die Rabenkrähe niemals; sie ist viel übelnehmerischer und mißtrauischer und liebt es gar nicht, rückt ihr der Mensch nahe.

Sonst aber gleicht sie ihr bis auf die graue Färbung von Rumpf und Oberhals völlig. Die Maße der einen sind genau so wie die der anderen, ihre Lebensweise ist völlig die gleiche, die Eier haben dieselbe Farbe, der Nestbau unterscheidet sich in Nichts voneinander, und die einzigen Unter-

Digitized by Google

Nebelkrähen. Flugbild. *Rathenow, Januar 1908.*

schiede sind eine geringe Vergröberung der Stimme bei der Nebelkrähe und eine geringe Verschiedenheit in dem Aufbau der Eischale. Aber ein Unterschied zwischen beiden ist da, der ganz gewaltig in die Augen springt, ein Unterschied ganz eigener Art, darin bestehend, daß die Elbe in Deutschland die Grenze zwischen den beiden Färbungsformen bildet; westlich der Elbe herrscht allein die schwarze, im Osten die graue Abart vor. Diese Tatsache steht einzig da in der Tierwelt Deutschlands. Wohl hat der Osten eine ganze Menge von Pflanzen und Tieren, die dem Westen fehlen, und das Umgekehrte ist auch wieder der Fall; daß aber eine Tierart durch einen Fluß in zwei völlig getrennte Unterarten geteilt wird, die sich bis auf die Färbung in Nichts unterscheiden, das ist eine Tatsache, der man als Gegenstück höchstens die Verbreitung des schwarzen Rehes beigesellen kann, das im Gegensatz zu der roten Stammform ein ausgesprochenes Tier der Ebene ist und das Hügel- und Bergland meidet.

Im deutschen Vaterlande leben viele eigenartige Vögel, ausgezeichnet durch Farbe, Gestalt, Nestbau und Lebensweise; der interessanteste von allen aber ist die Krähe. Wohl ist der Dompfaff des Ostens viel größer als der des Westens, der östliche Raubwürger besitzt im Gegensatze zu der westlichen Form einen kleineren Flügelspiegel und behält einen Rest der Jugendzeichnung auf der Brust, das Moorrebhuhn ist kleiner und düsterer, als das der Getreidesteppe, Garten- und Weidenmeise, so ähnlich sie auf den ersten Blick erscheinen, sind nach Stimme, Maßen, Gefiederbeschaffenheit und Nistweise völlig verschiedene Vögel, aber hier handelt es sich um Fälle, die erklärbar sind, für die wir Gegenstücke genug haben, während für den Grund der örtlichen Benennung der beiden Formen der echten Krähe jede Erklärung fehlt. Und so nennt der eine Forscher jede eine Art, der andere verbindet sie zu einer Art, der dritte nennt die Nebelkrähe, der vierte die Rabenkrähe als Stammform, und schließlich ist das ganze Ergebnis das, daß jeder ebensoviel Recht, wie der andere oder ebensowenig hat, und daß die Natur einmal wieder beweist, daß der Artbegriff ein Notbehelf, Systematik eine Eselsbrücke ist.

Lebte östlich der Elbe und in ganz Asien nur die graue Krähenform, so wäre ein Schluß einfach. Die freilebende Dachratte von Südeuropa, Vorderasien und Südafrika ist bräunlich und weißbäuchig, die ihr anatomisch und morphologisch fast gleiche Hausratte, ein Gebäudetier, ist einfarbig schieferschwarz. Die Haubenmeise von Nordostdeutschland ist heller als die westliche Form. Liegt es nicht nahe, danach anzunehmen, daß der Westen als solcher die dunkeln Formen begünstige, entweder wegen seines mehr insularen Klimas oder wegen irgendwelcher schwer feststellbarer Kultureinflüsse? Aber da kommt die Zoogeographie mit der unbequemen Tatsache, daß wohl die Graukrähe über Ostelbien, Schottland, Skandinavien,

Digitized by Google

Rußland und Sibirien faſt unumſchränkt herrſcht, daß ſie aber weiter öſtlich, hinter Tomsk, ihre Herrſchaft mit der Rabenkrähe teilen und am Jeniſſei ganz an ſie abtreten muß, ſo daß in der Mongolei und in China und Japan wieder Schwarz allein herrſcht.

Mit der Theorie von dem Einfluſſe des weſtlichen Klimas iſt es alſo nichts; und da das Unerklärliche das Intereſſante im zoologiſchen Sinne iſt, ſo darf man dreiſt behaupten: unſere Krähe, nämlich die Rabenkrähe, Corvus corone L. und die Nebelkrähe, C. cornix L., oder die Raben- und Nebelkrähe, C. corone = cornix, oder ſchlechthin, die echte Krähe, iſt der intereſſanteſte deutſche Vogel, vom morphologiſchen und zoogeographiſchen Standpunkte aus vielleicht überhaupt der intereſſanteſte der bekannten Vögel. Mögen auch dort, wo die Grenzen beider Formen zuſammenſtoßen, an der hannöverſch-märkiſchen Grenze oder an andern Stellen des Elbgebietes oder ſonſtwo in Europa und Aſien, Miſchehen und Übergänge vorkommen, ſo daß man bei vielen Muſeumsſtücken nicht ſagen kann, ob man eine Raben- oder eine Nebelkrähe vor ſich habe, das ändert die Sache nicht, denn im großen und ganzen heißt es überall: hüben Schwarz, drüben Grau, und die unerklärliche Tatſache, daß es von einer Tierart zwei Formen gibt, die auf verſchiedene, im Grunde dieſelben Lebensbedingungen gewährenden Gebiete beſchränkt ſind, bleibt beſtehen.

Aus der Abneigung, die die Graukrähe gegen das Gebirge zeigt, ſo daß ſie als Wintergaſt bei uns ſo gut wie ganz dem Berglande fernbleibt, und höchſtens durch Schneeſtürme dorthin verſchlagen wird, kann man auch nur auf ſie ſelber den Schluß ziehen, daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach urſprünglich ein reines Steppentier iſt, aber das wäre ein zu waghalſiger Gedankenſprung, ſchlöſſe man daraus, daß die Rabenkrähe eine umgewandelte Hügel- und Berglandsform der Graukrähe ſei. Nur das eine ſteht feſt: der Linnäuſche Artbegriff verſagt hier ebenſoſehr, wie die von dem alten Brehm ſchon begründete, heute aber erſt planmäßig vorwärtsſchreitende Subtilformenforſchung.

Ob grau, ob ſchwarz, es iſt derſelbe Vogel. Unter den Hunderten von Stücken, die auf dem großen Schuttplatze umherſpazieren, ſind einzelne Übergänge zu finden, aber nicht zwei Stücke, die in den Maßen oder in den anatomiſchen Verhältniſſen ſo voneinander abweichen, daß man Artunterſchiede darauf begründen könnte. In der Stimme, in den Bewegungen, im Flugbilde, in der geſamten Lebensweiſe iſt nicht der geringſte Unterſchied zu finden. Ob die Krähe im Emslande oder am Ob, in den finniſchen Schären oder in den Klippenwäldern Dalmatiens horſtet, ob ſie hoch auf Bäumen im deutſchen Walde, auf niederem Gebüſch in der Tundra baut oder gar in der baumloſen Steppe zum Erdbrüter wird, ob ſchwarz oder grau, die eine lebt und benimmt ſich wie die andere, die eine wie die andere iſt

Digitized by Google

K. Hilbert.

Nebelkrähe. Flugbild. Rathenow, Januar 1908.

eben: die Krähe. Wer die Krähe Westfalens kennt, der kennt auch die von Ostpreußen, und wer die russische Krähe beobachtete, wird die der Alpen nicht anders finden.

* * *

Der März geht zu Ende, das Land ist längst schneefrei; Fink und Ammer, Amsel und Haubenlerche leiden keine Not mehr. Die Sonne hat schon Macht bekommen und lockt allerlei Gewürm aus Fallaub und Stammritze.

Der große Schuttplatz vor der Stadt hat aber immer noch seine Gäste. Dünner sind die Flüge der Krähen geworden; die Rückwanderung der Graukrähen hat schon begonnen und auch von den Rabenkrähen fand sich manche zu ihrem Brutgebiete zurück.

Ein Teil aber blieb dem Schuttplatze noch treu. Jeden Morgen stellen sich die Flüge ein, jeden Abend streichen sie nach ihrem Schlafwalde zurück, den rosenroten Himmel mit schwarzen Flecken bedeckend und mit heiserem Gekrächze die Lieder der Singdrosseln unter sich in den Wäldern überschreiend.

Über Mittag aber, wenn die Sonne am wärmsten ist, kommen sie auf zärtliche Gedanken. Auf einem alten Blecheimer sitzt eine Nebelkrähe, streckt den Hals lang nach vorne, sträubt die Kehlfedern, reißt den Schnabel auf und ruft gurgelnd: „Gulak, Gulak, Gulak!"

Zwei Rabenkrähen taumeln wie betrunken in der Luft umher, rufen „Kru" und „Kru" und stechen sich, als wenn es um einen besonders fleischreichen Knochen ginge, aber es ist nicht Futterneid, sondern Zärtlichkeit, das sie dazu bringt, sich so unklug zu benehmen.

Überall klingt es: „Terr, Err, Kerr", und dann wieder „Arr, Karr, Harr", und hinterher: „Kra, Krah, Harrah", und hier und da und dort wirbelt ein Paar in der Luft umher, steigt, fällt, schießt dahin, schwebt im Minnefluge.

Im freien Felde liegt ein Teich und um ihn erheben sich sechs hohe Schwarzpappeln. In jeder von ihnen sitzen Krähen. Eine Rabenkrähe balzt: „Gulk, gulk, gulk". Eine Nebelkrähe fällt mit tiefem „Gulak, Gulak" ein. Eine andere Rabenkrähe steckt bald den Schnabel in die Luft, bald nach der Erde hin, legt den Kopf jetzt auf den Rücken, nun auf die Seite, ihn bald öffnend, bald schließend.

Sie singt. Ihr Gesang ist nicht so schön, wie der der Graudrossel, der vom Walde herüberschallt, nicht so gut, wie der der Amsel dort in dem Baumgarten, ja noch lange nicht so gut, wie der des Finken, der unter ihr in der Pappel aus Leibeskräften seine Strophe schmettert, aber für eine Krähe ist es eine ganz gute Leistung. Wenn nicht allzu viele Schnarr- und Schluchzlaute darin wären und etwas mehr Kunstpausen, als gerade nötig sind, und wenn nicht einige Töne darunter wären, von denen man nicht weiß, ob sie mehr an einen Bauchredner oder an einem Menschen, dem äußerst schlecht geworden ist, erinnern, so könnte man es wirklich beinahe einen Gesang nennen.

So aber ist es doch wohl mehr ein Schnalzen in der Art, wie es Häher und Pfingstvogel und die Würger lieben, ein formloses Gemisch quirlender, schnalzender, krähender, rasselnder Laute, so leise, so bescheiden, daß der, der es noch nie hörte, nicht auf den Gedanken kommt, daß eine Krähe der Sänger sei. Aber schon schließt die Sängerin mit einem lauten Krächzrufe und streicht ab, ihr Weibchen mit sich nehmend. Die große Gesellschaft paßt ihnen nicht mehr; sie haben das Bedürfnis, allein zu sein.

Drei Meilen von der Stadt entfernt liegt ein gewaltiger Wald, von einem breiten Bache durchflossen, an der einen Seite von Ackerland, an der anderen von Wiesen, Weiden und Moor begrenzt, reich an Blößen und Kulturen, von mächtigen Schneisen zerschnitten, alte und junge, Laub- und Nadelbestände aufweisend, zum Teil flach, zum Teil hügelig, von tiefen

Digitized by Google

K. Hilbert. *Rathenow, Januar 1908.*

Nebelkrähe, abſtreichend.

und flachen Gräben durchſetzt, ſandige Höhen und bruchige Senkungen bergend, bunt an Pflanzen- und Tierleben.

Auf den Wieſen tummeln ſich Kiebitz und Bekaſſine, an den quelligen Stellen wurmt die Schnepfe. Das Gelächter des Schwarzſpechtes und das Gekicher des Turmfalken übertönt das Knurren des Taubers und das vielſtimmige Konzert unterſchiedlicher Singvögel, in der Dickung ſtehen die Rehe, an Haſen mangelt es nicht und Kaninchen ſind auch da, und an Fröſchen und Käfern iſt Überfluß. Da kann ein Krähenpaar es ſchon aushalten, und auch mehrere.

Gerade auf den Wald ſtreicht das Krähenpaar zu, aber hundert Schritte davor biegt die eine ab, ſtößt einen Warnruf aus und ſteigt empor und die andere macht ihr das alles nach. Höher, immer höher ſteigt das Paar, ſchwebt über den Wald hin und äugt unter ſich. Und dann ſtoßen beide gellende Warnelaute aus und rudern haſtig weiter, denn an der Waldkante entlang geht der Hegemeiſter mit ſeinem Schweißhunde.

Bei einem großen Windbruche baumen die Krähen auf. Sie weiß es beſtimmt, das Weibchen, daß hier etwas nicht in Ordnung iſt. Denn die alte Samenfichte, in dem ſie drei Jahre hintereinander gehorſtet hat, ſteht wohl noch da, aber ringsumher iſt es kahl geworden. Einige Wurfböden liegen noch umher und allerlei Aſtholz, aber der Beſtand ſelbſt iſt bis auf einige Überhälter verſchwunden. Alſo wird man einen neuen Horſtbaum ſuchen müſſen, denn mitten auf der blanken Blöße zu brüten, das iſt doch zu gefährlich.

Vorläufig eilt das aber noch nicht. Deshalb erſt einmal nach dem Bache hin, wo es allerlei gute Dinge gibt. Sieh da, ſieh da, auch heute iſt da etwas. Ein dreipfündiger Hecht iſt mit dem Hochwaſſer in den Graben geſchwommen und zappelt nun hinter dem Verhau, das angeſchwemmtes Aſtwerk und Geniſt bildet, elend umher. Rechts und links von dem Graben fußen die Krähen auf den Zweigen und äugen mit langen Hälſen hinunter. Platſch! Der Hecht macht einen Satz, daß der Schlamm laut quatſcht. Die Krähen flattern entſetzt fort, denn ſie erſchraken zu ſehr. Aber ſchon ſind ſie wieder da. Eine fliegt an den Grabenbord. Hops, macht der Hecht einen Sprung in die Höhe und die Krähe einen zur Seite.

Jetzt kommt auch die andere. Mit viel Kopfverrenkungen und Halsverdrehungen gehen ſie bis dicht an das ſchlammige Waſſer. Der Hecht liegt wie tot da, ab und zu nach Luft ſchnappend. Ob ich es wage? denkt die eine Krähe und ſchreitet in das Waſſer hinein. Einen fürchterlichen Hieb läßt ſie auf das Genick des Fiſches herniederſauſen und fährt ſofort zurück, aber doch nicht ſo weit, daß ſie nicht ein gutes Teil von der roſtbraunen Brühe abbekäme, die der Schwanz des Fiſches umherſtreut.

Aber jetzt liegt er ſtill. Die andere Krähe wackelt heran. Das ſaß! Mitten in das eine Auge fuhr ihr Schnabel. Hoch wirft ſich der unglückliche Fiſch empor, und die Krähen weichen zurück, aber ſobald er wieder liegt, trifft ein Schnabelhieb ſein linkes Auge, daß er geblendet iſt. Er ſchießt nach rechts, er fährt nach links, und jedesmal, wenn er an das Ufer kommt, trifft ihn ein ſicherer Hieb. Jetzt bleibt er auf der Seite liegen und öffnet verendend den Rachen. Es regnet Schnabelhiebe. Noch ein Sprung, ein wildes Plätſchern, und dann dreht er den weißen Bauch nach oben.

So, das wäre gemacht! Aber bei der ſchweren Arbeit hat man ganz vergeſſen, aufzupaſſen, ob die Luft rein iſt. Das Krähenmännchen ſchwingt

Digitized by Google

ſich in die Eiche und ſpäht umher, fliegt dann auf die Spitze der Fichte gegenüber, äugt rechts und links den Bach hinauf und hinab, ſteigt empor und überſieht die Geſtelle und taucht wieder in das Aſtgewirr hinab. Da unten iſt das Weibchen ſchon mitten in der Arbeit. Es hat ſolange unter der Kiemenſpalte herumgehackt und -gezerrt, bis die Haut zerriß. Leber iſt das Feinſte, was es auf der Welt gibt, aber das Allerfeinſte iſt doch Hechtleber, vorausgeſetzt, daß es keine Quappenleber gibt, denn das iſt die Höhe der Gefühle.

H. Schumann. *Bismark i. Altm., Oktober 1905.*

Nebelkrähe. Flugbild.

„Cherr," ſagt das Männchen leiſe, und das heißt: „Laß mir auch etwas übrig!" Das Weibchen hat dazu keine Luſt und beſieht für ſeine Happigkeit einen Schnabelhieb. Nun langt das Männchen in die Bruſtöffnung und zerrt die Leber hervor, und das Weibchen reißt das Herz heraus, verſchlingt es, flattert empor, um nachzuſehen, ob nicht unterdeſſen der Hegemeiſter mit ſeinem Schießgewehre näher gekommen iſt. Aber weit und breit iſt nichts zu ſehen, als der alte Bock, der ſein Baſtgehörn ſpazieren führt, und auf dem Ende der Schneiſe der Haſe, der da junges Gras mümmelt. Und wenn

Digitized by Google

auf dem einen Ende des Geſtelles ein Reh und auf dem anderen ein Haſe ſich vertraut äſen, dann iſt dazwiſchen alles in Ordnung. Man kann alſo getroſt weiter veſpern.

Hecht iſt ganz entſchieden beſſer, als ein alter Knochen mit wenig daran und viel Aſche darum und Dutzenden von neidiſchen Schnäbeln in der Nähe, ganz entſchieden iſt er beſſer. Es iſt nur ſchade, daß er bloß eine Leber und ein Herz hat. Aber das Rückenfleiſch iſt auch nicht zu verachten, obgleich das Bauchfleiſch noch zarter iſt. Ganz vorzüglich aber iſt das Gehirn; viel gibt es davon nicht, aber der Geſchmack iſt faſt ſo gut, als der von halbbebrüteten Kiebitzeiern oder nackten Jungmäuſen.

Aber was war das da eben? Das klang ja beinahe, als wenn der Häher warnte. Tatſächlich, es iſt der Häher; er warnt gefährlich. Darum von der Erde weg auf einen ſicheren Aſt. Hier iſt irgend etwas nicht in Ordnung. Der Bock hat mit dem Äſen aufgehört und tritt in den Beſtand, der Haſe macht einen Kegel und jetzt ſetzt er über den Graben. Aber der Förſter iſt nirgendswo zu ſehen. Was mag nur los ſein, daß der Häher ſo fürchterlich ſchimpft? Ach ſo, Reineke Rotvoß, der Schleicher iſt es? Da taucht er auf der Brücke auf und prüft den Wind, und jetzt ſchnürt er unter dem Winde gerade auf den Hecht los.

Das geht nicht, geht auf keinen Fall! Das wäre ja noch ſchöner. Erſt quält man ſich eine volle Stunde mit dem Fiſche ab und nun ſoll man ihn loswerden? „Karr“ und „Kerr“ erſchallt es über dem Fuchſe. Verdutzt bleibt er ſtehen und äugt falſch nach oben. Dann ſchnürt er weiter. Und wieder krächzt es und ehe er es ſich verſieht, hat er einen Stich weg und jetzt wieder einen und während er wild nach links ſchnappt, hat er rechts noch einen Schmiß fort und das Gekrächze wird immer ſchlimmer, denn nun ſind es ſchon vier Krähen und wer weiß, ob nicht bald ſechs oder acht da ſind. Mit einer mächtigen Flucht taucht der Fuchs in der Dickung unter.

Die vier Krähen ſitzen rechts und links von der Schneiſe auf den Äſten und verpuſten ſich. Dann ſtiebt das eine Paar ab und das andere kehrt zu dem Hecht zurück. Im Holze fällt ein Schuß und wütendes Krähengeſchrei folgt darauf. Das Krähenpaar ſteigt über den Wald und kreiſt. Da unten im Bruche kreiſt ein Krähenmännchen und kreiſcht jämmerlich, und durch das Bruch geht der grüne Mann mit ſeinem roten Hunde und an ſeinem Rucksacke baumelt etwas Blankes, Schwarzes hin und her. Hoch über ihm kreiſt ſchrecklich krächzend das Männchen.

Langſam rudernd folgt das Krähenpaar bis an die Waldkante nach und baumt dort auf. Der Mann und der Hund verſchwinden in der großen Wieſe, hinter der das Dorf liegt. Da fliegt das Paar zurück. Das verwitwete Männchen geſellt ſich zu ihm. Es tut anfangs ſo, als läge ihm nur an der Geſellſchaft etwas, aber das andere Männchen weiß, mit welchen Plänen es

Digitized by Google

K. Spengler.

Junge im Neſt. Rothehütte, Mai 1908.

umgeht und ſobald es nahe kommt, ſticht es nach ihm. Das Gequarre iſt bald hier, bald da im Walde, bald über den Kronen, bald im Geäſte, jetzt auf der Wieſe und nun im Bruche. Schon hat der Kauz gerufen, die Graudroſſel ſtellte ihr Singen ein, kein Rotkehlchen tickt mehr im Unterholze, die Himmelsziegen meckern ſchon über der Wieſe, der Mond ſteht auf dem Walde, und immer noch geben die Krähen keine Ruhe. Das rechtmäßige Männchen jagt ſein Weibchen vor ſich her und in den dickſten Fichtenbeſtand hinein, aber er wird den Nebenbuhler nicht los und ſo müde es auch iſt, es muß ihn immer abwehren. Erſt als Wolken ſich über den Mond ſteigen, hört der Lärm auf.

Ein grauer Morgen kommt herauf; die Luft iſt weich und warm. Morkend und pfuitzend ſtreicht eine Schnepfe über die Blöße. Langſam ziehen die Rehe das Geſtell entlang. Laut heult der Kauz. Irgendwo in den hohen Föhren ſchläft das Krähenpaar, aber der Krähenwitwer iſt ſchon wach. Er ſitzt auf dem Wipfel der Eiche und hält Umſchau nach dem Paare, denn er denkt den Kampf um das Weibchen fortzuſetzen. Es wird

F. Heatherley. *Schottland, Mai 1906.*

Nebelkrähe, die Jungen fütternd.

heller und heller. Die Rotkehlchen ticken überall, die erſte Droſſel pfeift, die Himmelsziegen hören mit ihrem Gemecker auf. Dem Krähenwitwer wird das Warten zu langweilig. Er ſtreckt den Kopf vor, bläſt die Kehle auf und wirft ſeinen hohlen Balzruf in die Stille. Ein ſanftes „Arr" und ein wütendes „Err" antwortet ihm aus den hohen Föhren. Er wirft ſich von ſeinem Aſte und ſchwebt über die Lichtung. Noch iſt er nicht in der Mitte, da löſt ſich ein brauner Wiſch aus der Eiche und flattert hinter ihm her. Ein jämmerliches Angſtgeplärre ſtößt er aus, denn er fühlt die acht Krallen des Habichtes in ſeinen Weichen. Sein Angſtruf findet doppelten Widerhall.

F. Heatherley. *Schottland, Mai 1906.*

Junge, nahezu flügge Nebelkrähen im Neſt.

Fort iſt alle Eiferſucht, aller Haß bei dem Krähenmännchen, ſauſenden Fluges, laut um Hilfe ſchreiend, ſtreicht es heran und hinter ihm her folgt das Weibchen. Mit todhaßwütendem Quarren haſſen beide auf den Habicht und hetzen ihn durch den Wald. Von der Wieſe, von dem Moore, von den Weiden kommt Zuzug; alle die Krähen, die in dem Walde ſchliefen und auf der Fahrt nach dem großen Schuttplatze vor der Stadt waren, wenden um und eilen herbei. Aus hundert ſchwarzen Schnäbeln klingt das haß-erfüllte Arr, Err und Örr und laut tönt das Sauſen und Brauſen der vielen Schwingen über dem Forſte.

Dem Habicht wird schwül. Er flattert niedrig über den Boden im Altholze hin und sucht ein Versteck. Wo die vier jungen Fichten sich eng aneinander drängen, fällt er ein und schlüpft unter, die tote Krähe fest im Griffe haltend. Aber den Krähen entgeht er nicht. Err, klingt es hier, Arr, tönt es da, und rund um den Busch krächzt und quarrt und saust es hundertfach. Eine kleine Weile hält er den Lärm aus, dann aber fällt er ihm auf die Nerven und plötzlich bricht er hervor und stiebt der Kieferndickung zu. Aber ein Dutzend Krähen verlegen ihm den Weg und zwingen ihn, umzukehren, und dort ist wieder ein Dutzend und dort noch eins. Am Fuße der alten Eiche flattert er nieder, immer noch die Krähe im Fange haltend. Sein krummer Schnabel ist weit offen, seine bunte Brust geht auf und ab, seine Flügel sind gespreizt, sein Stoß weit gefächert. Err, da hast du eins! Arr, und noch eins! Örr, und das von mir! Kerr, und eins von mir dazu! Dicht über seinen Kopf hin saust es unaufhörlich, und seine gelben Augen gewahren nichts, als ein betäubendes Geflatter von schwarzen, gespreizten Schwingen und einen Wirbel blanker Leiber. Überall Krähen, in der Luft, am Boden, auf den Bäumen, und in jedem Augenblicke werden es mehr.

Er sieht es ein, hier hilft ihm nur die Flucht. Mit jähem Rucke schwingt er sich auf und streicht erst niedrig über den Boden hin, steigt dann und sucht die dichte Fichte zu gewinnen. Aber vier Krähen kommen ihm entgegen und er macht einen Bogen nach der Föhrendickung. Aber auch dort geht es ihm nicht besser und wieder muß er herunter und an dem Stamme der Fichte Rückendeckung nehmen. Drei, vier, fünf, ein ganzes Dutzend, der schwarzen Rächer sitzen um ihn herum auf dem Boden und in den Zweigen und schreien ihn mit heiseren Stimmen an, und über ihm schreit und saust und hinter ihm kreischt und braust es. Da läßt er seine Beute fahren, schwankt im Zickzack um die Stämme und stürzt sich in das krause Astwerk einer Föhre, um in demselben Augenblicke im Donner des Schusses herabzustürzen. Er war dem Hegemeister gerade vor das Rohr gekommen. Der hörte die wilde Jagd herankommen und drückte sich hinter einen Stamm.

Mit Entsetzensgeschrei stiebt das Krähenvolk auseinander, kreist lärmend noch einige Zeit über dem Forste und verteilt sich. Das eine Paar aber strebt dem Bache zu, um den Rest des Hechtes zu verzehren. Aber es ist nichts mehr zu finden; über Nacht war der Iltis da und hat blanken Tisch gemacht. So geht es denn nach den Wiesen. Da gibt es Mäuse und Maulwürfe und wenn die nicht zu finden sind, Frösche. Die Tümpel sind voll von laichenden Taufröschen. Ruhig und besonnen spazieren die beiden Schwarzröcke in der Wiese umher. Da ist eine Raupe und hier ein Käfer und dort ein Wurm und da wieder einer, und da hüpft ein junges Moorfroschmännchen, den Kopf voll von Liebesgedanken; sie alle sterben einen

Rudiger Reichenbach, 10. März 1908.

Nebelkrähe auf Aſt.

ſchnellen Tod. Aber was iſt das da? Bewegte ſich dort nicht die Erde? Ganz vorſichtig und doch ſchnell geht die Krähe näher, bis ſie dicht an dem Maulwurfshaufen iſt. Mit ſchrägem Kopfe ſteht ſie da und lauert. Jetzt bewegt ſich die Erde wieder, der Haufen vergrößert ſich und mitten darin taucht ein roſenrotes Schnäuzchen auf. Gerade als es verſchwinden will, hackt der ſpitze Schnabel zu und reißt den Maulwurf heraus. Heftig ſtrampelt er, aber es hilft ihm nichts. Die Klauen der Krähe greifen ihn und drei ſichere Hiebe mit dem Schnabel machen ihm den Garaus. Auf dem Aſte der breitkronigen Eiche wird er verſpeiſt.

Die andere Krähe wackelt an dem Waldgraben entlang. Ein halbwüchsiges Waldmäuschen hat schon daran glauben müssen und nach ihm eine junge Waldeidechse, die heute zum ersten Male nach langem Winterschlafe die Sonne sah. Aber was ist das da in dem welken Laube unter dem Weißdornbusche? Ein graubraunes Wollklümpchen, sogar zwei! Hick hack, hick hack, ist die Krähe beim bösen Werke. Ein jämmerliches Quietschen

M. Steckel. *Ostpreussen, 9. November 1908.*

Nebelkrähe auf Treibeis Futter suchend.

ertönt und sofort ist die zweite Krähe auch da. Hick hack, hick hack. Aus ist es mit den beiden frischgesetzten Junghäschen. Gestern Fisch, heute Hasenbraten. Ach ja, es läßt sich hier schon ganz gut leben. Noch acht Tage, dann legen die Kiebitze. Sie machen freilich einen schrecklichen Lärm, nimmt man ihnen die Eier fort, aber das wird man allmählich gewöhnt. Und was noch sonst alles im Walde brütet! Da ist die Singdrossel und die Amsel und der Fink und die Ammer, und im Moore sind Pieper und Bekassine und, nicht zu vergessen, das Birkhuhn und die Krickente. Und im Walde

gibt es Blindschleichen, Glattnattern und Kreuzottern, die alle ganz gut schmecken, und wenn im Bache die dummen Neunaugen laichen, ist es ein Hauptspaß, sie samt dem Steinchen, an dem sie festsitzen, an das Ufer zu zerren. Auch Schmetterlinge gibt es mit Leibern, so dick, wie eine junge Maus, und Käfer, fett wie Schnecken, und unterschiedliche Arten von Mäusen. Ja, es ist ein vorzüglicher Wald, dieser Wald hier, ein wahrer Prachtwald.

M. Steckel. *Ostpreussen, November 1908.*

Nebelkrähe auf Treibeis.

Nur vor dem Förster muß man sich zu wahren wissen, denn der ist noch gefährlicher, als Fuchs und Habicht.

Aber dafür ist er auch meist so unvernünftig grünspangrün angezogen, daß eine halbwegs geweckte Krähe ihn schon von weitem äugt. Und auch dann, wenn er Walduniform anhat, kennt man ihn leicht, denn sein Gesicht leuchtet weithin im Walde und seine Flinte blitzt noch weiter in der Sonne. Das aber, was da ankommt, das ist einer von den Menschen, die keiner Krähe etwas tun, denn er geht schnell und flötet dabei. Und

der große Raubvogel, der dort angesegelt kommt, ist ein ganz ungefährlicher Bussard. Aber deswegen kann man ihn doch fortjagen. Laut quarrend hassen die Krähen auf den Mäusejäger, treiben ihn über die Wiese und kehren dann zurück. Es war nur einer von den Späßen, die sie sich gern erlauben. Auch der Hund, der da herumbummelt, hat dort nichts zu suchen. Also: auf ihn! Schon macht er, daß er nach dem Dorfe kommt.

Sieh, sieh, also darum schnüffelte Spitz dort umher! Er hat ein Junghäschen gewittert. Nun, das können Krähen noch besser gebrauchen, als ein Hund. Aber es kann schon hübsch laufen und drückt sich in das Eichengestrüpp. Hick, hack! Es geht ja schwer, die Schnäbel durch das Gezweig zu bringen, aber Ausdauer führt zum Ziele. So, der Hieb saß! Jämmerlich klagt der Kleine. Aber was ist das da, was da angestoben kommt? Wahrhaftig, die Alte! Nun wird der Fall verwickelt, denn so eine Hasenmutter versteht niederträchtig zu trommeln. Da fliegen schon eine Feder, und da noch eine. Tatsächlich, es ist keine Möglichkeit, an den Junghasen heranzukommen, einmal der Zweige wegen, und dann, weil die Alte ihn deckt. Aber horch, klagt drüben an dem Teiche nicht noch ein Junghase? Es ist so. Also dahin! Halt, halt, zurück, es ist der Grünrock! Aber da donnert der Schuß schon, wie ein schwarzer Lappen fällt das Krähenmännchen auf die Wiese und das Weibchen fuchtelt mit Angstgetöse von dannen.

„Gelichter!" brummt der Förster, hängt die Krähe in den Hühnergalgen und geht heim. Abends ist er wieder draußen mit seinen Söhnen und baut sich aus Fichtenzweigen einen dichten Schirm um vier Pfähle, und am Morgen sitzt er darin und davor auf der Juhle, mit den bernsteingelben Glotzaugen um sich spähend, Hans, der Uhu. Ein Häher flattert über die Wiese, äugt die Eule, baumt in der Eiche auf und schimpft mörderisch. Endlich streicht er ab. Ein Brachvogelpaar kommt flötend angeschwebt, haßt auf den Uhu und zieht weiter. Ein Krähenpaar rudert in hoher Luft dahin, wendet, kreist, krächzt Mord und Brand, stößt auf den Uhu und baumt auf. Ein Doppelschuß erdröhnt und beide stürzen in die Wiese. Eine einzelne Krähe streicht vorüber, äugt den Uhu, stößt ein Angstgekreische aus und macht, daß sie fortkommt. Der Förster lacht in seinen Bart hinein; er weiß, daß es eine alte Standkrähe ist, die ganz genau Bescheid weiß, daß der Uhu schießen kann. Aber jetzt kommt ein Krähenpaar angestrichen und stößt auf den Uhu. Die eine fällt im Feuer, die andere verliert zwei Schwanzfedern und rettet sich mit Angstgekrächze in den Wald.

Es ist das Weibchen, das vorgestern den Hecht und gestern die Junghasen entdeckte. Zwei Tage bleibt es ledig, am dritten hat es ein Männchen. Es ist keine Rabenkrähe, dafür hat es am Rumpfe zu viel Grau, und es ist auch keine Nebelkrähe, denn das Grau ist zu trübe. Es ist ein Bastard. Seine Mutter war eine Rabenkrähe, sein Vater eine Nebelkrähe, die aus

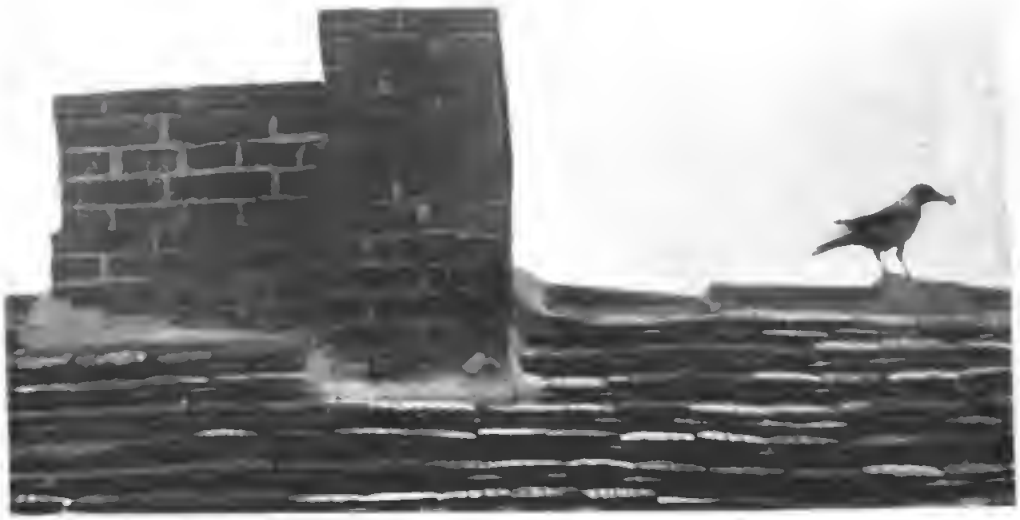
Digitized by Google

irgendeinem Grunde diesseits der Elbe blieb und sich eine schwarze Gefährtin suchte.

Das Bastardmännchen ist ein Oberschlauberger. Seine Frechheit ist geradeso groß, wie seine Vorsicht. Es stiehlt dem Oberholzhauer sein Butterbrot und geht schon auf tausend Schritte ab, wenn der grüne Rock des Försters auftaucht, aber es geht zwei Fuß hinter dem pflügenden Knechte her und liest die Engerlinge, Drahtwürmer und die Eulenpuppen auf, die die Pflugschar zutage bringt. Es belästigt den Habicht solange, bis der es vorzieht, nicht mehr in dieser Ecke zu jagen, und es paßt scharf auf die Kiebitze auf, und ehe sie es sich versehen, hat er das Gelege gefunden und frißt die Eier aus. Selbst beim scheußlichsten Regenwetter und beim eisigen Ostwinde weiß es Nahrung zu finden.

So paßt es gut zu dem schwarzen Weibchen, das sehr klug veranlagt, aber ein Jahr jünger und darum unerfahrener ist, und wenn auch zwei Rabenkrähenmännchen es ihm eine ganze Woche lang streitig machen, seine Unverschämtheit treibt sie schließlich in die Flucht. Nun gibt es gegen Mittag ein seltsames Leben in dem sumpfigen Erlenbestande bei dem Bache. Quarrend und schnalzend treibt die graue Krähe die schwarze, bis sie sich gibt, und dann gaukelt das Männchen um sie herum, schnalzt ihr seinen sonderbaren Singsang vor und macht sich mit Schnabelklappen und Schwingengeschwirre so niedlich, wie es nur kann.

Der alte Bock, der hier seinen Stand hat, äugte erst ganz verdutzt, als das Geflügel und Geflatter über ihm losging, aber er gewöhnte sich schnell daran. Etwas unheimlicher aber wird es ihm, als es einige Tage darauf immer knick, knick geht, gerade als wenn ein Menschenfuß beim leisen Pürschen ab und zu einen dürren Stengel abträte. Das sind die beiden Krähen, die von Baum zu Baum fliegen und bald hier, bald da einen Zweig abbrechen. Das machen sie so heimlich und geräuschlos, als handele es sich um ein schweres Verbrechen, und es sind doch nur wertlose Erlen- und Birkenreiser, und keine Tragreiser von Edelobst, wie sie die Krähe, wo sie sie haben kann, mit Vorliebe zum Unterbau für ihren Horst nimmt. Aber auch an das leise Abknicken gewöhnte sich der Bock sehr bald und in wenigen Tagen fand er heraus, daß die neue Nachbarschaft für ihn von Nutzen sei. Es ist ja der Zaunkönig da, das Rotkehlchen, der Laubvogel, die Weidenmeise, die Singdrossel, die Amsel und der Häher, die ihm alle jeden Menschen anzeigen, aber auf keinen von ihnen ist soviel Verlaß, wie auf die Krähen. Da ist nichts auf eine Viertelmeile im Umkreise, das ihnen entgeht und das sie nicht vermelden. Jeden Menschen, der sich blicken läßt, verkündigen sie, aber auf unterschiedliche Art. Die Waldarbeiter und die Kinder, die Dürrholz lesen, werden anders angesagt, als der Käfersammler, denn er ist den Krähen fremd, und anders ist der Ruf, der den Gendarm offen-



R. Hilbert. *Rathenow, Februar 1909.*

Nebelkrähe.

bart, der ab und zu durch den Wald geritten kommt. In dem Arr oder Krah, mit dem diese Leute gemeldet werden, liegt weiter nichts, als die Feststellung einer mehr oder minder bemerkenswerten Tatsache; läßt sich dagegen der Forstläufer blicken oder der Hegemeister oder gar der Forstmeister, der schon seit drei Jahren den alten Bock waidwerkt, dann klingt der Warnruf so gellend, daß der Bock sofort Bescheid weiß. Aber die Krähen haben auch wieder von dem Bocke Nutzen, denn er hat einen Sinn mehr als sie, die Nase, und wenn der Hegemeister sich auch noch so vorsichtig unter dem dichten Gezweige der Fichten heranpürscht, um zu sehen, ob er nicht die Krähen beschleichen kann, die ihm das Fasanengelege plünderten, des Bockes dröhnender Baß verrät ihn. Außerdem sind noch die hellsichtigen Tauben da, die mit klatschendem Flügelschlage abreiten, naht sich irgend etwas Verdächtiges dem Bruche.

So können die Krähen in Muße in der hochschäftigen, dichtkronigen Kiefer, die sich zwischen den Erlen und Birken erhebt, ihren Horst bauen und ungestört ihre Eier ausbrüten und in Frieden ihre Jungen groß-

R. Hilbert. Rathenow, Februar 1909.

Nebelkrähe.

ziehen, zumal es an Futter nicht gebricht. In dem Bruche selbst und an den Rändern der Gräben wimmelt es von grünen und braunen Fröschen, da schlüpfen mehrere Arten Mäuse, auf den Gestellen sind vielerlei Heuschrecken und Käfer und das Unterholz birgt eine Menge von Nestern mit leckeren Eiern und fetten Jungvögelchen. Die Felder, Wiesen und Weiden vor der Forst wimmeln von allerhand Getier und in den Brüchen und Mooren ist noch mehr davon zu finden. Das Krähenpaar hat es leicht, seine Jungen satt zu bekommen, und fortwährend fliegen die Alten auf und ab und schleppen Atzung heran, den Mistkäfer wie die Maus, die Eidechse und die Kreuzotter, den jungen Kiebitz und die eben ausgeschlüpfte Krickente, und die Jungen wachsen und gedeihen und sind in wenigen Wochen so groß, daß sie den Nestrand ganz platt getreten haben. Noch einige Wochen später sitzen sie schon in den Zweigen der Kiefer und flattern bald den Alten etwas entgegen, bis der Tag kommt, daß sie den Horst verlassen und mit unsicheren Flügelschlägen in schrägem Fluge über das Bruch hinflattern. Für zwei von ihnen ist der erste Flug der letzte; das eine schlägt

der Habicht, das andere reißt der Fuchs. Die drei anderen aber, eine ſchwarzgraue, wie der Vater, und zwei kohleſchwarze, wie die Mutter, kommen glücklich davon.

Nun hebt ein herrliches Leben an. Den Morgen und den Vormittag lernen die Jungen unter Führung der Eltern auf den Wegen und Wieſen ſich ihre Nahrung ſuchen. Anfangs iſt das recht ſchwer, denn der Heuhüpfer kann mächtig ſpringen, die Fröſche ſind ſcheußlich flink und die Maus iſt immer

K. Hilbert. *Rathenow, Februar 1909.*

Nebelkrähe im Schnee laufend.

gerade da geweſen, wo der Schnabel eben hinhackt, die Blindſchleiche hält ſich im Graſe ſchrecklich feſt und die Eidechſe iſt ſchon längſt verſchwunden, ehe man ſie recht gewahrt hat. Manche Dinge ſieht man überhaupt nicht. Da liegen in einem runden Loche im Graſe fünf kleine runde buntgeſprenkelte Steine. Steine ſchmecken nicht, alſo läßt man ſie liegen. Aber die Mutter holt einen hervor, beißt ihn durch und ſiehe da, es iſt etwas Weiches darin, das ganz ausgezeichnet ſchmeckt. Dann liegt da auf dem Sandwege ein hartes, rundes, ſchwarzes Ding, das ſich gar nicht bewegt. Wer kann

Digitized by Google

M. Steckel.

Nebelkrähen, auf Treibeis Futter suchend. *Ostpreußen, November 1908.*

es wiſſen, daß es ein Pillenkäfer iſt? Der Vater, und nun wiſſen es die Jungen auch. Und Eidechſen fangen, das iſt gar nicht ſo ſchwer. Man wartet, bis ſie in ihr Sandloch geſchlüpft iſt, und dann ſtellt man ſich ſo, daß man ſeinen eigenen Schatten hinter ſich hat, und rückt und rühret ſich nicht, und wenn es eine Viertelſtunde dauert. Sobald ſie aber herauskommt, wupps, zugehackt, und man hat ſie. Ebenſo iſt es mit der Maus und mit dem Maulwurf iſt es ähnlich, nur daß man bei dieſem darauf achten muß, wo

M. Behr. *Cothen, Februar 1909.*

Nebelkrähe. Spur im Schnee.

ſich das Fallaub oder die Erde bewegt. Anders iſt es wieder mit den jungen Lerchen, Piepern, Bekaſſinen und Kiebitzen. Die ſind auf einmal verſchwunden, als wären ſie in die Erde gekrochen. Aber wenn man genau zuſieht, dann liegt hier ein Ding, das ſieht wie ein verſchimmeltes Stück Schafdung aus, und faßt man zu, dann hat man einen Jungvogel.

Noch vielerlei gibt es, was die Jungen lernen müſſen. Die großen Tiere, die auf zwei Beinen gehen, ſind ſehr gefährlich, denn das ſind Menſchen. Manche ſind harmlos, aber ſo genau kann man das nie wiſſen.

Wenn sie beim Gehen Lärm machen oder auf Wagen sitzen, sind sie meist unschädlich, und auch alle die, die unten breiter als oben sind, und von deren Beinen man nur kleine Stücke sieht, haben nichts zu bedeuten. Man tut aber immer gut, sie nicht auf mehr, als auf hundert Flügelschläge herankommen zu lassen. Die einzigen Menschen, denen man trauen kann, das sind die, die hinter zwei Pferden das Feld auf und ab gehen und den Boden wund machen, so daß allerlei Getier zum Vorscheine kommt, und auch die, die im Walde graben oder Bäume umhacken, sind im allgemeinen nicht zu fürchten. Aber die, die grün aussehen und auf der linken Schulter etwas Blankes und hinter sich meist einen Hund haben, das sind die allerschlimmsten und jede anständige Krähe hat die Pflicht, es weit und breit anzusagen, wenn ein grünröckiger Mensch in Sicht kommt. Man ist nie vor ihnen sicher und wo irgendein Busch oder ein Strauch oder ein Graben ist, da muß man, wenn man beim Mausen oder Nestersuchen ist oder sonst etwas vorhat, ab und zu in die Höhe fliegen und spähen, ob nicht in dem Graben oder hinter dem Busche ein solcher Mensch ankommt. Außerdem hat man sorgfältig auf das Benehmen aller klugen Tiere acht zu geben. Solange der Bock sich äst und der Hase rund ist, ist die Luft rein; wenn aber der Bock aufwirft und der Hase lang wird, ist irgend etwas nicht in Ordnung. Da, wo die Grille zirpt oder der Frosch quarrt, ist keine Gefahr; wenn aber die Tauben sehr laut abstreichen, wenn ein Vogel warnt oder der Häher oder der Specht oder der Kiebitz Lärm schlägt, dann ist irgend etwas in Unordnung, und wenn der Hase oder der Bock plötzlich wegläuft oder der Bock laut schimpft, dann ist die Sache sehr bedenklich.

Es ist unglaublich viel, was eine junge Krähe alles lernen muß, ehe sie ohne die Eltern in der Welt fertig werden kann. Es ist zum Beispiel ganz ungefährlich, um die Zeit, wenn die Bauern alle auf der Wiese beim Heuen sind, zwischen ihnen herumzugehen und nach Jungmäusen und Käfern zu suchen. Dagegen muß man, wenn man sich im Dorfe Kirschen holen will, sehr dabei vorsehen. Manchmal steht ein Mensch auf dem Felde und rührt sich nicht; dann ist es gar kein Mensch, sondern eine Vogelscheuche, aber man tut doch gut, alles, was ungefähr wie ein Mensch aussieht, erst lange Zeit zu beobachten. Wenn ein Mensch sich auf dem Felde zu schaffen macht und geht fort und man findet dort nachher ein Stück Fleisch, das ist immer hochverdächtig. Findet man im Walde eine Eule, so darf man sie soviel plagen, wie man will; sitzt aber auf freiem Felde die große Eule auf einem Pfahle, so ist die Sache faul, denn diese Eule kann schießen. Wenn man zu mehreren ist, muß man den Habicht fortjagen; ist man allein, so tut man gut, sich zu verstecken.

Das alles und noch viel mehr lernten die jungen Krähen den Sommer über unter Führung der Alten. Sie lehrten sie, im Bogenfluge am Rande

Digitized by Google

des Roggenfeldes entlang zu fliegen, eine Ähre zu haſchen und abzureißen und ſie, wenn ein bis zwei der milchigen Körner herausgepickt waren, fortzuwerfen und ſich eine neue zu holen. Sie lehrten ſie die Stellen unter

M. Behr. *Cöthen, März 1909.*

Nebelkrähe, Futter ſuchend.

den Brücken zu finden, wo ſelbſt um die Mittagszeit das Waſſer kühl iſt, und zeigten ihnen die Buchten im Fluſſe, wo die abgeſtandenen Fiſche und die ertränkten jungen Hunde und Katzen antreiben. Sie wieſen ihnen die blauen Fliegen und rot und ſchwarz geſtreiften Käfer, die unfehlbar anzeigen,

K. Zimmermann. *Rochlitz, Mai 1909.*

Junge Rabenkrähe.

wo ein totes Tier oder ein Wildgeſcheide liegt, und machten es ihnen klar, wie man aus dem Benehmen eines Haſen oder eines Vogels erkennt, wo er ſeine Jungen oder ſeine Eier hat, und wie man es macht, dorthin, wo ein Schuß fällt, vorſichtig heranzuſtreichen und aufzupaſſen, ob man nicht ein Stück Wild findet, das dem Jäger entgangen iſt. Wenn der Wind kalt von Oſten kommt, iſt auf dem Moore wenig zu finden, um ſo mehr aber, iſt die Luft ſtill und ſcheint die Sonne ſehr warm. Wenn ein Haſe klagt, kann man nie wiſſen, ob es ein Haſe oder ein Menſch iſt, der Krähen ſchießen will; deshalb muß man vorſichtig von hinten und in guter Deckung heranſtreichen. Findet man ein größeres Tier, das krank iſt, ſo hackt man ihm zuerſt die Augen aus, damit es nicht fortlaufen kann. Der ſchlimmſte Fehler für die Krähe iſt die Einſeitigkeit. Iſt in Wald und Moor auch noch ſo viel Futter, ſo muß man doch ab und zu zu Felde fliegen oder bei dem Dorfe herumſtöbern, damit man ſich in der kargen Zeit dort zurecht findet. Wenn es irgend geht, ſoll ſich die Krähe Geſellſchaft ſuchen; vier Augen ſehen doppelt ſoviel, als zwei und je mehr da ſind, um ſo beſſer iſt es.

Digitized by Google

R. Zimmermann.

Junge Rabenkrähe. *Rocklitz, Mai 1909.*

Der Sommer geht hin, der Herbst zieht in das Land; die einzelnen Krähenfamilien schlagen sich zu Flügen zusammen und treiben sich, bald sich für sich haltend, bald mit Dohlen und Saatkrähen gemischt, im Lande umher, heute in den Marschen, morgen auf den Stoppeln der Geest, übermorgen auf den Rübenfeldern des Lehmlandes, ungeheure Mengen von Drahtwürmern, Engerlingen und Mäusen vertilgend und Massen verwesender Stoffe forträumend, auch manches angeschossene Rebhuhn, manchen kümmernden Hasen überfallend und tötend. Sinkt der Abend über das Gefilde, färbt sich der Himmel rosig, dann ziehen sie, geführt von den ortskundigen Stücken, krächzend und quarrend nach einem fernen Walde, ihn noch eine Stunde lang mit dem Getöse ihrer rauhen Stimmen und dem Rauschen ihrer harter Schwingen erfüllend, bis der letzte Rosenschein am Himmelsrande erlischt und die Nacht hereinbricht. Jeder Morgen bringt dem Fluge neuen Zuzug; und um das Dreifache nimmt er zu, als Ostelbien, Skandinavien, Rußland und Nordasien die zahllosen Mengen von Nebelkrähen in das Land der Rabenkrähen schickt. Da wird allmählich das Futter spärlich in Feld

und Wiese, Moor und Heide, und immer mehr drängen die Scharen nach den Siedlungen der Menschen, erst nach den Dörfern, dann nach den Landstädten, und zuletzt zu den Großstädten, wo die Rieselfelder und Schuttplätze liegen, die allwinterlich die Tausende und Abertausende und Aberabertausende von Krähen ernähren müssen.

* *
*

Es ist viel über den Nutzen und Schaden der Krähen gestritten worden. In der Jagdpresse, die sich bis vor kurzem noch auf einem ganz einseitigen Standpunkte befand, wird die Raben- und Nebelkrähe als ein Vogel hingestellt, die jagdlich nur Schaden stiftet. Es ist selbstverständlich, daß ein so starker und kluger Vogel allerlei Schaden in jagdlicher Hinsicht anrichtet. Auf weiter, buschloser Strecke ist ein Nebelkrähenpaar imstande, einen kümmernden Hasen zu Tode zu hetzen, auch wird es einem Krähenpaare nicht allzu schwer fallen, ein frischgesetztes Rehkitz zu meucheln. Der eben gesetzte Junghase, das Feldhuhn-, Fasanen-, Wachtel- und Entengelege, das die scharfen Augen der Krähen erspähen, ist verloren, und so manches Junghuhn, so manches Fasanenküken, so manche Jungente findet den Tod durch ihre Schnäbel.

Das ist die eine Seite der Sache. Bedenkt man aber, daß der Krähe in erster Reihe kümmerndes, angeschossenes und krankes Wild zum Opfer fällt, so kann man von einem Nutzen sprechen, beseitigt sie solche sowieso verlorenen Stücke, die zum Teil als Seuchenverschlepper dem Jagdinhaber schweren Schaden stiften. Wenn ferner ein Feldhuhn, eine Fasanenhenne, eine Wildente so dumm baut, daß das Gelege von den Krähen erspäht wird, so ist es vielleicht auch gut, daß die Krähe dafür sorgt, daß sich die Dummheit der Mutter nicht vererbe. Im allgemeinen bieten die Satz- und Hegezeit der Krähe soviel Kleingetier als Futter, daß sie nur verhältnismäßig selten nach Wild suchen wird, und sie wird in der Hauptsache von solcher Beute leben, die ihr, wie Insekten, Mäuse usw. am bequemsten zugänglich ist. So wird dort, wo die Krähen nicht gerade in zu großer Anzahl auftreten, was bei der Raben- und Nebelkrähe kaum irgendwo der Fall ist, ihr jagdlicher Schaden durchschnittlich geringer sein, als man annimmt.

Nachweislich stiftet sie aber auch in anderer Hinsicht Unheil. Sie bricht zum Bau ihres Nestes mit Vorliebe die brüchigen Tragreiser von Obstbäumen ab, tritt außerdem, besonders an Landstraßen, an Obstbäumen sehr viel die Pfropfreiser ab, plündert auch vielfach in ziemlich erheblicher Weise die Obstbäume, besonders die Kirschen, reißt bei der Würmersuche die Saatbüschel heraus und pflückt milchige Getreideähren in solchen Mengen ab, daß sie dadurch ganz erheblichen Schaden stiftet, plündert auch die Erbsen- und

Digitized by Google

Bohnenfelder. Dagegen steht aber der sehr große Nutzen, den sie in landwirtschaftlicher Beziehung durch die Vertilgung von Engerlingen, Drahtwürmern, Maikäfern, Brachkäfern und Mäusen, stiftet. Somit dürfte Regierungsrat Prof. Dr G. Rörig von der Versuchsanstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem, der Tausende von Krähen auf ihren Mageninhalt untersuchte und die Ergebnisse veröffentlichte, recht haben, wenn er behauptet, daß, von Sonderfälle und Sonderverhältnissen, wie sie für Fasanerien in Frage kommen, abgesehen, die Raben- und Nebelkrähen in der Hauptsache mehr Nutzen, als Schaden anrichten.

Bei der Bewertung der Krähe darf aber nicht allein ihr unmittelbarer Nutzen in Frage kommen. Es ist auch zu bedenken, wie schwer die Krähen dem Fuchs, dem Marder und dem Habichte ihr Handwerk machen. Außerdem, und das ist auch ein wichtiger Punkt, ist der ästhetische Wert der Krähen von großer Bedeutung. Ein blankes Krähenpaar auf der grünen Aprilsaat, der gelben Auguststoppel oder dem weißen Schneefelde, ein Krähenflug, der unter dem graublau und rosenrot getönten Abendhimmel dahinzieht, der zärtliche Balzruf der Krähe im kahlen Vorfrühlingswalde, ihr Krächzen im sturmzerzausten Herbstwalde, das alles gehört zu der deutschen Landschaft.

Darum: schadet sie auch hier und da, so soll der Jäger oder der Landwirt sich ihrer erwehren, wie er kann; aber behalten wollen wir sie in der Landschaft, die blanke, kluge Krähe, Deutschlands interessantesten Großvogel.

Digitized by Google

Die Saatkrähe.

Von A. Bütow.

Es war in den ersten Tagen des März, da ein heftiger Südweststurm sich anschickte, den Winter endgültig auszukehren. Vor seinem wuchtigen Anprall konnten sich auch die wenigen Nachmittagsspaziergänger kaum im Gleichgewicht halten. Einen dunkeln Vogelschwarm trieb er blitzschnell vor sich her, denn kaum bemerkt, war er auch schon da; es waren in Vergesellschaft reisende Saatkrähen und Dohlen. Aber nicht weiter schienen sie gewillt zu sein, sich von ihm treiben zu lassen. Unter einem ohrengellenden Geschwätz der deutlich unterschiedlichen Stimmen — Kraa, kraa — Jäck, jäck, daah — hoben sich die Vögel merklich höher zu einer dichten Masse — dem Winde entgegen. Doch was wollte dieses Auflehnen bedeuten gegen eine trutzige Naturgewalt! Im Nu waren sie weit auseinander gewirbelt; jeder einzelne Vogel galt als Spielball des Windes; Flügel und „Steuer" versagten und die Federn waren durcheinander gewirrt! Nur wenn sie dem Sturm für Augenblicke entgegensahen, konnten sie ihr Gefieder einigermaßen in sittsamer Ordnung halten. Aber neue Windstöße versetzten sie immer wieder in die Kreiselbewegung, hoben sie höher und drängten sie wider Willen vorwärts und — „Vorwärts!" so gellte auch der letzte Schrei einer Krähe aus, die am höchsten gestiegen war und die Kommandogewalt zu verkörpern schien. In weniger als Sekundendauer waren die „Schwarzen" und „Grauen" aus dem Gesichtskreise wie weggeblasen. —

Viel ist schon geschrieben und mehr noch „verschrieben" worden über die Orientierung der Wandervögel, und dennoch ist die Sache, weil natürlich, die denkbar einfachste, die auch in dem Verhalten des Menschen ihre Deutung findet. In der Vergesellschaftung, in der die Vögel reisen — oft ist es die augenscheinlich „bunteste" —, bewährt sich nicht allein die Führerschaft der „Alten" für die „Jungen", sondern erstere lassen sich auch zum sicheren Ziel leiten durch Auge und Gedächtnis. Zudem ist das Luftmeer, namentlich zur „Reisezeit", zu vergleichen dem Ozean; ebenfalls belebt von „Seglern", die sich durch Signale über das „Woher" und „Wohin" verständigen. Erheblich verspätete Schwalbenbruten, wie sie uns auch Ende Oktober und Anfang November 1905 und 1907 vorkamen — die Sommer fielen ungemein kalt und naß aus — gingen in Norddeutschland samt und sonders ein, weil sie

Digitized by Google

den „leitenden" Anschluß verfehlt hatten. Auch sonst ist die Angelegenheit nach Eigenbefunden tatsächlich geklärt, daß in Fällen, wo die Führerschaft versagt oder die Reisegelegenheit verpaßt ist, die Vögel in des Wortes eigenster Bedeutung umherirren, welchen Standpunkt auch praktische Forscher, u. a. auch die Gebrüder Adolf und Karl Müller, vertreten, die im Jahre 1903 ein nach dieser Beziehung überzeugendes Beweismaterial in der „Ornithologischen Monatsschrift" festgelegt haben. — Wenn sich ferner die Wissenschaft neuerdings zu der Annahme bekennt, daß der Vogelzug nicht in den Höhen vor sich geht, wie sie Gätke ermittelt haben will, so sind doch auch die faktisch festgestellten Flughöhen geeignet, den scharfgesichtigen Vögeln unverrückbare Merkpunkte — Gebirge, Steilküsten, Flußläufe, Wälder, Städte usw. — gewissermaßen als Wegweiser — selbst in großen Entfernungen — deutlich werden zu lassen, die auch in ihrem Kursbuch — Gedächtnis — verzeichnet stehen. Unverkennbar war auch die Stadt, die der gemischte Saatkrähen- und Dohlenzug passierte, eine Station zur Orientierung, wie es ebenfalls von anderen Vögeln — auch Störchen — beobachtet ist, daß sie sich an bemerkenswerten Örtlichkeiten zurechtzufinden suchen, um dann mit seltener Sicherheit und wieder aufgenommener Geschwindigkeit die Reiseroute weiter zu verfolgen. —

Die Zugvögel ziehen mit dem Winde! Wohl sind die beschwingten Wanderer gezwungen, auch gegen den Wind „fechten" zu müssen, aber im großen und ganzen lassen sie sich von den Frühjahrs- und Herbstpassaten treiben und — auch wohl leiten! Es sind nur nichtige Gründe, die das Gegen-den-Wind-ziehen zur Regel erheben wollen! Natürlich steht der Vogel gegen den Wind auf, um sich zunächst von den Luftwellen desselben mit heben zu lassen; ist er aber erst zu einer gewissen Höhe gelangt, dann überläßt er sich am liebsten der Luftströmung. Auch „plustert" ihm der Nachwind die Federn nicht auf, weil er sich in einer Luftmasse bewegt, deren einzelne Teile zueinander immer in derselben Lage bleiben und insgesamt fortgeschoben werden. Welche Vergeudung an Zeit und Kraft würde stattfinden, wenn es anders wäre! Nur wenn der Vogel stillehält, ist er genötigt, sich dem Winde entgegenzukehren, um das Gleichgewicht und die geordnete Toilette zu behalten, wie auch die auf Dächern und Telegraphendrähten sitzenden Vögel dieser Zweckmäßigkeit entsprechen.

Übrigens sind die Saatkrähen keine ausgeprägten Zugvögel. Ihr eigentliches Verbreitungsgebiet umfaßt so ziemlich ein nach Osten hin offenes Dreieck, das in England seine Spitze hat, während die Schenkel — auch an die Winkelform kann man sich erinnern — in Rußland auf dem 64° n. Br. und in der Türkei auf der Halbinsel Gallipoli weiter verlaufen; denn auch in den Kaukasusländern, Transkaspien und in der Bucharei finden sie sich nach Dr. Floericke in den kultivierten Gegenden vor. Ihre Winterwande-

 Copyright 1909, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

rung erstreckt sich höchstens über das Mittelmeergebiet. In Deutschland selber sind sie zahlreich im Norden und mehr noch im Osten vorhanden. Unbedingt gehören sie zu den Freunden der Kultur, soweit sie selbst in Betracht kommen; denn von einem Gegenseitigkeitsverhältnisse will der Bauer, trotzdem sie von der älteren naturwissenschaftlichen Literatur als überwiegend nützlich beleumundet sind, nichts wissen. Angenehm sind ihnen in den Kulturdistrikten auch die Feldgehölze als Sammel- und Ausgangspunkte ihrer Tätigkeit und zwecks Vermehrung der Art; ja, es ist wohl nicht zuviel behauptet, daß ihre Existenz wesentlich durch dieselben bedingt ist. Unverkennbar besiedeln sie solche Bezirke, die aus der Wald- derart in die Ackerkultur übergeführt werden, daß inselartige Reste der ersteren bestehen bleiben. Hier in diesen „Restwäldchen" besetzen sie die Kronen buchstäblich von oben bis unten mit Horsten und „verkalken" durch ihren Unrat, den sie über den Nestrand spritzen, den Boden dergestalt, daß der Pflanzenwuchs hier versagt und anderen Tieren der Aufenthalt verleidet wird. Hier sind sie sich auch allein genug: ihr lärmendes Wesen, das sich gewöhnlich zum sinnbetörenden Gekrächze auswächst, verleidet nicht allein anderen Vögeln den Ort, sondern auch dem Wilde überhaupt, das durch diese Lärmmacher sich wohl in seinem „Vernehmen" erheblich beeinträchtigt fühlt. Tatsache ist es, daß sie das Wäldchen beherrschen. Wo sie abgeschossen und überhaupt verstört wurden, fanden sich auch wieder Hasen und Rehe ein und Ringeltauben besetzten die verlassenen Horste.

Auch der Jäger steht ihnen deshalb und auch besonderer Schandtaten wegen, die sie in der Niederjagd verüben, nicht günstig gegenüber; er zählt sie eben zu dem „Rabengelichter", mit dem ihn eine unauslöschliche Feindschaft häufig zusammenführt. Die Saatkrähe selbst, die noch verschiedene „landläufige" Bezeichnungen trägt, wie „Feld- und Ackerkrähe, Häherkrähe, Saatrabe, Nacktschnabel und Grindschnabel" meidet ihre nächsten Verwandten, die Raben- und Nebelkrähe, tunlichst, vereint sich aber im dominierenden Verhältnisse mit Dohlen und Staren. — Es muß auffällig erscheinen, daß die Saatkrähen im Gegenseitigkeitsverhältnisse zur Natur und Kultur in einer geteilten Auffassung stehen: Brehm, Gloger u. a. zählen unbedingt zu ihren Lobrednern, während einige neuere Vertreter der Naturwissenschaft ihren obwiegenden Nutzen nicht anerkennen oder ihn mindestens als zweifelhaft hinstellen. Wie erklären sich diese Widersprüche? Unbedingt machte sich später in der Beurteilung der Saatkrähe ein Moment geltend, das nicht zu ihren Gunsten sprach: es wurde gefunden in der übergroßen Anhäufung der Vögel auf besondere Bezirke und namentlich in Kulturdistrikten und der hier zutage tretenden Schädlichkeit derselben. Das Überwiegen einer Tierart, bedingt durch Vermehrung und lokale Anhäufungen, läßt dieselben immer schädlich werden: so bekundet es das Naturgesetz! In dieser Auf-

Digitized by Google

faſſung beſtärkt uns auch der „Fraßzettel" der „Schwarzen". Von Haus aus eingewöhnt auf Regenwürmer, Engerlinge, Nacktſchnecken, Maikäfer, Juniuskäfer, Erdraupen, Drahtwürmer, Brachkäfer, Roſenkäfer, Maulwurfsgrillen und — Mäuſe als Spezialität, ſtehen ſie gelegentlich und zeitweiſe auch der Pflanzennahrung gegenüber nicht gleichgültig da: Kirſchen und Früchte anderer Art, Getreidekörner, Hanf, keimende Erbſen, Lupinen uſw. dienen als Zukoſt. Wo ſie in den großen Maſſen vorkommen — zu vielen Tauſenden konnte man oft ihre Zahl in derſelben Gegend einſchätzen, ſo daß die Rörigſche Annahme auf 400000 Saatkrähenneſter für Deutſchland weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt — verwüſten ſie tatſächlich große, Hun-

Nordamerikaniſche Krähe. Neſt mit Gelege.

derte von Morgen umfaſſende Ackerflächen, die mit Erbſen, Wicken, Rüben uſw. beſtellt ſind. Bei letzteren ziehen ſie die Pflänzchen aus und nagen die Spitzen ab. Wenn ſie auch neben den Feldern Wieſen und Sumpfgegenden fleißig beſuchen und die Bäume in Gärten und Alleen abſuchen, alſo ſowohl auf als über der Erde ihre Nahrung finden und überdies auch weitere Äſungsgebiete durch den regelmäßigen Verkehr dahin mit Beſchlag belegen, ſo kann doch die Magenfrage zeitweilig zu einer brennenden werden, ſo daß die ſchädlichen Übergriffe nicht ausbleiben. Daß ſie dann auch den Rebhühnergelegen und Junghaſen beſonders gefährlich werden und überhaupt in der Raubvogelart ſich gefallen, weiſen zahlreiche Beiſpiele nach, wie auch Bodinus beobachtet hat, daß ſie den noch nicht flügge gewordenen Starenjungen, die verlangend nach Futter ihre Köpfe aus den Starenkäſten

ſtreckten, dieſe abriſſen, um ſie dann als nicht genügende Biſſen fallen zu laſſen. — Wie ſie aber in einer überwiegenden Anzahl und beſonders für die Gegend ſchädlich werden können, ſo würde ihr Fehler andrerſeits wieder

O. Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

Nebelkrähen und Saatkrähen als Wintergäſte in den Stadtanlagen.

dazu führen, ſie herbeizuwünſchen, um ſo mehr, als die noch für die genannten Acker- und Baumſchädlinge anderweitig in Betracht kommenden „Polizeitiere" und namentlich die Vögel ebenfalls zum Teil ſelten ſind. Das hat man auch zur Genüge in Schottland und England erfahren. —

Da die Saatkrähe das Verbreitungsgebiet im allgemeinen mit den Nebel- und Rabenkrähen teilt — am verbreitetſten weiſen ſich die „Grauen" aus —, ſo iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß ſie mit ihren ſchwarzen Verwandten könnten verwechſelt werden. Und dennoch ſind, abgeſehen von der Farbe, in die ſich beide Vögel übereinſtimmend kleiden, doch bemerkenswerte Unterſchiede vorhanden. Während die Raben- und Nebelkrähen auch in großen

O. Pfaff. Connewitz, Februar 1909.

Nebelkrähen und Saatkrähen als Wintergäſte in den Stadtanlagen.

Wäldern niſten und ſich, wie auch die Saatkrähen, auf Anlagen, Alleen und ſelbſt Obſtgärten beſchränken reſp. beſchränken müſſen, halten ſich letztere vorwiegend in Feldgehölzen und Waldecken auf und meiden alſo das große Waldinnere. Auch bevorzugen ſie zur Anſiedelung hauptſächlich die Ebenen und beſonders die Nähe großer Seen, Flüſſe und Sümpfe; den gebirgigen Gegenden ſind ſie zumeiſt Fremde. — Aber auch in der Farbe weiſen die Saatkrähen einen prächtigen ſtahlblauen Metallſchimmer auf, der der mehr ſtumpfen Färbung der Rabenkrähe abgeht. Ferner bringt

das Bohren nach Insekten bei den ersteren jenes Abstoßen der Schnabeldeckfedern zuwege, wodurch die überjährigen Vögel ein so merkwürdiges Aussehen erhalten! Unbedingt aber wird der Saatrabe schon in der Entfernung von einem etwaigen „Doppelgänger" durch die weißliche, nackte, schrundige und schilfrige Haut an der Schnabelwurzel unterschieden, die gewissermaßen einen weißen Nasenring markiert. Weniger unterschiedlich sind die einjährigen Vögel der beiden Formen; doch ist der Schnabel bei den jungen Saatkrähen, wie überhaupt auch später bei den alten, länger,

O. Pfaff. *Cunnewitz, Februar 1909.*

Nebelkrähen und Saatkrähen als Wintergäste in den Stadtanlagen.

spitzer und gerader als der an der Spitze gekrümmte der Rabenkrähe. Sehr bemerkenswerte Unterscheidungsmerkmale gibt Prof. Dr. Gust. Jäger in folgenden bekannt: „Der Schwanz der Saatkrähe ist stark gerundet, der der Rabenkrähe gerade abgeschnitten; weiter spreizt die erstere im Fluge ihre äußersten Schwungfedern selten so, daß man tief zwischen durchsehen kann, während sie bei der letzteren sich wie die gespreizten Finger einer Hand ausnehmen; auf der Erde, wo beide Arten wankend gehen, erkennt man sie sicher daran, daß die Saatkrähe ihre Bauchfedern so nach vorn aufsträubt, daß es aussieht, als hätte sie eine Krinoline an, bei der Rabenkrähe sitzt

das Gefieder knapp. Die Stimmen sind auch verschieden; die der Saatkrähe ist viel tiefer, runder und angenehmer, krah oder kroah. Wenn sie scharenweise im Winde hoch in den Lüften sich spielend drehen und werfen, hört man öfters ein hohes Kirr-kurr-krün-kroia."

Der März neigte seinem Ende zu. Tag um Tag war die Witterung schön; es schien, als wollte der Monat seine Rauheit vergessen machen,

O. Pfaff. Connewitz, Dezember 1908.

Nebelkrähen und Saatkrähen, abstreichend.

mit der er sich eingeführt hatte. Das Feld belebte sich wieder mit schaffenden Menschen, denn es war Saatzeit. Furche um Furche legten die Pflüge um. Ein frischer Erdgeruch stieg auf, untermischt mit dem Dunggeruch, der sich von anderen Äckern, wo die Wagen zu und ab fuhren, ebenfalls dem Geruchsorgan bemerkbar machte, aber durchaus nicht unangenehm. — Auffällig wurden auch die schwarzen Vögel, die hinter dem pflügenden Knecht den gelockerten Boden nach Gewürm durchstachen. Sie fielen namentlich in den Massen auf. Aber warum streichen sie plötzlich mit so entsetzlichem

Lärm über das Feld, warum gefallen sie sich in diesen Schwenkungen und — nun kommen sie gar wieder im Bogen zurück, um die innegehabte Stelle von neuem zu besetzen! Was bedeutet das? Halt, der Spitz ist es, der sie in diese Aufregung gebracht hat und ihnen die Bodenständigkeit mißgönnt. Zunächst folgte er dem Knechte hinter dem Pfluge, reihauf, reihab, aber das wurde ihm wohl zu langweilig und darum attackiert er jetzt die Krähen. Nach Hundeart versuchte er es vorläufig mit einer „stillen" Überrumpelung, als er sich aber so genasführt sah: erst in die Ferne gelockt und nun wieder zur Umkehr gezwungen; obendrein hatte er noch den Angriff der Krähen auszuhalten gehabt, die drohend oder neckend — der Hundeverstand unterscheidet darin nicht so genau — ihn verschiedene Male im Fluge fast streiften und dadurch sogar in Verwirrung setzten, da änderte er seine bisherige Taktik und verfolgte die Frechen mit wütendem Gebell. Zur Ruhe kamen sie nicht mehr. Sie schienen denn auch bald die Geschichte sattzuhaben und strichen mit lautem Gekrächze dem nahen Feldgehölz zu, über welches sie noch lange wiegend und wirbelnd mit Kraa, kraa, klirr, klirr kraa auf den Spitz schimpften.

Just in dem Augenblick, als der Krähenschwarm sich auf die Kiefern verteilt hatte, noch immer rumorend, passierte ein Wanderer das Gehölz und versetzte die Ansiedlung in eine neue Aufregung. Aber nur für Augenblicke; die scharfsichtigen Vögel hatten es bald weg, daß der Fremdling harmloser Natur war. Zwar dauerte das Gezeter in den Ästen fort, wie es überhaupt nur in der Dunkelheit aufhört, aber es handelte sich offenbar um das Mein und Dein, um Platz und Nistmaterial, wie es in kommunistischen Bezirken auch anderswo zutage tritt. Denn Spitzbuben sind es alle, die hier nisten!

Die vielen Ansiedler überhaupt und das enge Gehölz bedingen es, daß die Kronen der Bäume vielfach von oben bis unten mit Nestern besetzt sind, darunter fertige, halbfertige und sogar solche in den ersten Anfängen. Fast durchweg fehlt diesen Nestern — Horste genannt — das Gefällige, sicher aber das Künstlerische, das so oft vielfach beim Baugeschäft der Vögel zutrage tritt. Als Nistmaterialien kommen zur Verwendung: Reiser, Wurzeln, Strohhalme, Stoppeln, dürres Gras, Haare, Federn usw. Aber offenbar sind die Baustoffe jetzt im Frühjahr ebenso knapp als der Raum auf einem ausgesuchten Baum manchmal beengt ist, und der engen Nachbarschaft einerseits und der Gelegenheit, die Diebe macht, anderseits, ist es wohl zuzuschreiben, daß in einer solchen Ansiedlung der Streit nie aufhört; denn auch die Saatkrähen stehlen, wie die — Raben und betrügen sich gegenseitig um das Nistmaterial. Während der eine der „Gatten" die Baustoffe zuträgt, muß der andere Wache halten, damit aus der Nachbarschaft niemand zu weit greife. —

Digitized by Google

M. Behr.

Saatkrähenkolonie. *Zibigh, September 1908.*

Einige Wochen weiter! Die Saatkrähen brüten; der Lärm, der sonst das Gehölz erfüllte, hat sich mehr und mehr gelegt. Von Zeit zu Zeit fliegen Krähen ab und zu, um dem erheblich eingeschränkten Nahrungsbedürfnisse in etwas zu entsprechen. Wie beim Baugeschäft in die Arbeit und Bewachung, so teilen sich auch jetzt die Gatten in die drei Wochen lange Bebrütung oder Behütung des Geleges, das drei bis fünf blaßgrüne, grau und braun gefleckte oder gepunktete Eier enthält.

Dann, im Mai scheint auch in dem Feldgehölz das sinnverwirrende Geplärr wieder an der Tagesordnung zu sein; niemals, selbst während der Bautätigkeit, wurde hier so eifrig gearbeitet als jetzt, wenn die Geschäftigkeit an und für sich als der sichtbare Ausdruck für die Arbeit gelten kann. Aus den Eiern sind inzwischen nackte und blinde Junge gefallen; andere Nester bergen auch schon entwickeltere, die mit einem dunkelblauen Flaum oder gar schon mit Federansätzen bedeckt sind. Sie alle aber kennzeichnet die den Rabenvögeln nachgesagte, sprichwörtliche Gefräßigkeit, welche die „Alten" in fortwährender Tätigkeit hält und sie sogar zu Handlungen verleitet, die das Konto ihrer Schädlichkeit erheblich belasten. Im übrigen aber betätigen sie jetzt den großen Nutzen, der ihnen in der geteilten Auffassung, in der sie stehen, unbedingt verbucht werden muß. Mit dem Pflanzenwuchs auf Feldern und Wiesen sind auch die Schädlinge der Gewächse hochgekommen und an ihrer Ausrottung bewährt sich jetzt die Arbeit der Krähen mehr als sonst, auch wenn es nicht ganz zutreffen sollte, daß die Saatkrähen„brut" auf den Kopf viermal mehr an Äsung verbraucht, als der alte Vogel zu seiner normalen Sättigung bedarf. In der Tat herrscht jetzt nicht allein rege „Nachfrage" nach Schnecken, Heuschrecken, Käfern — auch besonders Maikäfern —, Raupen, Würmern usw., sondern um den Bedarf zu befriedigen, wird im Genossenschaftswesen sogar gründliche Arbeit gemacht. Und nicht allein nur auf der Erde! Den scharfblickenden Vögeln entgeht es nicht, daß die Bäume zur Maikäferzeit ganz seltsame Früchtchen tragen. „Wie auf Verabredung teilen sie sich in zwei Haufen; der eine liest auf dem Baume ab und schüttelt durch oftmaliges starkes Hüpfen die Käfer ab, der andere sammelt die herabgefallenden ein. Zehn bis fünfzehn Stück bilden für jeden Sammler eine Ladung. Sie wird in der dehnbaren Speiseröhre aufbewahrt, schleunigst zu Neste gebracht, verfüttert und — nach kaum zehn Minuten ist der Arbeiter wieder an Ort und Stelle, um von neuem sein nützliches Werk zu beginnen." (Brehm.)

Wieder war einmal ein so arbeitsreicher Tag zu Ende; die letzten „feldernden" Krähen streichen dem Gehölz zu, wo sich die intime Geschäftigkeit mit den obligaten Geplauder und Gutenachtsagen geltend machte, die das Zubettgehen so häufig einleitet und begleitet. Aber — hatten die letzten Ankömmlinge eine Gefahr angezeigt? Ertönten nicht überall Warnungs-

R. B. Lodge. *Middlessex, Mai 1896.*

Saatkrähen beim Neſt.

ſchreie? Die Vögel hockten zum Teil auf den Zweigen, zum Teil reckten ſie die Hälſe aus den Neſtern und einige ſtiegen gar über das „Wipfelmeer", um Ausguck zu halten! — Aus der Richtung vom Dorfe her bewegte ſich ein Zug von großen und kleinen Menſchen, von welchen einige Gewehre trugen,während der „Schwarm" als ſolcher wohl dem Trauerſpiel beizuwohnen gedachte. Was ſich nun hier in der Kürze der Abendſchummerung abſpielte, läßt ſich nur mit Schaudern erleben, aber nicht der Wirklichkeit entſprechend beſchreiben. Die totſpeienden Feuerrohre richteten ſich nicht allein auf die über den Wipfeln kreiſchenden Krähenmaſſen, aus denen Dutzende

J. Atkinson. *Headingley 1909.*

Brütende Saatkrähe.

tot und halbtot direkt auf den Boden fielen oder zuvor hart von Aſt zu Aſt aufſchlagend dieſen erreichten, ſondern auch auf die Neſter, um das hier bisher behütete und werdende Leben auszulöſchen. In das Jammergeſchrei der Überfallenen miſchten ſich die Jubelrufe der Gaffer über den Erfolg der Schützen. Und dennoch wichen die Krähen nicht. Sicher wären ſie alle ihrer Elternliebe zum Opfer gefallen, hätten nicht die dunkeln Abendſchatten, die ſich ſchließlich trauernd über das „Schlachtfeld" ausbreiteten, dieſem Gemetzel ein Ende gemacht. Das „Krähenſchießen" ergab ohne die in den Horſten liegenden toten Jungen und die noch im Zweiggewirr und den

Aſtgabeln hängenden alten Krähenleichen eine „Strecke" von rund 200 Stück, die diesmal nicht, wie es ſonſt wohl auch geſchah, zur Verluderung liegen blieben, ſondern den Reſtaurants in der Großſtadt als „Saatvögel" zugehen ſollten. Morgen beabſichtigte man noch eine Nachleſe zu halten, um aus den noch vorgefundenen toten Krähen Scheuchen für die Überlebenden herzuſtellen, die ſich erfahrungsgemäß von dem Ackerſtück fernhalten, wo erſtere ihresgleichen am Galgen baumeln. Dafür aber erfreuen ſich die eigentlichen Ackerſchädlinge einer beneidenswerten Sicherheit. Jetzt kann es ſich ausweiſen, bei wem das größere Übel iſt? —

Aber die Saatkrähen haben noch anderweitige Feinde! Nicht ſelten wird neben den alten Vögeln auch ihr Neſtinhalt eine Beute der beſchwingten Räuber, unter denen Raben, Uhus, Wanderfalken und Habichte in erſter Linie zu nennen ſind. Am wütendſten verfolgen ſie die Eulen, und nach dem Aufruhr zu urteilen, der zur Nachtzeit in einer Krähenanſiedlung hörbar wird, holen ſich dieſe wohl häufig zur Schlafenszeit den Tribut aus dem Krähenhorſte. Oder liegt die Sachlage ſo, daß unſere harmloſeren Eulenarten das zu decken haben, was der Uhu einſtmals verſchuldet hat oder noch verſchuldet, wo er vorhanden iſt? Liegt hier eine vererbte Feindſchaft vor? Nach den Beobachtungen, die Buffon gemacht hat, verlegten die Saatkrähen ihre Kolonie, wenn Raben und Uhus in der engen Benachbarung ſich anſiedelten. „Hunde, die viel bellen, beißen nicht!" ſo ſcheint es mit dem Mut bei den Saatraben nicht weit her zu ſein; denn als einmal eine Elſter in ihrer Nachbarſchaft wohnte, war es ihnen nicht möglich, dieſe zum Abziehen zu bewegen. Sie behauptete ſich einfach dadurch in ihrem Beſitztum, daß ſie die nächſte Krähe aus dem Schwarm mutig angriff, ſo daß ſich dieſe noch glücklich ſchätzen konnte, mit dem Verluſt etlicher Federn davongekommen zu ſein. Als die Elſter erlegt wurde, trugen die Saatkrähen das Neſt ab. Den ſchleichenden Fuchs, der wohl gelegentlich eine Krähe erwiſcht, markieren ſie ebenfalls durch ein wütendes Geſchrei. Einer ihrer größten Feinde aber iſt der Baummarder, und auf ihn ſind auch wohl die meiſten der nächtlichen Überfälle zurückzuführen, die in der Krähenanſiedlung die ungewöhnliche Aufruhrbewegung verurſachen. Der Marder wird ſelbſt den Reihern und größeren Raubvögeln auf ihren Schlafbäumen gefährlich, weil ſich dieſe in der Dunkelheit äußerſt ſcheu und unbeholfen anſtellen.

Mit allen „Rabenvögeln" iſt auch den Saatkrähen die aufopferungsfähigſte Elternliebe eigen. Wie ſich beide Gatten beim Baugeſchäft teilen und im Brutgeſchäft ablöſen, ſo fällt ihnen auch gemeinſam die Verſorgung der Jungen zu, die auch ſpäter von ihnen ausgeführt werden. Ihre Anhänglichkeit an die „Scholle" wird bedingt durch ihre Elternliebe. Dieſe dient auch ſchließlich als Mittel zum Zweck, die Krähen zu vertreiben.

Digitized by Google

K. B. [illegible]

Saatkrähe. Nest mit Gelege.

Middlessex, Mai 1896.

Digitized by Google

Man setzt die Schießerei an den Horsten drei Tage lang fast ununterbrochen fort, so daß die bebrüteten Eier erkalten und die schon ausgekommenen Jungen der fehlenden Wärme und Atzung wegen eingehen. Rührend ist es mit anzusehen — andere beurteilen es als Eigensinn und

J. Atkinson. *Headingley, Juni 1909.*

Saatkrähe.

Zähigkeit —, wenn die Krähen während der Belagerung immer wieder über den Wipfeln erscheinen, wobei viele noch ihr Leben verlieren, um ihren Jungen Ausdauer und Mut zu empfehlen, denn sicher reagieren die schon mehr entwickelten Jungen auf den Ton der Alten. Erst wenn die Eier

ihre Lebensfähigkeit eingebüßt haben und die Jungen in den Horsten bleichen, verlegen die Krähen ihren Wohnplatz und schreiten zur Nachbrut.

Im Sommer, wenn das Korn höher gekommen ist und der Sense entgegenreift, vereinzeln sich die Saatkrähen mehr auf weniger bebauten Feldern und vagabundieren in Gegenden, die ihnen die Bodenständigkeit gewähren: auf Brachen, Hütungen, in Wiesen und Sumpfgegenden, wo sie sich auch mit Staren und anderen Krähen begegnen. In Bruchwäldern und Sümpfen, an See- und Flußufern und häufig auch am Meeresstrande, zanken sie sich um tote, ausgespülte Fische, verzehren Frösche usw., während sie auf den Brachen den Brachkäfern und Mäusen nachstellen und auch gelegentlich in der Benachbarung — auf bebauten Feldern oder an Feldrainen — verspätete Rebhühnergelege plündern. Mit der diebischen Neigung und Geschicklichkeit, die ihnen eigen sind, leeren sie auch die Nester der Taucher, Enten und Fasanen, so daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt: ihre Vorliebe für die Bruchwälder, Sümpfe und überhaupt Wassergegenden, in deren Nähe sie, wenn die sonstigen Bedingungen entsprechend günstige sind, auch gern nisten, ist wohl mit dem Umstande zuzuschreiben, daß sie hier ihren Sättigungsbedürfnissen in umfassender Weise entsprechen können. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß sie, wie die schnepfenartigen Vögel, mit welchen sie die bohrende Tätigkeit gemein haben, häufig das Bedürfnis fühlen, ihren Schnabel in Wasser zu reinigen. Sicher ist es bei diesen festgestellt, und auch bei den Saatkrähen beobachtet, daß sie häufig ans Wasser gehen. — Als eine Eigentümlichkeit dieser Vögel muß es ferner auffallen, daß sie die Feldgehölze meiden, die einen dichten Unterwuchs haben, und auch, wie die Gattungsverwandten, sich da seltener zeigen, wo ebenfalls die Felder dicht bestanden sind. In den Feldgehölzen sind ihnen die Nistbäume die liebsten, die glatte und hohe Stämme haben. Sicherlich entsprechen sie in allen diesen Eigentümlichkeiten der großen Vorsicht, welche überhaupt ihr Leben begleitet. Sie fürchten wohl den versteckten Feind im dichten Unterholz und auch im hohen Kornfelde!

In großen Massen treten sie abermals vom August und September an auf. Wie im Frühjahr betätigen sie sich auch im Herbst wieder bei der Feldbestellung und sicherlich sind sie mit die letzten beim „Scheiden und Meiden", das nur über die kältesten Monate andauert. Sie zeigen sich dann auch in Gegenden, wo sie als Brutvögel gar nicht oder nur selten vorkommen, wie z. B. in Mähren als Wintergäste. Als solche treten sie vom Spätherbst an auch in Süddeutschland auf. — Aber wie verschieden ist der Vogel jetzt in seinem Sichgeben! Die Geschwätzigkeit des Frühjahrs scheint ihm ganz abhanden gekommen zu sein. Nur am Schlafplatze finden sie die „Sprache" wieder.

Digitized by Google

Und schließlich nun die weite Reise! Ist die Vergesellschaftung der Saatkrähen, an dem auch die Dohlen wieder teilnehmen, schon in ihren nördlichsten Verbreitungsgebieten eine erstaunliche, so wachsen die Vögel geradezu zu Heeren an, je südlicher sie kommen. Schon Buffon sah im Oktober 1779 an der Donau zwischen Wien und Ofen Ansammlungen, an welche die großen Scharen von Gänsen, Enten und Kiebitzen nicht heranreichten. Brehm erwähnt einen „Schwarm", „der im Umkreise mehrerer Geviertkilometer alle

Heatherley. Norfolk.

Saatkrähe.

Bäume und einen großen Teil der Felder und Wiesen bedeckte". — Im Süden Europas aber bis nach Nordafrika lösen sich die Massen für den Winteraufenthalt wieder auf, um die verschiedenen Äsungsörter bestmöglichst auszubeuten, denn hier ist sehr häufig „Schmalhans" ihr Küchenmeister. „Das fruchtbare Niltal scheint für alle eingewanderten Saatkrähen nicht Raum und Nahrung genug zu haben. Sie fliegen dann in die umliegenden Wüsten nach Futter aus, finden es nicht und erliegen zu Hunderten dem Mangel. Die Mosesquellen in der Nähe von Sues werden von Palmen umgeben und

letztere von den schwarzen Wintergästen zum Schlafplatze gewählt. Hier fand ich einmal den Boden bedeckt von toten Saatkrähen, buchstäblich Hunderte von Leichen nebeneinander. Sie alle waren verhungert." (Brehm).

* * *

Das Lebensbild der Saatkrähe wird schließlich in der Gesamtauffassung zum Charakterbilde. In ihrem ganzen Daseinszweck verkörpern sie den Egoismus. In der Hauptsache kennen sie bei ihrer selbstischen Veranlagung nur zwei Angelpunkte ihres Lebens: die Befriedigung der eigenen Gefräßigkeit und die anderweitige Erhaltung und Sicherheit für sich und die Nachkommenschaft. Weder dauernd seßhaft, noch in letzter Linie reiselustig veranlagt, entsprechen sie doch nach Verhältnissen und Umständen auch der Notwendigkeit in der Lebenshaltung unter dem Wahlspruch: Ubi bene, ibi patria! Weniger im offenen Kampf — er tritt bei ihnen nur gegen die schwächeren Geschöpfe zutage — als in der Beharrlichkeit auf bestimmte Ziele hin, suchen sie ihre Zwecke zu fördern, wobei sie durch Klugheit und diebische Veranlagung sich in besonderem Maße als befähigt ausweisen. Unter der Maske der Harmlosigkeit sind manche Schandtaten auf ihr Konto zu verbuchen. Selten hat es ein Vogel so verstanden wie die Saatkrähe, die Menschen über ihren Wert oder Unwert im ungewissen zu belassen; von ihr gilt auch in einer bezüglichen Abänderung das Dichterwort: „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der — Naturgeschichte". Selbst die Magenuntersuchungen sprechen vorwiegend zu ihren Gunsten. Das ist auch schließlich ihres Lebens Wesen: über das wirkliche Sein webt sich ein Schein, der uns über ihre eigene Charakterveranlagung hinwegtäuscht. Damit aber kommen wir zurück auf den Anfang unserer Charakteristik: als Hungerkünstler sind die „Schwarzen" durchaus nicht veranlagt; sie mußten deshalb ihren Speisezettel — auch schon in Anbetracht der eigenen großen Zahl und der anderen krähenartigen Vögel, die als ihre Mitbewerber in der Lebensversorgung auftreten — so umfangreich als möglich gestalten. Mit diesen und namentlich mit den bedeutend stärker hingestellten Gewalthabern der Lüfte, den eigentlichen Raubvögeln, konnten und durften sie nicht offen in dem Wettbewerb um die Wirbeltiere auftreten: sie waren also genötigt, das Hauptfeld ihrer Tätigkeit in und auf dem Boden zu suchen, um so — durch die gegebenen Verhältnisse — in bestimmten Zeiten nützlich zu werden. Aber selbst in solchen Perioden geraten sie in den Zwiespalt der Meinungen! Während der Jäger im Anfange des Frühjahrs und zur Spätherbstzeit ihre Schädlichkeit weniger hoch veranschlagt, schätzt der Landmann die Vögel zur Frühjahrszeit am schädlichsten ein. Wie sollen sie's aber machen? Sie sind im Frühjahr mit die frühesten und im Herbst die spätesten, die sich

Digitized by Google

W. Köhler.

Ein Flug Saatkrähen, eine Schwenkung ausführend.

Tegel, April 1909.

nützlich betätigen; sie können doch in der Zwischenzeit nicht vom Erdboden verschwinden, sondern müssen auch — leben! Ihre Schädlichkeit ist somit sicher durch die Massen bedingt —!

Unleugbar werden sie bei allen Handlungen in erster Linie durch das scharfe Gesicht beeinflußt und in zweiter erst durch das Gehör. Daß sie sich bei ihrer Erdarbeit durch den Geruch leiten lassen, wie auch behauptet wird, ist nicht zutreffend: auch hier tritt das scharfe Auge in Tätigkeit, das

W. Köhler. Ein Flug Saatkrähen. Tegel, August 1908.

die unmerklichsten Bodenerhebungen, die zerbröckelten Erdklümpchen und die dem ungeübten Auge kaum sichtbaren Bohrlöcher der Käfer, Käferlarven und Würmer erkennt. — Ihre „geistige" Veranlagung ist, wie bei allen Rabenvögeln, nicht gering anzuschlagen. Für ihr gutes Gedächtnis führt Wilson an, daß ein Amerikaner aus Delaware eine Saatkrähe im Hause aufgezogen und dann verloren hatte. Als nach elf Monaten ein Krähenschwarm über ihn hinwegzog, ließ sich plötzlich eine aus dem Haufen auf seine Schulter nieder, die er als die vermißte erkannte. Sie bezeigte ihre Wiedersehensfreude dadurch, daß sie mit großer Zungenfertigkeit krächzte. Als er aber

die Hand nach ihr ausstreckte, stieg sie wieder auf, um die inzwischen weiter geeilten Genossen wieder einzuholen. —

Volkstum, Sage und Wettervorhersage wissen von dem Saatraben als solchem nicht viel zu berichten: er geht nach dieser Beziehung auf in den Vorstellungen, die der Rabe gezeitigt hat, oder er wird als „Krähe" in die allgemeine Bedeutung dieser Vögel eingestellt. Als Wettervögel sind sie sicherlich bewährt. Wenn sie in außergewöhnlicher Weise schreien und in gedrängten großen Scharen von den Feldern heimstreichen, so rechnet man auf Regen. Noch zuverlässiger schließt man auf Unwetter, wenn sie äußerst nervös auf ihren Äsungsplätzen sind und die geringste Annäherung vermerken; das gegenteilige Benehmen läßt auf gutes Wetter schließen. Wenn die Saatkrähen im Dezember in Scharen südwärts ziehen, soll in kurzer Zeit Schnee mit strenger Kälte folgen, und wenn sie in größeren Schwärmen und unter kühnen Schwenkungen die Luft durchsausen, zeigen sie den Wind an.

Es ist durchaus kein beneidenswertes Dasein, das sie im Winter führen, wo sie dann auch in Gegenden häufig erscheinen, die während des Sommers auf viele Meilen in der Runde keine Saatkrähen beherbergen. Fast traurig kommen sie uns auch im Schnee vor in der saloppen Haltung mit dem aufgeplusterten Gefieder, das sie auffallend von den Rabenkrähen unterscheidet, die sich nach dieser Beziehung „knapper" tragen und zuversichtlicher auftreten.

Erst wenn der Taufturm einsetzt und unter seiner Gewalt die Bäume ächzen und stöhnen, wenn das Eis berstet und kracht und die Wässerlein geschäftig in allen Rinnen murmeln, dann gewinnen sie ihr Wesen wieder. „Sie wiegen sich dann im brausenden Sturm, sie heben, stürzen und überschlagen sich: immer von neuem schmettern sie ihr jauchzendes ‚Gejäh' in die entfesselte Sturmesgewalt; es ist, als hätte der Hauch des Südwindes sie trunken gemacht — weg ist alle Melancholie." (G. Jäger.)

Trotz allem Zwiespalt im Leben und Wesen dieser Vögel sind sie als Charaktervögel unserer „Kulturfteppen" mit unseren Gewöhnungen und Vorstellungen aus solchen Gegenden eng verwachsen; sie würden uns fehlen, hätten wir sie nicht mehr. — Auch das Anathema, das man über sie verhängt, rechtfertigt sich sicher nicht in dem Ruf nach — Ausrottung. Es sind Zahlen von großem Inhalt, welche die „Krähenschießen" liefern, wenn 1907 bei Gerdauen in Ostpreußen zwei Herren an zwei Tagen 1272 Krähen abschossen und in Westpreußen einmal 2000 Krähen durch das Blei fielen und zugleich 4900 Junge mittels Steigeisen aus den Nestern geholt wurden. Alljährlich, immer von neuem, wird der „Kreuzzug" gegen diese „Übeltäter" gepredigt, und sicherlich ist ihre Verminderung in besonderen Gegenden berechtigt, ob aber ihr gänzliches Verschwinden aus anderen, das wäre doch noch sehr zu bedenken —!

Der Buchfink.

Von Else Soffel.

Es ist heute vor etwa sechzig Jahren. Die Eisenbahn umzieht noch nicht alle großen und kleinen Orte mit ihrem engen Netz. Die Menschen sitzen noch nicht ganz so dicht aufeinander. Man kann sich immer noch ein Stückchen allein fühlen draußen, wenn man es gerade nötig hat.

Und fühlt man sich so recht allein, zwischen Berg und Tal, den Weg entlang, von der bunten Wiese zum Wald hinauf, so getrauen sich sogar die alten Berggeister- und geistlein noch einmal zu erscheinen, umgaukelt vom bunten Traum der Waldblöße und ein Wort zu reden aus ihrer Verschollenheit heraus.

Und sind's nicht gerade sie, so ist's doch sicher irgendein sonderbares Menschenkind, was dir begegnet, verwittert und geschrumpft, daß du's kaum vom Strunk wegkennst, auf dem es eben die schwere Last ein wenig abgesetzt. Und angezogen von dem Waldduft, der solchem Wesen anhängt, bist du ihm vielleicht in die dürftige, kleine Stube gefolgt und hast dir die Welt einmal im Rahmen der kleinen Fenster eines thüringer Waldbauernhauses angesehen.

Groß und schön ist die Welt aber überall, wenn auch der Rahmen, durch den sie gesehen wird, einmal weiter und dann wieder enger ist; die Wiesen senken sich hier so schön gebreitet den Hang herunter zum Tal, durch das der kleine Bach sein Wasser führt, den Bergrücken hinauf ist manche Schlucht verborgen, manche Lichtung birgt eigenartiges Tier- und Pflanzenleben. Und den ganzen Tag klingt der helle Ruf des Finken vom nächsten Baum ins Zimmer hinein.

Aber nicht nur hinein, sondern auch hinaus. Denn ist's auch das ärmliche Stübchen der alten Beerenlies, in das du gerade eingekehrt, der Holzbauer mit dem Finken fehlt nicht, und der schmettert hell sein Lied, und der andere von draußen antwortet ihm, vielleicht auch noch ein dritter, so daß die Alte auf diese Weise zu einem Gratiskonzert kommt.

Und wo du auch sonst im Wald anklopfen magst, überall ist der Finke, und der buckelige Schneider auf seinem Antritt am Fenster freut sich ebenso daran, wie der Pfarrer, der Wirt oder die Beerenlies und zieht seinen Zwirn flinker durchs Tuch beim Gesang seines Lieblings. Und alle zusammen reden sie vom Bier- und Weinschlag, Würz- und Schwarzgebühr, vom Reitherzu und

Tollen Gutjahr, und der Herr Pfarrer hat ſich gar ſo ſechs, ſieben Bauer nebeneinander geſtellt, damit die Freude, d. h. das Schlagen kein Ende nimmt. Wenn du aber an einem Samstag zum Markt ins kleine Städtchen hinuntergehſt, ſo ſteht zwiſchen den Eier- und Beerenkörbchen, den Ständen der

M. Steckel. *Königshütte, 25. April 1909.*

Buchfink. Männchen, ſingend.

Obſtverkäufer und den Spielbuden auch wieder das Holzbauer mit dem Finken und von allen Seiten ruft's und ſchmettert's „Fritz, willſt ein Bierrr?" „Zi—zizizizizi—zizigall". Das alte Bäuerlein im langen blauen Tuchrock und Schnallenſchuhen ſchmunzelt: Ein guter Sänger, der gar etwas Neues

Buchfink. Neſt mit Gelege. *Middlesex. Mai 1896.*

bringt und die Jungen zu der neuen Weis' erzieht, ist hoch im Preis und der Markt ist heute flott in Vögeln.

Die Zeiten ändern sich und der Buchfink ist nicht mehr in Mode. Nur in Westfalen behauptet er noch einen Teil seines alten Ruhms. Im allgemeinen wird er nicht mehr gezüchtet. Er singt wieder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist und hat seine frühere Stellung vergessen. Ein Gutes hat ihm die Abnahme der Liebhaberei gebracht: er wird nicht mehr gedämpft, d. h. in den finstern Kasten gebracht und geblendet, wie man es ehedem häufig tat, um ihn zu eifrigem Singen zu reizen. Nur in Belgien existiert die rohe Sitte noch immer, im Land der Hahnenkämpfe und anderer Tierquälereien.

Der Buchfink singt überall. Von der blühenden Weißdornhecke herunter, von der Buche am Waldrand, im Tannenforst und im Apfelgarten, aus dem Buschwerk am Bach und im Laubgehölz. Ihm ist überall wohl, wo sich ein Baum findet.

Und das Nest will er schon so verkleiden, daß ihm's nicht jeder gleich ansieht, was es ist. In Italien ist ihm dazu der Ölbaum recht, die Korkeiche in der Sierra Nevada und in Sibirien die Zirbelkiefer. Der Tentilhaao, der Buchfink auf Madeira, zieht Laubwälder und Gärten mit Eiche und Lorbeer vor und meidet die dunkleren Fichtenbestände.

Ein wahres Kunstwerk ist das Nest des Buchfinken, es macht's ihm so rasch keiner nach. Hier eine Flechte vom Bart einer Fichte, dort ein Stückchen vom dicken Polster der alten Linde, dann solches vom Waldboden, mitsamt den welken Hälmchen, die darin hängen geblieben, sorglich alles verbunden mit angefeuchteten Spinnfäden und Insektengespinst. Feine Würzelchen durchgeflochten geben noch mehr Halt. Aber die Arbeit ist noch nicht beendet. Nach innen braucht's noch mehr Weichheit, mehr Schutz nach außen. Der Löwenzahn streut schon da und dort ein Flöckchen, der Buchfink hascht es und trägt's zu Nest. In der Bodenkammer hat die Hausfrau Betten umgefüllt. Ein paar Fläumchen wollte der Frühlingswind haben, um sie im Blauen segeln zu lassen. Da hat der Buchfink sie ihm abgenommen. Zwei Tage später ist das Nest fertig, innen weich gepolstert, außen ganz mit Flechten überklebt. Die blütenschweren Zweige des Nistbaums hängen über die blendende Gartenmauer hinab, der tiefblaue Himmel schaut stückweise zwischen dem Grünen durch. Dort geht in nettem, trippelndem Gang köpfchenrückend der Buchfink entlang und die Pracht seines Kleides schimmert: aschgrau das Köpfchen, weinrot die Weste, weißgebändert die Flügel, bronzegrün der Burzel. Auf einmal ist ein eigenes Feuer in ihm. Er stellt das Häubchen und sieht zur Gartenmauer hinab, wo das unscheinbare, graue Weibchen die glitzernden Sandkörnchen pickt. Er wendet sich hin und wendet sich her, verdreht die Augen und zuckt mit dem Schwänzchen. —

Es iſt Frühling, Hochzeit im Jahr. Die Luft iſt voll Vogelſang, das Laub dunkelt, Düfte ſchwirren. Und der Schlag des Buchfinken tönt in den allgemeinen Jubel. Einmal, noch einmal und wieder. Unaufhörlich.

R. Schelcher. *Dresden, 25. Mai 1909.*

Buchfink. Weibchen, die Jungen wärmend.

Aber mit dem Glück ſind auch die Neider da. Ein zweites Männchen in der nächſten Umgebung iſt bis heute unbeweibt geblieben und kann die Freuden der beiden nicht ruhigen Bluts mit anſehen. Täglich treibt es ſich in der Nähe des Neſts herum und reizt dadurch die Eiferſucht des Gatten, der ihn natürlich in ſeinem Bereich nicht duldet. Sobald ſie ſich erblicken,

R. Paul. *Glogau, 20. Mai 1908.*

Buchfink. Männchen am Neſt mit Jungen.

geht die Balgerei los. Mit herausforderndem „Fink, fink“ ſtürzt ſich der Beſitzer auf den Eindringling. Als wirbelnder Federknäuel tanzen ſie in der Luft, die Federchen ſtieben, die Flügel beſchreiben einen zitternden, hellen Kreis, ruckweiſe fahren die Schnäbel aufeinander los, immer aufs neue.

R. Paul. *Glogau, 20. Mai 1908.*

Buchfink. Männchen am Neſt mit Jungen.

Endlich kommen ſie kämpfend zur Erde, kämpfen dort weiter, wutverbiſſen, daß die Sandkörnchen fliegen. Keiner läßt los, alle Vorſicht, alles Mißtrauen iſt vergeſſen. Dem Weibchen iſt der Sieg des Gatten wohl gewiß? Jedenfalls kümmert es ſich nicht groß um die Kämpfenden und verrät keinerlei

K. Paul. *Glogau, 20. Mai 1908.*

Buchfink. Weibchen am Neſt mit Jungen.

Aufregung. Es boſtelt und zupft mit dem Schnabel noch ein wenig am Neſt herum, drückt ihn gegen ein widerſpenſtiges Hälmchen und ſtreicht es glatt und probiert mit dem kleinen Körper die Neſthöhlung aus, indem es ſich bald von der, bald von der andern Seite hineinſetzt.

Schließlich kommt auch der Gatte wieder. Der andere hat doch endlich das Weite geſucht. Was Recht iſt, muß Recht bleiben. Die zwei können nun ruhig die kommende Brut erwarten. Es wird bald ſo weit ſein, das Weibchen iſt ein wenig träge. Das Singen und Haſchen und mit leiſem Liebeslocken „Zirr, zirr“ im Blattwerk Herumſpielen hat aufgehört. Vom

Kearton. *England.*

Buchfink. Männchen, den Jungen Futter bringend.

Männchen mit allerlei Kleingetier, Räupchen und Schmetterlingen, Mücken, Spinnen geatzt, unterhalten und angesungen, sitzt es meist ruhig im Nest und zupft nur mit dem Schnäbelchen an den weichen, grünen Blättchen über sich. In den nächsten Tagen legte es je ein Ei, bis es sechs an der Zahl waren. Sie waren nicht alle gleich, die einen blau-grau, die andern rötlich oder blaßgrünlich am Grund, aber alle mit feinen dunkeln Zügen und Flecken. Von den sechs Jungen, die es geben sollte, sind jedoch nur vier ausgeschlüpft.

Es kam eine böse Zeit, eigentlich für beide Teile. Für die Jungen,

weil sie nie genug kriegen konnten, für die Eltern, weil sie alles beschaffen mußten. Zum Singen und kleinen Paradespaziergängen auf der Gartenmauer kam das Männchen gar nicht mehr. Endlich hatten sich aber die Kleinen doch groß geschrien und eines Tags da sitzen sie alle vier weit außen auf dem Nestrand, drücken und stoßen einander und schauen so recht gelbschnäbelig frech in den Sonnenschein. Morgen werden sie wohl ausfliegen.

Mit Genehmigung der Int. Pub. Co., London

Junge Buchfinken, vor kurzem ausgeflogen, bei der Fütterung.

Es ist Hochsommer geworden. Nochmals sind drei Junge in dem Nest groß geworden und ausgeflogen. Den muntern Schlag des Buchfinken hört man auch jetzt selten. Mit leisem „Jüp, jüp" treibt er sich ungesehen in der Nähe des Nests umher. Man hört das leise Locken manchmal gar nicht, so sehr paßt der Ton in die Hochsommerstille. Oder es glaubt wohl einer an eine Goldammer, wenn an Regentagen ein sanftes, trübes „Trief" in der Nähe des Nests ertönt.

Der Buchfink und sein Weibchen halten noch treu zusammen; sie suchen allerlei Sämereien im Garten und auf dem Feld, Unkraut und

Getreideſamen, Hanfneſſel, Kohl-, Diſtel- und Klettenſamen, auch Kiefern-, Fichten- und Tannenſamen, den ſie im Wald vom Boden aufleſen. Das kleine, graue Weibchen, noch ſtiller und beſcheidener als ſonſt, zeigt ſich ſchier bloß im Verſchwinden.

O. Pfaff. Leipzig, 6. Juli 1909.

Junger Buchfink, vor kurzem ausgeflogen.

Mit dem Herbſt kommen dann Buchenkerne und Vogelbeeren. Und ſchließlich die Zugzeit. In kleineren und größeren Geſellſchaften ſtreifen ſie dann, die ſonſt ungeſellige, zänkiſche Vögel ſind, in der Gegend umher, bis der eigentliche Wanderzug ſie weiterführt, bis nach Afrika.

Viele aber, besonders Männchen in den südlichen und südwestlichen Teilen der Heimat, halten durch und nehmen unsern bösen Winter auf sich. Da sieht man dann den Buchfink die stillgewordenen Plätze aufsuchen, wo ihm im Sommer wohl gewesen war: winterlich öde Wirtsgärten, wo er still und emsig unter den Tischen nach den Krumen schaut, die sonst für ihn fielen. An sonnigen Maitagen schallte dort sein unermüdlicher Gesang von den jungen, blühenden Kastanien. Oder er treibt sich in den Anlagen umher, wo ihn sonst täppische, kleine Kinderhand gefüttert und spekuliert auf die Gutherzigkeit der wenigen, einsamen Spaziergänger, die etwas für ihre hungrigen Lieblinge in der Tasche haben und Buch- und Bergfinken, Meisen und Ammern die ganze hungrige Wintergesellschaft um sich sammeln. Wird's aber zu schlimm mit Schnee und Kälte, liegen die Parks verödet und verschneit, so kommt er zu den Futterplätzen und auf die großen Straßen, wo er den Wagen und Schlitten nach die dampfenden Pferdespuren aufsucht.

Kaum aber sind im Februar die ersten, unbeständigen Sonnentage da, und die Ausreißer wiedergekehrt — voran die Männchen — so fängt er schon an, der Buchfink „Zizi, zizizi —" weiter kommt er noch nicht. Die Sonne ist ja auch noch nicht weiter. Sie „dichten" alle beide.

Der Kormoran.

Von Hugo Otto.

Über einem felsigen, menschenleeren Eilande im Norden dämmert der Morgen. Die Stille der abschiednehmenden Nacht wird bald von dem Stimmengewirr vieler tausend Vögel abgelöst. Alles erwacht nach dem stärkenden Schlummer zu neuer Lebensbetätigung. Der Hunger mahnt zur Arbeit.

Auch die Kormorane, die auf den Klippen und Felsvorsprüngen in langen Reihen ihre Nachtruhe gehalten haben, sind bereits munter. Plötzlich stürzt sich ein Vogel wie ein Stein ins Wasser und taucht unter, und gleichzeitig folgen ihm sämtliche Kormorane ins nasse Element. Möwen, Seeschwalben und nordische Enten erheben sich in die Luft. Die Unruhe der Vögel läßt auf etwas Außergewöhnliches schließen. Da wird auch schon die Ursache dieser Aufregung in der Vogelwelt sichtbar. Ein Seeadler streicht in bedächtigem Fluge heran. Imposant ist seine gewaltige Erscheinung in dieser Umgebung von Wasser und Felsen. Wie ein Tyrann verbreitet er ringsum Schrecken in seinem Reiche. Bald verliert sich sein stolzes Flugbild wieder in der Ferne.

Kurze Zeit nach dem Untertauchen wurde ein Kormorankopf nach dem anderen an der Wasseroberfläche sichtbar, und jetzt schwimmt die ganze Gesellschaft — etwa fünfzig an der Zahl — ruhig in der stillen Meeresbucht umher.

Bald taucht hier, bald dort ein Kormoran unter und späht unten in der Tiefe eifrig nach Fischbeute umher. Pfeilgeschwind schießen sie hinter den flinken Bewohnern des Wassers her, fangen sie im Schwimmen oder holen sie vom Meeresboden, oft aus recht beträchtlicher Tiefe, herauf.

Da taucht gerade ein Kormoran hoch! Er hält einen zappelnden Fisch quer im Schnabel. Jetzt wendet er die Beute geschickt so, daß der Fischkopf in der Schnabelöffnung steckt. Ein kräftiger Druck, ein schneller Schluck — und der glatte Fisch rutscht in den großen Kehlsack. Von neuem taucht der Vogel unter und kommt höchst selten ohne einen Fisch nach oben. So arbeitet er fast unausgesetzt, um den kaum zu bezwingenden Hunger zu stillen. Der Nimmersatt rastet eigentlich nur dann, wenn er sich völlig voll gefressen hat, manchmal so voll, daß noch ein Fischschwanz zum Schnabel heraushängt.

Nach mehrstündiger Fischjagd sind die Kormorane unten in der Bucht ermüdet. Einige steigen auf die untersten Klippen, andere aber benutzen die

Flügel und ſchwingen ſich auf die Plätze, die ihnen auch zur Nachtruhe gedient haben und die gar leicht an der großen Menge weißen Unrates kenntlich ſind.

Es iſt um die Mittagszeit. Der Sonnenſchein wirkt auf die naſſen Kormorane recht wohltuend. Viertelſtundenlang ſtrecken ſie den gebogenen, langen Hals vorwärts und wieder zurück und lüften dabei in fächelnder Bewegung

R. B. Lodge. *Farne Island, Juli 1893.*

Brütende Kormorane.

fortgeſetzt die Flügel, um das — für einen ſo ausgeſprochenen Waſſervogel höchſt auffälligerweiſe — ſehr ſtark ſchnell durchnäßte Gefieder zu trocknen.

Selten ſitzt einer der Vögel ruhig da. Irgendein Körperteil iſt immer in Bewegung. Iſt das Gefieder von Sonne und Wind getrocknet, dann beginnt das Putzgeſchäft, indem die Kormorane ähnlich wie die Enten mit der Flüſſigkeit der Bürzeldrüſe die einzelnen Federn einfetten. Dabei ſind die Tiere in jedem Augenblick wachſam. Nichts entgeht ihnen.

Kormorane auf den Scilly-Inseln. *Scilly-Inseln, August 1907.*

v. Jan. *Scilly-Inseln, August 1907.*

Kormoran. Charakteriſtiſche Stellungen.

Nach kürzerer oder längerer Zeit stürzen sie sich wieder ins Wasser, und in unersättlicher Gier schlingen sie Fische, — nichts als Fische in ihren Kehlsack und Magen hinab. Kleinere Fische werden ganz verschluckt, größere aber im Wasser zerstückt, die Brocken aufgefressen und dann schnell nach dem sinkenden Reste getaucht, bis auch dieser ganz verzehrt ist.

* *
*

v. Jan Scilly-Inseln, August 1907.

Junge Kormorane im Nest.

Die Scharben, zu welcher Gattung der Kormoran gehört, bewohnen mit einigen dreißig Arten fast alle Meeresgegenden der Erde. Wenn sie auch in den kälteren Küstenstrichen noch zahlreich vorkommen, so gehen sie doch nicht hoch gegen die Pole hinauf. Ihrem ganzen Wesen nach sind sie echte Meeresvögel. Nur wenige Arten besuchen zur Zeit der Fortpflanzung auch das Binnenland, um dort in der Nähe fischreicher Süßgewässer ihre Horste anzulegen. Stets tritt auch in solchen Fällen ihr Geselligkeitstrieb in die Erscheinung, der sie antreibt, unter sich und mit anderen Vögeln Vereine zu bilden.

Kormorane auf ihrem Raſtplatz. *Scilly-Inseln, August 1907.*

Für Deutschland kommen nur drei Scharbenarten in Betracht: der Kormoran, die Krähenscharbe und die Zwergscharbe. Die erstere Art ist die größte und als Brutvogel weithin bekannt. Als solchen trifft man den Kormoran überall an den Küsten Westeuropas, den englischen Küsten und den Gestaden Grönlands, Islands und der Faröer. Ferner findet man seine Horste an der nördlichen Küste des Mittelmeeres und in Algier, am Schwarzen und Kaspischen

v. Jan. *Scilly-Inseln, August 1907.*

Junge Kormorane im Nest.

Meere, in Südsibirien, im nördlichen Indien und bei Australien. Auch die Ostküste Nordamerikas weist ihn als Brutvogel auf.

In südlicheren Gegenden sind die Kormorane teils Stand-, teils Strichvögel, im Norden sind sie meistens Zugvögel, die in Europa die Küsten Spaniens, das Mittelmeer und Afrika bis zur Kapkolonie aufsuchen, in Asien bis Südindien gehen und in Nordamerika bis zur Delaware-Bai wandern.

Interessant ist die Geschichte der Ausbreitung des Kormorans im Gebiete der Ostsee und im norddeutschen Binnenlande. Sie zeigt so recht die Hartnäckigkeit in der Behauptung einmal bezogener Brutgebiete.

Kormoran, sich putzend. *Scilly-Inseln, August 1907.*

Früher war der Kormoran in ganz Norddeutschland ein seltener Vogel. Um das Jahr 1810 hat er zunächst eine Kolonie auf der Insel Fünen angelegt. Von dort ist er aber vertrieben worden, weil er sich riesig vermehrte und die Fischerei enorm schädigte. Wahrscheinlich war es ein Teil dieser Kormorane, der sich dann auf Rügen häuslich niederließ, bis den Vögeln auch hier mit Pulver und Blei auf den Leib gerückt wurde. Jetzt wanderten sie wieder weiter südwärts und nahmen Besitz von einem Gebietsteile der Odermündung. Die fischreichen Altwasser und großen Seen sowie die Hochwaldungen waren für sie recht passend. Als dann aber bald das Klagelied der Fischer über diese Schädlinge anhub, erlagen ungezählte Kormorane der Schußwaffe. Was war der Erfolg? Die Vögel zogen die Oder hinauf und kamen bis in die Spreegegend. Bald waren verschiedene größere und kleinere Kolonien im Odergebiete anzutreffen. Seit etwa vierzig Jahren haben sie die verschiedensten Brutplätze inne, die sie nur örtlich je nach dem Stande der Hochwaldung verlegen und trotz heftigster Verfolgung immer wieder besiedeln.

* *
*

Noch steht der hundertjährige Eichenwald blattlos da; aber unten blühen schon Buschwindröschen, Weidenkätzchen schaukeln sich an schwankenden Zweigen, und das Geißblatt zeigt frisches Grün. Seit etwa drei Wochen, Ende März, sind die Kormorane im prächtigsten Hochzeitskleide — mit weißer Kehle, Wange und Hose — wieder aus dem Süden angelangt. Fortgesetzt fliegen sie ab und zu. Auch Reiher und Krähen sieht man zwischen ihnen.

Das Gekreische der Vögel war schon aus weiter Ferne hörbar gewesen. Immer unangenehmer wurde es, je näher man dem Brutplatze kam. In unmittelbarer Nähe der Horststelle schwoll das Stimmengewirre zu einem ohrenbetäubenden Lärme an. In das rauhe „Krah, krah" der Krähen tönte das laut gellende „Chraik, chraik" der Reiher, und dazwischen krächzten in harten, scharfen Rufen die Kormorane.

An dem ganzen Gebaren der Vögel erkannte das Auge des Kundigen sofort, daß sie fleißig Horststoffe zutrugen, die Krähen mäßig starkes Reisig für die Unterlage und den Nestrand, die Reiher ziemlich starkes Gezweige und Rohrstengel und die Kormorane ganz festes Genist, das sie sich aus den nahen Brüchen und Sümpfen holten. Manche Kormorane hatten von einem Reiherhorste Besitz genommen und den rechtmäßigen Eigentümer abgebissen und verdrängt. Sie benutzten ihn als Unterlage für das eigene Nest und trugen nur Binsen und Schilf ein. Auf einigen Bäumen standen nur einzelne Kormoranhorste, viele besaßen deren aber mehrere. Im ganzen mochte die Kolonie gegen zweihundert Horste aufzuweisen haben.

Junge Kormorane im Neſt. *Scilly-Inseln, August 1907.*

Auch als Schlafstätten wurden die Horstbäume benutzt; denn schon jetzt, nachdem die Vögel erst wenige Wochen wieder da waren, sah man überall das Gespritze des weißen, scharfen Geschmeißes auf den Zweigen und Ästen und an den Stämmen, die stellenweise wie übertüncht aussahen.

Äußerst scheu sind die Kormorane. Beim Nahen von Menschen steigen sie stets hoch in die Luft hinauf, ordnen sich, wenn die Störung nicht sofort verschwindet, in schräger Front und streichen ähnlich wie Stockenten weit ab, um sich auf einem fernen Altwasser niederzulassen. Erst nach geraumer Zeit wagen sie sich wieder unter Beobachtung größter Vorsicht in die Nähe des Horstplatzes und schwingen sich erst dann in die Horstbäume ein, wenn sie alles für ganz sicher halten.

Zehn Wochen später zeigt die Kormorankolonie ein anderes Bild. Recht lebhaft geht es in ihr zu. Viele Horste sind mit zwei oder drei Jungvögeln besetzt, die um diese Zeit flügge sind und meistens schon auf den Ästen der Bäume und dem Rande der Horste hocken. Jetzt sieht der Wald aus, als ob er von groben Schneeflocken übersät wäre. Der ätzende Kot beeinträchtigt den Pflanzenwuchs und verunziert in hohem Maße das Unterholz des Hochwaldes. Ein häßlicher Dunst nach faulenden Fischen macht sich unter den Horstbäumen breit. Er rührt von den am Boden liegenden Resten der Nahrung her, teils großen Fischen, die den Alten beim Zerstückeln für die Brut entglitten sind, teils auch Fischresten. Ein Glück ist es, daß hin und wieder ein frischer Luftzug die stinkenden Gase wegführt.

Der Kormoran liebt seine Jungen sehr. Droht aber Gefahr, dann schwingen sich die Alten unerreichbar für Schrotschüsse hoch in die Luft hinauf und schweben dann in größter Angst und Sorge um ihre Brut über der Waldung.

Beschießen Jäger die Horste, dann bemächtigt sich der Vögel eine furchtbare Unruhe und Aufregung. Nicht selten geraten sie bei solchen Gelegenheiten in den Konflikt zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe, und hin und wieder, jedoch nicht häufig, siegt letztere; dann ist manchmal das tödliche Blei der schnöde Lohn der Tugend, das den Lebensfaden unverhofft abschneidet.

Sieh, wie das alte Kormorannännchen dort angeschossen durch die Gipfel niederfällt! Es ist geflügelt und versucht sich oben im Gezweige zu halten. Aber es glückt ihm nicht. Schwer schlägt es auf dem Boden auf. Ein Mann naht, um es zu töten. Der Vogel setzt sich zur Wehr. Unheimlich tückisch ist der Blick seines dunkelgrünen Auges. Mit seinem langen, an der Spitze hakig gebogenen Schnabel stößt er nach Gesicht und Händen des Verfolgers, streckt den Hals vor und läuft dann unbeholfen watschelnd auf den Ruder-

12*

Junge Kormorane im Nest. *Scilly-Inseln, August 1907.*

füßen fort. Da trifft ihn ein Stockſchlag, und verendet bricht der prächtig gefiederte Vogel zuſammen.

Ein unangehmer, biſamartiger Geruch entſtrömt dem getöteten Tiere, der es ſelbſt der anſpruchsloſeſten Zunge ungenießbar macht. Nur der nagende Hunger kann derartige Biſſen über die Lippen eines Menſchen bringen.

Merkwürdig verſchieden ſind die Größenverhältniſſe, die man nicht ſelten

v. Jan. *Scilly-Inseln, August 1907.*

Kormoran am Raſtplatz.

unter den Kormoranen einer größeren Kolonie und unter den Artgenoſſen aus verſchiedenen Gegenden feſtſtellen kann. Die ſtärkeren Vögel unter ihnen ſind faſt durchweg Männchen. Im Horſte ſind ſie ſtets an der Größe kenntlich. Wenn aber auch unter einem Paare immer das Männchen größer als das Weibchen iſt, ſo gibt es doch auch Männchen, die kleiner als das Weibchen eines anderen Paares ſind. Ähnliche Unregelmäßigkeiten finden ſich auch in der Schnabellänge und der Anzahl der Schwanzfedern. Sie ſind es geweſen,

v. Jan.

Kormoran, das Gefieder einfettend.

Scilly-Inseln, August 1907.

Kormoran. Ruheſtellung.

die manche Forſcher veranlaßt haben, beſondere Arten unter den Kormoranen anzunehmen, wo es ſich doch nur um ein zufälliges Spiel der Natur bei einer einzigen Art handelte. Die Forſchung hat längſt ſolche Irrtümer beſeitigt.

* *
*

Nahe bei der Kormorankolonie liegt ein Binnenlandſee in der Gegend des Oderbruches, an ſeinen Ufern mit Rohr und Binſen eingerahmt, zwiſchen denen weißer Waſſerhahnenfuß und gelbe Teichroſen blühen. Der größere Teil des Sees iſt pflanzenleer und infolgedeſſen ſpiegelblank.

C. J. King. *Scilly-Inſeln, Juni 1907.*

Kormorane.

Die Sommerſonnwendzeit iſt ſeit kurzem vorüber. Die jungen Kormorane ſind bereits flügge. Kaum haben ſich in der Frühe des Morgens die Nebelſchwaden gelichtet, da ſind ſie mit den Alten auch ſchon auf dem See anzutreffen. Während der Nacht haben ſie drüben in der Hochwaldung geſchlafen. Ziemlich ſorglos können die Vögel ſein; denn abgeſehen von den Menſchen brauchen ſie ſich nur noch vor den allergrößten Raubvögeln zu hüten, und auch ihnen gegenüber iſt eine Verteidigung nicht ſelten von Erfolg begleitet.

Jetzt in der frühen Morgenſtunde tauchen ſie fortgeſetzt. Das an Karpfen reiche Gewäſſer liefert ihnen mühelos dieſe trägen Fiſche. Jeder Kormoran vertilgt täglich gegen vier Pfund Fiſchfleiſch, ſo daß ſchon eine ganz kleine Kolonie viele Zentner von Fiſchen verbraucht. Bei einer derartigen Inanſpruchnahme der wertvollen Fiſchbeſtände iſt es allerdings kein Wunder, daß

C. J. King

Scilly-Inseln, Sommer 1907.

Kormorane (bei ihren Neſtern) und Möven.

die Teichbesitzer die Kormorane hassen. Unter solchen Umständen ist der manchmal fürchterliche Vernichtungskrieg gegen sie wohl verständlich; denn wenn wir Menschen auch gern den Vögeln als unseren Mitgeschöpfen etwas von dem Lohne unseres Fleißes opfern wollen, so können wir ihnen doch nie und nimmer die volle Ernte menschlicher Mühe zusprechen.

Sieh, da steigt wieder ein Komoran aus der Tiefe des Teiches empor! Unten hat er den Grund durchsucht, um vielleicht seine Lieblingsnahrung zu finden. Richtig, er erscheint jetzt mit einem großen Aale im Schnabel. Der Fisch krümmt und schlängelt sich und legt sich wie eine Krause um den Hals des Vogels. Aber all sein Zappeln ist vergeblich. Der Kormoran hält fest und drückt ihm die scharfen Schnabelränder wie Schneiden in den Leib, nimmt jetzt den Aalkopf in die Schlundöffnung, und bald gleitet der Fisch ruckweise in den Kehlsack.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung bei den Kormoranen, daß sie besonders die Grundfische als Nahrung schätzen. Dabei ist es ihnen völlig gleichgültig, ob diese als Schollen der Tiefe der Salzsee entstammen oder als Karpfen und Aal sich im Süßwasser aufgehalten haben.

Alltäglich fischen so die jungen Kormorane in den fischreichen Gewässern. Eines Tages aber erwacht der Drang zum Meere in ihnen, und dann wandern sie mit den Alten hinaus in die unbekannte, fremde Gegend, wo sie bis zum Spätherbst fischen. Schließlich bemächtigt sich auch des größten Teiles der Kormorane vor Wintersanfang der allgewaltige Wandertrieb, der sie in die Gestade des Mittelmeeres führt, wo sie sich zu Tausenden und Abertausenden ihr Futter suchen. Nur wenige Kormorane bleiben auch in der kalten Jahreszeit in der nordischen Heimat, wo sie sich oft unter großen Entbehrungen schlicht und recht durchzuschlagen versuchen.

* *
*

Wie so ganz anders als im kultivierten Binnenlande benimmt sich der Kormoran auf dem Meere und in seiner Nähe auf den Klippen und Felsen menschenleerer Küstengestade des hohen Nordens und wie anders auch in den weiten unbevölkerten Sumpflandschaften Ungarns und der Donaumündung! In den Kulturländern scheut er den gar kein Vertrauen erweckenden Menschen. Hier ist er eigentlich immer nur Gast zur Zeit der Fortpflanzung. Er kommt, wenn ihn Ende März der Paarungstrieb an den Horst mahnt; er verschwindet wieder, wenn seine Brut so flugfähig ist, daß sie die See zu erreichen vermag. Nach dieser Zeit liegt die Kormorankolonie verlassen da. Nur ausnahmsweise besucht dann noch einmal einer dieser Vögel die Horstbäume.

C. J. King.

Kormorane. Scilly-Inseln, Juni 1907.

Merkwürdig ist es, daß der Kormoran in den Kulturländern die höchsten Bäume als Niststätte bezieht, in seiner Heimat am Meere aber auf das harte Gestein nistet. In steppenartigen Sumpflandschaften bewohnt er sogar Kopfweiden. Hier sowohl wie auch auf Binsen- und Schilfbüscheln legt er mitten im Gewässer seine Horste an. Hinsichtlich der Wahl der Nistörtlichkeit ist er also ein Universalanpassungskünstler, wie man solche in der Vogelwelt nur ganz wenige antrifft.

Selbst den nordischen Völkern, die durchaus nicht zu den Kostverächtern zählen, sind das Fleisch des Kormorans sowohl wie auch die Eier mit dem blaß grünlichgelben Dotter widerlich. Höchstens werden die Jungen, die nicht so fett und tranig wie viele andere Seevögel sind, im Notfalle verzehrt. Dem Eskimo dient auch wohl die gegerbte Haut des Vogels als Kleidungsstück.

Der Scharfsinn des Menschen aber hat es vermocht, daß ihm der Kormoran auf andere Weise nützlich wird, indem er seine vorzügliche Tauchfähigkeit und sein geschicktes Schwimmen unter Wasser für sich zum Fischfange auszunutzen verstand.

Junge Kormorane werden sehr zahm, folgen dem Rufe ihres Herrn und lassen sich leicht als Beizvogel zum Fischen abrichten. In Europa ist eine Zähmung des Kormorans für solche Zwecke mehr sportlicher Natur, die erst seit dem 17. Jahrhundert bekannt ist. Ein besonderer Nutzen erwächst dem Besitzer des Tieres aus dessen Tätigkeit nicht.

Anders ist dies bei den Chinesen und Japanern, die seit undenklichen Zeiten in einer unserm Kormoran verwandten Scharbenart treue Gehilfen beim Fischfange erblicken. Mit einem Kormoran, nicht selten auch mit mehreren Vögeln dieser Art, begibt sich der Fischer auf einem Bambusfloß in eine stille Meeresbucht oder auf einen Fluß. Die Kormorane, die ihm beim Fischen be-

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1907.*

Junge Kormorane im Neſt.

hilflich ſein ſollen, haben einen Ring aus Metall oder Leder um den Hals, um das Überſchlucken der Beute zu verhindern. Bei allen Kormoranen iſt dies jedoch nicht notwendig, da viele derartig dreſſiert ſind, daß ſie ihrem Herrn auf den Ruf hin folgen. Um die Vögel jedoch auf alle Fälle in der Hand zu behalten, ſind ſie an einer leichten Schnur befeſtigt. Auf Befehl ſtoßen ſie hinab in die Flut. Zögern ſie, ſo ſtößt der Mann ſie mit dem Ruder von ihrem Ruheſitze. Sie tauchen tief ein und holen ſelbſt aus Meerestiefen von über 25 Meter Grundfiſche. Auch vermögen ſie gegen dreißig und mehr Meter weit unter Waſſer zu ſchwimmen. Mit dem Fiſche im Schnabel kommen ſie an das Floß heran. Der Fiſcher nimmt ihnen die Beute ab, die er in ein Gefäß wirft, und der Vogel geht wiederum in die Tiefe. Iſt der Herr mit Fiſchen reichlich verſehen, dann entfernt er das Halsband von den Kormoranen, und nun fiſchen ſie, um den eigenen Hunger zu ſtillen.

Das Rotkehlchen.

Von Else Soffel.

Hin und wieder macht es Spaß, Tiercharaktere in menschliche umzudeuten. Sie rücken uns dadurch noch ein Stück näher. Die Tierfabeln sind nicht umsonst entstanden: die Natur wirft den ungeheuern Reichtum ihrer Ideen ins Leben, die Notwendigkeit des Bodens, der Umgebung, des Augenblicks formt diese Ideen. Die natürlichen Bedingungen draußen kehren verhüllt und übertragen im Menschenleben wieder, unter ähnlichen Verhältnissen entstehen ähnliche Charaktere. Selbst zwischen Pflanzenwelt und Menschen ließen sich solche Analogien aufdecken, doch dazu gehört mehr Blick, ein ungleich feineres Naturgefühl.

Unter den Singvögeln könnte einem das Völkchen der Zeisige als der Typus des harmlosen, natürlichen Durchschnittsmenschen erscheinen, mit kleinen Interessen, kleinen Freuden und Leiden, ungefährlich und gutmütig und voll gedankenloser Heiterkeit, — der Star als ein pfiffiger Bauer, der Dompfaff als wohlhabender Bürger, behäbig und materiell.

Die Bachstelze ist ein bissel sehr Dame, nicht allzu begabt, dafür aber aufs Äußere bedacht, „penible" in der Toilette und exklusiv.

Und das Rotkehlchen ist auch eine „Sie". Und zwar eine von den reizvollsten.

Kokett, voll allerliebster natürlicher Schelmerei und einer instinktiven Klugheit, die Situation auszunützen. Als wüßt' es der kleine Tropf, daß ihm niemand zu widerstehn vermag, wenn er mit funkelnden, dunkeln Augen und ungeduldig wippendem Schwanz erwartungsvoll auf dem Rand des verbotenen Mehlwurmtopfes sitzt und schließlich mit einem letzten Seitenblick auf das Gegenüber hinein hüpft!

Nein, man kann ihm wirklich nicht böse sein! Man kann einfach nicht. Denn das Kerlchen hat zu allem übrigen noch Seele, wirklich Seele! Wenn es bei herannahender Dämmerung auf seiner Fichte sitzt — es hat sich den höchsten Zweig herausgesucht und sitzt allein mit hängenden Flügeln und halbgeschlossenen Augen, aus denen aller blitzende Übermut fort, selbst ganz Abend und Schöpfungsstille —, wenn es dann sein zart jubelndes, fragendes Lied über dich ausschüttet, wie eine plötzliche Fülle glänzend-reiner Lichtperlen — da steht man still vor solcher Kinderandacht.

Oder in der Gefangenschaft, wenn es, trüb in seinem Bauer sitzend, rührend schüchtern und sehnend zum erstenmal den Mut faßt — vielleicht beim Geratter der Nähmaschine — seine oft abgebrochenen Tönchen zu proben!

Mit Genehmigung der Intern. Publ. Co., London.

Neſt und Gelege des Rotkehlchens.

Nun glaubſt du, du haſt es, kennſt es ganz! Aber nein! Es ſtehen noch allerhand Überraſchungen bevor und Bös und Gut hat es in einem Sack. In dem neckiſchen kleinen Körper wohnt eine ganz erſtaunliche Leidenſchaft, Eiferſucht und Kampfluſt. Weh' dem Nebenbuhler, der ihm ins Gehege kommt! Die hohen, zarten Stelzen weit auseinandergerückt, ſteht das Rotkehlchen unter dem Baume, auf dem der Gehaßte ſitzt. An den Bauchſeiten ſieht der leichte weiße Federflaum über die angelegten Flügel hinaus, die Bruſt ſcheint tiefer zu leuchten als ſonſt, die Augen, groß und dunkel ſehen erregt in die Höhe. Und nun beginnt es einen Schlachtgeſang, der ihm faſt die kleine Bruſt zerſprengt, kurz und heftig. Bricht plötzlich ab und erſcheint wie auf ein gegebenes Zeichen oben im Baum, um auf den Gegner loszufahren. Der Kampf iſt erboſt und andauernd und weh' dem Kecken, der es wagen ſollte, gar noch die Futtermöglichkeiten mit dem Herrſcher im Gebiet zu teilen. Er wird unerbittlich verfolgt und ſo lange bedroht, bis er blaß gefärbt, verſchüchtert und halb verhungert den Platz für immer räumt.

J. Atkinson.

Yorkshire 1909.

Rotkehlchen.

Kein zweiter in der Nähe! Haß dem eigenen Geschlecht!

Und dasselbe Tierchen ist ganz uneigennützige Nächstenliebe, Mütterlichkeit und Geschäftigkeit, wenn es etwa auf seiner Nahrungssuche die verlassene Brut irgendeines Vogels auffindet, sollte auch die Größe der Nestlinge seine Leistungsfähigkeit übersteigen. Es interessiert sich, schleppt sich ab für die Fremdlinge, und räumt — schuldbewußt und verschämt — erst dann das Feld, wenn etwa die rechtmäßige Mutter wiederkehrt und erstaunt und empört nach dem Eindringling sieht.

Ja, recht weiblichen Charakters ist das Rotkehlchen! Neckisch und liebenswürdig, klug und warmherzig und dazu eine seelenvolle kleine Künstlerin, aber gern die Erste — eifersüchtig, neidisch und heftig, sobald es seine Königinrechte geschmälert oder gar bedroht sieht. Und dann wieder andächtig wie ein Kind. Oder auch launisch wie ein solches. Lebhaft und trüb, ungeduldig und gedankenvoll, schelmisch und still, alles in rascher Folge aufeinander. Manchmal beinahe ein bissel hysterisch. Man weiß wenigstens nicht, wie man es anders nennen soll. In diesem Augenblick hängt es halb tot an einem Ästchen, liegt gar auf dem Boden, als ob es Krämpfe bekommen sollte, — es hat einen kleinen Schreck gehabt. Da — im nächsten hüpft es und kokettiert am Futternapf. Das ist doch arg! Und neugierig ist es! In Gefangenschaft kann es passieren, daß es, hochbeinig gestellt und das weiße Bäuchl dicht an das Gitter gepreßt, daß die Federchen herausstehen, dich minutenlang bei deiner Arbeit beobachtet. Hast du's endlich bemerkt, so ist es freilich längst auf dem Stengelchen oben, als wäre nichts

J. Atkinson. *Yorkshire 1909.*

Rotkehlchen, junge Vögel, und erwachsener Vogel.

geschehen. Fliegt es einmal aus, so steht es ebenso minutenlang am Fenster, langgestreckt und schaut hinaus. Heimgehen aber, das merk dir, tut's, wenn es will, und nicht, wenn du's willst. Es merkt jeden deiner Tricks und umgeht sie. Es muß — wie ein echtes Weib — seinen Willen haben.

Das Rotkehlchen ist der armen Leute Nachtigall, war es wenigstens bis heute. Der einfache Handwerkersmann hat sich zu allen Zeiten im Frühjahr mit dem Schlagnetz einen Wildfang geholt. Er gab sich gar nicht groß Mühe, sich zu verstecken, lockerte die Erde vor einem großen Busch am Rand einer wilddurchwucherten Sandmulde, steckte einen fetten Mehlwurm auf und ging dann ein wenig beiseite. Das Kehlchen hatte ihm aus einem zweiten Busch schon neugierig zugesehen und erwartungsvoll das Zappeln des Wurms bemerkt. Einen Augenblick später zappelt es selber im Netz. Nachdem es erst getan, als wollt' es sterben, ergab es sich bald in sein Schicksal. Einige Wochen später hat sich's an die neuen Verhältnisse gewöhnt, und noch über eine Zeit ist es gut Freund mit dem Pfleger, wird wieder dreist und neugierig, fängt die Fliegen im Zimmer und „beaufsichtigt" den Meister bei der Arbeit, singt, vor ihm auf dem Tisch sitzend, zu seinem Gehämmer und Geklopfe, frißt mit Hund und Katze aus einer Schüssel und holt sich den Mehlwurm aus der Hand. Es sind noch mehr Leute im Städtchen, die ein Rotbrüstl haben. Die blasse, stille Näherin und der Postbote, die Botenfrau, die, alt geworden,

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., August 1909.*

Junges Rotkehlchen.

die Kinder ihrer Tochter aufzieht — kurz lauter Leute, die eine kleine Freude brauchen, weil sie die große nicht kennen gelernt haben. Sogar bis ins Armenhaus vor dem Tore hat sich eines verirrt. Das hilft der alten Häuslerin waschen, das heißt es sitzt auf dem Rand des großen Zubers und sieht in den wallenden Dampf. Das hätt' aber die Alte nicht zulassen sollen oder sie hätt' nicht hinausgehn dürfen. Denn als sie wieder in die Stube kam, da war der Vogel vom Rand in den Zuber gehüpft, um zu sehen, was das wär'. Sie hat's nimmer aufhalten können, das Malheur.

„Freilich, wer hätt's wissen können — es hat schon oft da oben g'sessen, wenn sie g'waschen hat. Die Häuslerin hat's ein paar Wochen net verwunden, das liebe Tierl, denn sie hat's selber auf'zog'n von klein auf mit gelber Rüb'n und Milchbrot und dazu jeden Tag a paar Mehlwürm', die hat sie selber ang'setzt." —

So ein Allerweltsliebling ist das Rotkehlchen gewesen zu einer Zeit, wo man seine Vögel nicht bloß draußen, sondern auch drinnen hat pflegen dürfen. —

Wenn man das Städtchen hinter sich hat, samt seinen alten Toren und breiten buckligen Häusern, so sieht man hinter Wiesen und Feldern den Wald. Es ist hoher Mischwald, dicht gewachsen, mit kleinen Bächen, die ihn durchziehen, und hohem, schwellendem Moospolster. Er zieht über welliges Land, steigt in kleine Täler und geht an den Hügeln in die Höhe. Er hat weite stille Wiesen, die von dicht bekleideten jungen Fichten umstanden sind, über die abends der Mond langsamer geht, über denen die Sterne besonders gern

Graf Munster. *Moritzburg, Februar 1910.*

Singendes Rotkehlchen.

ſtehen. So rechte Sommerabendwaldwieſen. Dann wieder Erlengebüſch und Weiden, die kleine Waſſer abwärts begleiten, wo man im Frühling hingehn muß, wenn die braunen Knoſpen und die gelben Kätzchen heraußen ſind. Waldſpitzen, die hinaus bis zu den braunen Äckern reichen, den Hügel hinauf, in die ſich an allen Abenden die Sonne verfängt, Dickichte von Dorngeſtrüpp und totem Holz, durch die kaum ein flüchtendes Reh zu brechen vermag; prachtvolle Einzelbäume, groß und ſtark, die vor dem Wald ſtehen und ins Land ſehen. Klar und kräftig iſt dort die Luft, friſch und rein das Waſſer. Das iſt Rotkehlchens Heimat.

Des Abends ſingt es draußen, wo die Waldſpitze ins Land ſchaut, der Sonne zu, auf einer von den Fichten, die vor der goldenen Wand im Weſten ſtehen.

Morgens erwacht es im engen Waldtal, von dem ſich eben die Sterne getrennt haben, wenn die blaugraue Dämmerung noch den Tag verſchleiert, die Wieſe ſchwer vom Tau iſt.

Sein Neſt hat es im hohen Wald, wo er dunkel und ſchweigſam iſt und nur der Morgen und Abend in den Zweigen ſprechen. Wo es der Singdroſſel gerade einſam genug, die Schwarzamſel und das Schwarzblattl verſteckt

J. Atkinson. *Yorkshire 1909.*

am Neſt.

K. B. Lodge. *London, April 1900.*

auf Pfahl.

Rotkehlchen

ſingen. Es gibt bemooſte Stämme da, die beinahe dem Waldboden gleich ſind und Strünke, die im Dunkel leuchten. Unter ſolch einem hat das Rotbrüſtl ſein Neſt, von drei Seiten gedeckt, den Eingang weiß es allein. Will man's belauſchen, ſo muß man dorthin gehen. Es ſenkt ſich hier der Wald ein wenig und öffnet ſich zu einem ganz ſchmalen, langen, mooſig-feuchten Tal, in das ein ebenſo ſchmaler, langer Streif vom blauen Himmel ſieht. Dort auf dem Strunk ſitzt das Kehlchen oft lange, wippt mit leiſem „ſih" und ſchaut ſich um — und iſt dann plötzlich wie im Erdboden verſchwunden.

Schon eine Brut hat's dort aufgezogen, ſieben Mann hoch, und noch mal hat's vier gelbliche, roſtfarben beſpritzte Eier aufs Erdmoos gelegt. Fuchs und Marder haben nicht zugekonnt, es war ihnen der Eingang zu eng. So hat's die Kinder, die denen der Nachtigall ähnlich ſahen, braungelb mit ſchwärzlichen Wellen, gut aufgebracht. Freilich über manche angſtvolle Minute, die er geſehen, über manch ängſtlich warnendes „tſchrietſch", manch erſchreckt-empörtes „ſchnickerikik", das er gehört, ſchweigt der einſame Waldwinkel. War doch der Falke juſt da einmal herabgeſtoßen, wo er vorher die futterbringende Mutter eräugte, und der Habicht hatte oft lang über den Fichtenwipfeln im Blau gekreiſt.

K. Soffel. *Bozen, Sommer 1910.*

Rotkehlchen, Bücklinge machend.

War er fort, so schimpfte das Rotbrüstl noch lang aus Unterholz und Gebüsch „schnickerikik, schnickerikik" und schlug ärgerlich den Schwanz auf und nieder, bis Amsel oder Singdrossel mit lautem tak-tak-tak-tak-tak-tak aus ihrem Versteck aufflogen und der Wald aufwachte.

Futter bot der Wald gerade genug. In der Moosdecke hing allerlei und an den Baumstämmen kribbelte es, zwischen der Rinde saßen Larven oder an ihr hingen schlafende Nachtschmetterlinge und kleine Motten, die Splitter von manchem faulen Stückchen Holz wurden untersucht und Eier, Puppen oder Käfer drin gefunden. Wo der Waldboden nackt war, dort wo Laubbäume standen, mußte man das welke Laub umwenden, da saß und lief allerhand dazwischen, Spinnen, kleine Raupen und Gewürm, — wo im Hochwald die dürren Nadeln lagen, gab es kleine und große Ameisen die Fülle.

Solang die zweite Brut noch im Nest lag, ging das Weibchen nicht allzuweit fort und das Männchen half ihm treulich füttern, wenn es auch an schwülen Tagen lieber saß und sang. Als aber der August herum war, wurden im Nadelwald die roten Heidelbeeren reif und draußen vor dem Wald das Rotkehlchenbrot; seit dem schwarzen Hollunder hatte es solche Zukost nicht mehr gegeben und das Rotbrüstl war tüchtig hinterher. Es spürte auch schon die Zugzeit kommen und trieb sich gern herum von Gebüsch zu Gebüsch, schnurrte hinüber bis zur Straße und sah sich dort die Ebereschen an. Die mußten den Herbst noch vorhalten.

Als aber der mit immer blauem Himmel kam und einer Menge roter Vogelbeeren, da hielt sich das Rotbrüstl zurück. Es streifte nur in der

J. Atkinson. *Yorkshire 1909.*

Rotkehlchen im Schnee.

Nähe und hatte es noch lange gut. Überall fand es was und die Sonne war golden jeden Tag. Bis sie eines stillen Tags doch hinter den Wolken blieb und der Abend rauh und voll Nebel war. Da fing die Not an. Denn der Sturm war nachts im Wald gewesen und den andern Morgen war die Welt weiß. Das wär' noch nicht das schlimmste. Aber noch über zwei Nächte da knarrte der Schnee, des Abends stand der Wald still, ohne einen Hauch, er konnte sich nicht rühren, und Sterne blitzten oben am Himmel und unten am Boden. Die Meisenglöckchen bimmelten durch den Wald und die Krähen zogen. Das Rotbrüstl fand noch ein paar Wacholderbeeren, und wenn es fleißig war, eine Larve zwischen den Rinden der Bäume. Mittags flog es zur Straße hinüber und holte die letzten paar Ebereschenbeeren, die in der Sonne weich geworden. Als aber ein Tag war wie der andere und jede Nacht der Schnee noch fester fror, da wurde es matt. Seine Federchen sträubten sich, die Augen sahen trüb und klein. Es flog und hüpfte, struppig und kugelig bis zur Straße hinüber und auf ihr weiter und suchte, wo doch nichts zu suchen war. Da, als es in die Nähe eines Hauses kam, fand es um das Haus den Boden frei und vor dem Küchenfenster ein paar Krumen. Von da an hielt sich's in der Nähe und kam jeden Tag. So ist es durch den Winter gekommen.

Schwestern und Brüder hatten es unterdes freilich leichter gehabt. Die hatten nach der langen, nächtlichen Reise ein sonniges Land gefunden und Nahrung die Fülle. Sie zogen zu ihren Brüdern nach Nordafrika, die aus Deutschland und dem ganzen Norden und die dunkler gefärbten aus England mit ihnen. Die aus Persien und die prächtig gefärbten der Kanarischen Inseln hatten's nicht nötig, dem Frühling nachzuziehen, der war selbst im Land geblieben.

Der Wendehals.

Von Martin Braeß.

„Hörſt', Marie, wie's Regenvögele ruft," ſagt die Bäuerin, „noch hinte wird's wettern!" Und ſie richtet ſich auf, wiſcht mit dem Handrücken über die Stirn und ſchaut, das Leinentüchlein, das ihr in den Nacken geglitten, von neuem über den Kopf knüpfend, nach dem tiefblauen Himmel. „Noch kein Wölkchen, aber ſchwül iſ', und der Specht ruft ſchon lange ſein Weib, da kommt Regen. Das Vögerl hat noch keinen betrogen, ein Wetterprophet trotz dem Laubfroſch im Glas!" Und die rüſtige Frau bückt ſich wieder über die Arbeit, mit der Magd die jungen Salatpflänzchen ins Beet ſetzend.

„Gäthgäthgäth . . .", ſo ruft es in gleichmäßig langſamem Tempo, weich, faſt ſchmachtend aus dem Obſtgarten neben dem Hauſe, „gäthgäthgäth . . ." und dazwiſchen ein paarmal durchdringend ſcharf ein lachendes „gihgihgihgih . . .", ähnlich dem Rufe des Kleinſpechts. „Hörſt', er ſchreit noch immer; das erſpart uns, die Pflänzchen zu gießen."

Und recht haben ſie beide, die Bäuerin und der prophetiſche Vogel. Wolken ziehen herauf, von Ferne vernimmt man den grollenden Donner; ſchwere Tropfen — noch läßt ſich das „Regenvögele" im Rufen nicht ſtören. Jetzt ein zuckender Blitz, ein krachender Schlag, in Strömen ſtürzt der Regen hernieder — da ſchweigt jedes Geſchöpf vor der Stimme des Himmels. Das Wetter zieht weiter; finſter ſteht's über dem Wald, aber im Weſten bricht die untergehende Sonne durchs zarte Gewölk und vergoldet die glitzernden Tropfen. Hoch ſpannt ſich der bunte Bogen über das Himmelsgewölbe. Die dürſtende Flur trinkt gierig das Naß. Die Schwälbchen verlaſſen das ſchützende Dach, das Hausrotſchwänzchen ſingt am Schornſtein ſeine klirrende Strophe, und „'s Regenvögele", horch! es ruft wieder wie vorhin, aber noch lauter und mit wachſender Kraft: „Gäthgäthgäth" und dann lachend vor Freude und Luſt: „Gihgihgihgih . . ."

„'s Regenvögele", ſo reden die Leute im Dorf; ſeine Stimme kennen die meiſten; aber wie's ausſchaut, das weiß kaum einer zu ſagen. Im Obſtgarten wohnt's, auch draußen im Wäldchen zwiſchen den Wieſen und Äckern, und am Talhang, wo der Kuckuck ruft und der Pfingſtvogel flötet, da kann man's hören, das ganze Frühjahr hindurch und auch noch im Sommer. Ein Specht iſt's, ſo wiſſen's die Klügſten. Nur des Pfarrers Bub, der kennt das Vöglein genau; der ruhte nicht, bis er's geſehen hatte — ach, ſo ein

K. Soffel. Zara, Mai 1909.

Junge Wendehälse.

Junge vom Lande kennt manches, aber niemand fragt ihn danach. Er weiß sogar den richtigen Namen des Vogels — im Brehm, den er vom Lehrer geliehen, hat er Bild und Beschreibung gefunden. Die rindengraue Farbe, der Feldlerche ähnlich, die auch an Größe dem Vöglein gleicht, der breite Schwanz mit den braunschwarzen Binden, besonders aber die Füße, zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten, wie bei den Spechten — wenn der Vogel auf einem niedrigen Pfahl saß, sah man's ganz deutlich — hatten den kleinen Forscher richtig geleitet, und auch die Lebensbeschreibung stimmte genau: der Wendehals ist's, auch „Natternvogel" und „Otterwindel" nennt man ihn wohl — alles seltsame Namen; der Knabe sollte es bald erfahren, warum das Vöglein so heißt.

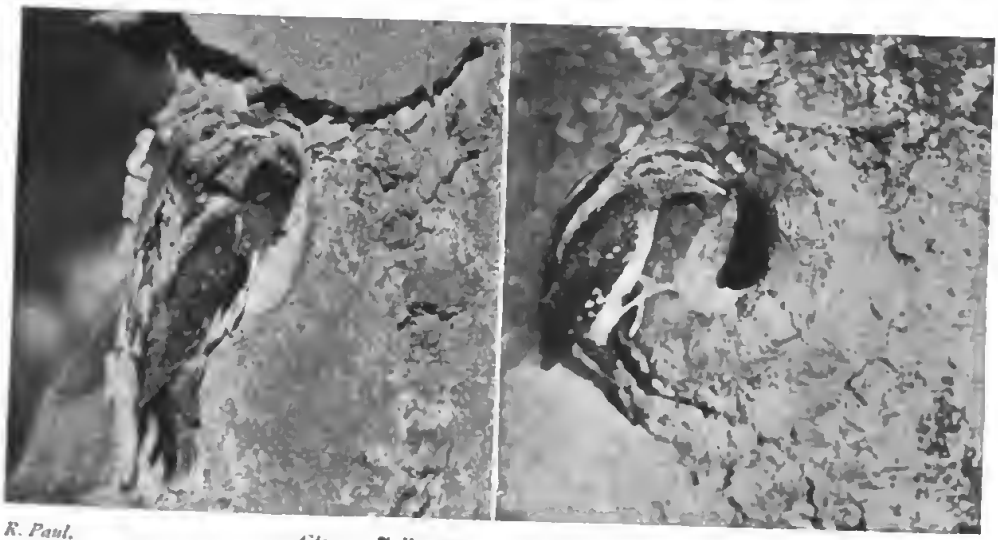
Gegen Ende April war's wiedergekommen, bald nach dem Kuckuck, als das Laub an den Bäumen die Knospen durchbrach und auf der grünen Wiese die ersten Blumen sich zeigten, der goldgelbe Löwenzahn und Gänseblümchens weiße und rosige Sterne. Ein jedes Pärchen respektierte des andern Gebiet; nur einmal, gleich nach der Ankunft, war ein fremdes Männchen nach dem Pfarrgarten geflogen, hatte sich auf denselben Baum niedergelassen, wo das andre Männchen schon saß. In geduckter Haltung, den Körper ganz an den Ast geschmiegt, die Flügel hängend, den ausgebreiteten Schwanz etwas erhoben, den Hals lang gestreckt, die Scheitelfedern gesträubt, so hatten sie boshaft gezischt und wütend sich angesehen, zwei grimmige Gegner, auf Leben und Tod! Aber es war bei der herausfordernden Gebärde geblieben; denn als die beiden Kämpen sich dann durchs Geäst jagten, schien

K. Soffel. *Zara, Mai 1909.*

Junge Wendehälſe in der Nähe ihrer Höhle.

es mehr ein anmutig Spiel, als Verfolgung und Flucht. Ein friedliches Ehepaar iſt's, der Gemahl ſo harmlos wie die faſt genau ſo gekleidete Gattin — ſtört unſre Ruhe, unſer Leben nur nicht, wir tun ja keinem ein Leid!

Nach ein paar Tagen war eine Wohnung gefunden. Sie hatten die Wahl; denn jedes Loch der alternden Bäume ſchien ihnen recht. Ob weiter, ob enger, ob in luftiger Höhe oder nur mannshoch über dem Boden, war ihnen gleich. Der neue Apfelbaum, den das Pärchen ſich wählte, ſtand zwar recht nahe am Weg, auch nicht weit von dem Wirtſchaftsgebäude, wo häufig Menſchen verkehrten; aber die Vögel vertrauten dem Pfarrherrn, unter deſſen Schutz ihre Brut im vorigen Jahre ſo prächtig gediehen war, ſie vertrauten auch ihrem rindenfarbenen Kleide, das ſie leicht jedem Auge verbirgt, wenn ſie ſich nach ihrer Gewohnheit an einem Stamm oder ſchief aufſteigenden Aſte mit den Kletterfüßen anklammern. Auch am Boden, wo ſie recht häufig verweilen, ſchützt ſie ihr unauffälliges Kleid ganz ausgezeichnet, und ſo ſah ſie niemand von den Bewohnern des Pfarrhofs, bis auf den Knaben, der mit jedem Winkel im Garten vertraut war und jedes Neſt wußte. Er hatte es bald bemerkt, wie einer der beiden die Höhle beſuchte, hatte dann mit dem Fuß ein paarmal gegen den Stamm geſchlagen, um den Vogel näher zu ſehen, wenn er herausfliegen würde, war ſchließlich, da ſich dieſer in ſeinem Gewahrſam nicht ſtören ließ, auf die untern Äſte des Baumes geklettert und ſchaute nun zu der offnen Türe der Wohnung neugierig hinein. Im erſten Moment fuhr er zurück vor dem giftigen Ziſchen;



R. Paul. *Glogau, Juli 1909.* *de Wolf.* *Wageningen, Juli 1909.*

Wendehals am Nesteingang, mit Futter im Schnabel.

dann aber dachte er, du schaust ihn dir näher an, den kleinen Vogel, der sich hier so wütend gebart, und so saßen die beiden ungleichen Geschöpfe wohl fünf Minuten einander gegenüber: in der Höhle, mit dem Kopf und Hals aus der Öffnung herausschauend, der graubraune Vogel und auf den blühenden Ästen der wissensdurstige Knabe.

Eine boshafte Schlange scheint der unschuldige Vogel genau zu kopieren; den Schnabel reißt er weit auf, daß sich im Rachen die Zunge zeigt, lang und spitzig, als wolle sie stechen, wie's die Menschen von der Schlangenzunge wohl meinen. Der Kopf mit den aufgerichteten Federn am Scheitel und der geblähten Kehle bewegt sich auf dem windenden Hals hin und her; dieser ist fast unnatürlich in die Länge gezogen, und unheimliches Zischen dringt fortgesetzt aus Rachen und Hals. Kein Wunder, wenn der Unerfahrene erschreckt seine Hand zurückzieht aus Furcht vor dem Biß einer giftigen Schlange, die hier im Baumloch haust und jeden bedroht, der sie stört. Selbst starke Räuber, wie Sperber, Häher oder Katzen, Marder und Wiesel, schreckt der Wendehals durch solch schlaues Manöver, daß sie Reißaus nehmen. Und wenn ein Eichhörnchen naht, um Vogelnester zu plündern — denn auf eine Eierspeise ist der niedliche Nager gar lüstern — da schießt der besorgte Vogel aus seiner Höhle heraus, streckt sich und dehnt sich, soweit er's vermag, breitet den weichen Schwanzfächer aus, zittert mit den hängenden Flügeln, hebt und senkt abwechselnd die Federn des Scheitels und schneidet die allerseltsamsten Grimassen. Eine Schlange ist's oder sonst ein giftiges Reptil,

ſo ſcheint das Eichhörnchen zu denken, ſolch' Weſen verſteht keinen Spaß, und in langen Sätzen flieht es den unheimlichen Geſellen. Die Verſtellung iſt glänzend gelungen.

Furcht vor der Schlange zeigen nicht nur die Menſchen, ſondern die meiſten höheren Tiere; ſie ſtutzen alle beim Anblick des ſeltſamen Weſens, das ſich in Windungen unhörbar auf dem Boden fortbewegt, ſie weichen zurück vor dem wütenden Ziſchen. Hat der Wendehals ſeine Defenſive der Schlange wohl abgeguckt und ahmt ſeine kleine Perſon dieſe Bewegungen des gefürchteten Tieres nun abſichtlich nach? O nein, von der Schlange am Boden weiß unſer Wendehals nichts; die Schreckſtellung, die ihn ſchützt, hat er auch nicht von Vater und Mutter gelernt, ein Manöver iſt's, das ihm im Blut liegt; denn auch Wendehälſe, die man dem Neſte entnimmt und aufpäppelt, üben, ſobald ſie erwachſen ſind, bei jedem Schreck das drohende Spiel, dem man dann gar beluſtigt zuſchaut. Die Menſchen nur erkennen in dem Gebaren des Vogels eine Ähnlichkeit mit dem Verhalten der Schlange, wie die Lokalnamen beweiſen: Natterhals, Natterzange, Ottern- oder Nattern-wendel. Andern Geſchöpfen aber hat die Verteidigungsſtellung des Vogels etwas Schreckhaftes, Furchteinflößendes; an eine Schlange denkt wohl kein einziges dabei.

Die Einrichtung der Wohnung macht den Wendehälſen, wie den meiſten Höhlenbrütern, nicht viel Sorge und Arbeit. Schnell iſt das Loch von den gröberen Holzbrocken gereinigt; die feineren Teile, den Holzmull, läßt man ruhig darin. Ein paar Hälmchen, Haare und etwas Moos wird beſorgt, aber nur wenn man's gerade zur Hand hat; ſonſt genügt die dünne Schicht Baumerde, die faſt jede Höhle aufweiſt, vollkommen. Die Eierchen ſind rein weiß, wie es ſich für einen Höhlenbewohner paßt — in dem ſichern Gewahrſam bedürfen ſie ja keines Schutzes — und ſo dünn ſind die Schalen, daß der Dotter rötlich hindurchſchimmert. Sieben bis zehn Stück zählt das volle Gelege. All die Schreihälſe zu ſättigen, macht den Eltern viel Mühe; Ameiſenpuppen werden den Kleinen zuerſt gereicht, eine leicht verdauliche Speiſe. Aber die weißen Tönnchen ſättigen nur auf ganz kurze Zeit, und ſie ſind nicht immer ſo leicht zu haben. Da müſſen die Alten oftmals weitere Flüge unternehmen, wogenförmig durch die Luft, was ſie im allgemeinen recht wenig lieben. Wie ſie laufen und rennen, die gelben oder ſchwarzbraunen Ameiſen, wenn der Wendehals mit dem Schnabel in dem Haufen herumſtochert. An ſeiner wurmförmigen, klebrigen Zunge bleiben die geängſtigten Tiere hängen, wie an der Leimrute das Vöglein. Er zieht die Zunge in ſeinen Rachen zurück und verſchluckt die Gefangenen befriedigt, vielleicht ein ganzes Dutzend auf einmal. Nun aber ſchnell, die zarteſten Biſſen, die Ameiſenpuppen, für die Kleinen daheim! Er weiß ſie zu finden trotz aller Liſt der Inſekten; mit der Zunge ſpießt er ſie auf und bringt ſie den Kindern. Dann fliegt er wieder

W. Farren. *Near Mildenhall, June 1905.*

Wendehals am Neſtloch.

K. Soffel. *Zara, Mai 1909.*

Halbflügge Wendehälſe.

hierher; den ganzen Tag iſt er von früh bis abends beſchäftigt, und zum gemütlichen Ausruhn, zum Rufen und fröhlichen Lachen bleibt ihm kaum mittags ein Stündchen. Auch in und unter dem Raſen ſucht der Wendehals häufig nach ſeinen Lieblingsinſekten; er hackt in die Erde, und dann leiſtet ihm ſeine Zunge die wichtigſte Hilfe, weil er ſie tief in alle Löcher und Ritzen zu ſtecken vermag. Was ihre Spitze berührt, das wird geſpießt, und was ihre klebrige Haut betaſtet, das iſt gefangen.

Nach ein paar Tagen piepen und wimmern die Kleinen lauter und lauter, wenn eins der Eltern herbeifliegt; der Hunger läßt ſich unmöglich bloß mit Ameiſenpuppen ſtillen. Da muß kräftigere Koſt herbei, und namentlich größere Biſſen müſſen der hungrigen Schar nun gereicht werden. Zarte Räupchen ſind beſonders willkommen, aber auch andre Inſektenlarven, wie ſie zwiſchen den Rindenriſſen an Stämmen ſich bergen; die lange, bewegliche Zunge der Alten weiß alles zu finden. Dazu haben ſie ſtets ein wachſames Auge, und zeigt ſich nur in der Ferne eine ſchleichende Katze, eine Elſter, ein Eichelhäher, gleich umflattern die Eltern mit ſcheltendem „Scheck, ſcheck“ den Feind und ruhen nicht eher, als bis dieſer aus ihrem Geſichtskreis gewichen iſt. Aber noch ängſtlicher iſt ihr Gebaren, wenn die Kleinen den ſichern Winkel verlaſſen haben und nun mit ſchwirrendem Schreien auf einem der unteren Äſte des alten Apfelbaums ſitzen; das iſt die gefährlichſte Zeit für die kleine Geſellſchaft, die es noch nicht verſteht, rechtzeitig zu fliehen und ſich vor den zahlreichen Feinden zu bergen. Erſt wenn die Jungen ziemlich

erwachſen ſind, werden ſie ſelbſtändig, dann drehen ſie auch bei jeder Gelegenheit ihre Hälſe und ſchneiden Grimaſſen, ganz wie die Eltern.

So vergeht Woche um Woche. Um die Mitte des Wonnemonds begann das Weibchen mit dem Legen der Eier; in der erſten Hälfte des Juni piepten die Jungen in der dunkeln Höhle; gegen Ende des Monats flogen ſie aus, und nun wandelt die Sonne ſchon wieder etwas kürzere Bahnen am Himmelsgewölbe, da betteln noch immer die Kinder bisweilen um einen Biſſen. Unter ſolchen Umſtänden müſſen die Wendehälſe darauf verzichten, noch einer Brut das Leben zu ſchenken, zumal ſie ja recht zeitig die Heimat verlaſſen. Im Juli leben die Familien meiſt ziemlich verſteckt auf Bäumen und im dichten Gebüſch, im Auguſt finden ſie reichliche Tafel auf den Gemüſebeeten im Garten, auf Kohlfeldern und Krautäckern. Hier treffen ſie ſich mit andern Familien ihres Geſchlechts, beſprechen die Reiſe, die ſie nun bald nach wärmerer Gegend entführt, und in kleinen Trupps ziehen ſie ab, um erſt nach etwa acht Monaten wiederzukehren, wenn Buſch und Hain ſich von neuem belaubt haben.

Trotz dieſes kurzen Aufenthalts in Mitteleuropa dringt der ſeltſame Vogel doch weit nach Norden vor. Faſt bis zum arktiſchen Kreis dehnt er ſein Brutgebiet aus; noch im nördlichen Finnland und in Mittelſibirien ertönt im Frühling und Sommer ſein monotones „Gäthgäthgäth"; dagegen iſt er in Südeuropa ein ziemlich ſeltener Gaſt, ja in Griechenland hat man ihn nur im Winter geſehen.

Duncan. *New Forest.*

Wendehals.

Der Hühnerhabicht.

Von Hermann Löns.

Der letzte Hof im Dorfe, der hart an der Landstraße liegt, gehört dem Anbauer Jürn Brinkmann. Es ist nur ein kleiner Hof, aber er nährt seinen Mann. Und er nährt auch die Frau, die zu einem richtigen Manne gehört.

Jürn Brinkmann steht bei seiner jungen Frau auf der Diele und sieht zu, wie sie Kartoffelpuffer backt. Er ist rechtschaffen hungrig, denn er hat schon drei Meilen hinter sich. Er ist nebenbei noch Jagdaufseher über die große Gemeindejagd und hat vor Tau und Tag das Bett verlassen und abgespürt, ob er nicht endlich für den Pächter den braven Hirsch bestätigen kann, der im Bruchwalde steht.

Schmunzelnd steht er neben seiner glatten Frau und sieht zu, wie sie die Puffer wendet. Die Herbstsonne fällt auf die Diele und die Hühner gehen an den Wänden entlang und picken die letzten Fliegen fort. Da schreit eine alte Henne plötzlich schrill auf, alle anderen Hühner tun dasselbe und rennen unter die alte Haferkiste, verstecken sich hinter Körben und Mollen, und mitten auf der Diele flattert schreiend der Hahn umher und schlägt mit vier Flügeln.

Ja, mit vier Flügeln. Frau Brinkmann ist so entsetzt, daß sie den Puffer aus der Pfanne in das Herdfeuer fallen läßt, und ihr Mann macht vor Verwunderung den Mund auf, daß die schöne neue Pfeife hinfällt und in Scherben geht. Und dann springt er zu und greift einen Besen und schlägt damit nach dem seltsamen, glühäugigen, bunten Vogel, der auf dem Hahn reitet, und er trifft nur zu gut, denn da liegt der Hahn und zuckt nur noch einmal mit den Beinen und daneben liegt, mit der Pfanne in der Hand, die junge Frau, denn der Habicht, der dem Schlag auswich, flog ihr unter die Röcke und dann Brinkmann an der Nase vorbei zur Dielentür hinaus.

Am folgenden Tage ist Sonntag und da geht Brinkmann nachmittags in den Krug und erzählt die Geschichte von den Kartoffelpuffern und dem Hahn und dem Habicht. Das gibt ein herzhaftes Gelächter in der Runde und man beglückwünscht ihn zu dem Hühnerbraten. Und dann erzählt der Vorsteher auch eine Habichtsgeschichte.

„Ja," sagt er, „das ist nun meist vierzig Jahre her, aber ich weiß das heute noch so genau, als wenn es gestern war. Damals waren die Habichte noch häufiger und brüteten in den Vorhölzern und nicht da hinten in der Wildnis. Das war an einem schönen Maimorgen, da hütete ich

M. Behr.

Habichthorſt mit flüggen Jungen. *Brambach, Juni 1908.*

mit meiner Schweſter, die jetzt in Neumühlen verheiratet iſt, die Gänſe auf dem Anger beim Dorfe. Mit eins ſchreien die Gänſe los und rennen wie unklug hin und her und da hat ein Habicht ein Göſſel und will damit fort. Meine Schweſter ſchreit und ich haue mit der Peitſche hin und meine Schweſter ſchreit, denn ich hatte ſie getroffen, und der Habicht läßt das Göſſel los und fliegt weg. Na, wir nehmen das Göſſel auf, das am Totgehen war, und wie wir da ſo ſtehen und es in der Hand haben, da ſchreien die Gänſe wieder und da iſt das Lork von Habicht wieder da und geht mit einem andern Göſſel ab. Ja, es ſind freche Lörke, die Habichte."

Nun iſt die Uhr aufgezogen und jeder weiß eine Habichtsgeſchichte. Der Müller erzählt, wie früher, als er noch ſeine eigene Jagd bejagte, ihm der Habicht ein Feldhuhn, das er gerade geſchoſſen hatte, dicht vor dem Hunde fortnahm. Kordes gibt die Geſchichte zum beſten, die ſich vorletzten Sommer auf ſeinem Hofe begeben hat. Da kam ein Habicht an, jagte die Tauben in den Schlag, kroch hinterher und kam mit einer Taube wieder heraus. „Kinder," ſagte Kordes, „das ging ſo ſchnell, daß ich gar nicht dazu kam, den Schlag zuzumachen."

„Ja," ſpricht der Halbmeier Meyer, „fix ſind die Bieſter man einmal, und ganz barbariſch frech ſind ſie auch. Das mögen ſo an fünf Jahre her ſein, da treffe ich meine Ente mit ihren Jungen auf dem Bache und jage ſie nach Hauſe. Na, ich warf und ſchrie und trampelte am Ufer

H. Rohrig. *Würzburg, Juni 1909.*

Junge Habichte im Horst.

entlang, und da fliegt etwas über meinem Kopf hin, mitten zwischen die Enten, nimmt eine junge Ente vom Wasser auf und fliegt damit nach dem Bruche." Der Schuhmacher Mertens, der die Fischerei in dem Bache gepachtet hat, meint: „Das ist noch gar nichts. Ich habe einmal ein Stück mit einem Habicht erlebt, das geht über den grünen Klee. Wir sitzen am Sonntag alle vor der Türe und sehen den Kindern zu, die mit den jungen Katzen spielen. Unsere Berta wirft einen Ball hin und die kleinen Katzen laufen hinterher. Da kommt wie ein Ungewitter der Habicht über den Zaun, nimmt die schönste Katze, eine dreifarbige, auf und ehe wir noch recht wußten, was los war, war er heidi."

Endlich nimmt auch der alte Schäfer, der wegen seines Gliederreißens nicht mehr hütet, das Wort. „Manchmal kommt aber auch solch Habicht eklig zupasse. Das habe ich vor zehn Jahren zu Pfingsten erlebt. Da stand ich auf der Heide bei meinen Schnucken und sah, wie ein mächtig großer Habicht einen alten Hasen fing. Er konnte ihn aber nicht gleich tot kriegen und der Hase ging mit ihm in einen Wachholderbusch. Und dann kam der Hase auf der anderen Seite wieder zum Vorschein und machte, daß er fortkam. Von dem Habichte sah ich nichts. Das wunderte mich und da ging ich nach dem Busche und was meint ihr wohl, was ich da fand? Da lag der Habicht dreiviertel tot und das Eingeweide hing heraus, weil ihm

H. Rohrig. *Würzburg, Juni 1909.*

Habichthorſt mit erwachſenen Jungen. Reſte eines Raubs (Eichhorn) auf dem Horſt.

H. Kohrig. **Habichthorst mit erwachsenen Jungen.** *Würzburg, Juni 1909.*

ein Bein aus dem Leibe gerissen war, und das abgerissene hing noch fest an einem Zweige von dem Strauche. Der Habicht hatte sich festgehalten und der Hase war so im Schuß, daß er ihm das Bein aus dem Leibe riß."

Gerade will der Tischler mit einer Habichtsgeschichte aufwarten, da kommt die Wirtin hereingestürzt und meldet, daß soeben der Habicht vor ihren Augen ein Huhn gegriffen und nach dem Busche geschleppt habe. Alles, was frisch auf den Beinen ist, springt auf und läuft nach dem Busche. Aber man hat es falsch angefangen, denn als man bei dem Busche ist, streicht der Habicht mit dem Huhne über die Wiesen ab. Ganz tief fliegt er, denn das Huhn ist schwer, aber er bringt es doch über den Bach bis in die Kiefernbesamung und dort fällt er mit ihm ein und kröpft weiter. Zwei Tage später findet der Jagdaufseher die Federn. Die Knochen hat sich der Fuchs geholt.

Mitten im großen Bruche liegt ein Stück Wald, das ist von selbst angeflogen. Kiefern, Fichten, Birken und Erlen wachsen da wild durcheinander, und darunter sind Weiden und Faulbaum, Porst und Brombeeren dicht durcheinander gefilzt. Dort hat das alte Habichtsweibchen seine Schlafstatt. In einer dichtkronigen Fichte dicht an den Stamm gedrückt, hockt es

H. Rohrig.

Habichthorſt mit Jungen. *Würzburg, Juni 1909.*

mit krummem Rücken da und verbringt die Nacht. Wenn das Rotwild unter ihm her zieht oder die Rehe an dem Graben entlang ziehen, der Fuchs über den Altweg ſchleicht und der Haſe dahinhoppelt, das vernimmt es alles, ohne daß es ſich dadurch ſtören läßt. Die Nacht geht aus dem Walde, der Nebel fällt in das Gras, die Sonne beſtrahlt den Wipfel der Fichten. Da ordnet der Habicht ſein Gefieder, ſchüttelt ſich und ſtreicht aus ſeinem Verſtecke. Er fliegt den Altweg entlang, ſchwenkt dicht über dem Boden her an der Kante des Beſtandes hin, zieht das Hauptgeſtell entlang, und biegt in ein Quergeſtell ein. Wo er ſich blicken läßt, warnt der Häher, erſchallt das Angſtgeſchrille der Droſſeln, melden Rotkehlchen und Meiſen. Das Rotwild macht lange Hälſe, die Rehe verhoffen und der Haſe macht einen Kegel und fährt in den dichten Buſch.

Am Rande des großen Holzſchlages ſteht eine Eiche, breitäſtig und kraus. Dort ſchwingt ſich der Habicht ein. Die gewaltigen gelben Griffe mit den nadelſcharfen, ſtahlfarbigen Krallen umklammern den Aſt dicht am Stamme. Hochaufgerichtet, ganz ſteil, ſitzt er da; ab und zu geht der Kopf hin und her und überallhin blicken die gelben Mörderaugen. An den Brombeeren pflücken die Rehe; die kümmern ihn nicht. Aber das rote Ding, das da in langen, ängſtlichen Sprüngen über die Blöße kommt, das iſt etwas für ihn. Er läßt ſich vom Aſte bis dicht auf den Boden fallen, flattert haſtig, ſchwenkt gewandt um die Birken, ſteigt über das hohe Brombeergeſtrüpp, daß der Sprung Rehe entſetzt nach allen Seiten auseinanderpreſcht, und ſtößt blitzſchnell nach dem Eichkätzchen. Das macht einen Satz und birgt ſich in den Dornen. Aber der Habicht gibt die Jagd nicht auf. Er macht

eine Schwenkung um den Buſch, fußt vor ihm und im Sitzen fährt ſein rechter Griff in den Buſch, faßt das Eichkätzchen bei der Keule und reißt es heraus. Der zweite Griff faßt es in den Nacken und ſchlaff und leblos hängt es in ſeinen Krallen, während er damit in den Beſtand ſtreicht. Dort kröpft er es auf dem Wurfboden einer Fichte in aller Muße, ſtreicht den Wieſen zu und nimmt Unterſchlupf in einer krauſen Kiefer, von der er weiten Auslug hat. Wandernde Häher flattern ängſtlich von dem Forſte her; ein ganzes Dutzend iſt es. Der vorderſte will ſich gerade nach der Fahrt über das freie Wieſenland in das Randgebüſch ſtürzen, da bricht der Habicht aus dem Buſche. Einen gellenden Angſtſchrei ſtößt der Häher aus, alle ſeine Brüder fallen mit ein, aber ehe er den Buſch hat, wirft der Habicht ſich nach unten, legt ſich in der Luft halb auf den Rücken, ſchlägt mit dem linken Fange den Häher von unten, wendet und ſtiebt mit ſeiner Beute in das Unterholz. Hinter ihm her kreiſchen die anderen Häher. Nachmittags greift er vor dem Dorfe noch eine Elſter und ein Hermelin.

Der nächſte Tag iſt grau; die Luft iſt dick. Das iſt das beſte Jagdwetter für den Habicht. An ſolchen Tagen lauert er nicht, da übt er die Parforcejagd aus. Niedrig über dem Boden ſtreichend jagt er die Feldmark ab, aber ſie iſt leer. Eine einzige Lerche erwiſcht er. Auch auf den Wieſen iſt nichts zu finden, und in der Heide iſt es ebenſo. Da ſtreift er das Bruch ab, erbeutet aber nur eine Amſel. Endlich macht er in einer krauſen Fichte im Moore Raſt. Irgendwo in der Ferne trompeten Kraniche; das iſt nichts für ihn. Der Kolkrabe ruft über ihm in der Luft; das iſt auch nichts. Rehe ziehen dahin; das iſt erſt recht nichts. Aber jetzt reckt er den Hals lang und ſpäht nach Süden, wo es einige Male weiß aufblitzte, und im nächſten Augenblick iſt er unterwegs. Erſt geht es eine Weile dicht über dem braunen Heidkraute und dem gelben Pfeifengraſe her geraden Fluges, höchſtens wird um die Birken und Krüppelkiefern ein kleiner Bogen gemacht. Dann geht es nach rechts hinter die Kieferndickung, um ſie herum, und dann mit haſtigen Schlägen dem alten Torfabſtich zu. Einen blitzſchnellen Bogen beſchreibt er dicht über dem Boden, ſo ſchnell, daß die drei Birkhähne, die dort Moosbeeren pflücken, erſt zur Beſinnung kommen, als der eine von ihnen ſchon die Krallen des Habichtes in den Weichen hat. Lautpolternd reiten zwei ab, mit dem dritten balgt ſich der Habicht noch ein Weilchen im Torfmooſe umher, bis er ihm den Garaus gemacht hat.

Den nächſten Tag jagt er nicht; der Birkhahn hält vor. Am dritten Tage aber treibt ihn der Magen wieder aus ſeiner Fichte heraus. Den Vormittag hat er Unglück. Eben hat er ein Feldhuhn geſchlagen und ſchleppt es in ein Vorholz, da äugt ihn eine Krähe und fünf Minuten ſpäter hat er zwanzig auf dem Halſe. Er macht, daß er weiter kommt, läßt das Huhn aber nicht los. Auf blanker Wieſe muß er aber Halt machen. Mit

Stefkainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Mai 1909.*

Habichtweibchen, nach kreisendem Bussard äugend.

mörderischem Gekreische haßen die Krähen auf ihn; noch einmal strich er weiter und nimmt das Huhn mit, aber ehe er den Wald erreicht, hat er so viele Püffe abbekommen, daß er es fallen lassen muß. Bis tief in den Wald hinein verfolgt ihn die schwarze Gesellschaft und er muß lange in der dichten Krone einer Fichte warten, ehe er die Lärmmacher los wird. Und wie er dann auf Umwegen dahin streicht, wo er das Huhn fallen ließ, ist nichts mehr davon übrig; die Krähen haben es sich gut schmecken lassen. So muß er neue Beute suchen und da ihm das blanke Feld mit dem Krähengesindel verleidet ist, treibt er sich bei den Vorhölzern umher, wo er schließlich eine Ringeltaube aus dem Fluge herausstößt und schlägt.

In den nächsten Tagen nimmt er an den Krähen blutige Rache. Eine Nebelkrähe sitzt auf einer Randeiche des Forstes und krächzt und quarrt und quinkelt, als wäre es April und nicht Ende Oktober. Von hinten kommt der Habicht durch den Wald herangeschwenkt und schlägt ihr die Krallen in den Rücken. Sie schreit entsetzlich und versucht nach ihm zu hacken, aber schnell faßt er sie in das Genick und nimmt ihr das Leben. Kaum hat er sie abseits geschleppt und begonnen, sie zu rupfen, da hört er es rauschen und brechen, es kracht und rasselt. Er läßt die Krähe fahren und streicht ab. Wütend schießt der Jagdaufseher, der eben einen Hasen

geschossen hatte, hinter ihm her; aber der Habicht ist flinker. Verärgert streicht er nach der anderen Seite des Waldes, holt eine vorüberstreichende Krähe aus der Luft und stürzt sich mit ihr in den Busch. Gerade, wie er sich darüber her macht, knickt und knackt es vor ihm. Er macht einen langen Hals und äugt hin. Da schreitet, in der Herbstsonne funkelnd und gleißend, ein junger Fasanenhahn hin. Jetzt scharrt er in einem Ameisenhaufen. Und jetzt stößt er einen Entsetzensschrei aus, denn der Habicht hat ihn beim Wickel. Aber er griff zu viel Federn, der Hahn reißt sich los und rennt in die enge Fichtendickung. Bis zum Abend hockt er dort, den Kopf vornüber gebeugt, und dann greift ihn der Fuchs.

Seitdem taucht der Habicht alle paar Tage in der Fasanenecke der Jagd auf und die mit viel Mühe und Kosten herangezüchteten Fasanen verschwinden einer nach dem andern. Selbst der alte Hahn muß schließlich daran glauben. Es ist ein geriebener Bursche, der immer in Deckung bleibt. Aber als eines Morgens die Sonne so schön warm auf den Grenzgraben scheint, da spaziert er gemächlich darin umher und scharrt nach Käfern und Raupen. In der hohen Pappel aber sitzt der Habicht und als er es unter den Espenbüschen am Grabenborde schimmern sieht, da besinnt er sich nicht lange und kriegt ihn beim Wickel. Heftig wehrt sich der Hahn, aber der Habicht zwingt ihn und kröpft sich bis zum Platzen voll.

„Nun aber ist Schluß," sagt Brinkmann, wie er die Fasanenfedern findet, und stellt alles, was er an Tellereisen finden kann, auf Pfähle und Erdhügel. Binnen zwei Wochen fängt er: sechs Waldkäuze, acht Sumpfohreulen, drei Waldohreulen, vier Steinkäuze, eine Elster, neun Bussarde, drei Krähen, einen Zwergfalken, elf Turmfalken, eine Bekassine, einen Fasan und einen Hasen. Wütend holt er die Fallen wieder fort und setzt sich mit dem Uhu an. Alles Mögliche haßt auf den Dickkopf, auch ein Habicht, aber ein Männchen. Das starke Weibchen ist nicht mehr in der Gegend; es jagt in der Donauebene und in Ungarn und wenn es ihm dort nicht mehr paßt, in Nordafrika.

Im April aber ist es wieder im Bruche und bei ihm ist ein hübsches Männchen. In der dichten Ecke des Waldes, wo nur selten ein Mensch hinkommt, steht eine hochschäftige Kiefer, umgeben von hohen Fichten. In dieser Kiefer hat ein Schwarzstorchpaar begonnen, sich einen Horst zu bauen. Das paßt den Habichten. Sie belästigen die Langhälse solange, bis diese sich einen anderen Horstbaum suchen. Und nun treiben die Habichte hoch über dem Walde ihre Balzspiele. Sie, die sich sonst ungern zeigen, schweben und kreisen und rufen, aber hier sieht und hört sie niemand, und Brinkmann, der sie von weitem sieht, denkt, es sind Bussarde. Aber auch die Habichte müssen ihren geraubten Horst verteidigen. Ein Schreiadlerpaar will ihn ihnen streitig machen, doch die Habichte sind frecher und die Schreiadler ziehen ab. Als

R. B. Lodge. *Norfolk, August 1894.*

Alter Habicht auf geschlagenem Kaninchen.

das Weibchen schon auf den Eiern sitzt, spähen die Hütejungens den Horst aus, und eines Sonntags beschließen sie, ihn auszunehmen. Der eine Junge ist schon auf der Mitte des Stammes, da fährt ihm das Männchen gegen den Kopf, daß er laut aufschreit und so schnell, wie er kann, herunterklettert. Drei Püffe bekommt er aber noch mit auf den Weg.

Nun haben die Habichte Ruhe. Die tut ihnen aber auch Not. Vier Junge sind zu ernähren, zwei Monate lang im Horste und noch einen, wenn sie beflogen sind. Ein alter Habicht hat immer Hunger, wenn er sich nicht gerade vollgekröpft hat, ein junger aber auch dann noch. Unaufhörlich gieren sie und den ganzen Tag über fliegen die Alten auf Raub. Die Amsel ist ebensowenig vor ihnen sicher, wie der Junghase; sie holen die halbwüchsige Taube aus dem Neste und fangen den fütternden Schwarzspecht vor seiner Bruthöhle. Der Kiebitz auf der Wiese, die Birkhenne im Moore, das Huhn im Felde und die Taube auf dem Hofe fällt ihnen zur Beute, und glückt es ihm in der Nähe nicht, dann streicht das Weibchen über den Fluß, fällt in der Reihersiedlung ein und schleppt einen Jungreiher fort.

Brinkmann, der Jagdaufseher, ist in heller Aufregung. Überall findet er die Reste von halbwüchsigen Hasen und Federhaufen von Ente und Feldhuhn, Waldschnepfe und Birkhahn, Fasan und Taube. Er klopft alle Horste

H. Rohrig. Habichthorst mit Jungen. *Würzburg, Juni 1909.*

in den Vorhölzern ab, wo früher die Habichte brüteten, aber immer sind es nur Krähen und Bussarde, die dort brüten. Er weiß es eben nicht, daß der Habicht, seitdem die Hinterlader aufkamen, ein heimlicher Vogel geworden ist, der nur noch im dichtesten Walde horstet, und der beim Horste sich nicht mehr vertraut und laut benimmt, wie ehemals, sondern still und vorsichtig. Der Förster im Königlichen weiß wohl, wo das Habichtspaar seinen Horst hat, verrät ihn aber nicht. Er hat nur Hochwild und Rehe zu hüten, und die Habichte sind ihm gefällig und halten ihm die Eichkatzen und Häher kurz, die ihm seine Eichensaaten vernichten. Daß sie aus der Reiherssiedlung ab und zu ein Dunenjunges fortschleppen, ist nicht schlimm, denn bei sechzig Paaren Reiher sind schon einige Junge übrig, und Ringel- und Turteltauben sind so häufig, daß es darauf auch nicht ankommt. Da der Habicht auch der Vermehrung der Krähen entgegenarbeitet, so schont ihn der Förster.

Jürn Brinkmann aber, der vor allem die niedere Jagd hochbringen soll, kommt aus dem Ärger nicht heraus. Vor seinen leibhaftigen Augen, nur zu weit für den Schrotschuß, kommt das Habichtsweibchen über das Moor gestrichen, einen jämmerlich klagenden Brachvogel in den Fängen.

Ein anderes Mal sitzt der Jagdaufseher in dem Hochsitz und beobachtet einen Bock, dessen Wechsel er ausmachen soll. In der Wiese hoppelt ein Junghase hinter einem Weidenbusche her und verschwindet im langen Grase. Da saust etwas Braunes hinter den Weidenbüschen her, das Häschen klagt und ehe der Aufseher schußfertig ist, geht der Habicht mit seinem Raube ab.

Da ſtellt er den Habichtskorb mit einer hellen Taube fängiſch. Drei Tage iſt nichts darin, am vierten hat ſich das Habichtsmännchen gefangen, hat aber die Taube trotzdem gekröpft. Brinkmann wirft es lebend dem Uhu in den Käfig, aber wie raſend fährt der Habicht auf die Eule los, daß die in ihrer Angſt hinter dem Aufſeher Deckung ſucht. Mit Not und Mühe fängt Brinkmann den Habicht ein und ſchenkt ihn dem Schullehrer, der ihm einen Käfig baut. Da ſitzt er ſtill in der Ecke, blickt wild umher und flattert wie verrückt gegen das Gitter, wenn ein Menſch kommt.

Zwei Tage ſpäter bekommt er Geſellſchaft. Das Weibchen hat ſich in dem Habichtskorbe gefangen und natürlich die Locktaube auch gekröpft. Spät abends kommt Brinkmann damit bei dem Lehrer an und der ſteckt es zu dem Männchen in den Verſchlag. Als er am anderen Morgen hinkommt, ſitzt das Weibchen glühäugig in der Ecke und von dem Männchen liegen nur noch die Knochen und die Federn da. Das geht dem Lehrer denn doch gegen ſein gutes Herz und er ruft Brinkmann, der den Habicht töten ſoll. Der nimmt einen Sack und kriecht in den Verſchlag. Aber in ſeiner Angſt krallt ſich ihm der Habicht ſo feſt in das Knie, daß der Aufſeher Hals über Kopf aus dem Verſchlage ſtürzt und dabei die Tür aus den Lederangeln reißt. „Da geht er hin!“ ſagt der Lehrer und Brinkmann macht kein kluges Geſicht, wie er den Habicht über dem Dache verſchwinden ſieht. Zwei Wochen lang ſtand der Habichtskorb fängiſch, aber kein Habicht fing ſich darin.

Er war noch ſchlauer, noch heimlicher geworden; aber überall in Moor und Bruch und Feld und Wieſe zeigten die Reſte von Haſe und Huhn, Ente und Faſan, Kiebitz und Taube, daß er nach wie vor ſein blutiges Handwerk trieb.

Stephainsky. *Kevier Schiedlow, Baby-Lug, April 1910.*

Stoßender Habicht.

Der Baumläufer.

Von Hermann Löns.

Tot ſchwimmen auf den Gräben die grauen Froſtmotten; ihre Zeit iſt vorbei. Schlaff hängen am Haſelbuſche die graugelben Troddeln; ihre Tage ſind vorüber. Der Bergfink erhebt ſein Gefieder und wandert nordwärts; ſeine Zeit iſt um.

Noch iſt im Felde des Huflattichs goldener Stern die einzige Blüte, nur hier und da im Walde reckt ſich aus dem Fallaube eine roſige oder blaue Blume, aber kräftig treibt die Traubenkirſche ſchon, der Weißdorn zeigt grüne Augen und die Simſe ſpreizt ihre bräunlichen Riſpen.

Da klingt im Walde ein Lied. Dünn iſt ſein Klang und kurz ſeine Strophe, aber ſilberhell und glockenrein und voller Luſt und Fröhlichkeit. Vom frühen Morgen an klingt es ſchon, klingt bald hier, bald da, und je mehr die Sonne an Kraft gewinnt, um ſo öfter, um ſo heller erſchallt die kleine, fröhliche Stimme.

Späterhin, wenn der Waldboden wie Schnee ſchimmert, wenn die Buchen ſich in lichtgrüne Seide gekleidet haben, iſt das ſilberne Stimmchen auch noch da, aber es geht unter in dem Geſchmetter der Finken, im Pfeifen der Staare, im Flöten der Droſſeln, im Schwirren der Laubvögel, um bald ganz zu verſtummen in dem lauten, vielſtimmigen Waldkonzerte.

Auch der, der es ſingt, das luſtige Liedchen, iſt dann verſchwunden. Kein Menſch achtet dann mehr auf das winzige Vögelchen, das behende, wie eine Maus, an dem Stamme emporſchlüpft, und das ſich beſcheiden an der Rückſeite des Baumes verbirgt und heimlich abſtiehlt, tritt der Menſch näher. Es birgt ſich nach kurzem Fluge an einem anderen Stamme und rutſcht ſtumm und nur ſelten leiſe zirpend an ihm in die Höhe.

Jetzt aber, wo der Wald noch kahl iſt, hat der Baumläufer Bedeutung für ihn. Lange nicht ſo ſchön wäre dieſer Märzmorgen, erklänge nicht das vergnügte Lied, das ſo fröhlich aufſteigt und mit einem heiteren Triller endet. Und ſo klein der Vogel iſt, und ſo unſcheinbar er gefärbt iſt, er fällt dennoch in die Augen im Vorfrühlingswalde, denn anders, als die anderen Vögel, gebärdet er ſich.

Hier, die alte Eiche, deren Rinde rauh und riſſig iſt, zieht ihn an. Wie ein Schatten fällt er an ihre Wurzel und bleibt dort kleben. Das ſpitze, gekrümmte Schnäbelchen ſtochert in den grauen Flechten umher, erwiſcht

Dr. Bethge. *Peritz, Juli 1909.*

Baumläufer, Unrat aus der Nisthöhle entfernend.

M. Behr. *Cothen, April 1908.*

In die Nisthöhle schlüpfend. **Baumläufer.** Am Stamm hoch kletternd.

ein Frostspannerweibchen, das gerade seine Eier ablegen will, und schluckt es hinab. Dann schnellen das lange, steife Schwänzchen und die leichtgelüfteten Flügelchen den winzigen Körper empor, die scharfbewehrten Füßchen greifen nach oben, und ruckweise, bald nach links, bald nach rechts sich schiebend, rutscht der Baumläufer an der rauhen Borke empor.

Allerlei winziges Krabbelvolk hat die Märzsonne zum Leben erweckt. Hier rennt ein Spinnchen, aber es kommt nicht weit, denn das spitze Schnäbelchen faßt es; dort reckt ein Käferchen die blanken Schwingen, aber aus dem ersten Fluge wird nichts, denn schon ist es im Magen des Vogels angelangt; das Räupchen, das sich aus dem Flechtendickicht schiebt, die Blumenwanze, die die Rindenritze verläßt, der Borkenkäfer, der aus seinem Schlupfloche schaut, die Mücke, die sich die Fühler putzt, die Milbe, die an einer Stammknospe saugt, die Schildlausbrut, die aus dem toten Muttertiere schlüpft, keins entgeht dem spitzen Schnabel, und mag das Insektenei noch so winzig sein und noch so verborgen, die spitze Zunge spießt es an und befördert es in den Schlund.

Dr. Bethge. *Peritz, Juli 1909.*

Baumläufer am Niſtloch.

Mitten im Suchen aber lockt das Vögelchen, denn die Märzſonne bringt es auf wunderliche Gedanken. Und ſo fein und dünn der Lockton auch iſt, einer iſt da, der vernimmt ihn doch. Freudiger ertönt ſein Jubelliedchen, näher, immer näher erklingt es, und jetzt ſchwebt das Hähnchen heran und klebt dicht bei dem Weibchen an der Borke. Aufgeregt ſpreizt das Männchen die buntgefleckten Schwingen und fächert den Schwanz, bläſt die ſeidenweiße Kehle auf und rutſcht, ſein Lied einmal nach dem anderen hervortrillernd, dem Weibchen nach. Bis hoch in die Krone der Eiche geht die luſtige Jagd, in Schraubenlinien um den Stamm herum, und dann ſtiebt das Weibchen in einen anderen Baum und hinterher fährt ſein liebestoller Genoſſe.

Aber ſchon naht ein zweites Hähnchen und doppelt luſtig wird die Jagd, lauter der Wettbewerb der Silberſtimmen; ab und zu hackt ein Hahn nach dem anderen und verſucht ihn beiſeite zu ſchieben. Aber bei aller Eiferſucht achten ſie darauf, wo das Weibchen hinfliegt, und bald in der Eiche, bald in der Erle, jetzt am Stamme und nun unterhalb eines dicken Aſtes rutſchen die drei winzigen Vögel dahin, bis ſich endlich das ältere Männchen wütend

Stephanides

Tillowitz, Ober-Schl., Mai 1909.

Baumläufer, in einem Holzstoß sein Wesen treibend. Futter im Schnabel.

Graf zu Münster.

Alter Vogel mit Futter zum Neſt kletternd.

Gutenborn, Revier Ruhland, Juni 1909.

Junge im Neſt.

Baumläufer.

zirpend auf das jüngere ſtürzt, es mit den mächtigen Klauen packt und vom Aſte ſtößt, daß es ängſtlich piepend davonfliegt und dem alten Hahne nicht wieder in die Quere kommt.

Die dicke Eiche an der Fichtendickung iſt dem Baumläuferpärchen beſonders lieb. Nicht nur deshalb, weil ihre Rinde ſo rauh und flechtenbewachſen iſt und allerlei winzigen Tieren Unterkunft bietet, zumal ſie die erſte Morgenſonne bekommt, ſo daß ſchon in aller Früh das Kleingetier aus ihren Rindenſpalten hervorſchlüpft, ſondern hauptſächlich deswegen, weil ſie hoch oben am Stamme einen Rindenſpalt hat, wie geſchaffen für die Abſichten des Baumläuferpärchens. Rundumher iſt kein Aſt und kein Zweig, und der Spalt iſt ſo enge, daß weder Marder noch Eichkatze mit den Köpfen hineinkönnen, und erſt nach einem langen, gewinkelten Gange erweitert er ſich zu einer kleinen Höhle.

Die Höhle iſt nur eng und ſchmal, aber den Baumläufern genügt ſie. Allerlei weiche, warme Dinge ſchleppen ſie herbei und tragen ſie in den Spalt, Birkenrindenfetzchen, Eſpenſamenwolle, Spinnweben, Würzelchen und Federn. Große Künſtler ſind es nicht, die beiden Vögelchen, aber es hat ja auch wenig Sinn, in dem engen Spalt ein kunſtvolles Neſt zu bauen. Die Hauptſache iſt, daß eine Unterlage für die ſchneeweißen, rotgetüpfelten Eierchen geſchaffen, ſo feſt in den Spalt gepfropft wird, daß ſie nicht nach unten herausrutſchen kann und daß ſie den Gegenzug abhält.

So ganz ohne Störung geht der Neſtbau nicht vor ſich. Erſt kam eine freche Blaumeiſe und verſuchte, den Spalt für ſich zu erobern, wurde aber ſo giftig angezirpt, daß ſie ſich bald verzog. Dann erſchien eines Morgens in der Dämmerung eine kleine Fledermaus und wollte ſich dort gemütlich

W. Köhler. Saatwinkel, Mai 1909.

Eben flügger Baumläufer.

machen, mußte aber vor dem Wutgezirpe der beiden rechtmäßigen Besitzer das Weite suchen. Ein anderes Mal kroch ein Hornissenweibchen mit lautem Gebrumme in den Spalt, machte sich aber schleunigst dünne, als das Hähnchen ihm tapfer eines auf den dicken Kopf gab. Das Allerschlimmste begab sich aber am Tage darauf, denn da flog der Schwarzspecht die Eiche an und meißelte halbfußlange Rindenstücke herunter. Schon war er dicht bei dem Rindenspalt, da fuhren die beiden winzigen Vögelchen ihm aber mit solchem Lärm entgegen, daß er ganz verdutzt abstrich.

Bislang hat das Männchen immer noch fleißig gesungen, wenn auch sein bescheidenes Liedchen kaum mehr zu hören war in dem großen, vielstimmigen Waldorchester. Nun aber, da der Wald grün ward, singt es nur selten noch, denn es hat dem Weibchen zu helfen, die Brut aufzubringen. Den ganzen Tag über flattert bald das eine, bald das andere zu der Rindenritze, sieht sich noch einmal um und schlüpft in den Spalt hinein, und jedesmal ertönt daraus vielstimmiges, feines Gezirpe. Eines Tages erscheint ein Köpfchen mit halb ausgewachsenem, spitzem Schnäbelchen in dem Spalt, und neben ihm noch eins. Und am anderen Tage sind es drei und tags darauf vier und nach drei weiteren Tagen warten sieben kurze Schnäbelchen auf Futter und sieben orangegelbe, rote Rachen öffnen sich, wenn der Lockton der Alten erschallt.

Noch eine Woche weiter, und eins der Jungen wagt sich aus der Ritze heraus und sind auch seine Schwingen noch kurz, ist auch das Schwänzchen kaum halb so lang, wie das der Alten, der junge Baumläufer krabbelt doch ganz sicher mit seinen gewaltigen Füßen an der rauhen Borke umher und

einige Tage hinterher wagt er sich schon rund um den Stamm herum. Noch eine Woche später ist die Rindenritze tagsüber verlassen und neun Baumläufer zirpen und piepsen in der Nachbarschaft umher; das ist ein seltsames, sonderbares Huschen und Rutschen an den rauhen Rinden von Eiche und Buche, ein wunderliches, eigenartiges Geflatter und Geflügel von Stamm zu Stamm, fast gespenstig dem Menschen dünkend, der diese Vögel nicht kennt, und deren Bewegungen und Stimmen ihn mehr an Mäuse, denn an Vögel erinnern.

Der Sommer ging hin, der Herbst ist da. Die Baumläuferfamilie hat sich geteilt. Nicht mehr kümmern sich die Alten um ihre Brut, nicht mehr das Hähnchen um das Weibchen; jeder streicht für sich umher, heute im tiefen Walde, morgen im Vorholze, übermorgen im Gutsparke und in den Baumgärten, heute allein und morgen in Gesellschaft. Und in einer seltsamen Reisegesellschaft. Unternehmer ist der große Buntspecht. Mit hellem, herrischem Rufe weist er der Reisegesellschaft den Weg von Wald zu Wald. Wo er hinstreicht, flattern alle ihm nach, die frechen Kohlmeisen, die bunten Blaumeisen, die lustigen Sumpfmeisen, die niedlichen Schwanzmeischen, die winzigen Goldhähnchen, die stattlichen Kleiber, und dazwischen huschen auch, mit dem bunten, lauten, lustigen Volke reisend, aber sich doch immer für sich alleine haltend, einige Baumläufer, und wenn das Meisenvolk zwitschert und kichert und zetert und zankt und wie toll lärmt, die Baumläufer bleiben still oder piepsen ab und zu ganz leise vor sich hin.

Kommt der Abend heran, dann schlüpfen sie zu mehreren in irgendein enges Baumloch oder in eine tiefe Stammritze, oder suchen Unterkunft unter dem Strohdache eines Bauernhauses, bis die Sonne sie wieder ermuntert und sie an Scheunen, Schuppen und Ställen, an den Stämmen der Bäume in Garten und Wald dem Frostspanner nachstellen und allem, was sich vor dem Winter hinter Rindenschuppen und im Moose und Flechtengespinnste der Bäume verbarg; heute treiben sie sich im Laubwalde umher, morgen im Nadelholze, suchen die eine Woche die Bergwälder ab und die andere die Forsten vor dem Moore und auf der Geest, bald allein, bald zu mehreren, bald wieder in bunter Meisengesellschaft unter Führung eines schwarzweißroten Spechtes, immer still vor sich hinsuchend und einsilbig bleibend Tag für Tag.

Sobald aber im Februar die Sonne mehr Gewalt bekommt, überkommt sie die Lust, zu singen, und ehe noch der Haselbusch seine Goldtroddeln schwenkt, klingt im kahlen Vorfrühlingswalde des Baumläufers lustiges Silberlied.

Das Hausrotschwänzchen.

Von Martin Braeß.

Ein schmucker Bursche! Ganz oben sitzt er auf der Wetterfahne am Dachgiebel und schmettert lustig sein keckes Liedchen hinaus in die Welt, ein freundlicher Gruß an alle, die unten auf der Straße vorübergehen — nur wenige vernehmen's, und selten schaut sich mal einer um, bis er den kleinen Sänger entdeckt, dessen Figürchen sich so deutlich von der blauen Himmelsglocke abhebt! Zwei Strophen, die immer wiederkehren, das ist alles, was das Hausrotschwänzchen gelernt hat; aber ihm genügt es vollkommen. Selbstgefällig wendet's sein Köpfchen bald nach links und bald nach rechts, macht eine zierliche Verbeugung dazu und schüttelt erregt mit dem rostroten Schwänzchen. Erst schlägt es vier- oder fünfmal ein und denselben Ton an, hastig, stakkato, scharf und bestimmt, dann eine Viertel-taktpause, und nun setzt die zweite Strophe ein, aus ganz eigentümlichen Lauten bestehend, gepreßt und zischend, klirrend und knirschend, und zum Schluß noch zwei oder drei Schläge, die den Tönen der ersten Strophe gleichen.

Manchmal unterbricht der kleine Sänger sein Lied. Ein Insekt hat er bemerkt, das sich am Dachgiebel niederließ; hurtig ist er zur Stelle und verspeist es befriedigt; dann flattert er wieder auf sein erhabenes Plätzchen und singt nach Herzenslust weiter, so gut er's eben versteht. Solcher Lieblingsplätzchen hat er einige am gastfreien Haus des Menschen und in der nächsten Umgebung; immer sind es die höchsten Punkte seines kleinen Reviers, aus dem er sich nur selten entfernt: außer der Wetterfahne die Spitze des Blitzableiters, der rußige Rand des Schornsteins, der Dachfirst, der hohe Fahnenmast vor dem Hause. Und wie eifrig er singt, wirklich einer der fleißigsten Sänger unserer Heimat! Er ist der Frühauf unter all den gefiederten Frühaufstehern. Die Straßen der Stadt träumen noch öd und verlassen in nächtlicher Finsternis, trüb leuchten die Laternen durch den weißlichen Nebel, da sitzt der kecke Bursche schon droben auf seinem Plätzchen und schmettert sein klirrendes Liedchen seelenvergnügt über all die Giebel hinweg. Und auch draußen am Land, wo das Leben am Morgen viel früher beginnt, als in der Stadt, das Hausrotschwänzchen ist doch immer der erste unter allen Bewohnern des Hofs. Das Vöglein begrüßt den Bauer, der im Juni schon vor drei Uhr mit der Sense über der Schulter aus der Türe tritt, das taufeuchte Gras auf der Wiese zu schneiden, mit seiner seltsamen Strophe: „Seht, ich bin doch früher munter, als ihr!" Die blühende Erde ruht noch im Schleier der kurzen Nacht, und nur am nördlichen Himmel

H. Rohrig. **Brütender Hausrötel.** *Würzburg, Juni 1909.*

zeigt sich ein lichtschwacher Schein, da trillert und schnurrt es schon so lustig vom Schornstein herab: „Wacht auf nun, ihr Schwalben unter dem Dach, ihr verschlafenen Spatzen, ihr Hühner und Gänse im Hof!" Und dann antwortet wohl der Hahn mit hellem Krähen, eine Amsel flattert mit gellendem Schrei aus dem Garten über die Straße, und nun schaut auch schon ein Schwälbchen aus dem Kugelnestchen hervor, schwingt sich aufs Dach, putzt sein Gefieder und leiert dann auch gemütlich sein Plauderliedchen herunter.

Besonders im Vorfrühling kann sich unser Hausrötel im fleißigen Singen kaum genug tun; zu allen Tageszeiten gibt es seine Strophen zum besten, am eifrigsten freilich singt es in den dämmernden Morgenstunden und gegen Abend, wenn der letzte Strahl der untergehenden Sonne seine hohen Lieblingsplätzchen vergoldet; aber auch zu Mittag gönnt sich im Frühling der schmucke Hauskobold nur selten eine längere Pause. Später, wenn die Kleinen im Nest nach Futter verlangen, rufen freilich ernstere Pflichten; aber noch immer weiß der Vater manch Viertelstündchen seiner fröhlichen Kunst zu widmen, und die erste Morgen-, die letzte Abendstunde läßt er sich niemals schmälern. Selbst in der Mauserzeit verstummt der Gesang nicht völlig, immer wieder wird das Stimmchen probiert, und später im Herbst, wenn die Sonne so warm auf das Dach scheint und das Laub des hohen Birnbaums daneben in der klaren, durchsichtigen Luft wie blinkendes Gold leuchtet, da hört man Hausrötels Lied wieder häufiger, als in den Hoch-

H. Rohrig. Hausrötel, mit Futter. *Würzburg, Juli 1909.*

sommertagen. Die andern Vögel in Hof und Garten sind alle verstummt, die meisten weilen schon fern von der Heimat, aber unser niedlicher Hausfreund im rußfarbenen Frack mit den hübschen weißen Abzeichen auf Stirn und auf Flügeln, sitzt noch immer oben am Giebel und schnurrt keck sein Liedchen in die klare Oktoberluft.

Das Hausrotschwänzchen ist einer der letzten, die im Herbst unsre Heimat verlassen. Der Wendehals, der Komiker Gelbspötter, der graue Fliegenfänger, die Mehl- und die Rauchschwalben, mit denen der kleine Vogel den Sommer über gute Nachbarschaft hielt, sind schon längst über alle Berge, wenn er Mitte oder Ende des Weinmonds die Reise antritt; ja manchmal säumt er bis Anfang November; er kann sich so schwer von dem trauten Winkel trennen, wo er glückliche Tage verlebte. „Nun ist's auch fort, das liebe Rotschwänzel," hatten die Kinder des Hauses schon ein paarmal gesagt, und immer hatten sie sich getäuscht; denn am nächsten Morgen oder Mittag sahen sie's wieder, wie es seine zierlichen Bücklinge machte und dazu schnalzte: „huid tze, huid tze tze tze, da bin ich noch immer!" Aber eines Abends erhob es sich höher in die Luft als gewöhnlich; es hörte ein paar Genossen aus der Nachbarschaft locken. Mit ihnen flog es davon in die Nacht. Erst im südlichen Europa erkennt der Vogel das Ziel seiner Reise, ja mancher der Rotschwänze, der im Sommer mit den flachshaarigen Kindern eines thüringer oder hessischen Dörfchens Zwiesprach gehalten, mag übers Mittelmeer

Vögel II. Copyright 1910, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Stephainsky. Jägerhaus Tillowitz, August 1904.

K. Spengler. Rothehütte, Juni 1908.

Junge Hausrotschwänzchen.

bis nach Ägypten fliegen und den armen Bewohnern der Fellachendörfer in ihre elenden Lehmhütten schauen.

Ende März kehrt der Vogel in die nördliche Heimat zurück, wo er sich sofort durch sein schnurrendes Liedchen bemerkbar macht. Der Landmann begrüßt ihn mit Freuden; denn ähnlich wie die Schwalbe ist ihm auch das Hausrotschwänzchen ein heiliges Vöglein, dem man kein Leid zufügen darf. Nur der Bienenzüchter ist schlecht auf den Vogel zu sprechen. Gewiß, es mag öfters vorkommen, daß er, gleich dem Fliegenschnäpper oder der Kohlmeise, ein paar Bienen erwischt; aber groß kann der Schaden nicht sein, zumal man beobachtet hat, daß er nur kranke, matt fliegende oder ruhig dasitzende Bienen wegschnappt.

Bald nach der Ankunft baut das Pärchen sein Nest. Jeder versteckte Winkel ist den zutraulichen Vögeln recht: ganz oben das Gesims eines mehrstöckigen Hauses unter der Dachtraufe, oder kaum mannshoch ein Sparren an der Gartenlaube, hinter den Blättern von Jungfernrebe oder Jelängerjelieber gut verborgen, ein altes Nistloch der Hauswand oder eine Öffnung zwischen den Steinen der Gartenmauer, der Pfosten über der Tür unter dem Schutzdach, wenn auch die Menschen tagaus, tagein hier vorübergehen, oder ganz oben der Balkenkopf, der am Giebel ein wenig hervorspringt.

Gar nicht selten wählen sich die Rotschwänzchen die sonderbarsten Plätze für die Wiege ihrer Jungen. Über dem Brunnenrohr, gleich neben dem quietschenden Schwengel, auf dem Blechschirm der Hängelampe im Gartensalon, oder in einem Winkel des Ofenrohrs, auf dem Briefkasten am Tor, oder im Schuppen zwischen dem Feldgerät — es gibt kein Versteck, wo man Hausrötels Nest nicht schon gefunden hätte. Besondere Anziehungskraft

K. Soffel. Cosmos u. Damian (Südtirol), Juli 1909.

Junger Hausrötel, erschreckt.

übt die Eisenbahn auf unsern zutraulichen Hausfreund aus; ihre freistehenden Wirtschafts- und Stationsgebäude und die hohen Telegraphenstangen sind dem Vogel willkommen, denn sie gewähren ihm einen freien Umblick nach allen Seiten. So kommt es, daß man kaum einen Bahnhof finden wird, wo sich im Frühling und Sommer nicht Hausrotschwänzchen aufhalten. Das Pfeifen und Fauchen der Lokomotiven, der lärmende Verkehr stört den vertrauensseligen Vogel nicht im geringsten, und was für Nistplätze die Vögel sich hier manchmal wählen, grenzt ans Unglaubliche. In der Holzbude, wo stündlich oder noch öfter die Hebel für Weichen und Signale gestellt werden, zieht ein Pärchen seine Jungen auf einem Balken groß; in die Pufferröhre einer Lowry hat ein anderes Paar ein gar niedliches Nestchen gebaut; aber das reizendste Vogelidyll hat man Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf der kurzen Strecke Greiz-Neumark beobachtet. Ein Hausrotschwänzchenpaar hatte sich in einem Personenwagen angesiedelt, der längere Zeit auf dem Greizer Bahnhof ungebraucht stand, und war bereits beschäftigt, seine mehrere Tage alten Jungen zu füttern, als der Wagen in den Zug eingestellt werden mußte, der die Strecke täglich sechsmal in jeder Richtung zurücklegte. Treu begleiteten die Alten das Nest auf seinen Reisen und fütterten fleißig während des Aufenthalts auf den Zwischen-

15*

Stephainsky.

Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juli 1909.

Am Boden. **Hausrötelweibchen.** Im Spalier.

stationen. Und richtig, die Vogeleltern und das Zugspersonal hatten nach einigen Tagen die Freude, die Jungen wohlbehalten ausfliegen zu sehen.

Aber nicht alle Hausrötel verdienen ihren Namen; denn viele siedeln sich auch fern von den Ortschaften in Löchern und Ritzen schroffer Felsenwände, zwischen Klippen, in verlassenen Steinbrüchen, in Ruinen und alten Mauern, selbst in Steinhaufen an, oder sie leben zurückgezogen in einer einzeln stehenden Hütte, einer zerfallenen Scheune usw. Die felsigen Gegenden sind dem Hausrotschwänzchen, soweit es nicht die gastlichen Wohnungen der Menschen bevorzugt, die liebsten, und so findet man den niedlichen Vogel oft hoch oben im Gebirge, in den Alpen z. B. noch über der Region des Holzwuchses, gar nicht fern von Gletschern und ewigem Schnee. Weniger sagt ihm die Ebene zu, ja große, einförmige Waldungen meidet er völlig. In den Küstenländern des nördlichen Deutschlands sieht man das Hausrötel weniger oft, als in Mitteldeutschland, ja in Großbritannien ist es eine sehr seltne Erscheinung — erst in der Neuzeit soll sich der Vogel diese Gebiete erobert haben — im südlichen Skandinavien hat man ihn gleichfalls nur ausnahmsweise gefunden, im fernen Island aber ist bis jetzt nur ein einziges Exemplar beobachtet worden, das sich auf dies nördliche Eiland verirrt haben mochte.

Im Nestbau ist der Hausrotschwanz nicht eben ein großer Künstler; aber er versteht es, sich den örtlichen Verhältnissen aufs beste anzupassen. In einer engen Höhlung bedarf die Kinderwiege keines besonderen Haltes; weich und warm sollen Eier und Junge liegen: das ist alles, was man beansprucht. Mehr Sorgfalt erfordert der Nestbau auf einem freien Balkenkopf oder auch in einem Winkel, der nicht von allen Seiten geschlossen ist. Aber das brütlustige Pärchen versteht sich auch darauf; aus zarten Würzelchen, dürren

K. Soffel. *Cosmos u. Damian (Südtirol), Juli 1909.*

Hausrötel, auf einer Latte, von der aus er Insektenjagd betrieb.

Pflanzenstengeln, aus Grashalmen usw. webt es ein napfförmiges, ziemlich dickwandiges Nest, das es dann sorgfältig mit recht viel Haaren, wohl auch mit einigen Federn auspolstert. Am allerbequemsten aber machen sich's die Vögel, wenn sie einfach ein altes Schwalbennest unter dem Hausdach beziehen.

Wenn kein Hindernis eintritt, ist in der zweiten Hälfte des Ostermonds das Gelege vollzählig: fünf oder sechs rein-weiße, bisweilen bläulich schimmernde Eier, glänzend und zartschalig. Nach dreizehn Tagen eifrigen Brütens, an dem sich auch der Vater, wenigstens stundenweise, beteiligt, piepen die Jungen in ihrer engen Wiege und verlangen nach Speise. Keine Kleinigkeit ist's für die Eltern, die hungrige Kinderschar zu befriedigen; aber geschickt sind die Vögel im Fangen, und jeder Winkel ihres Reviers ist ihnen bekannt. An den Mauern und Dächern der Gebäude, an Klippen und Felsenwänden schwirren genug kleine Fliegen umher; allerlei Larven schlummern in den Ritzen von Holz und Stein, und Spinnen hausen in jedem Versteck. Auch der flüchtige Schmetterling ist vor dem geschickten Jäger nicht sicher; wie der Fliegenschnäpper erwischt ihn das Hausrötel im Fluge, und wenn es auch manchmal nur den bunten Flügel gepackt hat, beim zweiten Versuch entgeht der Falter doch nicht seinem Schicksal. Auch am Boden findet sich Nahrung in reichlicher Menge, in den Gärten zwischen den Küchengewächsen und auf den umgegrabenen Beeten: kleine Käfer und Räupchen, Kellerwürmer, Tausendfüße und dergleichen.

Aber das Füttern der Brut ist nur ein Teil der Pflichten, die den Eltern erwachsen. Die Sorge, daß kein feindliches Tier das Nest ausraube, erfüllt ihre Seele von Tag zu Tag immer mehr; denn die Jungen, deren Stimmchen schon kräftiger klingen, verraten leicht den Standort des Nestes. Die Katze schleicht lüstern umher und blinzelt hinauf, von wo die Pieptöne kommen, himmlische Musik für ihre Ohren. Die Alten kennen den Erzfeind; mit scharfem „huid tze" warnen sie die Kinder, die sofort auf dies Kommando verstummen. Dann fliegen sie schreiend hinab ins Gesträuch, ganz in die Nähe des Feindes, knicksen erregt, sträuben ihr lockres Gefieder, blähen die Kehle, springen und flattern in ihrer Angst hin und her; ja sie fliegen dem Räuber wiederholt dicht am Kopfe vorüber, als wollten sie nach ihm stoßen. Mißvergnügt duckt sich die Katze, doch macht sie gleichmütige Miene zu dem Spektakel, als ginge sie das tolle Gezeter nichts an. Jetzt sind aber auch die Vögel der Nachbarschaft auf die Gefahr aufmerksam geworden; alle vermehren den Aufruhr, und nicht eher wird's still, als bis sich die Katze durch ein Loch ins Dunkel des Schuppens zurückzieht. Dann kehren die Hausröteleltern zu ihren Kindern zurück, schauen ins Nest — es ist alles in Ordnung; sie gehen an ihre Arbeit zurück. Mit dem ersten Wurm, den sie finden, ist die Sorge vergessen, und das Männchen trillert an einem der Lieblingsplätzchen wieder seine fröhliche Strophe.

Die gefährlichſte Zeit kommt aber noch. Wenn die Jungen ausfliegen, fällt ſo manches einer Katze oder einem Raubvogel zum Opfer. Denn die unerfahrenen Kinder verlaſſen den ſicheren Winkel meiſt ſchon dann, wenn ſie nur etwas flattern können; von wirklichem Fliegen iſt keine Rede. Die Eltern ſind froh, wenn die kleinen Gelbſchnäbelchen irgendein ſicheres Plätzchen erreichen, wo ſie ſich feſthalten können. Hier ſitzen ſie nun und betteln mit zitternden Flügeln unaufhörlich um Nahrung. Das iſt dann ein ewiges Hin und Her der Alten, ein ängſtliches Schreien, auch wenn irgendein Menſch ſich nähert, vor dem früher beim Brüten Vater und Mutter nicht die geringſte Scheu zeigten.

Nach einigen Tagen ſind die Jungen ſo ziemlich ſelbſtändig; ſie lernen ſehr raſch hüpfen und fliegen, und was gut ſchmeckt, verſtehen ſie auch bald. Zwar betteln ſie immer noch, wenn einer der Alten in ihre Nähe kommt, ſelbſt jeder andere Kleinvogel, der vorüberfliegt, wird mit zitternden Flügeln begrüßt, und ſie erhalten auch noch manches Inſekt aus dem Schnabel von Vater und Mutter, die mit ihnen gemeinſam in Hof und Garten herumſtreifen; aber den Eltern geht bereits der Gedanke an eine zweite Brut im Kopfe herum, und wenn die Mutter das erſte Ei wieder ins Neſtchen gelegt hat, dann ſind die innigen Beziehungen zwiſchen Eltern und Kindern vergeſſen.

Um Jakobi iſt auch die zweite Generation flügge. Noch eine Woche lang werden die zirpenden Jungen geführt und treulich bewacht; dann endlich ſind die Eltern aller Sorgen ledig. Der Vater ſitzt wieder halbe Stunden lang am Dach und ſchnurrt ſein Liedchen; dann fliegt er hinab zur Mutter, die unterdeſſen von den roten und ſchwarzen Holunderbeeren probiert; ſie ſchmecken den Vögeln zur Abwechſlung ganz gut, aber Inſekten ſind ihnen lieber. Bald tritt die Mauſer ein, und iſt auch ſie überſtanden, ſo geht's auf die Reiſe, gewöhnlich in kleiner Geſellſchaft. Fünf Monate dauert's, nicht länger, dann begrüßt das Pärchen ſeine Heimat wieder mit drolligem Bückling und freudigem Lockton.

X. Siegle. *Pforzheim.*

Neſt und Gelege des Hausrötels.

Der Eichelhäher.

Von Hermann Löns.

Es ſitzt ein Vogel im Eichenbaum und gibt ein Potpourri zum beſten. Er ſchwatzt und plaudert, als wäre er ein Pirol oder Würger, und dann ſchnalzt er wie eine Eichkatze, miaut wie ein Buſſard, trompetet wie ein Kranich, ruft wie ein Buntſpecht, pfeift wie ein Star und quietſcht wie ein Wagenrad. Jetzt kreiſcht er laut und gellend auf und ſchwebt dahin wie ein rieſengroßer, bunter Schmetterling.

Der Markwart iſt es, der Eichelhäher, der Schalksnarr und Irrwiſch, Hans Dampf in allen Ecken, Bruder Immerluſtig und Meiſter Wunderlich, der luſtige Schwätzer, der fröhliche Spötter, der Hüpfer und Schlüpfer, Schweber und Flatterer, der Prahlhans und der Angſtmeier, des Jägers Vergnügen, des Jägers Verdruß, Wildverkünder und Wildvergrämer, der Neſtzerſtörer und Eichenpflanzer, der alles kann, der alles ſieht, alles kennt, der heute pfiffig und morgen dummdreiſt, eben vorlaut und frech und jetzt wieder heimlich und zage iſt, der Vogel, deſſen Stimme, deſſen Benehmen ebenſo voller Gegenſätze iſt, wie ſein Gefieder.

Wie fein, weich und zart iſt das rötliche Grau ſeines Rumpfes. Wie herrlich iſt der gelbliche, ſchwarz übertupfte Scheitel dazu geſtimmt und das warme Braunrot der Flügeldecken. Wie toll aber ſtechen dagegen die leuchtend himmelblauen, ſchwarz und weiß geſtriemten Achſelklappen ab, die ſchwarzweißen Schwingen, die weißen Schwanzdeckfedern und der ſchwarze Schwanz. Eigentlich müßten dieſe harten Farben zu dem weichen Grundton des Gefieders nicht paſſen, aber den Eichelhäher kleiden ſie, bei ihm ſind ſie ebenſo zuſammengeſtimmt, wie in ſeinem Geſange die feinen und die groben Laute, wie in ſeinem Charakter die freundlichen und die häßlichen Züge.

Auf der blumigen Waldwieſe ſitzt ein halbes Dutzend Häher. Das ſchwatzt, das klatſcht, hüpft und ſpringt, tanzt hin und her, ſpreizt die Hollen, nickkoppt und dienert, ſchaut ernſt drein, hopſt albern in die Höhe, ſchnappt den fliegenden Käfer, ſtreut die Erde des Maulwurfshaufens herum, ſtochert im Mooſe, ſcharrt im Graſe, hämmert an einem Baumſtumpfe, wetzt an einem Steine, quiekt, ſchnalzt, quarrt, ſchnarrt, ratſcht und tratſcht, miaut und flötet, daß der Jäger, der hinter der Eiche ſteht, vor Lachen kaum ruhig bleiben kann.

Stephainsky. *Tillowitz, Ober-Schl., Mai 1909.*

Brütender Eichelhäher.

K. Soffel. Bozen, Juli 1909.

Junge Häher, nach Futter ſchreiend.

Ein gellendes Kreiſchen, das ſich ſechsmal wiederholt, und dahin ſtiebt das bunte Gelichter, hier, da und dort aus dem Dickicht weiterkreiſchend. Erſtaunt ſieht ſich der Jäger um; er kann nichts erſpähen. Aber das Kreiſchen dauert fort, iſt bald hier, bald da in der Dickung, läßt nach, um betäubend wieder zu beginnen, hört auf und erneut ſich abermals, bis es als wildes Wutgekreiſche näherkommt. Und aus der Dickung ſchiebt ſich ein ſpitzes Geſicht mit ſchwarzen Gehören, eine weiße Bruſt leuchtet, ein roter Leib ſchimmert, eine buſchige Rute zuckt hin und her, und blank und breit ſteht auf der Wieſe Meiſter Reineke. Langſam hebt der Jäger die Waffe hoch, ein leiſes Knicken ertönt, daß der Fuchs jäh den Kopf hochnimmt, aber da knallt es bereits, der Fuchs ſchlägt um und wildes Angſtgekreiſche der Häher erfüllt den Wald.

Am andern Tage pürſcht der Jäger einen raumen Stangenort ab. Vertraut ſchwebt ein Häher vor ihm her, quiekt und ſchwatzt ungeſtört, ſtochert hier im Fallaube, ſtöbert dort im Graſe und taucht in der Dickung unter. Der Jäger bleibt in guter Deckung ſtehen, die Büchſe ſchußfertig unter dem Arme, denn vor ihm ſchiebt ſich ein roter Fleck durch das grüne Laub. Nicht weit vor dem Jäger ſchwebt ein Häher auf den Pürſchſteig herab, ſieht ſich ſcheu um, als täte er unrecht, hackt haſtig an dem Rande des Steiges die lehmige Erde los, reißt verrottete Würzelchen heraus, hackt wieder, ſich immer ängſtlich umſehend, zupft wieder Wurzeln, mit denen

Dr. Bethge.

Eichelhäher, Futter suchend.

Weißer Hirsch b. Dresden, Dezember 1905.

K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

Junge Häher, auf Futter wartend.

er sein Nest auskleiden will, schiebt sie sorgfältig mit dem Schnabel zusammen, daß es ein bequemes Bündel gibt und will gerade damit abstreichen, als er den Jäger gewahrt. Die Wurzeln fallen lassen, hastig davonflattern und ein gellendes Warngekreische ausstoßen, das ist eins, und wütend sieht ihm der Jäger nach, denn der rote Fleck da hinten im Laube verschwindet mit jäher Bewegung und weist dabei das starke Gehörn.

Aber so ist der Häher; es ist kein Verlaß auf ihn. Heute meldet er dem Jäger den Fuchs, morgen vergrämt er ihm den Bock. Und so ist er in allem. Gewandt und sicher schwenkt er im Schwebefluge durch das enge Stangenholz, und jammervoll unbehilflich flattert er von Feldbusch zu Feldbusch, immer in Todesangst vor Habicht und Sperber. Er ist so schlau, so überschlau, aber wie der weltfremdeste Seidenschwanz steckt er seinen Dickkopf in die Pferdehaarschlinge der Dohne und endet auf elende Art. In gemeiner Weise verhöhnt und piesackt er den unglücklichen Waldkauz und wehe dem Marder, den er bei Tage antrifft; nicht eher gibt er sich zufrieden, als bis der Schleicher sich in einem Loche verkrochen hat, und die Füchsin, die am Tage auf Raub auszieht, muß ohne Beute wieder in die Dickung, denn unaufhörlich lästernd und kreischend begleiten die Schreihälse sie und warnen alles Getier vor ihr.

In keiner Sache zeigt er festen Sinn. Heute baut er sein Nest in vierfacher Manneshöhe im engen Bestande, das nächstemal scheint es ihm

Stephainsky. *Tillowitz, Ober-Schl., April 1909.*

Eichelhäher.

K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

Häher, Futter ſuchend.

P. Rosenius. *Schonen (Schweden) 1906.*

Junge Häher im Neſt.

richtiger zu ſein, es fünf Fuß über dem Boden dicht am Fahrwege anzulegen. Steht das Neſt heute in der Aſtgabel dicht am Stamme, ſo iſt es ein anderes Mal in das äußerſte Ende eines Zweiges gebaut. Das eine Mal iſt es liederlich aus dürrem Laub zuſammengeſtoppelt und oberflächlich mit Wurzeln ausgelegt, dann wieder iſt es ein Meiſterwerk aus feinen Zweigen und langen Moosranken und auf das Sauberſte mit den allerweichſten Würzelchen ausgepolſtert, und während ein Neſt breit, ſparrig und flach iſt, iſt ein anderes mehr als halbkugelig, hübſch rund und mit einer tiefen Mulde verſehen. Einmal liegen vier Eier darin, ein anderes Mal neun, und wenn die einen denen einer Elſter ähneln, ſo gleichen die andern mehr denen von Zwergwaſſerhühnern.

Und nun erſt ſeine Nahrung. Der Maikäfer iſt ihm ebenſo lieb, wie die Haſelnuß ihm recht iſt. Jetzt ſucht er vorſichtig einen Zweig nach Schildläuſen ab, dann ſchlingt er ein Dutzend Eicheln herunter, als habe er acht Tage gehungert. Aber da ſieht er eine Blindſchleiche. Schwupp, hat er ſie beim Wickel, und da der dicke Kropf ihn hindert, ſo würgt er

K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

Junger Häher, eben angeflogen.

Digitized by Google

Graf Munster. *Revier Ruhland, Juli 1909.*

Häher bei seinen Jungen, bei und nach dem Füttern.

die Eicheln heraus, quält die Schleiche zu Tode, frist ein Stückchen davon und will gerade fortfliegen, denn es gelüstet ihn nach Brombeeren, da fallen ihm wieder die Eicheln ein. Mitnehmen? nein, dazu hat er keine Lust. Liegen lassen? erst recht nicht. So buddelt er denn mit dem Schnabel ein Loch neben dem andern, steckt in jedes eine Eichel und drückt die Löcher sauber mit dem Schnabel zu. Mitten in der Arbeit wird ihm die Sache aber langweilig und er läßt die Hälfte der Eicheln liegen.

Acht Tage lang kann er sich von Kerbtieren nähren, plötzlich muß er zu dem Luderplatze, wo der Jäger die Kerne der Füchse und das Gescheide des Wildes hinlegt, und muß von dem stinkenden Aase fressen. Heute sitzt er fromm und bieder zehn Schritte von dem Buchfinkennester, ohne sich darum zu kümmern, morgen hackt er die Eier entzwei, frißt etwas davon und reißt schließlich das Nest auseinander, um einige Büschel davon zum Bau des eigenen Nestes zu verwenden. Einmal rührt ihn das Piepsen der nackten Nestvögelchen gar nicht, obgleich es unmittelbar unter ihm ertönt, wogegen er ein anderes Mal solange durch das Geäst schlüpft, bis

Dr. Bethge. *Weißer Hirsch b. Dresden, Dezember 1905.*

Zwei Eichelhäher, Geniſt durchſuchend.

er ein Neſt findet. Dann ſetzt er ſich dabei, beſieht ſich die Jungen, holt eins heraus, dreht es mit den Klauen auf dem Aſte hin und her, hackt es tot, frißt es an, läßt es fallen, holt ſich ein zweites, macht es geradeſo damit, und dann auf einmal bekommt er Luſt auf Wicklerraupen, dreht Blatt für Blatt um und ſucht eine Stunde lang das winzige Gewürm, bis ihm auch das langweilig wird und er im Altlaube nach Käfern herumkratzt, um einige Augenblicke ſpäter wieder einem Schmetterling nachzujagen.

Er macht alles geradeſo, wie es ihm in den Kopf kommt. Er iſt kein Zugvogel, aber wenn es ihm paßt, dann verſchwindet er auf Wochen aus ſeinem Walde. Er iſt kein Standvogel, aber er kann bis in den Spätherbſt am Platze bleiben, um dann, obgleich es anderswo auch nicht mehr zu freſſen gibt, als hier, plötzlich die Reiſeſucht zu bekommen. Nadelwald und Laubwald, ihm iſt alles gleich. Am Rande des Moores gefällt es ihm ebenſogut, wie hoch oben im Gebirge, und ob er im Feldbuſch wohnt oder in dem geſchloſſenen Forſte, ob im jungen Holze oder im alten Beſtande, das macht ihm wenig aus. In der dürren Kiefernheide geht es ihm

ebenſogut, wie im üppigen Auwalde, denn er kann alles gebrauchen, Kerbtiere wie Waldbeeren, Baumfrüchte und Schnecken, Obſt und Getreide, und findet er hier das eine nicht, ſo trifft er das andere an, und ſo kann er nie umkommen.

Darum vermehrt er ſich auch überall, denn Habicht und Wanderfalke, ſeine ſchlimmſten Feinde, ſind ſparſam geworden und werden immer ſeltener, und Marder und Kauz erwiſchen nur ſelten einen alten Häher und die Jungen auch nicht allzu oft. Und ſo trifft man ihn überall an, den bunten Schalksnarren, wo es Wald und Buſch gibt, und freut ſich über ihn, denn wenn er es auch ab und zu arg macht mit dem Plündern von Neſtern und oft in den Saatkämpen der Förſter allerlei Unfug anrichtet und erheblichen Schaden ſtiftet, er pflanzt doch manche Buche, manche Eiche, er verbreitet Haſelnuß, Ebereſche und Brombeere, er vertilgt allerlei Ungeziefer und erſchwert dem Fuchs das Rauben, und ſchließlich: er iſt ſo ſchön und ſo drollig und bringt ſoviel Leben in den ſtillen Wald, daß wir ihn dort nicht miſſen möchten.

Graf zu Münster. Revier Ruhland, Juli 1909.

Häher, Unrat der Jungen entfernend.

Rauchschwalbe und Hausschwalbe.

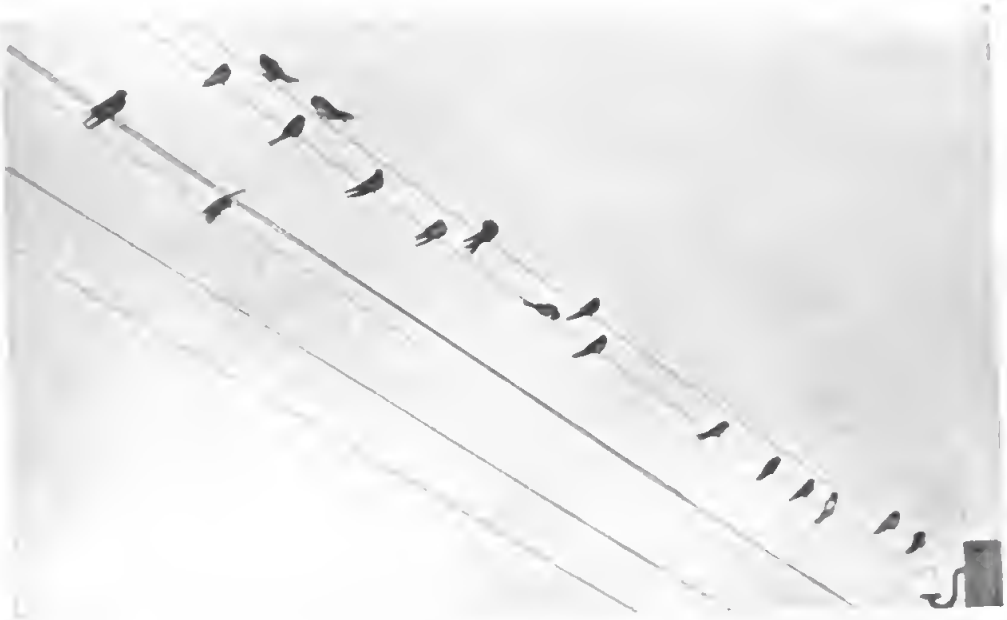
Von Martin Braeß.

Ein Freundschaftsbündnis haben die niedlichen Schwalben mit dem Menschen geschlossen, so eng und so innig, wie kein anderer Vogel der deutschen Heimat. Sie bewohnen die Häuser und Viehställe, die Wirtschaftsgebäude und Scheunen in Dorf und Stadt, wohl auch einmal eine einsam liegende Hütte, einen Schuppen, einen Brückenbogen, und nur in unkultivierter Gegend, wo alle Niederlassungen fehlen, meilenweit in der Runde kein Haus, da nehmen sie mit Vorsprüngen an steiler Felsenwand vorlieb. Sobald aber in der entlegenen Wildnis das erste Haus entsteht, gleich ist die Schwalbe zur Stelle und schlägt ihr Heim bei dem gastfreien Menschen auf! Kein Wunder, daß solche Anhänglichkeit an unsre Wohnung, solch Zutrauen der reizenden Tierchen innige Gegenliebe geweckt hat! Selbst rohere Gemüter, die teilnahmlos und ohne Verständnis an den lieblichsten Erscheinungen der Natur vorübergehen, gewähren doch den Schwalben gern gastliche Aufnahme. Mit Jubel wird im Lenz die erste Schwalbe begrüßt, mit regem Interesse beobachtet groß und klein den Nestbau und die Aufzucht der Jungen, und mit Wehmut sieht man im Herbst die lieben Hausgenossen wieder scheiden.

Vergnügt eilt die Jugend des Dorfs aus der Schule, doppelt vergnügt, denn die Ferien beginnen, und selbst eine niedrige Osterzensur kann die Freude nicht trüben; der Schlingel schüttelt alles Ungemach ab, sobald er die dumpfe Schulstube verläßt: Lenzesstimmung in Feld und Flur, Lenzesstimmung im Herzen von groß und klein!

Plötzlich ruft einer der Bengel: „Die Schwalben sind wieder da!" Hoch in die Luft wirft er vor Freude die Mütze, und nun stürmt die Schar hinab zu dem Dorfteich, die Boten des Frühlings willkommen zu heißen. Lehrer und Schule und Zeugnis, wie schnell ist alles vergessen; ein paar Vögelchen über dem Wasser sind jetzt wichtiger, als jede Ermahnung!

Hurtig und gewandt schießen sie über die glitzernde Fläche, bald schwimmend und schwebend, bald flatternd, jetzt hoch aufsteigend in schön geschwungenem Bogen, dann wieder blitzschnell sich senkend, daß die Brust fast den Boden oder den Wasserspiegel berührt. Zwei nur sind's, doch nein, ein drittes Schwälbchen beteiligt sich auch an dem lustigen Spiel, und im nächsten Augenblick zählen die Kinder schon vier. „Stallschwalben sind's," so ruft der Junge von vorhin, „die kamen auch voriges Jahr früher zurück



M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Nach dem Süden ziehende Rauchschwalben, ausruhend.

als die Mehlschwalben. Gewiß sind's die beiden Pärchen von uns; im Kuhstall sind noch die Brettchen, die der Vater für sie angebracht hat, und auch die Nester stehn noch darauf." „Nein, unsere Schwalben werden es sein!" so ruft ein andrer dazwischen, „denn bei uns brüteten acht Pärchen im Kuhstall, im Pferdestall auch eins, und in der Hausflur gleich unter dem Tor kleben jetzt noch zwei Nester." „Das ist noch gar nichts," schreit ein dritter, „an unserm Haus, vorn nach der Straße, ihr habt's ja gesehen, gleich unter dem Dach da brüteten dreißig Pärchen und mehr; übereinander stehen die Nester, weil sie nicht Platz haben." Jetzt lachten aber die andern: „Da sieht man doch gleich, daß du gar nichts verstehst; das sind ja die Mehlschwalben, die Hausschwalben, die außen unter dem Dach brüten, oben am Sims. Die haben wir auch jedes Jahr und vielleicht mehr noch, denn ihr. Aber die vier, die hier über dem Teich fliegen, die wohnen im Stall, Rauchschwalben sind's." Und nun belehrt einer den andern, woran man die beiden Schwalbenarten erkennt. Bei der Rauchschwalbe ist der Schwanz ja viel länger und so tief ausgeschnitten, daß er einer zweizinkigen Gabel gleicht; Kehle und Stirn leuchten schön rotbraun. Die Haus- oder Mehlschwalbe aber hat breitere Federn am Schwanz, nicht solch lange Spieße wie jene, auch fehlt ihr das Rot; oben glänzendes Schwarz, unten und auf dem Bürzel schneeiges Weiß, das sind ihre einzigen Farben. Und einer der größeren Knaben fügt ganz richtig hinzu: „Die Füßchen sind auch anders bei beiden; die Mehlschwalbe

Digitized by Google

X. Siegle. *Pforzheim, September 1909.*

Verſammlung der Rauchſchwalben vor dem Wegzug.

R. B. Lodge. *Middlesex, Juni 1899.*

Neſt und Gelege der Rauchſchwalbe.

hat ſie weiß befiedert bis vor an die Krallen, die Rauch- oder Stallſchwalbe aber iſt barfuß. Wenn ſie ſich anklammern am Neſt, ſieht man's ganz deutlich." Ja ein geweckter Junge vom Lande weiß manches, was ein Stadtkind nicht kennt; auch die hellen Flecken hat der Knabe bemerkt, die am ausgebreiteten Schwanze der Rauchſchwalbe gleich einer unterbrochenen Binde erſcheinen und die der kleineren Baſe vollſtändig fehlen.

Nun aber nach Haus, dem Vater, der Mutter, dem Knecht und den Mägden das frohe Ereignis zu melden. Und dann ſchnell das kleine obere Fenſter am Kuhſtall geöffnet, wo die Vögel ſo geſchickt ein- und ausflogen, ohne mit den langen, ſichelförmigen Flügeln die Wand zu berühren. Wenn ſpäter tagsüber die Stalltüre offen, nehmen ſie ihren Weg meiſt durch dieſe, aber das Fenſterchen wird auch dann nicht geſchloſſen; denn zeitig am Morgen ſind die Schwalben ſchon munter.

Doch gemach, ſo weit iſt's noch nicht, und ehe die Hausgenoſſen die alte Wohnſtätte aufſuchen, da vergehen noch Wochen! Meiſt kehrt ja als erſtes nur ein einzelnes Schwälbchen von der Reiſe zurück; unſtät fliegt es umher, denn die Nahrung iſt ſpärlich, die Ende März die Heimat ihm bietet. Kalt weht der Wind, Regen- und Schneeſchauer treibt er über die Felder; er erfaßt auch das Vöglein und führt es von dannen — wohin? niemand weiß

R. Paul. *Glogau. Juni 1908.*

Rauchſchwalbe, ihre Jungen fütternd.

es, vielleicht ſieht's die Heimat nie wieder. Nach einigen Tagen kommt dann ein Pärchen oder auch zwei. Hoch aus den Lüften ſchießen ſie nach dem Teich oder Fluß hernieder, tauchen die Bruſt in das Naß, ſchütteln die Tropfen ab, jagen nach fliegender Beute, bald hoch oben am Himmel, bald niedrig über dem Waſſer, flattern zwiſchen den Häuſern oder an Mauern dahin und ſchnappen nach Spinnen, ſtreichen ganz dicht über die Saat und erwiſchen im Fluge manches Inſekt, folgen dem Pflug auf das Feld und umkreiſen die Ochſen, denn wo Vieh iſt, da gibt's auch immer einen Biſſen für den hungernden Magen.

Auch ein paar Hausſchwalben ſind angekommen; ſie teilen Freud und Leid mit ihren Verwandten, jagen gemeinſam mit ihnen über Viehtrift und Anger, über Felder und Teiche, ruhen gemeinſchaftlich am Dachfirſt aus oder am Zaun und abends im Röhricht, aber ſonſt kümmern ſie ſich nicht viel um ihre Genoſſen. Jedes hat vollauf zu tun mit ſich ſelbſt und iſt froh, bei der Unbill des Wetters das eigne Leben zu retten. Endlich bricht die Sonne durchs trübe Gewölk, ihr Strahl lockt tauſend Lebeweſen aus den Verſtecken hervor. Fliegen ſummen umher, Bremſen und Schnaken werden lebendig, Millionen von Mücken tanzen im goldigen Licht. Da hat alle Not gleich ein

Ende. Mit zartem Rot schmückt sich der Pfirsich zum Feste, die Knospen des Kirschbaums schwellen, und als ob sie's wüßten, jetzt ist es gut in der Heimat, kommen sie angesegelt, Rauchschwalben und Hausschwalben in großer Gesellschaft. Sie beleben das Dorf, den Anger, den Teich mit ihrem fröhlichen Flug durch die Lüfte, und gegen Abend sitzen sie gewöhnlich am First des Daches, am Hausims, auf den Telegraphendrähten, in langer Reihe geordnet. Wie der Bauer am Feierabend mit den Nachbarn gern plaudert, die sich auf langer Bank neben dem Torweg, müd von der Arbeit des Tags, niedergelassen, so pflegen auch droben am Dach die gefiederten Hausgenossen freundschaftlicher Zwiesprach, Rauchschwalben zumeist, doch sitzen auch einige Hausschwalben dazwischen, an dem viel kürzeren Schwanz und dem weißleuchtenden Bürzel leicht zu erkennen.

Drolliges Schwalbengezwitscher, ein wirkliches Plaudern in längeren oder kürzeren Sätzen, fast ohne Lücke aneinander gereiht, nur getrennt durch einen langgezogenen Schnurrlaut, jeder hört es so gern; keine Kunst ist dabei, keine Verstellung, alles natürlich und traut. Die Kinder im Dorf ahmen es nach, wenn sie halbsingend sprechen:

„Ich wollte meinen Kittel flicken und hatte keinen Zwerrrn,
hatte nur ein kurzes Endchen, das mußte ich lang zerrrn."

Freilich nur den Klang des Gezwitschers soll das lustige Verschen wiedergeben, nicht den wirklichen Inhalt des Gesprächs. Denn gerade jetzt im Frühjahr ist das Kleid der heimgekehrten Schwälbchen schmuck und tadellos, frisch in den Farben und die Oberseite von schönem, tiefblauem Metallglanz. Sie haben im warmen Winterquartier gemausert und beehren uns nun bei ihrer Ankunft im nagelneuen Habitchen. Wer vogelstimmenkundig ist wie Salomo, der würde ganz anderes heraushören. Ob es wohl an der Zeit sei, die alte Niststätte aufzusuchen, beratschlagen sie, oder ob sie den Platz wechseln sollen; was zu tun sei, wenn nicht mehr alles in Ordnung, und ob es geraten, schon morgen früh dem bekannten Stall einen Besuch abzustatten, in der Stille, wenn alles noch schläft, und nur der Frühauf des Hofs, das Hausrotschwänzchen, seine klirrende Strophe vom Essenkopf hinaus in die Dämmerung schickt. Auch die jungen, noch nicht einjährigen Vögel, die frischbacknen Eheleute — denn gepaart sind schon alle — die noch nichts wissen von Nestbau und Kindererziehung, sprechen gar munter mit und schlagen zur Bekräftigung ihrer Worte die langen Flügel im Takte auf und nieder.

Richtig, am nächsten Morgen ist's schon lebendig im Kuhstall, lange ehe die Magd in der Türe erscheint. Als sie öffnet, da schießt ihr gleich über den Kopf ein Schwälbchen aus dem dunkeln Stall heraus in den sonnigen Hof, zwei andere Rauchschwalben umkreisen den Raum, leicht wie die Elfen dahingleitend, eine vierte sitzt auf dem Sims und läßt sich in ihrem Morgenliedchen nicht stören. Ganz vertraut sind die Vögel. Die weite Reise, nur

K. Spengler.

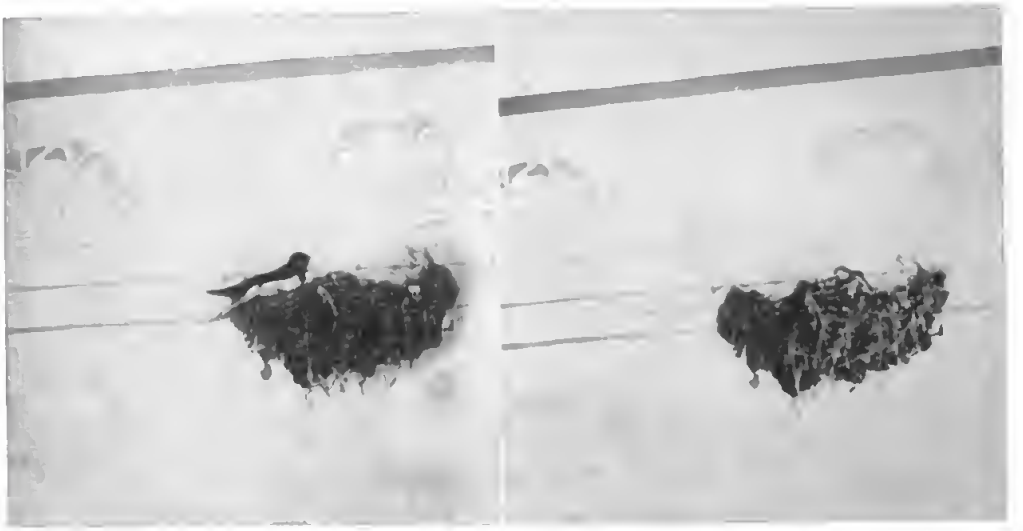
Junge Mehlschwalben auf einem Fenstersims. *Rothehütte, Juli 1903.*

K. Spengler. *Rothehütte, September 1909.*

Ruhende Rauchſchwalbe.

ein kurzer „Ausflug" war es für die leichtbeſchwingten Segler der Lüfte; der lange Aufenthalt in der ſüdlichen Zone — wer denkt noch daran! daheim ſind wir, wieder daheim! Das eine der beiden Pärchen findet ſein Neſt unverſehrt wieder, genau wie es den Platz im vorigen Sommer verlaſſen hat; nur eine Spinne hat es mit ihrem Netz überzogen, und die Federn im Innern, die Haare und Hälmchen ſind verſchmutzt und verſtaubt. Da iſt bald Ordnung geſchaffen: hinaus mit dem Wuſt, und von neuem weiche Stoffe herbei! In ein paar Tagen iſt alles fertig — wenn du bereit biſt, Frau Schwalbe, das Eierlegen kann jetzt ſchon beginnen.

Das andere Pärchen iſt weniger glücklich daran; es ſucht immer von neuem das Brettchen, auf der zwei oder drei Jahre hindurch die Wiege der Jungen ſtand. Umſonſt, der Knecht ſtieß vor kurzem alles herunter, als er mit der Leiter hantierte, um oben das Fenſter zu öffnen. Ein paar Tage verſtreichen, dann entſchließt ſich das Pärchen und macht ſich flugs an die Arbeit. Auch ohne Brettchen wird es ſchon gehen, hier der Nagel im Balken gewährt genügenden Halt. Um Material ſind die Schwälbchen ganz ohne Sorge; auf dem Dorfplatz, wo das Rinnſal dem Teiche zu ſickert, gibt es ſchlammige Erde genug. Klümpchenweiſe wird ſie nach dem erwählten Bauplatz getragen, noch ein Weilchen im breiten Schnabel geknetet, mit Speichel vermiſcht und dann an den Balken gedrückt; der Grundſtein der künftigen Wohnung iſt ſicher fundiert. Andere Klümpchen reihen ſich



K. Soffel. *Siebeneich · Bozen, Juni 1908.*

In einer Stube niſtende Rauchſchwalbe.

in flachem Bogen daran; dank der rauhen Unterlage haften ſie gut, nur ſelten fällt eins zu Boden. Dann ruht die Arbeit, und mit Gezwitſcher, mit fröhlichem Flugſpiel, mit Jagd nach fliegender Beute vergehen die Stunden. Auf dem Balken unweit der Bauſtelle ſchlafen die Vögel während der Nacht, und am folgenden Morgen, wenn das Mauerwerk völlig getrocknet iſt, wird eine zweite Lage von Erdklümpchen ſo darauf gefügt, daß ſie die erſte Schicht ein wenig überragt. Am dritten Morgen wird in gleicher Weiſe fortgefahren. Schicht folgt auf Schicht, auch Stroh- und Grashälmchen, Kuh- und Pferdehaare, Schweinsborſten u. dergl. werden von Zeit zu Zeit mit verklebt, um die Haltbarkeit zu erhöhen, wie es der Maurer ja auch macht, der den Lehm mit Stroh oder mit Haaren und Borſten vermengt. Immer von neuem wird die Innenſeite geglättet; nach der äußeren Front aber fragen die Vögel nicht viel, da ſteht mancher Klumpen hervor, während ſein Nachbar zurücktritt. Nun noch die innere Ausſtattung, Federn, Haare und Wolle, dann iſt alles vollendet, und befriedigt betrachten die zwitſchernden Schwalben ihr Werk — ſechs Tage Arbeit, den ſiebenten können ſie feiern. Das Viertel einer Hohlkugel ſtellt das Neſt dar, oben offen, die Rückwand bildet der Balken. Es ſcheint etwas vorn überzuhängen, da der obere Rand nach hinten ein wenig höher gebaut iſt, als in der Mitte; aber feſt haftet der Bau an dem Holzwerk, zumal die Wand dort, wo ſie aufſitzt, wohl doppelt ſo ſtark iſt, als in der Rundung.

Wie die Kinder alles genau beobachten, was in und am Neſtchen geſchieht! Jetzt ſitzt die Alte den größten Teil des Tages auf dem Gelege, nur das Köpfchen mit der roſtroten Stirn ſchaut über den Rand ein klein wenig

K. Soffel. Siebeneich, Juli 1909.

Vier Junge, auf Futter wartend.

M. Steckel. Chemnitz, Mai 1908.

Zwitschernd.

Rauchschwalben.

hervor. Das Männchen kommt oft herbei und singt sein schnurriges Liedchen, als wollt es der Gattin die Langeweile vertreiben, auch bringt es ihr ab und zu eine Fliege oder sonst etwas Gutes von draußen herein oder fängt eine Bremse im Stall weg und reicht sie dem Weibchen. Aber sich auch am Brutgeschäft ein wenig nur zu beteiligen, das fällt dem Männchen nicht ein; wenn die Gattin auf kurze Zeit die Eier verläßt, um den Hunger zu stillen, flugs ist es an ihrer Seite, und gemeinsam segeln sie durch die Lüfte, unbekümmert um die Eier im Neste. Nach zwei Wochen gewöhnlich — bald etwas früher, bald auch einige Tage später — durchbrechen die kleinen Schnäbel die Eierschalen. Es richtet sich sehr nach dem Wetter; denn herrscht Nässe und Kälte, so wird das Brutgeschäft öfters und auf längere Zeit unterbrochen, da das Insektenvolk sich verkriecht und die Jagd nicht viel einbringt; bei warmer, sonniger Witterung aber verkürzt sich die Brütezeit bis auf zwölf Tage. Dann gibt es Arbeit genug für die Eltern, die fünf oder sechs Breitschnäbel zu befriedigen, die sich ihnen entgegenstrecken, sobald sie mit einem Bissen auf dem Neströand erscheinen. Mit freudiger Teilnahme sehen es die Kinder, welch geschäftiges Treiben, hin und her, durch die Tür, durchs Fenster! Manchmal begegnen sich Vater und Mutter gerade an der engsten Stelle, und doch, wie geschickt, blitzartig schnell weicht eins dem andern aus, ein Zusammenstoß ist nicht zu befürchten. Immer unruhiger wird's in der Kinderstube; sie bietet kaum Platz noch für die täglich wachsenden Körperchen, und eins drängt das andere, jedes sucht seinen Nachbar unterzukriechen, und jedes Köpfchen will das vorderste sein — es wird Zeit, den engen Raum zu verlassen. Vierzehn Tage

K. Soffel. *Fallingbostel, Mai 1907.*

Rauchſchwalbe, auf einem Pfahl ruhend.

mögen die Schwälbchen zählen, da herrſcht große Aufregung bei den Eltern; zwei der Kleinen ſitzen ſchon neben dem Neſt, das dritte am Rand, und die andern ſtrecken die Glieder, ſie haben jetzt Raum in der Wiege. Unabläſſig tragen die Alten Futter herbei und bringen's bald dieſem, bald jenem, flattern zwei-, dreimal rings im Stalle umher, ehe ſie zur Türe hinausfliegen, ſetzen ſich hier aufs Gebälk oder dort auf den Sims, auf die Kleeraufe, auf die Leiter, die an der Wand lehnt, immer lockend, im Flug wie im Sitzen: „Witt witt, widewitwitt". Bald folgt das kühnſte der Jungen dem Rufe der Eltern; erſt rutſcht es auf dem Bauche ein Stückchen hin und gleich wieder zurück, dann lüftet's die Schwingen — ſie ſind geſchickter als die ſchwächlichen Füßchen — und jetzt flattert's über die Ecke zu dem andern Balken, wo es ſich krampfhaft anklammert und dann mit Mühe ſein Körperchen auf den Sitzplatz hinaufſchiebt. Die Alten umfliegen den gelehrigen Schüler und ſtürzen dann ſchleunigſt hinaus, ihm eine Belohnung zu bringen. Zwei andere folgen dem Beiſpiel des Bruders und ſetzen ſich neben ihn; dann werden ſie kühner und kühner, ja gegen Abend ſind ſie ſchon ſo weit, den erſten Rundflug zu unternehmen. Nur zwei haben ſich heute noch nicht entſchloſſen, das Neſt zu verlaſſen; ſie wagen es morgen, während die andern Geſchwiſter unter Führung der Eltern bereits aus dem Stall flüchten und ſich im Hof auf das Dach des Schuppens ſchwingen, wo ſie nun in Reihe und Glied die Ankunft der fütternden Eltern erwarten.

Auch am Wohnhaus unter dem Dachſims herrſcht ſchon ſeit Wochen fröhliches Leben. Eng beieinander kleben hier wohl zwanzig oder

K. Soffel. Siebeneich-Bozen, Juni 1908.

Kaum flügge Rauchſchwalbe, auf einer Bettdecke ſitzend.

noch mehr Neſter der Hausſchwalbe, nur ab und zu eine Lücke; ſelbſt unter dem Kaſten, der zum Niſten der Tauben beſtimmt iſt, reiht ſich eins an das andere. Jetzt iſt das Brutgeſchäft bei den meiſten beendigt, nicht aber die Arbeit. Immer geht's hin und her, die hundert Jungen zu füttern; in jedem Neſt lagen ja vier bis ſechs ſchneeweiße Eier, und jetzt heben ſich ebenſoviele Köpfchen den Alten entgegen. Wie vor dem Bienenhaus, ein ununterbrochenes Kommen und Gehen! Schon im Mai, als ſie bauten, da war reger Verkehr hier. Unzählige Male flogen die Vögel nach den Plätzen, die ihnen ſchlammige Erde boten; mit erbſengroßen Paketchen kehrten ſie wieder zurück und preßten jeden Bauſtein an ſeine richtige Stelle. Auch die das alte Neſt von neuem benutzen wollten, hatten viel zu tun, es vom Unrat zu ſäubern und ſeine Wände auszuflicken; denn die Sperlinge hatten hier den Winter über arg gehauſt, hatten das Eingangsloch erweitert, eine Unmenge Halme und Federn hineingeſchleppt und alles verſchmutzt.

Die frechen Spatzen bildeten überhaupt eine läſtige Plage, beſonders für die einzeln brütenden Schwalben; denn nicht alle gehörten zur Kolonie. Ein Neſt ſtand abſeits in einem Mauerloch, ein zweites klebte unter der Wölbung des Hoftors, ein drittes auf einem Balkenkopf uſw. In den meiſten von dieſen Wohnungen hauſten jetzt Spatzen; frech war das Männchen ins Neſt geſchlüpft, als die Eigentümer abweſend waren, und ſchaute nun ſchimpfend aus dem Loch heraus. Es wich nicht, ſo ſehr die Schwalben auch ſchrien und flatterten und nach dem Eindringling ſchnappten. Auch die Nachbarn zeterten heftig, ebenſo andere Spatzen: ein Höllenſpektakel! Die

Dr. Bethge. **Mehlſchwalbe am Neſt.** *Peritz, Juli 1909.*

Menſchen im Hof, die dem Kampfe zuſahen, meinten wohl anfangs, es würde dem Eindringling übel ergehen; die Schwalben würden kommen und ihm das Loch vor dem Schnabel vermauern, daß er elenden Todes ſterbe. Doch das wagten die geängſteten Vögel nicht, ſie verſuchten's ja nicht 'mal, an der Neſtwand ſich anzuklammern, und hätten ſie auch den klugen Gedanken gehabt, den Feind in dieſer Weiſe zu fangen, kein Hausſpatz wäre ſo dumm, ſich ſolches bieten zu laſſen. Doch was half's! nach ein paar Tagen mußten die Schwalben abziehen; ſie bauten ſich eine andere Wohnung und waren jetzt gewitzigt genug, das Eingangsloch ſo zu verengen, daß nur eben ein ſchlanker Schwalbenkörper ſich durchzwängen konnte, nicht aber der Hausſpatz mit ſeinem Dickkopf.

Viel Zeit geht mit ſolchen Kämpfen verloren, und ſo ſchnell wie die rotkehlige Baſe im Stall iſt die Hausſchwalbe gewöhnlich mit dem Bau ihrer Wohnung nicht fertig. Dieſe iſt größer und weiſt vielmehr Mauerwerk auf; denn eine Halbkugel bildet das Neſt, der ganze Raum gar künſtlich umwölbt, wenn auch meiſt nicht ganz regelmäßig. Doch die Baumeiſter verſtehen es, ſich der Örtlichkeit in jedem einzelnen Fall anzubequemen. Oben, bald ganz

W. Farren. *Mildenhall (Suffolk), Juli 1904.*

Mehlſchwalben, eben ausgeflogen.

an der Wand, die das Neſt trägt, bald ſeitwärts oder auch vorn in der Mitte führt die Türe ins Haus, kreisrund oder oval, wie's den Erbauern gerade gefällt. Drinnen bedecken ein paar Federn den Boden; dann vier bis ſechs Eier im Neſt, die brütende Mutter, nach zwölf oder dreizehn Tagen Junge, die leiſe zirpend nach Nahrung verlangen, Reinlichkeitsſorgen, erſter Ausflug der Kleinen, wenn ſie zwei Wochen alt ſind: alles wie bei den Rauchſchwalben — doch viel mehr Leben, mehr Streitigkeiten, mehr Unruhe; ſelbſt bis tief in die Nacht wird es nicht ſtill in den Neſtern. Das bringt die Menge mit ſich, die beieinander hauſt; bei den Menſchen iſt es nicht anders: friedliche Stille des Dorfs, unruhige Haſt in den Städten.

Beſonders an den langen, warmen Abenden Mitte oder Ende Juni herrſcht das regſte Leben in der Kolonie. Die Jungen der erſten Brut ſind bereits ziemlich ſelbſtändig geworden, doch erſcheinen ſie noch immer jeden Abend, wie ſie es vom erſten Tage an gewöhnt ſind, in der Nähe des Neſtes, ſitzen am Firſt des Hauſes, am Giebel, auf der Dachrinne und plaudern und ſchwatzen ohne Unterlaß, bis die Sonne ſich rotgolden im Nordweſten zum Horizont

Sainsbury. *Yorkshire 1909.*

Flügge Mehlſchwalben beim Neſt.

ſenkt. Dann kriechen ſie mit den Alten ins Neſt hinein, wie auf Kommando, eins nach dem andern, denn der Eingang iſt eng. Das iſt ein Drängen und Stoßen in dem dunkeln Raum, ehe jedes ſein Plätzchen gefunden und ſich's ſoweit bequem gemacht hat, als es die beſchränkten Verhältniſſe geſtatten. Selbſt wenn Mutter Schwalbe bereits wieder ein paar Eier gelegt und ſchon angefangen hat, von neuem zu brüten, wird doch noch immer das Neſt von der ganzen Familie zur nächtlichen Ruhe aufgeſucht. Sieben oder acht Stück Schwalben beherbergt es, dazu drei oder vier Eier. Ein Wunder iſt's, daß die zartſchaligen Dinger nicht zerbrechen, ein Wunder, daß das Mauerwerk durch die rumorende Geſellſchaft nicht auseinandergetrieben wird; denn zur Ruhe kommen die Schwalben nicht gleich. Der Nachtwächter hat ſchon längſt gemeldet, daß die Glocke zehn Uhr geſchlagen hat und daß es nun Schlafenszeit ſei, aber die Schwalben kümmert das nicht, ſie ſchwatzen immer wieder von neuem, drängen und balgen ſich bis tief in die Nacht, und gewiß haben

R. Paul. *Glogau, Juni 1908.*

Fütternde Mehlschwalbe.

manche von ihnen kaum ein Auge zugetan, wenn das Hausrotschwänzchen den dämmernden Morgen meldet. Noch ein Weilchen träumen sie still im Neste, dann schlüpft der Vater zum Loch hinaus, setzt sich auf den Sims und leiert sein Liedchen. Dem Gesang der Rauchschwalbe gleicht es, dasselbe gemütliche Plaudern, aber nicht ganz so kräftig ist es, auch fehlen die charakteristischen Schnurrer. Nun kommen, eins nach dem andern, auch die Jungen zum Vorschein, machen Toilette und zwitschern dazu, werfen sich dann in die Luft und schießen hinab nach dem Teich, wo noch immer die Rohrsänger mit den Fröschen um die Wette konzertieren, obgleich die Sonne schon ihren ersten Strahl über die glitzernde Fläche sendet.

Jetzt herrscht Ruhe am Nistplatz; ungestört brütet Frau Schwalbe, nur bisweilen erscheint der Gemahl, schlüpft mit einem Bissen ins Nest und singt dann in der Nähe sein Liedchen. In einigen Tagen erst erwarten sie den neuen Zuwachs ihrer Familie; dann hat das Nest nicht mehr Platz, all die Kinder die Nacht zu beherbergen, und die Alten treiben die Jungen zurück, wenn sie am Abend kommen und wie sonst Einlaß begehren. Ein paarmal übernachten sie wohl in der Nähe, unter der Dachrinne, auf einem Balkenkopf, in einem Mauerloch, finden bisweilen auch gastliche Aufnahme bei einem der Nachbarn, aber ohne Nest ist kein Leben für Hausschwalben,

 Copyright 1910, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

und an einem der nächsten Tage sammeln sie sich, um noch den Abend gemeinsam der Heimat den Rücken zu wenden.

Herbst ist es geworden. Das Brutgeschäft haben nun alle glücklich beendet, die Rauchschwalben drinnen im Stall wie die Mehlschwalben oben am Sims unter dem Dach. Wie anders im vorigen Jahre! Da sah es traurig aus um die Schwalben; so viele der zweiten Brut mußten verhungern, noch ehe sie das Nest verlassen hatten, besonders in den Wohnungen der Hausschwalbe gab es fast überall Tote. Aber auch den Rauchschwalben ging es schlimm; sie fanden so wenig Nahrung bei dem übeln, naßkalten Wetter, obgleich sie das Vieh auf der Weide in Kreisen umschwärmten, dem Ackersmann folgten, selbst den Wagen auf der Straße weite Strecken begleiteten, um eine Fliege oder Bremse zu fangen. Traurig saßen sie stundenlang auf dem Staketzaun, schüttelten von Zeit zu Zeit das nasse Gefieder, versuchten dann wieder, dicht über dem Gras fliegend, ein Insekt von den Spitzen zu nehmen — aber zu wenig war's für den hungernden Magen, und manches Schwälbchen ging elend zugrunde.

Heut ist ein schöner, sonniger Herbsttag, kein Wölkchen trübt das glänzende Blau des Himmels. Unter den Hausschwalben herrscht reges Leben; große Mengen, nach Hunderten zählend, sitzen auf den Dächern des Bauernguts, oben am First, auf jedem Sims, auf dem dürren Ast des Birnbaums, und immer noch fliegen truppweise neue hinzu; sie werden mit Gezwitscher von ihren Schwestern empfangen, ja einige eilen den Ankommenden ein Stückchen entgegen. Jetzt erhebt sich wie auf ein gegebenes Zeichen die ganze Gesellschaft; in schön geschwungenem Bogen schwebt sie empor, umkreist das Dorf und läßt sich dann auf den Gebäuden des Nachbargehöfts nieder, ein Schwälbchen neben dem andern. Der First des Daches ist kaum lang genug, die ganze Reihe aufzunehmen, und noch immer müssen die einzelnen zurücken, um den Nachzüglern ein Plätzchen zu lassen. Jetzt drei-, viermal um den Kirchturm herum, jetzt um die hohen Linden am Friedhof — tadellos gelingt jedes Manöver. Dann zerstreut sich die Schar; aber gegen Abend finden sich alle nochmals zusammen. Ein letzter Rundflug ums Dorf, und dann — die Strahlen der untergehenden Sonne glühen auf den Dächern und in den Fenstern des Kirchleins — fort geht es dem wärmeren Süden entgegen. Die zwitschernden Stimmen verhallen allmählich. Am lichten Himmel noch eine flache, dunkle Wolke; kleiner und kleiner wird sie mit jeder Sekunde. Ins Unendliche wächst die Entfernung, wie es dem Auge erscheint; ein letzter Punkt noch, jetzt ist auch dieser verschwunden — Glück auf zur Reise, ihr mutigen Segler der Lüfte!

Auch die Rauchschwalben sammeln sich jeden Abend, die Abreise zu besprechen. Dicht gedrängt sitzen sie auf Dächern und Telegraphendrähten, auf Erdhaufen, selbst auf Wegen, wo man sie sonst selten bemerkte. Nur ungern

Dr. Bethge.

Mehlſchwalbe am Neſt. *Peritz, Juli 1909.*

laſſen ſie ſich aufjagen, und bloß ein kurzes Stück fliegen ſie fort, um ſogleich wieder ihren alten Platz einzunehmen und die unterbrochene Zwieſprache fortzuſetzen. Abends tragen ihre leichten Schwingen ſie nach einem nahen Teich oder Sumpf, wo ſie ſich im hohen Schilf, auf den Rohrſtengeln und auf den überhängenden Zweigen des Erlengebüſchs niederlaſſen. Aber heute wollen ſie hier nicht übernachten, wie ſo häufig in den letzten Wochen; auch ihnen hat die Abſchiedsſtunde geſchlagen. Im Nu erhebt ſich die Schar, und fort geht's, der ſinkenden Sonne entgegen. Nur noch ein paar ſind im Dorf zurückgeblieben, vielleicht wegen verſpäteter Brut. Vereinſamt jagen ſie durch die Straßen, über den Dorfplatz, oder ſtürmen am Teich um die hohen Pappeln, deren Laub ſich bereits gelblich gefärbt hat. Bald aber ſind auch ſie, die letzten, verſchwunden.

Dem greiſen Hofbeſitzer wird's ſchwer ums Herz — jeder Abſchied ſtimmt traurig. Nur die Buben und Mädchen tröſten ſich bald: die Schwalben kommen ja wieder; noch ehe der Kuckuck ſeinen Ruf erſchallen läßt, zwitſchern ſie von neuem am Dach und ſegeln in leichtem Flug über der glitzernden Fläche des Teichs.

Die Zwergrohrdommel.

Von Julius R. Haarhaus.

Kaum zweihundert Schritt vom letzten Gehöft des Dorfes entfernt liegt ein langgestreckter Teich. Er wird von Wiesen und Getreidefeldern eingeschlossen und grenzt mit einer Schmalseite an einen Baumgarten, dessen knorrige Stämme sich hie und da über den dunkeln Wasserspiegel neigen, als ob sie sich davon überzeugen wollten, daß der Frühling auch ihre lückenhaften Kronen noch einmal mit Blüten geschmückt hat. Drüben, auf dem Damme, stehen einzelne bräutliche Birken, mit deren goldiggrünen Schleiern der Maiwind spielt, und dazwischen morsche Kopfweiden, die mit ihren Wurzeln über das ausgehöhlte Ufer hinab bis tief in den Schlamm des seichten Gewässers greifen. Man hat den Teich mit Karpfen besetzt und deshalb schon im Spätherbst von Rohr und Binsen gesäubert, aber hier, an der schwer zugänglichen Stelle des Ufers, hat man mit Rücksicht auf die Märzente, die alljährlich auf dem Teiche ihr Gelege ausbringt, einen kleinen Schilfurwald stehen lassen, und zwischen den gelben und braunen Stengeln und Schäften des Vorjahrs sprießen die jungen Spitzen lustig empor.

Die Ente hat ihr Wochenbett schon verlassen und widmet sich, während ihr Herr Gemahl auf andern Gewässern geräuschvollen Vergnügungen nachgeht, mit rührender Sorgfalt der Führung und Erziehung ihrer vielköpfigen Kinderschar, im stillen vielleicht das zierliche Teichhühnchen, das ganz in der Nähe auf den Eiern sitzt und von dem wachsamen Männchen bei jeder verdächtigen Erscheinung gewarnt wird, um sein eheliches Glück beneidend.

Andere geflügelte Bewohner scheint das Schilfdickicht nicht zu haben, wenigstens hat der Landwirt, dem der Weiher gehört, und der als Naturfreund sein Augenmerk keineswegs nur auf die Karpfen richtet, noch nie einen andern Brutvogel hier bemerkt. In der Nacht freilich, wenn er einmal aufgestanden und in sehnsüchtiger Erwartung des für das Gedeihen der Saat so notwendigen Regens ans Fenster getreten war, hatte er schon öfters seltsame Laute vernommen, die wie ein dumpfes Pumm-Pumm! klangen, die er jedoch, da er keine andere Erklärung dafür wußte, einer mit ungewöhnlich starker Stimme begabten Unke zuschrieb. Und dennoch waren jene Laute der Ruf eines Vogels!

Es ist die Zwergrohrdommel, die sich das Rohrwäldchen zum Sommeraufenthalt und zur Brutstätte erkoren hat, ein sonderbares, geheimnisvolles Geschöpf, das in Gestalt und Lebensweise die merkwürdigsten Gegensätze

M. Behr. Trebbichau, Juli 1908.

Zwergrohrdommel am Neſt.

vereinigt. In der Kunſt, ſich den Blicken des Menſchen zu entziehen, iſt dieſer Vogel Virtuoſe, und nur dadurch iſt es zu erklären, daß er, obgleich er durchaus nicht ſelten genannt werden kann, einem ſo ſorgfältigen Beobachter wie dem Jagdzoologen Dietrich aus dem Winkell nur ein einziges Mal zu Geſicht gekommen iſt.

Ziemlich ſpät im Frühling, oft erſt im Mai, trifft die Zwergrohrdommel aus ihrer afrikaniſchen Winterherberge wieder bei uns ein, alſo mindeſtens einen Monat ſpäter als ihre größere Verwandte, die große Rohrdommel. Als echtes Nachttier verhält ſie ſich den Tag über ſchlafend oder doch ruhend, und es gehört ſchon ein ſehr geübtes Auge dazu, ſie in ihrem Verſteck ausfindig zu machen. Sie iſt keineswegs ſcheu, verläßt ſich vielmehr auf ihre ſcharfen Sinne und ſcheint ſich ihrer Schutzfärbung bewußt zu ſein. Und in der Tat iſt ſie, wenn ſie im dürren Rohre ſitzt, von ihrer Umgebung ſchwer zu unterſcheiden. Gelb und roſtbraun ſind — abgeſehen von der ſchwarzen, grün ſchillernden Scheitel- und Rückenfärbung der alten Männchen — die vorherrſchenden, je nach Alter und Geſchlecht verſchiedenen Farben ihres weichen, ſeidigen Gefieders, gelb iſt auch der Schnabel und das Auge, lichtgrün ſind die Füße, alles der Umgebung auf das glücklichſte angepaßt.

Die Wirkung dieſer Schutzfärbung wird von der Rohrdommel durch eine zweckmäßige Körperſtellung noch weſentlich verſtärkt. Die Muskulatur ihres Leibes, der nicht größer als der einer Turteltaube iſt, aber wegen

R. B. Lodge. *Montenegro, April 1906.*

Zwergrohrdommel im Röhricht.

des erstaunlich lockern Gefieders viel stattlicher erscheint, erlaubt ihr, sich zu einem eiförmigen Klumpen zusammen zu kauern und sich bald darauf mit einer blitzschnellen Bewegung in die Höhe zu recken, daß sie weit eher an einen Pfahl als an einen Vogel erinnert. Diesen Trick wendet sie regelmäßig an, wenn sie sich durch eine wirkliche oder eine vermeintliche Gefahr bedroht glaubt.

Mit gesträubtem Halsgefieder, nach oben gerichtetem Schnabel und beinahe senkrecht abfallendem Rücken verharrt sie dann minutenlang in stocksteifer Haltung; nur die listigen gelben Äuglein verraten, daß sie den Störenfried scharf beobachtet und jederzeit bereit ist, aus seinen weiteren Maßnahmen ihre Konsequenzen zu ziehen. Aber dessen bedarf es selten genug, denn die Täuschung ist so vollkommen, wie sie nur sein kann, besonders wenn die Schatten einzelner Schilf- oder Rohrstengel senkrecht über dieses Vogelzerrbild fallen und sich mit den dunkeln Längsstreifen des Halses und der Vorderbrust vereinen. Mag das Tier nun im Schilf oder, was im Frühjahr häufig der Fall ist, auf einer Kopfweide oder gar in einem noch kaum belaubten Erlenbusche sitzen, es entgeht der Gefahr, gesehen zu werden, um so regelmäßiger, als es selbst beim geringsten Geräusch aus dem Schlafe erwacht und dann sofort die beschriebene Stellung einnimmt.

R. B. Lodge. *Montenegro, April 1906.*

Zwergrohrdommel im Röhricht.

Sieht sich die Zwergrohrdommel aber trotz der angewandten List erkannt, so vermeidet sie es nach Möglichkeit, von ihrem Flugvermögen Gebrauch zu machen und sich über den Bereich des schützenden Dickichts hinaus in die Luft zu erheben, obgleich sie eine recht gewandte Fliegerin ist. Sie zieht es vor, unauffällig und nahezu geräuschlos durch das Gewirr der Stengel weiterzuschlüpfen und eine Stelle im Dickicht aufzusuchen, von der sie sich bessern Schutz verspricht. Dabei entpuppt sich der sonderbare Vogel als ein geschickter Turner und Kletterer, dem es gar nicht darauf ankommt, ob er auf wagrechten oder senkrechten Stengeln Fuß fassen muß. Das eine Bein dicht an den Leib gezogen, das andere weitausgestreckt und mit den langen, scharfkralligen Zehen zwei oder drei Halme zugleich umklammernd — so steigt der Flüchtling schnell und sicher bis in die höchsten Wipfel des Rohrdickichts und beobachtet hier, unter nickenden Blättern und braunen Rispen wohl versteckt, in aller Gemütsruhe den Störenfried, der den Ausreißer ganz wo anders vermutet.

Bei diesen Kletterkünsten kommt die Fähigkeit der Zwergrohrdommel, sich „dünn zu machen", so recht zur Geltung, und eigentlich nur bei dieser Gelegenheit erinnert der dann S-förmig gebogene Hals an die Zugehörigkeit des kleinen Vogels zum Reihergeschlecht. Wird sie in ihrem Versteck hart

M. Behr. Alter Vogel seine Eier wendend. Setzt sich eben auf die Eier. *Trebbichau, Juli 1908.*

Zwergrohrdommel.

bedrängt und, etwa durch Steinwürfe, aufgescheucht, so fliegt sie auch wohl einmal empor. Ihr Flug ist zunächst ein schnelles Flattern, nimmt aber, wenn die Richtung beibehalten wird, an Ruhe und Stetigkeit zu. Sie zieht den Hals dabei ein, so daß der Kopf im Nacken ruht, und streckt die Ständer weit nach hinten. Meist jedoch beschränkt sie sich darauf, sich wenige Meter über das Schilf zu erheben, und fällt dann nach einigen überraschenden Schwenkungen wieder ein.

Gegen Abend, um die Zeit der Dämmerung, verläßt sie ihre Schlafstelle, um dem Nahrungserwerb nachzugehen. Dann watet sie im seichten Wasser umher und späht aufmerksam nach kleinen Fischen, Kaulquappen und Wasserinsekten, die sie mit einer blitzschnellen Bewegung erhascht. Ihre Haltung und ihr Gang sind dabei alles andere als gravitätisch: mit horizontal ausgestrecktem Halse und Schnabel schreitet sie ruckweise vorwärts und wippt dabei nach Art der Teichhühner höchst sonderbar mit dem kurzen Schwanz. Stößt sie bei ihrer Wanderung auf ein anderes größeres Lebewesen, etwa einen Wasservogel oder ein kleines Säugetier, so bleibt sie wie angewurzelt stehen, zieht den Kopf in das Brust- und Schultergefieder zurück und beobachtet jede Bewegung dieser verdächtigen Erscheinung, bereit, beim ersten Anzeichen feindseliger Gesinnung ihren dolchartigen Schnabel dem Gegner entgegenzuschnellen. Aber dazu kommt es selten, denn die Zwergrohrdommel wird von allen Mitbewohnern des Teiches respektiert und weiß sich sogar, ungesellig wie sie ist, die eignen Artgenossen vom Halse zu halten.

Die ganze Nacht hindurch bleibt der Vogel in Tätigkeit, denn er hat einen gesegneten Appetit und bedarf zur Sättigung sehr ansehnlicher Rationen. Als Feinschmecker zieht er junge Schleien und Karauschen allem andern vor, würgt jedoch im Notfalle auch einen Schlammpeitzger von Spannenlänge hinunter.

Kommt gegen Ende des Mai die Zeit der Liebe, so ist die kleine Rohrdommel auch einen Teil des Tages über munter, und das verliebte Männchen läßt — wenigstens wo es vor jeder Störung sicher zu sein glaubt — auch bei hellem Sonnenschein seinen Unkenruf erschallen. Der Platz für das Nest wird mit Umsicht und Sorgfalt ausgewählt, und es wird dabei meist Rücksicht darauf genommen, daß er vom Ufer aus nicht leicht zu sehen ist. Die Hauptarbeit beim Nestbau fällt wohl dem Weibchen zu, obgleich das Männchen sich immer in der Nähe aufhält und das Werk sehr gründlich inspiziert. Als Unterlage dienen gewöhnlich alte Rohrstoppeln und umgeknickte Stengel, die etwa einen Fuß hoch aus dem Wasser ragen, durch Binsen, Schilfblätter und Rohrhalme miteinander verbunden und mit einem oft sehr bedeutenden Klumpen desselben Materials bedeckt werden. So kunstlos dieser Bau auch erscheint: das Weibchen kann sich bei der Arbeit nie genug tun und bringt, auch wenn schon Eier in der schwach vertieften Mulde liegen, häufig noch am Neste Verbesserungen an.

M. Behr. *Trebbichau, Juli 1908.*

Junge Zwergrohrdommeln im Neſt.

Zu Anfang oder manchmal auch erſt gegen die Mitte des Juni iſt das Gelege vollſtändig. Es ſind drei bis vier, ſeltener fünf oder noch mehr bläulichweiße Eier mit glanzloſer Schale, die in ſechzehn bis ſiebzehn Tagen ausgebrütet werden. Dabei weckt die Mutterliebe in der Bruſt des Weibchens einen wahren Heldenmut: ohne an ſeine eigne Sicherung zu denken, klettert es bei der Annäherung eines Menſchen unter kläglichem Geſchrei an den das Neſt umgebenden Stengeln auf und nieder, während das Männchen, ebenfalls in der Nähe, aber im dichteſten Schilfe wohl verſteckt, die Störung beobachtet und mit einzelnen angſtvollen Rufen in das Lamento der Gattin einſtimmt. Iſt die Gefahr vorüber, ſo beruhigt ſich das Pärchen bald wieder; das Weibchen ſetzt ſich auf den Neſtrand und ſchaut die Eier ſo nachdenklich an, als wollte es ſie zählen, und nicht lange darauf ſtellt ſich auch das Männchen ein, um ſich davon zu überzeugen, daß alles in beſter Ordnung iſt.

Die von den Eltern zärtlich geliebten Jungen ſind mit ihren plumpen fleiſchfarbigen Füßen und Schnäbeln, dem ockergelben Dunenkleid und den ſchopfartig abſtehenden Flaumbüſcheln auf dem Scheitel drollige kleine Scheuſale, dazu große Freſſer und womöglich noch größere Faulenzer, die das ſchützende Neſt ungern verlaſſen und die Alten nötigen, auch bei Tage Nahrung

herbeizuſchaffen. Sie nehmen die ihnen von den Eltern in der ſehr erweiterungsfähigen Kehlhaut zugetragenen Fiſchchen, Kaulquappen und Waſſerſchnecken vom Neſtrande auf und verſchlingen ſie unter ſeltſamen Verrenkungen des Halſes. Werden ſie jedoch einmal beunruhigt, ſo ſteigen ſie aus dem Neſt und klettern recht geſchickt an den Rohrhalmen empor.

Wenn die Jungen flügge geworden ſind, tun die Alten plötzlich, als hätten ſie mit ihnen nie etwas zu ſchaffen gehabt, und machen ſich bei den erſten Anzeichen des Herbſtes aus dem Staube. Dann treibt ſich die Nachkommenſchaft noch ein paar Tage elternlos umher, bis auch ſie der Drang zum Wandern befällt. Von keinem andern Führer als der ererbten Sehnſucht nach dem ſchwarzen Erdteil geleitet, heben ſie ſich in einer kühlen Septembernacht mit ungeübten Schwingen in die Lüfte und ſtreben über Gebirge und Meere dem fernen, ihnen ſelbſt noch unbekannten Reiſeziele zu.

Am Weiher hinter dem Dorfe trauert der Zwergrohrdommel niemand nach, weil niemand von ihrem Daſein eine Ahnung hat. Denn ihr verborgenes Tun und Treiben ſchützt ſie vor dem nicht immer uneigennützigen Intereſſe der Menſchen, und in der Regel weiß nicht einmal der Fiſchzüchter, der ſonſt die Vogelwelt mit Mißtrauen betrachtet und den Reihern und Eisvögeln mit Eiſen und Donnerrohr nachſtellt, daß es die kleine Rohrdommel iſt, die unter ſeiner Fiſchbrut in ſo auffallender Weiſe aufräumt.

M. Behr. *Trebbichau, Juli 1908.*

Neſt und Gelege der Zwergrohrdommel.

Die Heidelerche.

Von Else Soffel.

Hinter der großen Stadt dehnt sich der Wald nach allen Seiten, stundenweit. Er ist sehr verschieden, wie der Boden auf dem er steht, arm und reich, dunkel und licht, trocken im Unterholz oder mit hohem Moosteppich bedeckt.

Oben auf der Ebene führen tiefgeleisige Sandwege hindurch, dort ist er kümmerlich und traurig. Elende, oft kranke Föhrenbäumchen mit rostbraunen Nadeln und zwerghaften Stämmen stehen in Reih und Glied, es ist schier endlose Traurigkeit hier durchzugehen. Den Boden bedecken krüppelige kleine Beerensträucher und blasse Erika.

So ist der Wald in der Nähe der Stadt.

Sonnenlicht kann seine Armut nicht vertragen. Wenn aber der Mond kommt in hellen Frühlingsnächten, so verwandelt er das mißhandelte Fleckchen Erde. Zieht Lichtfäden von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast und hüllt alles in einen milden, deckenden Schimmer.

Von einer der niederen Föhrenkronen herab singt die Lullerche ihr Lied bis tief in die Nacht hinein, sanft und schwermütig, weich und zärtlich.

Sie flötet wie eine Amsel, schluchzt wie eine Nachtigall und trillert wie eine Lerche.

Die Stunde zwischen gestern und heute ist ihr die liebste; erst wenn die Sterne anfangen blasser zu werden, hat sie ausgesungen und fliegt zurück.

Noch ein Stück weiter ist sie zu Hause, wo der Wald den Rauch und Dunst der Stadt, die Sonntagsbesuche der Städter und allen Lärm vergessen hat. Wo er nicht mehr geschändet und gekränkt auf die Nacht und den Mond warten muß, um schön zu sein.

Heidewald freilich ist es auch hier und so ist es der Heidelerche auch recht. Sie hat noch nie den Versuch gemacht, hinüber zu streifen in den Teil des Waldes, der zu beiden Seiten des Baches schattig-feucht den Abhang hinzieht.

Sie liebt den trockenen Boden und lichte Rodungen, wo die hohen schlanken Samenbäume einzeln stehen und der Sand in der Sonne glüht. Kleines Gesträuch ist ihr recht, Wacholder, Krüppelföhre und Birke, wie sie mit kurzem, dickem Stamm, knorrig und zäh über den Grund hinkriechen.

Dort liegt sie die Nachmittage, eingebettet in die tiefe, weiche Sandwelle, Flügel und Schwanz gespreitet, daß die schwarz und weißen Abzeichen leuchten,

R. Tepe. *Bloemendaal bei Haarlem.*

Junge Heidelerchen im Neſt.

und atmet die Sonne ein. Oder ſie ſtößt den feinen Schnabel in den lockeren Boden, wühlt den Kopf hinein und wirft ihn zurück, daß der helle Sand ihr über Hals und Rücken rieſelt. Hilft mit den Flügeln nach, rutſcht und reibt ſich, pluddert die Federn auf, daß der Staub herausfliegt, zupft da und dort mit dem Schnabel ein Fläumchen aus, das träge in der Luft weiterſchwimmt und bald zu Boden ſinkt.

Es ſtört ſie niemand hier. Sie bleibt ruhig liegen, auch als der Forſtaufſeher wenig Schritte von ihr die Schonung beſichtigt, ja, als er dicht neben ihr über die Lichtung geht. Und er entdeckt auch ſie nicht, die dicht an den Boden gedrückt ſich von ihm kaum unterſcheidet.

Als der Falke, der ſchon lange über dem Platz im Blauen geſtanden und gerüttelt, herunterfällt, fliegt ſie nicht auf und er ſtößt fehl, vorüber an dem ſandfarbenen Vogel und auf ein Stück alte Baumrinde los, das er für ſein Opfer hält. Enttäuſcht ſtreicht er einen Schuß weit über dem Boden hin, macht einen ſcharfen Bogen und ſteigt dann jäh mit heftigen Flügel-

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Juli 1909.*

Heidelerche, ihre Jungen fütternd.

ſchlägen. Nach einer Weile ſcheint er für Augenblicke oben zu ſchwimmen, ſo ruhig ſteht er in der Luft.

Die Sandlerche blinzelt aus braunem Auge nach ihm, ſie iſt nicht ſicher, ob er nicht wiederkehrt.

Erſt als er ſeine Kreiſe höher und immer ferner zieht und ſchließlich als blaſſer Punkt über den Föhren am Horizont verſchwindet, bewegt ſie ſich. Hebt das Köpfchen und zieht die Flügel ein.

Rings iſt's noch immer Mittag, der Sand rauſcht und gleißt, ein müdes Windchen führt ſchweren Föhrenduft herüber, grüngoldene Funken ſtieben durch die Luft. Im Sandwege geht die weiße Spinne ſpazieren.

Die Lerche nimmt ſie ſpielend mit ſpitzem Schnabel auf. Was ging ſie auch eben vorüber!

Die Sonne brennt. Lullerche liegt im heißen Bett und ſchlummert. Struppig gebläht, mit offenem Schnabel trinkt ſie den Mittag.

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), April 1909.*

Heidelerche, zum Neſt gehend.

Später, als die Sonne weiter hinunter iſt, kommt ſie noch ein wenig auf. Läuft einen Schuß weit über den Boden in anmutiger Flucht, bleibt ſtehen und ſtellt die Kopffedern zur Holle, ſieht aus ſanft-braunem Aug' um ſich und ſchnellt wieder einen Abſatz weit, doch nicht haſtig, nicht ungeſtüm, das liegt ihr nicht. Lockt weich und ſchmeichelnd, nicht wie Fink oder Meiſe, die ſo recht in den Tag hineinſchmettern; ſie fragt es faſt, guidl? guidloi? zärtlich und heimlich, und tut es am liebſten, wenn das Tageslicht weich über allen Gegenſtänden liegt und die Nacht ſich ſchon auf ihr Kommen beſinnt.

Da gleitet der kleine Schatten noch hin über den Heideboden, zupft eine Federmotte, die noch nicht wach geworden, vom Wacholder und die rote Eule vom Erikaſtrauch, haſcht den Siebenpunkt der groß und dunkel mit weit-geſpannten Segeln durch die blaue Dämmerung ankommt und ſchickt das ſchläfrige Heupferd nach, das zwiſchen vergoldeten Lanzenſpitzen Ruhe geſucht hatte.

Auf der Heide wird es jetzt immer geſpenſtiſcher. Es iſt, als wäre alles, Strauch und Baum und Gras gewachſen, alles bedeutet mehr als am Tage.

Über das dunkelsamtne Grasband, das goldumzogen groß wie ein Balken am Himmel steht, steigt der müde Schreck wie ein Fabeltier in sein Bett, aus dem dürftigen Wacholder schlagen Flammen.

Allmählich legt sich der Tumult der Farben. Das Goldbraun des Heidebodens, die dunkeln Samtwogen der Sträucher.

Vom Violett zum Grau, dann geklärt zum reinen Blau strahlt der Nachthimmel, und der Abendstern, vorhin fremd wie ein Gast, wird heimatlich und sicher.

Das ist die Zeit für der Lullerche heimlich Lied. Wenn still der Mond seinen Weg geht und die Welt den Tag vergessen hat.

Wenn der Stern groß auf dem Heidhügel sitzt, den seine Strahlen leise betasten.

Der dürre Ast der alten Kiefer sieht drohend wie ein Weiser in die Luft — von dort herab singt sie alle Nacht. Dli, dli, dli, beginnt sie leise: Wie still es ist!

Lüllüllülü — es schläft die Welt.

Didl, didl, didl: Liebchen?

Guidloi, guidloi! Kommst du? O komm!

Und sie trillert und ruft: Dadidl, dadidl, dadidl, lillilli, lillily — lüllüllüllülly —

Kommt die Liebste?

Ja sie kommt.

Es ist noch die alte Liebste. Die Märzliebe.

Als die Heide silbergrau und nackt auf den Frühling wartete, den blassen, sinnenden Himmel über sich, hatten sie sich getraut. Damals war es still im Heidwald. Nicht das Gesumme und Geschwirr über blauen und gelben Blüten, kein Hasten und Treiben im Kraut, Gaukeln und Geflüster von junggrünen Blättchen. Höchstens lief ein blauglänzender Mistkäfer schwerfällig in einer Sandfurche, der Zaunschlüpfer hatte es eilig durch Dorn und Dickicht und das Meisengebimmel kam den Waldrand entlang, heller als im Winter.

Bis draußen von dem Brachacker einmal die Feldlerche stieg.

Da sang die Lullerche auch zum erstenmal.

Mit „tüttüt" flog sie auf. Ließ die Flügel flattern, als ob's nicht Ernst wär mit dem Fliegen. Nur probieren! Die Luft strich so frisch und weich an den Kielen entlang.

Nur probieren! Sie spielte, ließ sich noch mal niederfallen, aber dann kam sie wieder hoch und nun immer höher. Oben im Blau begann sie ihr Lied.

Sie sang der Verwandten nach. Nur weicher, zärtlicher, inniger. Zuletzt legte sie die Flügel an und schoß wie ein Stein herunter.

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., April 1908.*

Heidelerche.

Von nun an ſang ſie jeden Tag.

Vom Baum und hoch in der Luft, des Morgens und Abends, und bald auch des Nachts.

Als der Frühlingsmond durch die Kiefernwipfel zog, da galt es der Liebſten.

Bald darauf hatten ſie unter einem jungen Birkbuſch den richtigen Niſtplatz gefunden.

Bärlapp wuchs dort und trockene Heide, vom toten Wacholder wand ſich das Silbergebein am Boden. Und die weiß-flaumige Birke ließ ihre zarten Wimpel darüber flattern.

Es war in der Mittagsſtunde, da begann das Weibchen die Neſtmulde zu ſcharren; heftig fegte ſie den Sand hinaus mit Hilfe des langen Sporn, als glitzernder Sprühregen fiel er hinter ihr nieder. Sie zupfte ein paar dürre Halme mit dem Schnabel zu ſich herüber, bog ſie rund in die Vertiefung, trockenes Moos, dürres Gewurzel trug ſie nach und nach zu, zierlich geſchäftig mit hübſch geſtellter Holle durch Kraut und Sand trippelnd. Zwei Wochen darauf ſchlüpften 4 Junge aus den ſpitzen, hellen Eiern. Die wagten ſich, kaum flügge, ſchon aus dem Neſt und folgten der Mutter, die ſie lehrte die Spinne finden, wo ſich die ſchimmernden Fäden im Geſträuch ſpannen,

den Käfer und die Raupe von der Rückſeite der Blättchen leſen und ihnen zeigte, wo die verſchlafenen Motten hängen. Aber auch die grünen Blättchen ſelbſt ſind gut und die junge Saat und im Herbſt allerlei Samen und Korn vom Weizen und Hafer, Hirſe und Knöterich. Die Kleinen merken ſich das und auch wie man den Hafer und Weizen gegen den Stein ſchlägt, um zu dem guten Kern zu kommen; ſie puddeln auch ſchon tüchtig im Sand und verſchlucken hin und wieder ein Körnchen, das tut die Mutter auch. Und wenn oben im Blau ein Vogel kreiſt, immer auf derſelben Stelle, ſo ducken ſie ſich, denn der hat nichts Gutes vor.

So treiben ſie's bald wie die Alten, nur das Kleid iſt nicht ganz dasſelbe, ein wenig heller und braunſchwarz gefleckt und das Auge ſieht noch grau.

Als im Juni nochmal vier kleine Lullerchen nachkommen, da ſind die erſten ſchon völlig klug geworden, ſie brauchen die Eltern nicht mehr. Aber ſie halten ſich noch zu ihnen und die jungen Männchen dichten leiſe nach, was der Vater ihnen vorgeſungen.

Iſt aber der Nachwuchs auch groß geworden und die Felder leer, die Heide wieder ſtill, ſo machen ſie ſich miteinander auf und reiſen. Sie reiſen des Vormittags, oder bevor die Sonne untergeht, hoch in der Luft über weite Felder, raſten und reiſen, bis ſie dorthin kommen, wo über nackten Gebirgen und endloſen Ebenen die Sonne noch warm ſcheint und Nahrung iſt für ſie alle.

Stephainsky. *Jagerhaus Tillowitz, April 1908.*

Heidelerche.

Die Wasserralle.

Von Hugo Otto.

Am Bruch entlang zieht sich eine große Wiese mit sauren Gräsern. Vom Sumpf aus reicht ein Entwässerungsgraben bis in die Nähe des Gutshofes. Er ist mit Rohr, Schilf, Seggen, Erlen, Salweiden, Blutweiderich und Spierstauden so dicht umsäumt, daß der Wasserspiegel nirgends sichtbar ist. Auch das Bruch ist sehr stark verwachsen. Sein Ufer ist von einem breiten Pflanzengürtel bestanden, der den Durchblick auf die vielen Plänken der weniger bewachsenen Mitte nur hie und da gestattet. An vielen Stellen ist die Pflanzenwelt so dicht vertreten, daß das Wurzelwerk eine filzige Decke über dem morastigen Wasser geschaffen hat, namentlich dort, wo große Seggen und dazwischen Torfmoose in Menge wachsen. Hier kann man das Bruch betreten. Wer Erfahrung besitzt, weiß, daß man schnell über die schwankende, wie Gummi dehnbare Decke hinschreiten kann; wer aber still stehenbleibt, sinkt langsam in den brodelnden Untersumpf ein. Geheimnisvoll rauscht der Uferschilfwald, geheimnisvoll flüstert das Röhricht, geheimnisvoll ist die Stille im Binsen- und Seggenwuchs, geheimnisvoll liegt es in der drückend schwülen, atembeschwerenden, sommerlichen Sumpfgasluft dieser Brüche, geheimnisvoll aber ist namentlich auch das Leben in diesem urwüchsigen Landschaftsbilde.

Im Sommer verstummt eigentlich nie das Froschgequak im Sumpfe. Entengeschnatter und der Teichhühner Lockruf erschallt auch häufig aus ihm; ebenso das Chraik der Reiher, die dort ihrer Nahrung nachgehen. Aber noch andere merkwürdige Töne sind manchmal vernehmbar. Wer sie von sich gibt, kann der Bauer nicht sagen.

Letzthin kam solch eine eigenartige Stimme allabendlich sogar aus dem nahen Graben am Gutshofe. Wuitt, Wuitt! pfiff es da scharf und anhaltend aus dem Ende der Sumpfpflanzenzunge. Wer mochte so rufen? Die furchtsame, dumme Magd glaubte bestimmt an einen unheimlichen Spuk. Aber der Baas, der alte Bauer, hatte dergleichen Töne schon in früheren Jahren mehrfach gehört. Als in der Abenddämmerung wieder einmal der Ruf aus dem Grabenrande erschallte, nahm er seine beiden Rattenfänger mit, führte sie im Bogen an das Bruch und ließ sie dann rechts und links die Grabenränder absuchen. Fast hatten sie das ganze Pflanzengewirre durchstöbert, da versuchte der eine Hund etwas zu erhaschen. Es gab ein kurzes Hin- und Herspringen, hie und da ein hastiges Zuschnappen, und plötzlich

W. Farren. *Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909.*

Waſſerralle, im Begriff ſich auf ihre Eier zu ſetzen.

flog niedrigen, schwerfälligen Fluges ein Vogel, kleiner als ein Feldhuhn, mit hohem, schneidendem, aber nicht unangenehm klingendem Kriek, Kriek hoch, strebte der dunkeln Uferböschung zu und tauchte dort im Pflanzengrün unter. Ein Wasserhuhn, meinte der Bauer. In Wirklichkeit aber war es eine Wasserralle, eine charakteristische Vertreterin der geheimnisvollen Sumpfvogelwelt, die wie kaum ein anderes Geschöpf in dieser Heimlichkeit ein verstecktes, geheimnisvolles Dasein führt.

* * *

An manchen Stunden des Tages scheint die Wasserralle zu ruhen, an anderen schleicht sie einsam durch die Pflanzenwildnis des Bruches. Fast nie kommt sie, obwohl sie schwimmen kann, aufs offene Wasser ihres Wohngebietes. Vom bewachsenen Rande der kleinen, blanken Tümpel im Sumpf steckt sie wohl einmal ihr niedliches Köpfchen aus einem Riedgrasbüschel hervor, aber nur für einen Augenblick, und husch! ist sie fortgelaufen. Man könnte glauben, eine Wasserratte sei durch Schilf und Wasserlilien geschlüpft, so schnell verschwindet der Vogel. Wie ein Schatten huscht sie laufend vorüber. Ob die Pflanzenwelt auch scheinbar dicht geschlossen dasteht, so berührt sie doch beim flüchtigen Laufe kaum einen Stengel, und kein Hälmchen macht durch irgendeine Bewegung kenntlich, daß gerade in diesem Augenblicke die Wasserralle an ihm vorüber gerannt ist. Mit ihrem schlanken, seitlich stark zusammengedrückten Körper schlüpft sie durch sehr enge Gassen des Pflanzenchaos. Es ist ihr möglich, mit den drei langen Vorderzehen und der kurzen Hinterzehe große Flächen als Stützpunkt des Körpers zu benutzen und selbst da noch sich schreitend fortzubewegen, wo nur wenige Wasserpflanzen und eine dünne Schlammschicht einen Halt gewähren. Schwinden auch diese, dann werden die im Dunkel des Pflanzendickichts verborgenen Wasserstellen durchschwommen. Wird aber die Pflanzenwildnis zu dicht oder deckt vorjähriges, durch Wind und Schnee zusammengebrochenes Röhricht den Boden, dann schleicht die Ralle eilenden Fußes darüber hinweg, nie aber ohne Deckung zu benutzen. Bei solch' geheimnisvoller Lebensweise kann es nicht Wunder nehmen, wenn die allermeisten Menschen keine Ahnung davon haben, daß in ihrer Nachbarschaft die Wasserralle wohnt und brütet.

* * *

Dort, wo sich zur Moraststmitte hin dicht Kaupe an Kaupe reiht, wo sich Weidengebüsch und Erlen um den Standort streiten, in dieser Pflanzenwelt von hohen, scharfrandigen Halbgräsern, steht an einem trockenen Orte das Nest der Wasserralle. Die Grundlage bilden zusammengeknickte Bestandteile dichter Grasbüschel. Auf ihnen ist aus vergilbten Seggenblättern und -stengeln das Nest locker geflochten angelegt. In seiner Mulde birgt es

W. Farren. *Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909.*

Waſſerralle beim Neſt.

bis zu zehn, manchmal auch noch mehr Eier, die inſofern eine Schutzfarbe aufweiſen, als ſie ſich vom Geniſt nur unweſentlich abheben. Auf hellroſtgelbem, manchmal grünlich ſchimmerndem Grunde zeigen ſie violette und aſchgraue Töne, die von ſparſam vorhandenen rötlichen oder zimmtbraunen Flecken überſprenkelt ſind. Beide Alten brüten abwechſelnd. Manchmal trifft man ſie auch zuſammen im Neſt an. Die ſchwarzwolligen Jungen ſind echte Neſtflüchter. Der Lockruf der Alten hält ſie anfangs zuſammen. Da die Eltern in günſtigen Jahren manchmal noch zu einer zweiten Brut ſchreiten, führen ſie die Jungen nur kurze Zeit, die ſich dann recht bald ſelbſtändig betätigen.

Sich ſelbſt überlaſſen, wachſen die kleinen Rallen in der Deckung des Bruches bei reichlicher Nahrung ſchnell heran. Schon nach kurzer Zeit kommen ihre Federn hervor. Der Sumpf bietet ihnen und den Alten bei großer Abwechslung Unmengen an Futter. An den Waſſerpflanzen gibt es reichliche

W. Farren. *Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909.*

Waſſerralle am Neſt.

Mengen Schnecken, von denen die kleineren mit den Gehäuſen verzehrt werden. Überall zeigen ſich kleine und größere Waſſerkäfer, Larven verſchiedener Mückenarten, und die entwickelten Tiere ſelbſt. Bietet ſich die Gelegenheit, ſo plündert die Waſſerralle auch wohl einmal das Neſt eines Kleinvogels und frißt ſeine Eier und Jungen auf. Wenn an kalten Herbſttagen die Nahrung knapper wird, nimmt ſie auch fürlieb mit den Samen der Seggen, Riedgräſer und anderer Pflanzen ihres Aufenthaltsgebietes. Jedoch iſt dies ſtets nur ein Notbehelf.

* * *

Ein gut ausgemauſertes Männchen der Waſſerralle gehört zu den ſchönſten Sumpfvögeln Deutſchlands. Es iſt auf der Oberſeite olivenbraun mit ſchwarzen Flecken. Die größeren Schwingen und die Schwanzfedern ſind matt ſchwarz und breit braun gekantet. Die Unterſeite iſt namentlich am

Halſe und der Bruſt ſchieferfarbig. An der Unterbruſt und zwiſchen den Beinen haben die einzelnen Federn rötlichweiße Spitzen. Die Mitte des Bauches und der After ſind weißlich. Kinn und Kehle zeigen weißgraue Färbung; die Zügel ſind ſchwarz. Auf der blaugrauen Stirn finden ſich borſtige, gelbbraune Federchen von eigenartigem Glanze. Charakteriſtiſch ſind die ſchwarzen, weißgebänderten Weichen. Das feurige Auge weiſt ein lebhaftes Zinnoberrot auf. Auch der Schnabel hat zur Wurzel hin ähnliche Farbe. Während er bei ganz jungen Vögeln gerade iſt, zeigt er bei alten eine ſanfte Biegung. Er iſt ſtets länger als der Kopf, und durch dieſes Merkmal iſt unſere Waſſerralle leicht von allen ihren Verwandten zu unterſcheiden, die entweder kürzere oder mit dem Kopfe gleichlange Schnäbel aufweiſen. Bei den Waſſerrallen ſind beide Geſchlechter gleich gefärbt. Die Weibchen ſind aber kleiner und etwas weniger lebhaft als die Männchen gezeichnet.

Selten überwintert die Waſſerralle in den kälteren Strichen ihres ausgedehnten Wohngebietes, das ſich über Europa und das nördliche Aſien erſtreckt. In den Sommermonaten trifft man ſie im mittleren Deutſchland recht häufig an.

Es iſt merkwürdig, daß ſie trotz ihrer kurzen, gewölbten Flügel weite Wanderungen zur Zugzeit macht; denn ſie iſt ein ſchlechter Flieger. Zwar bleiben die meiſten Waſſerrallen im Winter in Südeuropa; aber einzelne gehen auch nach Ägypten und Algier. Da ihre Flughöhe nur gering iſt, ſo verunglücken von ihnen im Herbſt und Frühling zahlreiche Vögel an den elektriſchen Leitungsdrähten durch Anſtreichen. Die Waſſerralle zieht nur des Nachts, wie ja überhaupt ihre ganze Lebensbetätigung hauptſächlich auf die Dämmerung und die Dunkelheit zugeſchnitten erſcheint. Wer vogelſtimmenkundig iſt, vernimmt zur Zugzeit nicht ſelten nachts in der Luft ihr lautes „Kriek". Dann verrät ſie auch durch ihre häufigen Rufe, daß der Zug ſchneller von ſtatten geht, als man nach dem Bau ihrer Flugwerkzeuge ſchließen ſollte.

Die Waſſeramſel.

Von Martin Braeß.

Mitten im Winter am Waldbach zarter Vogelgeſang, grasmückenartig, plaudernd, wie das Waſſer leiſe dahinrieſelnd. Ganz eigentümlich berührt die zaghafte Strophe mit dem tapferen Schluß, als wollte das Vöglein klagen: Winterkälte hält das ſchlummernde Leben gefangen; klirrend ſchlagen die vereiſten Zweige der Bäume im Winde zuſammen, und tiefächzend ſplittert der Aſt unter der Schneelaſt! Aber dann ruft's frohlockend: uns beide kümmert es nicht, mich und das munter plätſchernde Bächlein; der Himmel iſt blau, in tauſend Kriſtallen, in tauſend Tropfen bricht ſich das Licht! Was kann ſchöner ſein, als mein Bächlein im eiſigen Froſt, das mich mein plauderndes Liedchen gelehrt hat!

Da, eine Bewegung mitten im Strudel des Waldbachs; zierlich und ſchnell wie die Bachſtelze läuft der Sänger, ein Vogel in der Größe des Stars, über die flachen Steine im Bachbett dahin. „Waſſerſtar" hat man den Vogel genannt, auch „Waſſerdroſſel", am häufigſten aber wohl „Waſſeramſel". Indeſſen die Ähnlichkeit mit Star und Droſſel iſt doch nur gering, und ſchon die Geſtaltung des Körpers, noch mehr die eigentümliche Lebensart hat es erfordert, eine beſondere Gattung aufzuſtellen, deren einziger Vertreter in der Alten Welt die „weißkehlige Waſſeramſel" iſt; mehrere Unterarten kennt man von ihr. Die ganze Gattung aber bezeichnet man nach dem Plaudergeſang mit dem Wort „Schwätzer". Ein ſchmuckes Tierchen, von gedrungener Geſtalt, mit breiter Bruſt und kurzem Schwänzchen; die kleinen, etwas gewölbten Flügel liegen dicht dem aalglatten Körper an, der in wagrechter Haltung auf kräftigen Läufen ruht. Jetzt hebt der Vogel den Kopf; gleichzeitig ſtelzt er keck ſein Miniaturſchwänzchen empor. Wie hübſch ihm die ſchneeige Kehle und Oberbruſt ſteht, ein Vorhemd von unvergleichlicher Reinheit, das ſich effektvoll gegen die kaſtanienbraune Unterbruſt und die braunen Kopf- und Halsſeiten abhebt. Rücken, Flügel und Schwänzchen ſind dunkelaſchgrau gefärbt, dazu das ganze Gefieder ſo dicht und pelzartig, wie es nur Vögel beſitzen, die Waſſerſport treiben. Aber das Schönſte an dem kühnen Bewohner des Waldbachs iſt doch das große lichtbraune Auge. So tief, ſo innig der Ausdruck! Märchenhafte Waldpoeſie ſpricht aus dem ſanften, träumeriſchen Augenſtern, und nur das liebliche Rotkehlchen beſitzt einen ähnlichen treuherzigen Blick, wenn es ſeinen Pfleger begrüßt.

Jetzt watet der Vogel in die eiskalte Flut; hurtig ſchreitet er dem Strom

Sainsbury. *Yorkshire 1909.* *K. Sprengler.* *Rothehütte, Mai 1909.*

Neſt und Gelege. **Waſſeramſel.** Neſt mit Jungen.

des Waſſers entgegen, das ihm bald bis zur Bruſt ſteigt, bis an die Augen, und jetzt — über dem ganzen Tierchen ſchlägt das Waſſer zuſammen. Mit Füßen und Flügeln arbeitet ſich der mutige Vogel am Grunde aufwärts gegen die Strömung; jetzt hat er den tollſten Wirbel erreicht, wo das Waſſer herabſtürzt — ein paar Sekunden, da taucht er aus dem Giſcht wieder auf, und tropfend fliegt er nach einem Äſtchen, das niedrig über dem Waſſerſpiegel herabhängt. Aber nicht lange verweilt er in müßiger Ruhe. Die Tage ſind kurz, die Nahrung nur ſpärlich; da iſt keine Zeit zu verſäumen, und abermals ſtürzt ſich der muntere Taucher in den reißenden Strudel, aus dem er, heftig mit den kurzen Flügeln ſchlagend, wohl acht Meter weiter aufwärts wieder zum Vorſchein kommt; einen winzigen Fiſch hält er im Schnabel, der mit kurzem Ruck im Schlunde verſchwindet. Kein Vogel des Waldbachs beherrſcht ſo wie er das feuchte Element, auch der prächtige Eisvogel nicht, und ſelbſt von den Schwimmvögeln macht ihm keiner den Rang ſtreitig.

Wer an der Waſſerkante geboren ward, der bleibt zeitlebens dem Waſſer hold; nur die Landratte fürchtet die brandende Woge. Dort, wo der Felſen dicht neben dem Waſſerfall überhängt, in einer Felſenſpalte hat die feuchte Wiege der Waſſeramſel geſtanden; hier verträumte der Vogel die erſten Tage der Kindheit. Der rauſchende Bach ſang ihm ſein Lied; er bot ihm als Nahrung Waſſerkäfer und ihre Larven, Waſſermotten und Mücken, Phryganeen, Schnaken, Flohkrebschen, allerlei kleine Würmer, eine winzige Muſchel, vielleicht auch ein Fiſchlein. Die ſorgſamen Eltern brachten ihm und den vier Geſchwiſtern all die Leckerbiſſen an's Neſt; ſie brauchten bloß die Schnäbel

A. Taylor. *Near Gisburne (Yorkshire), Juni 1908.*

Junge, eben flügge Waſſerſchmätzer.

zu ſperren. Und als ſie dann die Kinderſtube verließen, war der erſte Flug hinab nach dem Ufer des Bachs. Sie flogen über dem Waſſer dahin, ſtundenweit aufwärts und abwärts, und jedes Vögelchen ſuchte ſich bald ein eignes Revier; aber den Bach, den Freund ihrer Kindheit, verließ kein einziges wieder. Was Wunder, daß ſie alle mit dem feuchten Element ſo vertraut ſind!

Wochen und Monde vergehen; im Tal ſchmilzt der Schnee, es tropft von den Bäumen, und überall rieſelt's von den Hängen herab. Da hüpft das Bächlein gar toll über die Steine, immer lauter brauſt es vor Luſt; ſelbſt die großen Blöcke, die es ſonſt nur beſcheiden umſpielte, überſchüttet es mit kräftigem Guß. Den Tannen am Ufer benetzt es die Wurzeln, und weiter drunten ſpringt es keck und übermütig auf das knarrende Rad. Um dieſe Zeit bekommt die Waſſeramſel Beſuch; ein Vögelchen von gleicher Geſtalt und Couleur wie ſie ſelbſt. Sie verſtehn ſich ſofort, denn ein Weibchen iſt's aus demſelben Geſchlecht; an dem hohen, hellen Lockton „zerb zerb" erkennen die beiden einander. Sie wiſſen, daß ſie zuſammengehören, und die fette Larve, die das Männchen ſoeben verſchlucken wollte, reicht es galant der

A. Taylor. *Near Clitheroe (Lancashire), Mai 1909.*

Waſſeramſel, aus dem Waſſer kommend.

Genoſſin zum freundlichen Eingruß. Dann fiſchen die beiden ſtillvergnügt eins neben dem andern, hüpfen und ſchnurren flatternd von Stein zu Stein und jetzt hei! in raſendem Flug ganz niedrig über dem Waſſerſpiegel dahin, unter dem Brückchen hindurch, im Bogen über den Schützen, und nun Raſt auf dem Äſtchen des Erlengeſträuchs, das ſich vor dem Mühlrad über das Waſſer ſtreckt, ſo weit es vermag. Eng aneinandergeſchmiegt, mit eingezogenen Füßchen hocken ſie da; ſie ſchnäbeln ſich unter leiſem Geplauder, und dann ſitzen ſie ſtumm nebeneinander und ſchauen ihr Spiegelbild, wie es aus dem Waſſer zu ihnen heraufſchaut.

Nach ein paar Tagen iſt das Pärchen mit dem Neſtbau beſchäftigt. Es hat ſich ein ſicheres Plätzchen zwiſchen den Pfoſten und Brettern, welche die Wand des Mühlgrabens bilden, nur wenig Meter unterhalb des knarrenden Rades, gewählt. Drunten reißendes Waſſer, ſo weit man talab blickt, und aufwärts der in Millionen Tropfen zerſtäubende Fall, unter dem ſich das Rad träge bewegt — kann es ein ſchöneres Fleckchen auf dem weiten Erdenrund für ein Waſſerſtarpärchen geben? Das Neſt iſt ein maſſiger Bau, es

A. Taylor. *Near Clitheroe (Lancashire), Juli 1908.*

Waſſeramſel, mitten im Bach.

füllt den Raum zwiſchen den beiden vortretenden Pfoſten und den Brettern der Rückwand vollſtändig aus, als ſei es in die Höhlung hineingepreßt worden. Ein ſeitlicher Eingang führt ins Innere des Neſtes; denn weil hier, ſobald vom Waſſerrad her der Wind weht, ein feiner Sprühregen alles durchnäßt, haben die Vögel auch von oben durch eine dichte Decke aus Moos die Kinderwiege geſchützt; ein trocknes Plätzchen bedürfen die Kleinen, denn waſſerdicht iſt ihr Gefieder erſt nach der Mauſer.

In dem dunkeln kugelförmigen Bau, der gar ſauber mit feinem Laub und zarten Hälmchen ausgelegt iſt, ſchlüpfen, nachdem das Weibchen zwei Wochen emſig gebrütet hat, fünf Junge aus den reinweißen Eiern. Sie ſehen ganz anders aus als die Eltern, auch wenn ſie die blaugrauen Dunen ſchon abgelegt und richtige Federn bekommen haben: ſchmutzig ſchiefergrau alle oberen Teile, Kehle und Bruſt aber weißlich, mit ſchwarzbraunen Querwellen ſanft überlaufen, auf den dunkeln Schwingen ein paar weiße Binden. So ſitzen die kleinen Gelbſchnäbel, wenn ſie ausgeflogen ſind, gern im Wurzelgeäſt am ausgewaſchenen Ufer oder auf dürren Zweigen, niedrig über

dem Waſſer. Sie laſſen ſich von den Eltern lange Zeit füttern, denn das Fiſcherhandwerk iſt ſchwierig und erfordert viel Übung. Aber Scheu vor dem Waſſer kennen ſie nicht, und ſchon wenig Tage, nachdem ſie das Neſt verlaſſen haben, folgen ſie dem lockenden „zert zet“ der Alten, laufen am kieſigen Boden umher und trippeln munter durch's ſeichte Waſſer. Sich zu verſtecken, verſtehen ſie ſehr gut; ein Warnungsruf von Vater oder Mutter, und ſofort ſchlüpfen ſie, eins hier, ein anderes dort, zwiſchen das Wurzelgeflecht und in die Erdhöhlungen, die der Bach in die Ufer geriſſen hat.

Zweimal im Jahre ſchreiten die Waſſeramſeln zur Brut. Im Juni ſitzt die Mutter auf dem neuen Gelege, und der Vater ſingt ſeine Strophen, ohne ſich weiter um die Erſtgeborenen zu kümmern. Dieſe ſchlagen ſich nun allein durch die Welt; wenn ſie gemauſert haben, ſind ſie den Alten recht ähnlich geworden. Sobald im Juli die jüngeren Geſchwiſter erſcheinen, zerſtreuen ſich die älteren hierhin und dahin, beſuchen die kleinen Seitentäler des Bachs oder wandern auch mit dem Waſſer talwärts bis an den Fluß, in den es mündet, und von dort einen andern Waſſerlauf wieder empor bis hoch ins Gebirge. Gerade bergige Gegenden bevorzugt der weißkehlige Fiſcher. Dort iſt das Waſſer am klarſten, von den oft giftigen Abflüſſen der Fabriken, die ſo viel Lebeweſen vernichten, noch nicht getrübt; dort liegen die ſchönſten Steine im Bachbett, um von hier Ausſchau nach einer Beute zu halten; die Felſen links und rechts an den Ufern ſind reich an Spalten und Löchern, das Neſt aufzunehmen, und dann muß man als Standvogel doch auch des Winters gedenken: das ſchnell von Stein zu Stein hüpfende Bächlein friert dort oben nicht zu, oder es bleibt wenigſtens hie und da eine Stelle offen, wo man auch beim ſtrengſten Froſt ſein tägliches Brot findet. Aus dieſen Gründen iſt die Waſſeramſel in den deutſchen Mittelgebirgen häufiger, als in der norddeutſchen Ebene. Im höhern Norden, z. B. in Norwegen, aber auch ſchon an der deutſchen Oſtſeeküſte, namentlich in Pommern und Oſtpreußen, ferner in Rußland bis zum Ural, wird die in Mitteldeutſchland heimiſche Art von einer ganz nah Verwandten vertreten, die ſich lediglich durch ihren braunſchwarzen Bauch kennzeichnet, in ihrer Lebensweiſe aber nicht den geringſten Unterſchied aufweiſt. Eine dritte Abart, deren ganzes Gefieder dunkel kaffeebraun gefärbt iſt, bewohnt weite Gebiete Aſiens, namentlich Oſtſibirien, eine vierte die Pyrenäen, eine fünfte Südeuropa, von der Schweiz an bis zur Balkanhalbinſel, und damit iſt die Zahl der Abarten noch keineswegs erſchöpft.

Die Waſſeramſel hat wegen ihres Handwerks von jeher zu den geächteten Vögeln gehört, und nur erſt die neueſte Zeit iſt in der Beurteilung dieſes „Fiſchers“ etwas gerechter geworden. An Forellenbächen, wo künſtliche Fiſchzucht betrieben wird, namentlich an „Jährlingsteichen“, kann man den Vogel nicht brauchen; hier ſtiftet er durch das Wegfangen der ſtecknadellangen Fiſchchen in der Tat einigen Schaden. Prämien auf ſeine Vertilgung

auszusetzen, wie es wohl hier und da geschehen, ist aber unter allen Umständen zu verwerfen. Massenhaft tritt ja die Wasseramsel nirgends auf, denn jedes Pärchen bedarf eines weiten Reviers, innerhalb dessen es kein zweites duldet. Schon aus diesem Grunde kann von einem sehr empfindlichen Schaden nirgends gesprochen werden, selbst an Forellenbächen nicht, zumal der Vogel durch das Wegfangen vieler Insekten, die der Fischzucht schaden, auch Nutzen stiftet. Deshalb Schutz dem Wasserstar auch von Seite des Forellenzüchters, so weit er es nur irgend mit seinen Interessen vereinigen kann! An Bächen aber und Wildwässern des Gebirges, selbst an forellenreichen, die Wasseramsel ausrotten zu wollen, ist eine Versündigung an der Natur. In Mitteldeutschland gibt es ja so viele Gewässer, deren Fischreichtum infolge der modernen Kultur- und Industrieverhältnisse auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen ist. Würden die Vögel lediglich auf Fischnahrung angewiesen sein, sie würden verhungern; denn wie selten mag es ihnen an solch einem fischarmen Wasser gelingen, einen kleinen Flossenträger zu erwischen; aber sie harren aus, sobald sie Insektenkost finden. Wer der Meinung ist, daß man durch rücksichtsloses Wegknallen der Wasseramsel und des Eisvogels die Gewässer Deutschlands wieder in fischreiche Gründe verwandeln könne, die sie ehemals waren, der irrt sich gewaltig. Eines unvergleichlichen Reizes wird die Landschaft durch solches Morden beraubt, um eine wahre, reine Freude wird das Herz des Naturfreundes ärmer!

Das deutsche Vogelschutzgesetz stellt deshalb auch mit Recht den Wasserstar unter seinen Schutz, ja es ist nicht einmal den Fischereiberechtigten erlaubt, den Vogel zu fangen und zu töten, während dies in manchem deutschen Bundesstaat, z. B. in Preußen, inbetreff des Eisvogels vom Fischereigesetz gestattet wird.

A. Taylor. Near Clitheroe (Lancashire), Mai 1907.

Junge Wasseramsel.

Weidenlaubsänger, Fitis und Berglaubvogel.

Von Martin Braeß.

Ungleich verteilt sind die Gaben Apolls unter den Mitgliedern der deutschen Laubvögel. Am stiefmütterlichsten ist der kleinste dieses Zwergengeschlechts veranlagt, der Weidenlaubsänger. „Zilp-zalp, zilp-zalp ...", dreißig- bis vierzigmal hintereinander, das ist alles, was er gelernt hat. Aber man kann dem Vöglein nicht gram sein; die armseligen Laute sind ja auch ein Loblied des Lenzes, ein Ausdruck von Freude und Liebe, welche die Brust des bescheidenen Sängers ebenso schwellen, wie die des gottbegnadeten Künstlers. Ja, gerade der kleine „Zilpzalp" kann vor Liebessehnsucht den Lenz kaum erwarten. Schon um die Mitte des Märzmonds kehrt er zurück, wenn noch so oft der rauhe Nordost bläst und Schneeflocken vom bewölkten Himmel herabwirbeln. Das Vöglein durchsucht dann jedes Gebüsch nach kärglicher Nahrung. Aber die Not geht vorüber; sobald der erste Sonnenstrahl durch's graue Gewölk bricht, leidet es den Kleinen nicht mehr im niedrigen Buschwerk; er flattert in sein Lieblingsbereich empor, in die Kronen der Bäume, die freilich noch der Blätter entbehren; vom höchsten Zweiglein herab singt er sein zweisilbig Liedchen.

Ein winziger Gnom, wie er so dasitzt, zierlich das ganze Figürchen, von dem dünnen Pfriemenschnabel an bis zu den zarten Läufen und den schwächlichen Zehen. Aber queckfilbernes Leben pulsiert in dem kleinen Persönchen; ruhig kann der zwerghafte Vogel nicht sitzen. Ohne Unterlaß zucken die winzigen Flügel, und das gerad abgestutzte Steuer des Schwanzes wippt hin und her. Bald ist's die schmutzigweiße Unterseite, bald der bräunlich graugrüne Rücken, den das Vöglein dem Beschauer zuwendet; jetzt pickt es an einer Knospe, jetzt faßt es im Sprung eine Fliege, und jetzt stürzt der Kleine gar auf den Buchfink los, der mit schmetterndem Anschlag seine Strophe begann — und wahrhaftig, der Große verschluckt den Schluß seines mutigen Reiterlieds und nimmt Reißaus vor dem neckischen Kobold. „Huid, huid" höhnt ihm dieser nach; dann fliegt er auf den Boden hinab, hüpft in großen Sprüngen ein paarmal durchs welke Laub; aber gleich ist er wieder in den schützenden Zweigen, jetzt hier und jetzt da.

Ein kleines Revier ist's, wo sich der Weidenlaubsänger mit seiner Gattin umhertreibt. Ob Laub- oder Nadelwald, ob Park oder Kiefernheide, ist den Vögeln ganz gleich; nur soll's kein undurchdringliches Walddickicht sein, am liebsten ein sanfter Hang mit hohen Bäumen und recht viel Gebüsch.

Loffel. Siebeneich-Bozen, Juni 1908.

Weidenlaubsänger, Männchen, am Schlafplatz in der Nähe des Nestes.

K. Seffel. *Sauschloß bei Terlan (Südtirol), Mai 1908.*

Weidenlaubſänger, Männchen, in der Nähe ſeines Neſtes.

Das hübſche, kunſtvolle Neſtchen ſteht immer am Erdboden, zwiſchen Grasbüſcheln und Moos gut verſteckt, oder im Wurzelgeflecht einer Föhre, einer Buche, oder auch etwas höher in der morſchen Vertiefung eines Baumſtumpfs. Backofenförmig überwölbt iſt der zierliche Bau, an einer Seite der Eingang. Außen bilden Grasblätter und Halme, trocknes Laub, auch etwas Moos ein lockeres Gewebe, während das ſchön gerundete Innere mit Haaren und Federn, mit Pflanzenwolle und zarteſten Hälmchen ausgepolſtert iſt. Fünf oder ſechs Eier liegen darin, winzige Dinger, weiß mit feinen ſchwärzlichen und braunen Pünktchen bedeckt. Wenn die Jungen piepen, geht es den ganzen Tag geſchäftig hin und her, vom hohen Wipfel hinab in das Buſchwerk — es lauſcht doch kein Feind in der Nähe? nein, nichts Verdächtiges iſt im ganzen Umkreis zu merken — alſo hurtig in ſicherem Schwung durch die enge Pforte des Neſtchens geſchlüpft; ſchnell die Stechfliege, die Spinne, die Mücke oder den Käfer, die Puppe, die zappelnde Made in den Rachen der Hungrigſten, und dann von neuem hinauf in die Baumkrone; „huid huid", da ſitz ich ſchon wieder im Grünen hoch über der Erde!

K. Soffel. *Siebeneich-Bozen (Südtirol), Mai 1908.*

Weidenlaubsängerweibchen beim Nest.

J. Atkinson. *Walton Hall (Wakefield), Juni 1904.*

Weidenlaubſänger, brütend.

Zweimal im Jahre ſchreitet das Pärchen zur Brut. Wenn die Sonne ihren höchſten Stand erreicht hat, liegen abermals vier Eier im Neſt; das Weibchen brütet, und das Männchen leiert ſtundenlang ſein einförmig Liedchen. Ende Juli hat dann, wenn alles glatt geht, die Kindererziehung für dies Jahr ein Ende. Jetzt iſt man nicht mehr ſo eng an das Revier gebunden, wo das Neſt ſeinen Platz hat; familienweiſe ſchlüpfen die Alten und Jungen in der ganzen Gegend durchs Aſtwerk der Bäume. Von Woche zu Woche zerſtreuen ſie ſich weiter, um dann Abſchied zu nehmen. Im September ziehen die erſten, zumeiſt ſind es Jungvögel; ſie ſind ungeduldige Kinder. Die Alten folgen ſpäter, erſt im Oktober; ja ſelbſt im November durchſtreift noch mancher die Heimat.

Weit nach Norden erſtreckt ſich das Brutgebiet des Weidenlaubvogels — man ſieht es dem zarten Figürchen nicht an — bis zur Mitte von Skandinavien und in Rußland bis 65° n. Br. Alle Länder ſüdlich davon, auch ganz Großbritannien hat der Kleine zur Heimat. Ja ſein Verwandter, der Fitis, dringt ſogar noch weiter nach Norden vor; er brütet in ganz Schweden und

19*

M. Behr. *Trebbichauer Busch, Juni 1906.*

Neſt und Gelege des Weidenlaubvogels.

Norwegen und erreicht in Rußland ungefähr den 70.° n. Br. Südlich erſtreckt ſich ſein Brutgebiet bis nach Nordafrika, ganz Spanien und Italien einſchließend, während er die Balkanhalbinſel und Südrußland nur auf dem Durchzug beſucht.

Wie der Weidenlaubvogel, ſo baut auch der Fitis ſein kunſtvoll überwölbtes Neſt auf den Erdboden, zwiſchen Grasbüſcheln, Wurzeln oder Moos ganz verſteckt, obwohl ſich das Leben auch dieſes Vögelchens hauptſächlich im Laubdach der Bäume abſpielt. Fünf, ſechs, bisweilen ſogar ſieben Eier zählt das volle Gelege, und wenn die Jungen, die Ende Mai oder Anfang Juni das Kugelneſtchen verlaſſen, noch ein paar Wochen von den beſorgten Eltern geführt worden ſind, ſchreiten dieſe zu einer zweiten Brut, die etwa Anfang Juli flügge wird; diesmal ſind es aber nur ſelten mehr als vier Junge. Auch ſie zerſtreuen ſich nach ein paar Wochen, und die Eltern bleiben allein, obgleich ſie zehn oder elf Kinder großgezogen haben — wer weiß, wo ſie ſind, wieviele noch leben? Aber das muntere, lebhafte Temperament verläßt den Fitis niemals, auch nicht in der ſchwülen Hitze des

J. Atkinson.

Fitislaubvogel.

Pool (Yorkshire), Juni 1907.

W. Wilson. *Skipton in Craven (Yorkshire) Juni 1906.*

Fitislaubvogel.

Hochſommers; ſelbſt im Auguſt tönt ſein Liedchen noch aus mancher Laubkrone des Waldes, aus manchem Fichtengebüſch.

Der Fitis iſt entſchieden der beſte Sänger der kleinen Laubvogelgeſellſchaft. Süß, innig und ſehnſuchtsvoll flötet er ſein kleines Lied. Dem flotten Finkenſchlag iſt's zu vergleichen, ſo ähnlich das Tonbild: erſt eine Reihe nur wenig ſich ſenkender Schläge und dann das typiſche „Würzgebier". Aber wieviel zarter und weicher, als der kecke Schlag des Finken! „Dididi die die düe düe düe dea dea düe deida deida da" — bald hier, bald dort klingt's aus der Fichtenſchonung der ſtillen Heide im ſonnigen Frühling. Es paßt ſo recht zu dem zarten Grün, mit dem ſich die Birken ſchmücken, ſo recht zu den zierlichen Kätzchen der Haſel, die leiſe bewegt gelben Pollen weithin übers Land ſtreuen — weiche wohlige Stimmung am lauwarmen Lenzabend.

Den Einzug des Frühlings will der Fitis uns Menſchen verkünden. Drum kommt er ſo zeitig. Nur wenn die Witterung rauh iſt, verzieht er ein wenig und meldet erſt im April ſeine Ankunft. Anfangs, wenn die

R. Paul. *Glogau, Juni 1908.*

Fitislaubsänger vor dem Nesteingang.

R. B. Lodge. *Middlesex, Mai 1898.*

Fitissängers Nest und Gelege.

J. Atkinson. *Pool (Yorkshire), Juni 1907.*

Fitissänger, Junge fütternd.

K. Soffel. **Berglaubvogel.** Siebeneich-Bozen, Mai 1908.

Bäume noch kahl sind, schlüpft er gern, dem Zaunkönige gleich, durch Dornen- und Reisighaufen, durch junge Fichtenbestände; sobald sich aber der Laubwald geschmückt hat, sucht er droben im Wipfel der Bäume sein eigentliches Wohnhaus auf, von dem sich das gelbgrüne Kleidchen so wenig abhebt, daß der kleine Vogel vor seinen Feinden geborgen ist, ein wirklicher „Laubvogel". Mancher Lenz, mancher Sommer würde kommen und gehen, ohne daß die Menschen sich des lieblichen Vögelchens erinnerten, wenn nicht sein nimmermüder Gesang so lieblich aus dem Laubwerk des Waldes tönte. Innig wie Rotkehlchens Strophe und zart zugleich wie Goldhähnchens Stimme.

Der dritte im Bunde ist der Waldlaubvogel; er wird auch „Sommervögelchen" genannt, weil er erst ankommt, wenn die Ebereschen und Weiden grünes Laub haben und der Kuckucksruf wohl schon acht Tage lang durch den Forst schallt. Sein Gesang ist wieder ganz anders, so charakteristisch, daß jeder den „Waldschwirrer" erkennt. Mit sechs oder sieben hohen Staccatotönen hebt er an: „Ipp sipp sipp sipp-sipp, sippsipp"; dann folgt ein schwirrender Triller, um eine Terz fallend: „sirrrrr . . ." und nun vier- bis neunmal „djü djü djü djü . . .", im weichsten Pianissimo allmählich verhallend. In seiner Lebensweise wie im Äußeren gleicht das Vöglein seinen Verwandten.

In mancher Gegend Süddeutschlands, z. B. in den bayerischen und österreichischen Kalkalpen, auch im schwäbischen Jura und Schwarzwald, lebt

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1905.*

Weidenlaubvogel.

K. Soffel. *Siebeneich, Mai 1908.*

Berglaubvogel.

R. B. Lodge. *Enfield, Mai 1896.*

Fitislaubvogel am Neſt.

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1902.*

Waldlaubvogel.

noch ein vierter Laubvogel; Berglaubſänger wird er genannt. Eine faſt reinweiße Unterſeite, an der er leicht kenntlich iſt, zeichnet ihn aus. Vielleicht iſt er der unruhigſte der ganzen temperamentvollen Sippe; unermüdlich hüpft er vom frühen Morgen bis ſpät abends in den Kronen der Tannen, Fichten und Buchen des Bergwaldes umher und weiß ſich den Augen des Beobachters geſchickt zu entziehen. Aber ſeine Stimme verrät ihn; denn ſchweigſam iſt das muntere Vögelchen nicht. Es „ſchwirrt" wie der Waldlaubſänger, aber raſcher und kürzer, und auch ſeine Geſangsſtrophen haben Ähnlichkeit mit dem zarten Lied jenes Vögleins: bald enger, bald lockerer aneinandergereihte Töne, denen einzelne weiche Pfeiflaute eingefügt werden.

Unſcheinbar iſt die ganze Geſellſchaft der Laubſänger; das Volk beachtet ſie nicht, weiß nichts von ihnen, ja es kennt nicht mal ihre Namen. Aber der Geſang iſt ſo charakteriſtiſch, daß es keines geſchulten Ohres bedarf, um ohne weiteres die Art zu beſtimmen, und ſo fleißig üben ſie alle die Stimme, daß der Naturfreund keinen der drei oder vier Sänger vermiſſen vermöchte.

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1902.*

Brütender Waldlaubvogel.

Die Kornweihe.

Von Hermann Löns.

Meilenlang zieht sich das Bruch unter der hohen Geest hin, auf der ein dunkler Wald bollwerkt.

Einst war es dort überall naß, so daß die Kuhhirten, die vom Frühling bis in den Herbst mit ihrem Weidevieh dort blieben, sich hohe Wurten aufwerfen mußten, damit sie in ihren Hütten nicht nasse Füße bekamen.

Damals brütete die Dommel hier noch und der Uhu, der im wildesten Porstgestrüppe zwischen den Wurzelschossen einer vom Wind geworfenen morschen Erle seinen Horst hatte und seinen Jungen alles zutrug, was es im Bruche gab: den Hasen und das frischgesetzte Kitz, die Eichkatze und das Wiesel, die Birkhenne und die Mutterente, den Brachvogel und die Krähe, die Kreuzotter und die Natter, den Hecht und den Aal. Acht Kranichpaare lebten hier und erfüllten morgens das Bruch mit Fanfarengeschmetter, der Schreiadler jagte Maus und Frosch und der Wanderfalke schlug die Krähe und die Taube. Nach Hunderten zählten die Goldregenpfeifer des Bruches und nach Tausenden die Bekassinen, und abends klang die ganze Luft vom Schwirren und Klingeln der Enten.

Es ist anders hier geworden. Die Eisenbahn erschloß das stille Heideland. Der Kreis bewilligte den Kanal, der das Wasser aus dem Bruche dem Flusse zuführte, und wenn die Bauern heute zur Kirche wollen, so brauchen sie nicht mehr mit langen Stiefeln zu Pferde sitzen, damit ihre Strümpfe trocken bleiben, denn quer durch das Bruch führt jetzt eine hohe Straße mit festem Damm aus Findlingen und nicht mehr ein Knüppeldamm, wie früher, der nur im trockenen Sommer nicht unter Wasser stand. Rund um den Rand des Bruches verschwand ein Stück Ödland nach dem anderen; die Bauern rodeten die Porstbüsche, zäunten ein Stück Urland ein, ließen düngen und ihr Vieh dort weiden, halfen mit dem Spaten nach, wo ein Wasserloch war, fuhren Kalk hinauf, legten Abzugsgräben, Stauwerke und Dämme an, und das Bruch entsäuerte sich und ward zur Wiese.

Da wurde es dem Uhu unheimlich und er verschwand. Ihm nach folgte der Schreiadler, und als die alten Kiefern fielen, kam der Wanderfalke nicht wieder und auch der Kolkrabe horstet jetzt irgendwo anders, wo er Ruhe vor dem Menschen hat. Von den acht Kranichpaaren ist noch eins übriggeblieben, der Schwarzstorch läßt sich nur noch selten blicken, die Rohrdommel nur zur Zugzeit, die Blauracken blieben aus, als die alten Eichen fielen,

Steenhuizen. *Naardermeer bei Amsterdam, Juni 1906.*

Kornweihen im Neſt.
Eine Woche alt.

der Wiedehopf nahm ab, von den vielen Goldregenpfeifern blieben zwei Paare übrig und die Bekaſſinen ſchwärmen nun nicht mehr ſo dicht, wie die Bienen.

An buntem Leben mangelt es trotzdem nicht. Krähen ſind reichlich da, bei dem Anbauerhofe brüten Elſtern, der Storch kommt jeden Tag zu Beſuch, an Enten fehlt es nicht, in den moorigen Wäldern brüten Waldſchnepfen, auf den Wacholderbüſchen hält der Raubwürger Wacht, an den Gräben und Flüßchen fiſcht der Reiher, über die Wieſen ſchwebt die Mooreule, Stare kommen in Haufen, in dem Walddickicht locken die Dompfaffen, und zahllos iſt das Kleinvogelvolk, das die Büſche und Horſte und das Röhricht und die Wieſen belebt. Da ſind Bruchweißkehlchen und Schwirrſänger, Rohrammer und Pieper, Heidlerche und Goldammer, Meiſen von allerlei Arten, Goldhähnchen, Zaunkönig und Laubvogel, Fink und Hänfling, Singdroſſel und Amſel, Grasmücke und Kuhſtelze, Schwalben und Segler jagen hier, und im Mai läutet überall der Kuckuck. An Fröſchen und Mooreidechſen, Mäuſen und Kerbtieren allerart iſt Überfluß.

Steenhuizen. *Naardermeer bei Amsterdam, Juni 1906.*

Kornweihen im Neſt.
14 Tage alt. Fuß eines Bläßhuhns auf dem Neſtrand.

Sind auch die großen Räuber verſchwunden, der Räuber zweiter Stärke ſind genug da. Der Turmfalke ſtreicht oft bis hierher, von Mäuſebuſſarden und Weſpenbuſſarden brüten mehrere Paare, ein Lerchenfalkenpaar hat ſich gehalten, der Sperber iſt nicht ſelten, ab und zu läßt ſich der Waldkauz hören, die Waldohreule iſt reichlich da, ebenſo die Mooreule, und die Rohrweihe einſt häufig hier, blieb in einem Paare. Sie alle zuſammen aber geben dem Bruche nicht ſo viel Reiz, wie die Kornweihen. Sie ſchweben über die grünen Wieſen, wehen vor den dunkeln Wäldern her, tauchen über dem fahlen Bruche auf und ſchwenken ſich über das braune Moor. Sie zerreißen den Chorgeſang der Kleinvögel mit gellendem Rufe und beleben die Luft mit dem Getaumel ihres Balzſpieles.

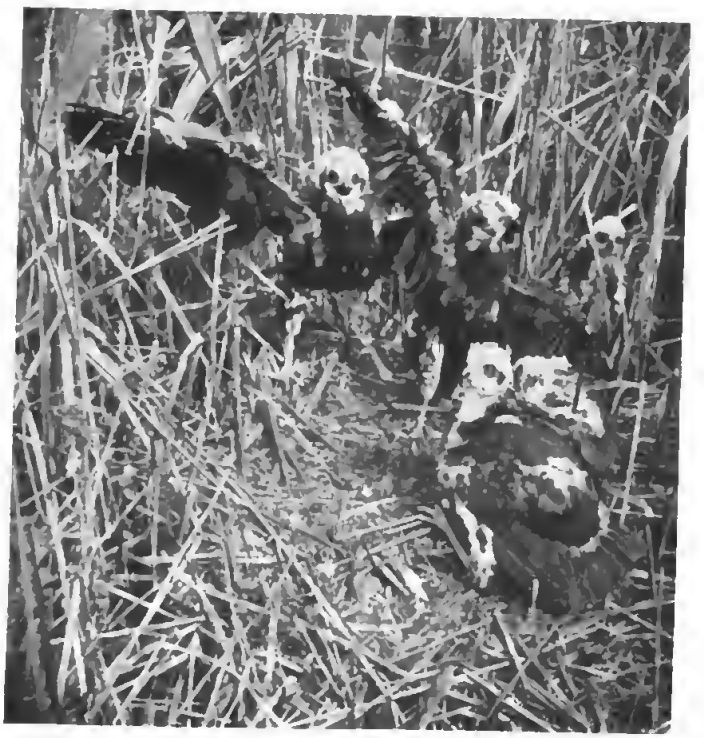
Der Jagdpächter iſt ein verſtändiger Mann; er läßt ſie gewähren. Er weiß, daß ſie ihre Kröpfe mit den Eiern von Lerche und Pieper, Ammer und Rohrſänger füllen, daß ſie die Jungente ſchlagen und das Feldhuhngeſperre vermindern, er lockt ſie, ſitzt er bei der Balzjagd im Schirm oder ſteht er auf dem Anſtand im dichten Wacholderbuſch, oft mit dem Mäuſe-

pfiff so nahe vor sich, daß er die gelben Augen in dem Eulengesicht erkennen kann, aber es fällt ihm nicht ein, den Drückefinger auf sie krumm zu machen. Ist er auch kein kunstverständiger Mann, der klugrechnende Kaufmann hat ein Herz im Leibe und Augen, die sich an allem, was schön und edel ist, erfreuen, und so gönnt er dem letzten Habichtspaare den Fasan, dem Kolkraben den Junghasen und den Weihen das, was sie brauchen, denn es ist genug im Bruche für sie, wie für ihn.

Er möchte ihn nicht missen, den bläulichweißen Vogel, der jetzt im stetigen Fluge über die goldrot blühenden Porstflächen zieht, nun über die Wiesen schaukelt, sich im Kreise dreht, bis auf den Boden schwebt, sich wieder aufnimmt und umwendet, um mit langsamen Fittichschlägen jetzt das Buschwerk am Staugraben zu übersteigen und nun ohne Flügelschlag über das grüne Wiesenland dahinzuschweben und vom braunen Moore sich abzuheben, wie eine lichte Erinnerung in einer dunkeln Stunde, und der jetzt verschwindet, wie ein fallender Stern in der Nacht. Zu viele schöne Erinnerungen an einsame Weidmannsstunden verknüpfen sich dem Manne beim Anblicke des gefiederten Räubers, Stunden, in denen er vergaß, daß es ein Hauptbuch gibt und eine Konkurrenz, gegen die er sich wehren muß Tag für Tag. Dicht vor seinem Versteck her wiegt sich ein bräunliches Weihenweibchen über den Boden hin, so nahe an ihm vorbeiwehend, daß er jeden lichten Federsaum der Schwingen, jede dunkle Federmitte des Bauches erkennen kann. Jetzt wendet es, beschreibt einen Kreis, dreht sich in einer Schraube bis auf das Torfmoospolster, krallt einen Moorfrosch auf und sinkt mit der Beute hinter die Porstbüsche.

Dann kommt von dort, wo es verschwand, ein halblauter Katzenschrei und findet Antwort in einem harten Gemecker aus hoher Luft. Da schwebt das lichte Männchen, zieht weite Kreise, anmutig die Schwingen haltend, wirft sich steil empor und fällt in einer Zickzacklinie dahin, wo das Weibchen harrt, es mit sich in die Höhe nehmend. Dort schwimmen sie beide ohne Flügelschlag, silbern der eine im Frühsonnenscheine, golden der andere, zwei Kreise beschreibend, die sich bald schneiden, bald ausschließen, dann und wann meckernd, hell und hart das eine, dumpfer und weicher das andere, bis das Männchen sich wieder in die Tiefe wirft und, in edlem Bogen aufsteigend, abermals hinabfällt, gellend dabei seine Stimme ertönen lassend.

Unbekümmert um das Spiel des Weihenpaares balzt unter ihm ein Birkhahn. Ohne auf sie zu achten, fällt ein Erpel in dem Graben ein und schnattert zwischen dem Gekräut umher. Die Krähe, die sonst selbst den Bussard belästigt, tut so, als gingen sie die beiden nichts an, und ruhig steht in der Wiese der Kiebitz. Der Rohrammer bleibt auf dem Weidenbusche sitzen und singt weiter, auf dem grauen Gebälke des Wehres hüpft der Zaunkönig umher, die Bachstelze trippelt auf dem Damme herum und die Bekassine



Steenhuizen. *Naardermeer bei Amsterdam, Juli 1906.*

Nahezu flügge Kornweihen im Neſt.

lockt unverdroſſen weiter. Solange die Sonne hoch und die Luft klar iſt, braucht der die Weihe nicht zu fürchten, der helle Augen und flinke Flügel hat oder rechtzeitig ſein Schlupfloch im Damme oder des Porſtbuſches Gewirr zu erreichen weiß. Und jetzt, wo die Weihen beim wilden, lauten Liebesſpiele ſind, da weiß jeder Vogel im Bruche, daß ſie dann ſo ungefährlich ſind, wie der Ammer auf dem Weidenbuſche und der Zaunkönig auf dem Balkenwerke.

Wenn aber der Birkhahn ſein Abendbalzlied anſtimmt, wenn die Mooreule ihren Raubflug beginnt, der Bock aus der Dickung tritt und der Fuchs den Damm entlang ſchleicht, wenn die Nebel die Porſtbüſche umquellen, dann wird aus dem lichten Gaukler der bleiche Mörder. Mit leiſem Eulenfluge ſchwebt er dicht über den Boden und ſeine gelben Augen erſpähen das Mäuschen im Graſe, den Pieper im Mooſe, die Lerche im Heidkraut. Die langen, gelben Füße ſind blitzſchnell, die Zehen totſicher, die Krallen dolchſpitz, ſie greifen niemals vorbei und was ſie faſſen, das halten ſie feſt. Und alles iſt ihnen recht, was da lebt und webt, ganz gleich, ob es Federn oder Haar, Schuppe oder Schild, nackte Haut oder harten Panzer trägt.

Die Lerche auf dem Neſt muß ſterben und ihre Eier wandern heil und ganz hinein in den Schlund, zu dem Schwimmkäfer, der auf dem Seeroſenblatte zum Fluge die Schwingen reckte, zu der Spitzmaus, die über den Fußſteig huſchte, zu der Blindſchleiche, die im Mooſe kroch, zu der Grille, die ihr Liedchen fiedelte. Es iſt eine böſe Zeit, die Stunde nach dem Verſchwinden der Sonne, und erſt, wenn der Himmel dunkel und das Bruch hell vom Nebel wird, haben die kleinen Tiere vor der Weihe Frieden.

Wenn aber die Sonne über die Geeſt ſteigt und dem dunkeln Walde Gold in die Locken ſtreut, für die Birkhähne die ſtille Stunde und für die Bekaſſinen die Schlafenszeit kommt, wenn die Krähe quarrend durch den Nebel rudert und der Schwarzſpecht ſein Höllenlachen losläßt, die Kraniche ihr Trompetenduett beginnen und der Brachvogel dazu die Flöte ſpielt und die Mooreule zum letzten Male ſich meckernd aus der Höhe wirft, dann iſt der bleiche Mordvogel wieder da und langt die Lerche aus der taufeuchten Heide und den Moorfroſch vom naſſen Moospolſter, knickt den Pieper und würgt die Wühlmaus, bis die Sonne den Nebel verjagte und das Moor mit Diamanten und die Birken mit Smaragden beſtreut und aus dem bleichen Mörder wieder den lichten Gaukler macht, der mit weichem Liebesfluge und hartem Schrei dem Bruche wunderbare Reize verleiht. Dann ſpielen hier über der Wieſe und dort an dem Bache und da über dem Porſte und drüben vor dem Walde die Paare in der Luft, ſilbern das Männchen, goldig das Weibchen, und der Menſch, der Augen hat zu ſehen, dem lacht das Herz im Leibe und er weiß, daß den Begriff vom nützlichen und ſchädlichen Vogel ein Mann erfunden hat, der ſtatt Blut Waſſer in den Adern hatte und ſtatt der Augen ein Paar Brillengläſer im Geſichte.

Es iſt ja unglaublich viel an Kleingetier, das ein Weihenpaar umbringt, und hat es erſt für ſeine Brut zu ſorgen, ſo ſchleppt es Unmaſſen von Jungvögeln nach dem ſtruppigen Horſte im Wirrwarr der Porſtbüſche und den gierhalſigen Jungen ſpeit es im Laufe des Vorſommers Hunderte von Vogeleiern vor. Aber das Bruch wimmelt jahraus, jahrein von Vögeln, obzwar mehr als zwanzig Weihenpaare jeden Tag dort jagen, und die Feldhühner nehmen von Sommer zu Sommer zu.

Die Welt iſt ſo arm geworden an ſchönem und großem Raubgeflügel, aber immer noch gibt es Gemütskrüppel, denen die Welt noch viel zu bunt iſt, und damit ſie bald langweilig und öde werde, wie ſie ſelber, ſagen und ſchreiben ſie unentwegt von der Schädlichkeit der Weihe und finden immer noch Narren, die es ihnen glauben.

Wer aber rotes Blut im Leibe und blanke Augen im Kopfe hat, der gönnt der Weihe die Lerche und den Ammer, das Feldhühnchen und den Junghaſen, denn davon gibt es mehr als genug.

Der graue Steinschmätzer.

Von Martin Braeß.

Die Ackerfurchen strömen kräftigen Erdgeruch aus. Weit dehnt sich die violettbraune Fläche; sie steigt in der Ferne zur halben Höhe des Hügels empor, der von Buschwerk und einigen Bäumen gekrönt wird. An der Seite des Hügels, rötlich schimmernd, ein Steinbruch; dürftige Birken schauen vom Rand in die Tiefe hinab. Das erste Lenzgrün liegt nur wie ein sanfter Hauch über ihrem zarten Geäst; um so üppiger sproßt die Wintersaat auf den Feldern, die links und rechts an den Sturzacker grenzen.

Ein Vogel hat auf einem Grenzstein Posto gefaßt; er knixt und bewegt wippend das Schwänzchen. Nun schaut er sich um, in gestreckter, aufrechter Haltung, den Schwanz nach unten geneigt, ganz anders als die Bachstelze sitzt, mit der sein Gefieder in den Farben einige Ähnlichkeit hat; denn es ist auffallend hell. Oberkopf, Nacken, Schultern und der ganze Rücken gleichmäßig aschgrau, die Unterseite weißlich mit rostgelbem Anflug, dunkle Schwingen und als besonderer Schmuck jederseits ein breiter samtschwarzer Zügel, der sich von der Schnabelwurzel übers Auge fast bis an den Hinterkopf zieht. Das eigentümlichste aber ist doch das Schwänzchen: glänzendes Schwarz und schneeiges Weiß, so verteilt, daß das Weiß des Bürzels sich noch auf zwei Drittel der Schwanzlänge erstreckt, nur in der Mitte vor den ganz schwarzen Fächerfedern zurückweichend.

Steinschmätzer hat man den Vogel genannt, weil er gern ausgedehnte Steinbruchs- oder Bergwerkshalden, Schluchten und Hohlwege mit Felsenwänden, steinige Flußufer, Klippen am Meeresstrand, mit Steinmauern befestigte Weinbergsgehänge, Äcker mit Feldsteinhaufen und ähnliche Orte zum Aufenthalt wählt. Jetzt ist er eben von der Reise zurück; Ende März, Anfang April wählt er zum Ankunftstermin. Vielleicht ist er zusammen mit seinem Weibchen gereist, das sich jetzt neben ihm zeigt; wie ein Fetzen weißen Papiers, das der Wind über den Erdboden treibt, wie eine Gänsefeder kam es geflogen. Mit lebhaftem Lockton wird es empfangen, und nun schwatzen und tändeln die beiden, von Scholle zu Scholle flatternd, von Stein zu Stein einander verfolgend. Das Männchen beginnt ab und zu einen kurzen Gesang; an die weiße Bachstelze erinnert's oder an Braunkehlchens Lied. Viel ist nicht daran, und auch der kleine Sänger betrachtet seine Leistung nicht gerade als Kunst, sonst würde er die Fliege unbeachtet lassen, die dort herbeisummt. Aber sein Liedchen trällernd,

Vögel II. Copyright 1910, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Steinſchmätzermännchen am Neſt.

fliegt er ihr entgegen, ſchnappt ſie aus freier Luft weg und verſchlingt ſie, ohne ſich im Geſang unterbrechen zu laſſen; ein wirklicher Künſtler ſingt und ißt nicht zugleich. Und doch in öder, einſamer Gegend findet auch Steinſchmätzers rauhe Strophe einen Widerhall in jedem empfänglichen Gemüt.

Einen geeigneten Brutplatz ſuchen die Steinſchmätzer bald nach ihrer Rückkehr auf; denn es ſcheint, ſie kommen bereits gepaart in der nördlichen Heimat an. Unſer Pärchen weiß, wo es ſeine Wohnung aufſchlagen will; ſchon im vorigen Jahr brütete es in dem verlaſſenen Granitbruch an der einen Seite des Hügels, der ſich aus den Feldern erhebt, und an der bewährten alten Wohnſtätte hält man gern feſt. Aber mit dem Neſtbau hat es noch gute Weile. Die Flitterwochen wollen die Vögel in Luſt und Frohſinn genießen. Flüchtig durchſtreifen ſie die nähere und weitere Umgebung ihrer künftigen Wohnſtätte, überall kurze Zeit weilend, auf jedem auffälligen Stein, auf jedem Chauſſeehaufen Platz nehmend. Stets ein Bückling, ein ſchnalzender Ton, ein Wippen des Schwanzes beim Niederlaſſen ſowohl wie beim Abflug. Hurtig und geſchickt in jeder Bewegung. Auf dem Boden hüpfen die ſchlanken, hohen Läufe ſo ſchnell, daß es wie ein eiliger Lauf ſcheint, den Bachſtelzen gleich; jedes Hindernis wird im Sturme genommen, und der flachbogige Flug geht pfeilſchnell dahin, faſt immer dicht über der Erde.

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Steinschmätzerweibchen am Nest.

Nur wenn die Liebe erwacht ist, vergessen die Vögel oft solche Vorsicht. Singend steigt das Männchen von seinem Lieblingsplatz einige Meter in schiefer Richtung empor, wie es der Baumpieper macht, und stürzt sich dann schnell in eigentümlicher Schwenkung wieder nach dem Plätzchen oder einem andern Sitzpunkt herab. Es zeigt seine ganze Schönheit dabei, den gespreizten schwarz-weißen Schwanzfächer und den schneeigen Bürzel; ja manchmal treibt es den Balzflug so toll, daß es sich in der Luft überschlägt. Dann gleicht es ganz einem Fetzen weißen Linnens, den ein Windstoß gepackt hat. Von andern Kleinvögeln mögen die beiden nichts wissen; namentlich dulden sie kein zweites Pärchen in ihrer Nähe. Auch mit andern Vögeln ist Zank und Streit an der Tagesordnung; aber schließlich meint man's doch nicht so ernst, und gönnt dem Bachstelzenpärchen ein Plätzchen unfern des eigenen Nestes.

Der Mai ist gekommen; da heißt es endlich: an's Werk! Über den Platz sind die beiden längst einig: eine Felsenspalte im Steinbruch. Der Eingang ist weiter, als man ihn braucht; aber die tiefe, ein wenig aufwärts führende Spalte verengt sich nach innen. Hier wird das Weibchen ruhig brüten, ungefährdet werden die Jungen aufwachsen; keiner ahnt, daß in dem starren Granit ein Mutterherz schlägt und kleine Wesen fröhlichem Leben entgegenträumen.

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1906.*

Steinſchmätzerweibchen mit Futter im Schnabel.

Höhlenbrüter haben es immer leicht mit dem Neſtbau; ſie brauchen nicht ängſtlich abzuzirkeln, nicht künſtlich die Wandung der Kinderwiege zu flechten. Wenn auch hier ein paar Grasblätter oder Halme wirr herausragen, dort helle Federn von Tauben oder Gänſen ſich vordrängen, was ſchadet's in der dunkeln Höhle; das Neſt im Hintergrund des über Fuß langen Spaltes ſieht doch kein unberufener Blick. So iſt es nicht gerade ein Kunſtbau; aber die locker ineinander geſchobenen Würzelchen, die trocknen Stengel und Blätter füllen den Raum zwiſchen den Felswänden zweckmäßig aus, und die Pflanzenwolle, die Diſtelflocken, die Haſen-, Kälber-, Pferdehaare, Federn vom Rebhuhn, von Tauben und anderm Geflügel bilden inmitten des wirren Haufens ein warmes, weiches Polſter.

In ſolch verborgenem Neſtchen liegen fünf oder ſechs Eier, ausnahmsweiſe auch einmal ſieben. Licht blaugrün ſehen ſie aus, ſanft grünſpanfarbig mit mattem Glanz, in den meiſten Fällen fleckenlos, nur ausnahmsweiſe mit winzigen roſtbraunen Pünktchen gezeichnet. Hier in der finſtern Höhle iſt dieſe ausgeſprochene Schutzfärbung der Eier allerdings ohne jede Bedeutung; da würde auch eine weiße Kalkſchale genügen. Aber es ſteht nicht jedes Steinſchmätzerneſt in einer ſo völlig abgeſchloſſenen lichtloſen Höhle, wenn es auch wohl immer von oben her gut überdacht iſt, und dann, wer weiß, ob nicht vor Zeiten auch der Steinſchmätzer wie ſein Verwandter, das Braunkehlchen, zwiſchen dem grünen Gras ſein Neſt baute; die Farbe ſeiner

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Steinſchmätzermännchen am Neſt.

Eier würde ja ſo gut dazu paſſen. Gelegentlich findet ſich wohl auch ein Steinſchmätzerneſt in einem tiefen alten Fahrgleis oder unter einem Stamme, unter einem bemoſten hohlliegenden Stein — von der Seite ſind die Eier dann ganz gut zu ſehen; aber durch Schaden gewitzigt, ſuchen die meiſten, wenigſtens die älteren erfahrenen Pärchen, ein etwas ſichereres Aſyl auf, wenn nicht eine Spalte im anſtehenden Felſen, ſo doch ein Loch in der baufälligen Granitmauer des einſamen Friedhofs, einen Winkel in einem Holzſtoß, Vertiefungen in den Wänden von Ton- oder Lehmgruben, oder ſie benutzen den Unterſchlupf, den ſich ehemals irgendein anderes Tier, Vogel oder Vierfüßler, gegraben hat, den Bergwerksſtollen der Uferſchwalbe, wenn er nicht gar zu eng iſt, den Kaninchenbau, ein Mauſeloch und dergl. Die Schutzfarbe der Eierſchalen iſt noch geblieben; die Einrichtungen des Körpers und ſeine phyſiologiſchen Funktionen ändern ja nicht ſo ſchnell ab, wie die wechſelnden Gebräuche und Sitten.

Das Weibchen brütet allein, 14 Tage lang, wie die meiſten Vögel von ähnlicher Größe. Oft ſitzt das Männchen auf irgendeinem hervorragenden Plätzchen, faſt immer auf Steinen, und trällert ſein Liedchen. Dabei hält der wachſame Vogel ſtets Umſchau und meldet mit ſchnalzendem „tack tack" und nervöſem Knickſen jede Gefahr, denn Steinſchmätzer ſind von Natur ſehr ängſtliche Vögel. Auch dem Menſchen trauen ſie nicht, am wenigſten in der Nähe des Neſtes. An der Landſtraße fliehen ſie mehr ſpielend vor ihm, wie

Stephainsky. *Jagerhaus Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1909.*

Steinſchmätzerweibchen auf einem Holzſtoß.

Bachſtelzen oder Goldammern, immer von einem Steinhaufen zum andern; an der Brutſtätte aber fliegen ſie eiligſt von dem Sitzplatz herab, unten am Boden hin und ſchwingen ſich dann zu der Kluft empor, die das Neſt birgt, wo ſie im Dunkel verſchwinden. Iſt's aber ein ſchleichender Marder, eine Katze oder auch nur ein kleines Wieſel, ſo kennt ihre Angſt keine Grenze; ſie umkreiſen den Räuber und ſtoßen ſcheinbar nach ihm, und manchmal mag's ſein, daß er ſich wieder zurückzieht, oft aber werden Eier oder Neſtjunge dieſen Hauptfeinden der Steinſchmätzer zur Beute.

Die folgenden Wochen ſind den ausgeſchlüpften Jungen gewidmet. Zwiſchen den Steinen der Halden, an den Blättern der jungen Kohlſtauden auf dem Acker, am graſigen Feldrain, überall gibt's Inſekten, Käfer und ihre Larven, Raupen vom Weißling, Fliegen, Kleinſchmetterlinge, außerdem Spinnen der verſchiedenſten Art. Sobald man etwas erwiſcht hat, geht's hurtig hinein zu den Jungen; die ſind ſtets dankbare Abnehmer. Oft ſitzt das Männchen auf einem Steinblock, das mehr rötlichgrau, viel unreiner und weniger lebhaft gefärbte Weibchen nicht weit davon auf einem höheren Pfahl, beide voll Erwartung, ob ſich nicht etwas am Boden bewegt. Schnell fliegen ſie dann hin und nehmen es auf. Die Kunſt des Fliegenſchnäppers

W. Wilson. *Skipton in Craven (Yorkshire), Juni 1906.*

Junge Steinſchmätzer.

und Rotſchwänzchens verſteht der Steinſchmätzer gleichfalls; das vorüberfliegende Inſekt fängt er von ſeinem Sitzplatz mit gewandter Schwenkung im Fluge. Auch wenn ſie Niederjagd treiben und gar eilig auf kahlen, ebenen Flächen oder auf kurzem Raſen ſcheinbar mehr rennen, als hüpfen, flattern ſie jeden Augenblick den fliegenden Inſekten in kurzem Flug nach.

In der zweiten Hälfte des Juni ſind die Jungen flügge. In ihrem erſten Jugendkleidchen gleichen die Kinder den Eltern nur wenig. Alle oberen Teile ſind matt roſtgrau mit gelblichen Schaftſtrichen und graubraunen Endkanten der einzelnen Federn, die Unterſeite aber erſcheint auf gelblichweißem Grunde braungrau gefleckt oder geſchuppt. Der Schwanz trägt ſchon die charakteriſtiſche Farbenzuſammenſtellung, wenn auch noch nicht in voller Schönheit, und auch die dunkeln Zügel im Geſicht ſind bereits durch braune Federchen angedeutet. Im Auguſt mauſern die Jungvögel, dann wird ihr Kleidchen dem der Mutter ſehr ähnlich. Auch die Alten bekommen um dieſe Zeit ihr Herbſtgewand, deſſen friſche Farben den Vögeln ungemein gut ſtehen.

Schon Ende Auguſt denken die Steinſchmätzer an die bevorſtehende Herbſtreiſe. Ihrer Unruhe merkt man es an; in der Nähe des Niſtplatzes weilen ſie nur noch ſelten, ſondern unternehmen immer weitere Ausflüge.

M. Behr. *Amrum, Juni 1907.*

Vier junge Steinſchmätzer in einer — geöffneten — Karnickelröhre.

Eines Morgens in den erſten Tagen des Herbſtmonds ſind ſie verſchwunden. Familienweiſe ziehen ſie zu nächtlicher Stunde. Weit, weit geht die Reiſe; denn man trifft während des nördlichen Winters den grauen Steinſchmätzer ſelbſt in den Äquatorgegenden Afrikas an; die im nördlichen Aſien heimiſchen ziehen nach Indien, und die Brutvögel des nordöſtlichen Amerikas und Grönlands ſüdwärts bis nach den Bermuda-Inſeln. Der Vogel iſt zirkumpolar über faſt alle nördlicheren Gebiete der Erde verbreitet, und wenn er auch für Deutſchland zu den Arten gehört, die ſchon im Hochſommer der Heimat wieder Lebewohl ſagen, ſo ſcheint er ſich doch gerade in nördlicheren Ländern ganz beſonders wohl zu fühlen. Auf den frieſiſchen Inſeln iſt er ſehr häufig, beſonders auf Borkum, wo ihn jedes Kind kennt; denn er baut hier ſein Neſt gern unter die niedrigen Abdächer der kleinen Inſulanerhäuschen, zwiſchen das aufgeſtapelte Brennholz, oder benutzt in den einſamen Dünen Kaninchenhöhlen oder jedes andere Loch. Auch teilt er mit der Bachſtelze die Vorliebe für alte Konſervenbüchſen, die auf Schuttabladeſtellen in Maſſen umherliegen. Ebenſo häufig bewohnt der Steinſchmätzer die Küſten und Inſeln der Oſtſee. In den

Klippen auf Bornholm, an deren Fuß brandend das Meer kocht, haust er in großer Menge; auch belebt er in stattlicher Anzahl die einsamen Landschaften der skandinavischen Länder, die Fjords der Westküste und die Fjelde im Innern Norwegens bis zum höchsten Norden hinauf. In welcher Menge die Vögel dort hausen, das beweist ihr Rückzug im Herbst, wenn sie an den deutschen Küsten oder den vorgelagerten Inseln rasten. Gegen Mitte August bemerkt man die ersten Reisenden, ausschließlich Jungvögel in braunem Kleide; bald aber nimmt die Zahl der jungen und alten Steinschmätzer so zu, daß große Strecken, ja ganze Inseln geradezu mit diesen Vögeln übersät sind.

Auch auf Island gehört der Steinschmätzer stellenweise zu den recht häufigen Brutvögeln, sowohl in den Berglandschaften mit den Steilfelsen und Geröllfeldern — selbst dicht unter der Schneegrenze baut er am öden Gebirgsgipfel sein Nest — wie auch unmittelbar am Strand oder im fruchtbaren Flachlande. Von hier scheinen die Vögel im Herbst über die Färöer und Shetlandinseln, über Großbritannien, Frankreich und Spanien nach Westafrika zu ziehen. Am weitesten polwärts dringen aber die grönländischen Steinschmätzer vor; denn man hat sie an der Westküste der Insel noch unter 73° brütend gefunden, ja an der Ostküste kommen sie bis 75° sogar außerordentlich zahlreich vor. Sie gehören der amerikanischen Form an, die eine Spur größer ist, als unsre mitteleuropäische. Und wie der Norden den Steinschmätzer nicht schreckt, so siedelt er sich auch in den höchsten Gebirgen mit Vorliebe an. In den Alpen, in den Karpaten baut er sein Nest zwischen dem Schuttgeröll, oft hoch über der Baumgrenze, und im Kaukasus hat man ihn noch bei ungefähr 3000 Meter Meereshöhe gefunden.

J. Taylor. Whalley (Lancaster), Juli 1908.

Sperberpärchen am Horst.

Der Sperber.

Von Hermann Löns.

Auf der einen Seite der großen Stadt zieht ſich ein großer, ſchön gepflegter, nach der Stadt zu in bunte Anlagen umgewandelter Wald mit viel Unterholz, buſchigen Blößen, Gräben, Teichen und künſtlichen Bachläufen hin.

Auf der anderen Seite der Stadt liegt rechts und links neben dem Fluſſe ein ausgedehntes, teilweiſe parkartig behandeltes, mit alten hohen Pappeln und Weiden beſtandenes Wieſengelände, in dem zwiſchen künſtlichen, von buntem Alpengeblüme überwucherten Felſen künſtliche, buchtenreiche Teiche liegen.

In dem Walde ſind eine Anzahl Kaffeewirtſchaften. In einer davon ſitzt ein Brautpaar, macht ſich verliebte Augen und freut ſich über ein Buchfinkenpaar, das vor ihnen zwiſchen den Taſſen herumhüpft und die Kuchenkrümchen aufpickt. Plötzlich ſchreit irgendwo eine Amſel auf, in demſelben Augenblicke ducken ſich die Buchfinken zum Abfliegen, aber da huſcht auch ſchon ein braunes Ding über den Tiſch, greift faſt gleichzeitig die beiden Finken und ehe Braut und Bräutigam den Vorgang recht begriffen haben, iſt das braune Ding mit den Vögelchen ſchon verſchwunden.

Juſt zu derſelben Zeit ſitzen zwei ältere Herren mit ihren Eheliebſten auf einer Bank in den Anlagen jenſeits der Stadt, freuen ſich über die buntblühenden Alpenpflanzen auf den von der Sonne beſtrahlten Kalkfelſen und ſehen einem Amſelhahne zu, der mit einem gewaltigen Aufwande von haſtigen Bewegungen am Rande des Teiches herumſtochert. Da kommt ein braunes Ding dicht vor den vier Leutchen vorbeigefegt, ſauſt auf die Amſel zu, packt ſie und fliegt damit über den Teich.

Sowohl der glückliche Bräutigam wie einer der beiden alten Herren ſind Mitglieder des Vogelſchutzvereins und ſchreiben eine Karte an die Zeitung, in der ſie den Vorfall ſchildern und von dem Vogelſchutzverein verlangen, daß er die Ausrottung der Räuber veranlaſſe. Und wie es meiſt ſo iſt, regnet es derartige Einſendungen und der Redakteur weiß ſchließlich nicht, wo er mit den Nachrichten über die Untaten des Sperberpaares bleiben ſoll. Vorgeſtern wurde ihm gemeldet, daß ein Sperber in der Mitte der Stadt aus dem Garten eines Cafés einen Spatzen gegriffen habe, geſtern kommt ein Brief, in dem ausführlich dargeſtellt wird, wie ein Sperber vor dem Fenſter einer Schule einen Rotſchwanz fortfing, heute liegen drei Karten mit ähnlichen Meldungen vor, nur daß die Opfer ein Grünfink, ein Buchfink und eine Singdroſſel waren, die an belebten Plätzen vor den Füßen der

W. Wilson. *Barden (Yorkshire), Mai 1906.*

Sperberhorst mit Gelege.

Spaziergänger geschlagen wurden, und zuletzt erscheint ein Mann und erzählt lang und breit, ein Raubvogel sei durch das eine offene Fenster in das Zimmer gekommen, habe ihm einen fingerzahmen Wellensittich von der Schulter genommen und sei durch das andere Fenster damit verschwunden.

Der Vogelschutzverein setzt einen Preis auf die Köpfe der Sperber aus und die städtischen Waldwärter geben sich die größte Mühe, die Gaudiebe zu erwischen; es gelingt ihnen aber weder, sie selbst zu erwischen, noch den Horst ausfindig zu machen. Es haben sich nämlich ein Sperbermännchen und ein Weibchen zusammengefunden, die mit dem Großstadtleben so vertraut sind, daß sie ganz genau wissen, wie man sich zu verhalten hat, daß man am ungestörtesten da raubt, wo es von Menschen wimmelt, am sichersten da schläft, wo die Räder und Wagen und Automobile einherflitzen und -rasseln und -donnern, und daß man seinen Horst dort am besten baut, wo recht viele Verbotstafeln im Walde stehen.

K. Kearton. *Westmorland, Juni 1907.*

Alter Sperber am Horſt mit Jungen.

So gut ſind die Sperber mit dem Großſtadtleben vertraut, daß ſie den milden Winter über im Lande blieben und gar nicht daran dachten, ſich den Gefahren einer Südlands- oder gar Afrikafahrt auszuſetzen. Spatzen gibt es in und bei der großen Stadt maſſenhaft, und Schwarzdroſſeln nicht wenig. Rund um die Stadt herum lebten Gold- und Grauammern, Grünlinge, Hänflinge, Stieglitze, und im Walde und in den Gärten waren genug Buchfinken zurückgeblieben. Ab und zu kamen Flüge nordiſcher Droſſeln und Bergfinken durch, auch Kreuzſchnäbel und Kernbeißer, und an Meiſen, Kleibern, Baumläufern und Goldhähnchen mangelte es nie. Zudem barg der Wald viele Häher und viele vom Norden zugereiſte Ringeltauben. Und was das Beſte war, überall waren Futterplätze angelegt, und da hüpfte und ſchlüpfte und ſchwirrte es den ganzen Tag und auch Mäuſe fanden ſich ſtets ein. So konnten die Sperber recht bequem leben.

Vor den Menſchen hatten ſie gar keine Angſt. Wenn auch eine ganze

Familie hinter dem Fenster stand und sich über all das bunte Volk freute, das sich auf dem Futterbrette vor dem Fenster gütlich tat, das war den Sperbern gleich. Unverschämt, wie sie waren, strichen sie an den Hausfronten entlang, vermieden klug die elektrischen Leitungsdrähte und holten sich von dem Futterbrette den Spatzen oder die Meise oder was es sonst gerade gab. So klug waren sie schon, daß sie nicht Tag für Tag dieselben Stellen besuchten. Drei Tage lang hintereinander raubten sie auf diesem Platze oder in jenem Garten, und dann verlegten sie ihre Raubzüge in eine andere Ecke. Da niemand nach ihnen schoß, denn in der Stadt ging das nicht und im Stadtwalde auch nicht, so wurden sie täglich frecher.

Ausgerechnet der Vorsitzende des Vogelschutzvereins, dessen vogelliebes Herz sich auf alles erstreckte, was ungefähr zu den Singvögeln gehörte, selbst auf die Spatzen, mußte es sein, der folgenden Streich mit ansah. Er stand mit der langen Pfeife in seinem Garten und sah den Spatzen zu, die mit viel Eifer einen Pferdeapfel auf unverdaute Haferkörner untersuchten. Plötzlich schreien die Spatzen und fliegen durch das eiserne Gitter in seinen Garten. Vor dem Gitter flattert der Sperber hin und her, rutscht an dem Gitter herunter, greift hindurch und zieht in demselben Augenblicke ab, wie der entrüstete Vogelfreund nach ihm mit der Pfeife schlug, was dem Sperber gar nichts, Pfeifenkopf und Abguß aber sehr viel Schaden brachte.

Wutentbrannt berief er eine außerordentliche Hauptversammlung des Vereines, verbreitete sich des langen über den Sperber oder Finkenhabicht, auch Stößer genannt, im allgemeinen und unter Vorlesung der Zeitungsausschnitte über das städtische Sperberpaar im besonderen, schilderte mit glühenden Farben und unter starker Entrüstung den Vorfall, der sich vor seinen, des Vorsitzenden, Augen in der letzten Woche abspielte, stichelte ziemlich deutlich unter dem Beifalle der Versammlung gegen die städtischen Forstbeamten, die dem Unwesen nicht zu steuern imstande wären, und richtete an sämtliche Vereinsmitglieder die dringliche Aufforderung, den Horst des Sperberpaares ausfindig zu machen, damit man die Alten beim Horst abschießen oder auf ihm mit dem Nestgarn fangen könne.

Am untersten Ende der langen Tafel saß ein langer, dürrer Mann mit verschossenem Schnurrbart, blätterte in aufgelegten Zeitschriften und grinste, als der Vorsitzende schloß, ziemlich schmutzig in sein Bierglas hinein. Er wußte, wo die Sperber horsteten, wußte sogar im Stadtwalde zwei Horste und weiterhin mehrere, machte aber keineswegs den Mund auf und teilte seine Wissenschaft mit, sondern rauchte langsam und besonnen an seiner Zigarre und dachte dabei: „Das möchtet ihr wohl, meine Herrschaften! Nicht genug, daß ihr Stare im Großbetriebe züchtet, so daß alle andern Höhlenbrüter allmählich vor ihnen verschwinden, und über die Amseln, diese Salatzerreißer und Eierzerpicker, eure Hände haltet, und euch entrüstet, wenn ein Junge

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juli 1908.*

Sperber mit geſchlagenem Rotſchwanz. Sichernd und kröpfend.

Stephainsky. *Jagerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juli 1908.*

Sperberweibchen auf Kiefer.

einen Spatzen mit der Gummischleuder erlegt, und neulich sogar eine Protestresolution gegen meinen Freund Waldkauz faßtet, weil bei seinem Brutbaume Amselfedern gefunden waren, wollt ihr auch meinen Freunden, den Sperbern, zu Leibe, die brav dafür sorgen, daß die Spatzen, Stare und Amseln sich nicht noch mehr vervielfältigen, als es ohnehin schon der Fall ist. Und wenn sie auch Buchfinken mögen und Lerchen und Goldammern, von denen ist ja auch ein reichlicher Vorrat." Aus diesen Erwägungen heraus beschloß er, seine Kenntnis für sich zu behalten.

Am anderen Tage, es war ein Sonntag, saß er in aller Frühe dort, wo ringsum im Stadtwalde die Verbotstafeln stehen, gut gedeckt in der Krone einer Eiche und rauchte seine Zigarre. Dreißig Schritte vor ihm erhoben sich, von dichtbelaubten Eichen versteckt, zwei Fichten, eng beieinanderstehend. Zwischen ihnen saß ein unordentlich aussehender Horst. Daraus kamen ab und zu zwei, drei, auch vier wollige Köpfchen, die leise gierten. Dann und wann schwebte ein brauner Schatten heran, lockte mit leisem „Ki-ki-ki", fußte auf dem Horstrande und ließ etwas fallen, und dann ging im Horste

Stephainsky. *Jagerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1908.*

Brütendes Sperberweibchen. Bei großer Hitze den Schnabel öffnend.

ein eifriges Zerren los. Mit seinem Glase konnte der Mann genau erkennen, was die alten Sperber ihrer Brut zutrugen. Zu allermeist waren es Spatzen; dann kamen Buchfinken, ab und zu auch Amseln, hin und wieder eine Meise oder ein anderer Kleinvogel, und mitunter auch eine Maus.

Sehr vorsichtig und heimlich waren die Alten, und auch die Jungen gierten nur ganz leise. Im Frühling hatte der Mann das Sperberpaar bei seinem Minnespiele oft beobachtet. So frech es sonst war, jetzt benahm es sich sehr scheu. Nur dort, wo höchstens einmal die Forstwärter hinkamen, trieben sie sich, und dort riefen sie sich, aber viel leiser, als in den Heidwäldern und Berghölzern, klang ihr weiches, verliebtes „J-üh", und niemals fiel es ihnen ein, wie in den stillen Heiden, über dem Bestande zu kreisen. Es waren eben ganz andere Vögel geworden, diese Großstadtsperber, das sah man ihnen schon am Federkleide an. Da war kein schieferblauer Rücken, keine rostrote Weiche, keine weiße, gebänderte Brust zu sehen; das Schlafen auf den verrußten, angeräucherten Bäumen hatte ihr Gefieder tiefgraubraun gefärbt, ganz so wie das ihrer Hauptbeute, der Spatzen.

Am Nachmittage radelte der Mann weit vor die Stadt hinaus, bis in eine hohe Heide, die an eine üppige Bachmarsch stieß. Er schob sein Rad in einen Busch und trat vorsichtig in einen dürren Kiefernstangenort, bis er in dessen Mitte war. Dort duckte er sich in einen alten, breiten Wacholderbusch, steckte sich seine Zigarre an, legte sein Glas zurecht und sah den Haubenmeisen zu, die vor ihm im Geäste herumschlüpften, und richtete ab und zu sein Glas in die Krone einer schlanken jungen Kiefer, in der ein alter Krähenhorst stand, aus der ab und zu ein lautes Gieren erklang. Ein helles, weitschallendes „Kikikiki" meldete ihm die Ankunft eines alten Sperbers. Lauter wurde das Gieren in dem Krähenhorste. Da fußte auch schon das Sperberweibchen auf einem Aste, eine Maus in dem einen Griffe haltend. Schön blaugrau war das Weibchen, und der rostrote Anflug an den Weichen bewies, daß es ein altes Stück war. Einen Augenblick spähte es umher, dann schwang es sich auf den Horst, verweilte einen Augenblick und strich wieder ab. Fast in demselben Augenblicke klang das „Kikiki" wieder, nur dünner, und das Männchen, ein schmuckes Ding mit hellfuchsroter Unterseite und schön blauem Obergefieder, hakte auf einem Aste auf, äugte umher und warf seiner Brut den Grünling hin, den es in den Klauen hielt.

Noch manches Mal saß der Mann in der Krone der Eiche im Stadtwalde und in dem Wacholderbusche in dem Kiefernstangenorte und beobachtete die beiden Sperberfamilien, die mißfarbigen, schwarzen, beim Horste heimlichen Großstadtsperber, und ihre Gegenstücke, die schmucken, bunten, am Horste sich ganz anders gebärdenden Heidsperber. Als die Brut im Stadtwalde beflogen war, da merkte kein Förster, kein Spaziergänger etwas davon, daß hier fünf Jungsperber Unterricht im Rauben bekamen; im fernen Heidwalde dagegen ging es laut genug her, und das „Gäggäggäg" und „Kikikiki" wollte den ganzen Tag über kein Ende nehmen.

Als aber der Spätherbst herankam, verschwanden die Sperber aus der Heide, und auch die Jungsperber im Stadtwalde verließen ihre Heimat und zogen dem Süden zu. Der alte rußige Sperberhahn und sein noch rußigeres Weibchen aber blieben ihrem Walde getreu, brachten nach wie vor Entsetzen über die Spatzen und Amseln der Stadt.

War es schlechtes Wetter, dann hockte das eine hier an einer Brandmauer und wartete, bis ein Spatz in die Nähe kam, und das andere lauerte irgendwo anders auf einem versteckten Balkonsimse oder hinter einem Schornsteine, und als der Frühling kam, sahen beide eher wie Dohlen, denn wie Finkenhabichte aus. Auch die Mauser brachte ihnen kein bunteres Kleid; Ruß und Rauch färbten die neuen Federn bald ebenso schwarzgrau, wie die alten.

An einem abscheulichen Tage, wo es vom Himmel schneite, was da nur herunterwollte, so daß selbst die Spatzen schon am Nachmittage in ihre Löcher krochen, saß das Männchen hungrig mit eingezogenem Kopfe auf dem Dache

W. Farren. *Cambridge, Juli 1909.*

Junger Sperber.

W. Farren. *Cambridge, Juli 1904.*

Sperber. Dunenjunge im Neſt.

des Vogelhauſes im Zoologiſchen Garten und machte lange Augen nach den Finken, Droſſeln und Amſeln, die unter ihm um den Futternapf herumhüpften. Da entdeckte es, daß an einer Stelle das Drahtgitter ein ſchmales Loch hatte. Es trippelte näher, zwängte erſt den Kopf, dann den Leib durch die Ritze, und während die Vögel entſetzlich ſchrien, ſchlüpfte es in den Käfig und hub ein großes Schlachten an. Dann, als es nichts mehr zu morden gab, ſchwang es ſich auf den Mauervorſprung in der dunkelſten Ecke unter dem Dache und ſchlief mit ſchlechtem, aber ruhigem Gewiſſen ein.

Als es hell wurde, langte es ſich einige Vögel und kröpfte ſie in ſeinem Dachverſtecke. Der Wärter machte ganz runde Augen, als er die Beſcherung ſah, und er bat den Direktor herbei. Man ſah das Loch in der Decke und ſchloß auf einen Marder. Die große Türe wurde aufgeſchloſſen, der Wärter öffnete ſie und wollte gerade in den Käfig treten, da flog der Sperber, nicht ohne den Kernbeißer, mit dem er beſchäftigt war, mitzunehmen, an ihm vorbei und vier erſtaunte Menſchenaugen ſahen ihm nach.

Dem Weibchen, das viel ſtärker als das Männchen war, wurden mit der Zeit die Spatzen langweilig und es ſah ſich nach lohnenderer Beute um. So hielt es ſich in der Nähe der Taubenſchläge auf einem Schornſteine verſteckt und wartete, bis die Tauben ſich irgendwo niederließen. Und dann fing es eine, ſchleppte ſie hinter einen Schornſtein und rupfte ſie in Muße.

Gelang ihm der Fang nicht, retteten sich die Tauben in den Schlag, so war es frech genug, auf dem Trittbrett aufzublocken und sich zu Fuß in den Schlag zu begeben und alle Tauben, bis auf eine, die es griff, hinauszutreiben. In anderthalb Dutzend Taubenschläge wagten sich nach solchen bösen Erfahrungen die Tauben nicht mehr hinein und in den Taubensportvereinen gab es lange Auseinandersetzungen über das Thema: „Die Schlagfurcht der Brieftauben."

Schließlich rannte das Männchen, als es in seiner Raublust einen Kanarienvogel, der hinter einer Fensterscheibe umherhüpfte, kapern wollte, so stark gegen das Glas, daß es betäubt auf die Straße fiel und von einem Jungen gegriffen wurde, der es nach dem Zoologischen Garten verkaufte, wo es aber trotz reichlicher Fütterung mit Spatzen und Mäusen schon nach drei Tagen einging. Das Weibchen nahm ein noch schrecklicheres Ende. Es griff auf einem belebten Platze eine Taube, konnte diese aber nicht schnell genug fortschleppen und wurde, ehe es die Krallen aus ihr lösen konnte, von einem Automobil platt gewalzt. Beide Sperber, die zu so vielen Lokalnotizen Veranlassung gegeben hatten, brachten es in der Zeitung nun auch zu Nachrufen, wenn auch nicht gerade solchen ehrenvoller Art, und im Vogelschutzvereine war große Freude.

Nur ein Mitglied des Vereins nahm an dem allgemeinen Jubel nicht teil und beklagte, daß zwei so interessante Räuber, die ihm so manche genußreiche Beobachtung gebracht hatten, aus dem Stadtwalde verschwunden waren.

Als aber der April in das Land kam, trieb in aller Frühe dort, wo die vielen Verbotstafeln stehen, wieder ein mißfarbiges, rußiges Sperberpaar seine Minnespiele, und es war ebenso heimlich und vorsichtig, wie das frühere, sowohl in seinen Liebesäußerungen als später beim Horste.

M. Steckel. *Rossitten, Oktober 1909.*

Flugbild des Sperbers.

Der ſchwarze Storch.

Von Martin Braeß.

„Alſo auch bei den Störchen gibt's ſchwarze und weiße," ſo meinte der ſechsjährige Bube, „genau wie bei uns und den Schafen, und die ſchwarzen bringen den Negermüttern die Kinder, aber die weißen bringen uns der Mama." Im Naturgeſchichtsbuch hatte der Kleine das Konterfei des Schwarzſtorchs geſehen und ihn an der ganzen Figur, an dem roten Langbein und Schnabel ſofort als „Adebars" Vetter erkannt. Ob er wohl je in ſeinem Leben einen wirklichen Schwarzſtorch am Horſte erblicken, ob er den einſamen Fiſcher einmal im Waldtal belauſchen wird, wie er ſeine Beute beſchleicht, ob er je ſich freuen ſoll an dem ſchwebenden Flug, an dem majeſtätiſchen Kreiſen des ſtolzen Vogels, höher und höher bis zu den Wolken empor, ein winziger Punkt noch, der dem Auge im blauen Äther entſchwindet! Ach, der ſeltſame, ſcheue Einſiedler des Waldes gehört für die meiſten Gegenden Mitteleuropas bereits der Vergangenheit an, und die wenigen Paare, die in Deutſchland noch horſten, ſind dem Ausſterben nahe. Auf die Proſkriptionsliſte hat man den ſchwarzen Fiſcher geſetzt — hüte dich, weißer Kollege, ſonſt geht es dir ähnlich! — Fiſche zu fangen, das iſt nicht erlaubt, weder dem bepelzten Getier, noch dem Vogel; das iſt ausſchließliches Vorrecht des Menſchen. Und einen Junghaſen aufſpießen, ein Küchlein vom Rebhuhn oder Faſan verſchlingen, unverzeihlicher Jagdfrevel iſt's; der Schütze lauert dem ſcheuen Wilderer auf, wenn er bei Sonnenuntergang einen der kahlen, ſtarken Äſte aufſucht, um hier die Nacht zu verbringen. Hundertfach lohnt ſich der Schuß; denn die Geldprämie winkt.

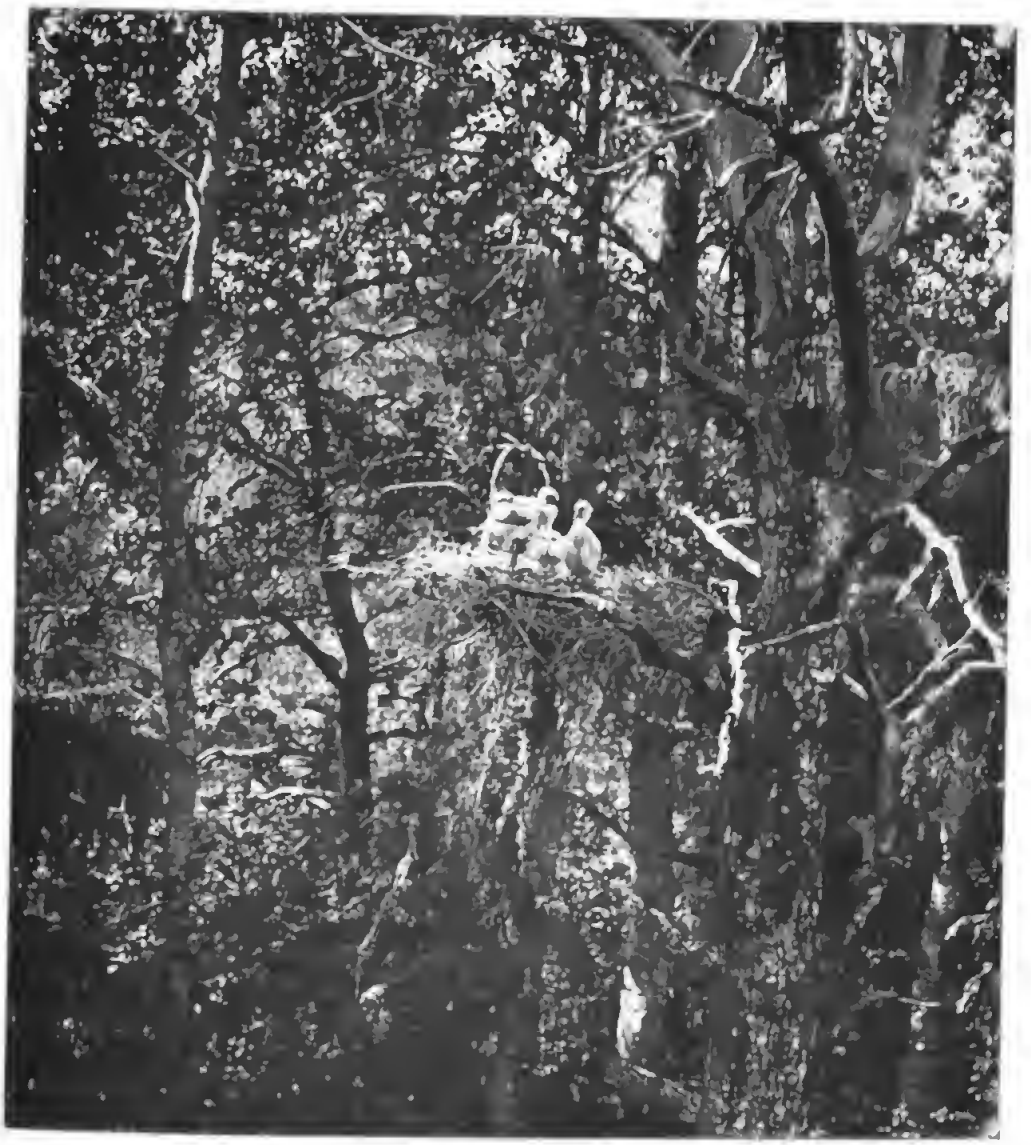
In der Tat, auf dem Ausſterbeetat ſteht der ſchwarze Geſelle innerhalb der reichsdeutſchen Grenze. Die weiten Wälder Oſtpreußens beherbergen noch etwa 55—60 Horſte; im Kreiſe Neuruppin befinden ſich drei, bei Celle in Hannover noch vier — es ſteht alſo viel ſchlimmer um den Schwarzſtorch, als um den Kranich oder den Reiher; denn wenn man bereits die einzelnen Tiere und ihre Wohnſtätten zu zählen beginnt, iſt das Ende meiſtens nicht weit. Ob es gelingt, den ſeltenen Vogel als Naturdenkmal auf deutſchem Boden zu erhalten — wer kann es wiſſen? Den Forſtſchutzbeamten und den Pächtern der Jagd in den preußiſchen Staatsforſten hat die Regierung ſeit ein paar Jahren die Pflicht auferlegt, den ſchwarzen Storch unbedingt zu ſchonen; aber natürlich in den Privatwaldungen iſt jeder ſein eigner Herr, und wenn ſich der Fiſchräuber hier an den Teichen

und Seen zeigt, wird er verfolgt, mag sein Horst auch im Staatswald unter sicherem Schutz stehen. Weite Ausflüge unternehmen ja täglich die Vögel, denn ihr Nistrevier ist oft mehrere Kilometer vom Wasser entfernt; ja manche mögen stundenweit fliegen, wenn sich ihnen der Fischfang in der Nähe nicht mehr recht lohnt. Auch auf dem Zug fallen so manche als „Seltenheit" schießwütigen Schützen zum Opfer, und gerade durch derartige Verfolgung im Frühling mag es oft vereitelt werden, daß sich hier und da ein Pärchen wiederum ansiedelt. Gelegenheit dazu wäre fast in jedem deutschen Gau reichlich vorhanden, und ganz vereinzelte Horste finden sich ja auch noch in allen preußischen Provinzen der norddeutschen Ebene, sowie in Mecklenburg und Oldenburg, während das mittlere und südliche Deutschland den schwarzen Storch allerdings kaum kennt. In Jütland ist er sparsam vertreten, auf den dänischen Inseln trifft man ihn nur ganz vereinzelt, in Schweden bewohnt er Schonen, Småland und Östergötland (bis 58°) in wenigen Paaren; dagegen fehlt er Norwegen völlig. An der Ostsee geht er über Kurland und Livland nicht hinaus, während die weiten wasser- und waldreichen Ebenen Mittel- und Südrußlands, ganz besonders aber die einsamen Au- und Sumpfwälder an der Donau und ihren Nebenflüssen in der ungarischen Tiefebene noch zahlreiche Horste beherbergen. In Asien reicht das Verbreitungsgebiet des Schwarzstorchs durch Sibirien bis an den Großen Ozean; besonders die Quellgebiete der fischreichen sibirischen Flüsse und die bewaldeten Hänge der Gebirgstäler in Turkestan sind bevorzugte Wohnplätze dieser Störche. Als Winterquartier suchen sie Vorder- und Hinterindien und die benachbarten Inseln auf, während die europäischen Schwarzstörche ihren Winteraufenthalt zugleich mit dem weißen Vetter namentlich in Nordostafrika nehmen. Bis zum Quellgebiet des Nils hinauf ziehen die schwarzen und weißen Wanderer, ja mancher mag auch erst in Südafrika das Ziel seiner Reise erkennen.

An dem Brutgebiet weilt der Schwarzstorch nur wenige Monate. Er kommt im April, und schon im August, ja schon Ende Juli, schickt er sich wieder zum Wegzuge an. Hoch in den Lüften und stets nur am Tage zieht die kleine Gesellschaft. Die einzelnen Pärchen erkennen die Heimat sofort, zu der sie alljährlich zurückkehren; in weiter Spirale trägt sie ihr Fittich herab zu dem Horstbaum. Wie herrlich das schwarze, purpurfarben und metallisch grün übergossene Gefieder bei jeder Wendung des Körpers im Strahle der Sonne erglänzt! Jetzt stehen die beiden auf dem Rande des alten Nestes. Die höchste Eiche am Saum des Waldes trägt das stattliche Haus, in dem schon viele Geschlechter das Licht dieser Erde erblickten. Weit schaut er über die Wiesen und das sumpfige Röhricht mit seinen Erlen und Eichen, wo eine ganze Gesellschaft Fischreiher horsten, über den glitzernden See in der Ferne bis zu den blauschwarzen Höhen am Horizont; nach

der andern Seite aber nichts als mächtiger Wald, unüberſehbar. Daheim, wieder daheim! Die Wanderer ſtrecken und recken noch einmal die ſchwarzen, nur wenig ſchillernden Schwingen, ſchlagen ſie dann zuſammen, daß ihre äußerſten Spitzen den kurzen Schwanz überragen, und nun neſteln ſie mit dem lackroten Schnabel an Bruſt und Bauch. Dieſe Teile leuchten in reinem Weiß, wie die Unterſchwanzdecken und die Federn am Anfang der Schenkel — die Storchenfarbe, das Weiß, will der Neger nicht ganz verleugnen, zumal umgekehrt auch der Hausſtorch ſchwarze Abzeichen trägt. Dann werden die braunſchwarzen, aber ſtark glänzenden Rückenfedern in Ordnung gebracht, indem ſich Kopf und Langhals auf ihnen reiben. Hei! wie das gleißt und funkelt wie flüſſiges Erz, goldbraune Bronze und blauer Stahl, Kupferfarbe, Purpurrot, metalliſches Grün, und die lockeren, buſchigen, verbreiterten Kopffedern, die bei dieſer Haltung des Halſes deutlich hervortreten, wetteifern mit jenem Grüngold- und Purpurgefunkel und heben ſich prächtig von dem weißen Unterleib ab. Solchen Metallglanz zeigt kein anderer europäiſcher Vogel, auch nicht die Elſter, nicht der Kiebitz, und ſelbſt der dunkelfarbige Sichler erreicht den Schwarzſtorch hierin nicht ganz. Dazu gibt auch das Weibchen ſeinem Gatten hierin kaum etwas nach; die beiden ſind gleich gefärbt, kein äußeres Kennzeichen verrät das Geſchlecht.

Zu Hauſe ſind ſie, in der Heimat, die ihnen vertraut iſt; man merkt's an der Sicherheit all ihrer Handlungen. Sie kennen den Sumpf und den See, wo ihnen der Tiſch ſtets reichlich gedeckt war; ihnen gilt der erſte Beſuch. Auf dem Aſt einer Erle am Waſſer wird nochmals Poſto gefaßt und Umſchau gehalten, ob auch kein Menſch in der Nähe. Alles iſt ſicher; alſo hinab in das Schilf, deſſen junge, ſproſſende Spitzen dem Stelzenvogel kaum bis zum Ferſengelenk reichen. Bläßhühner und Enten fahren erſchreckt auseinander. Der erſte Froſch iſt gepackt und im Schlunde verſchwunden; hier ein Blutegel, ein Wurm, eine Inſektenlarve, ein Waſſerkäfer, Kaulquappen eine ganze Portion — nach der weiten Reiſe iſt alles willkommen. Aber nach Fiſchen gelüſtet's die beiden; vorſichtig ſchreiten ſie vorwärts, die langen Stelzen hoch hebend und nach jedem Schritt ſichernd. Jetzt ſtehen ſie draußen am Rande des Waſſers; nun ſenkt ſich der Bajonettſchnabel, das blitzende Auge ſpäht unverwandt in die Tiefe — ein plötzlicher Ruck, ein kleiner Fiſch zappelt im hochroten Schnabel; er wird in die Höhe geworfen, und befriedigt ſchluckt der Fiſcher ſeine Beute hinunter. Dann betreibt er weiter das lautloſe Handwerk, im ſeichten Waſſer ab und zu einen Schritt vorgehend, wobei er die Stelzen und Füße ſo vorſichtig hebt, daß der Waſſerſpiegel kaum erzittert und der ſchlammige Grund das Waſſer nicht trübt. Selten nur verfehlt der in die Tiefe ſtoßende Schnabel die Beute; ja faſt noch geſchickter als der weiße Storch iſt der ſchwarze Vetter bei ſeinem Geſchäft. Kleine Gräben und Tümpel, die er



F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

Junge Schwarzſtörche im Horſt. 23 Tage alt.

täglich beſucht, fiſcht er vollkommen aus, und ſelbſt im klaren, ſchnell fließenden Waſſer des Waldbachs weiß er die flinke Forelle zu packen. Jeder Floſſenträger bis zur Größe von Spannenlänge iſt dem Fiſcher willkommen; nach Gattung und Art fragt er nicht. Schlammpeitzger, Rotaugen, Barſche, Stichlinge, Karauſchen, Schleien, junge Hechte und Aale, kleine Karpfen, alles wandert in den ſchier unerſättlichen Orkus, und wenn er

F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

30 Tage alte Schwarzstörche im Horst.
Der Horst steht auf einer trocknen Espe in ca. 60 Fuß Höhe.

bisweilen auch eine Maus fängt und manches Insekt von den Gräsern oder dem Boden abliest, Heuschrecken, Grillen und Käfer, auch sehr geschickt die flatternde Libelle erfaßt, so will das nichts sagen gegenüber dem Schaden, den er dem Fischpächter durch seine Räubereien zufügt.

An der gegenüberliegenden Bucht betreiben aschblaue Reiher in ähnlicher Stellung das gleiche Geschäft, und auch ein weißes Storchenpaar stolziert gravitätisch in einiger Entfernung durch den Morast. Aber die schwarzen Fischer schenken den Verwandten keine Beachtung; sie sind ihnen weder freundlich, noch feindlich gesinnt. Wie sie sich auf der Reise ihnen nicht anschlossen, so suchen sie auch ihre Nahrung nicht unmittelbar in der Gesellschaft der Vettern, und ihre Schlafplätze haben sie gleichfalls gesondert von jenen.

Jetzt ist der erste Hunger gestillt. Langsam schreiten die Schwarzstörche zurück nach dem Erlengebüsch, wo sie in vollständiger Ruhe der Verdauung obliegen. Der schlanke Rumpf steht auf den roten Stelzen fast

F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

30 Tage alte Schwarzstörche im Horst.

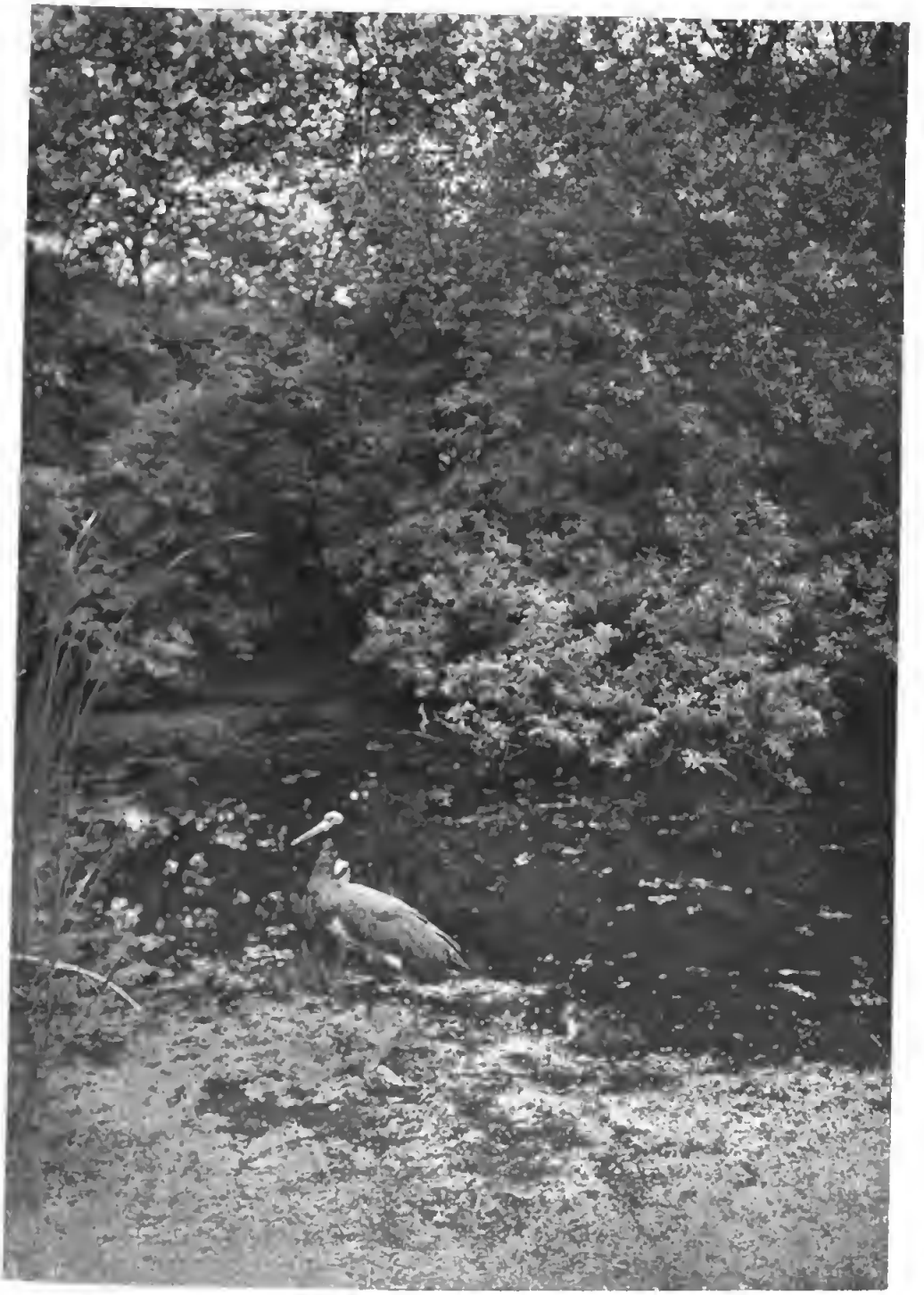
ſenkrecht; niedergedrückt liegt der untere Teil des Halſes auf dem glänzenden Rücken, daß die buſchigen Kropffedern wie ein Dach die weiße Oberbruſt beſchatten; der Kopf iſt abwärts gerichtet, und der blutrote Langſchnabel, der der Gurgel faſt anliegt, hat ſich nach dem Boden geſenkt. In ſolch reiherartiger Stellung verharrt das Paar eine halbe Stunde lang oder noch länger; dann fliegt es zum Horſt empor. Klug beſchauen ſich die Vögel von allen Seiten die Wohnſtätte, als wollten ſie nachdenken, was der Reparatur am meiſten bedürfe. Aber noch ehe ſie ans Werk gehen, ſchwingen ſich beide nach ein paar ſchwerfälligen Sprüngen voll froher Lebensluſt in die Höhe, weite Kreiſe über dem Horſtbaum und ſeiner Umgebung beſchreibend, der eine rechts, der andre links, bei jeder Kreuzung der Bahnen mit den geſpreizten Schwingen ſich beinahe berührend, ein Hochzeitsreigen, wie ihn die Verwandten und alle ſtattlichen Segler der Lüfte gern üben. Immer höher ſchraubt ſich das Paar in den glutroten Abendhimmel, jetzt gleitet es ohne Flügelſchlag ſtill durch den Äther, nun ſenkt ſich's in ſtolzer Spirale wieder herab und fällt auf einem der wage-

F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

Ein Monat alte Schwarzstörche im Horst.

rechten Äste in der Nähe des Horstes ein, noch ein paarmal mit den Fittichen schlagend, bis es sicher Posto gefaßt hat. Dann rückt jeder Vogel die langen Schwingen, die sich dem Körper eng anschmiegen, mit zuckender Bewegung zurecht; Nachtruhe wollen sie halten. Noch mehrmals werden Platz und Stellung verändert; dann senkt sich die stille Nacht über den schweigenden Wald; nur vom Morast und Röhricht her ertönt der Frösche vielstimmiges Quaken.

Die nächsten Tage werden der Reparatur des Horstes gewidmet, der auf zwei starken, wagrechten Ästen dicht unter dem abgestorbenen Wipfel erbaut ist. Den Grund der Hochburg hatte vorzeiten ein Fischadlerpaar gelegt; als aber den einen der edeln Recken das Blei des Schützen erreicht, der andre im Eisen ein schmähliches Ende gefunden hatte, zogen nach ein paar Jahren die Schwarzstörche ein. Wetter und Sturm hatten den stolzen Bau



Blankenburg. *Theerkeute bei Wronke (Posen), Juli 1908.*

Schwarzstorch, in einem mit Entengrütze bedeckten Wasser fischend.

in eine Ruine verwandelt; aber ein paar ſtärkere Stäbe und ſchwächeres Reisholz gaben ihm bald die alte Feſtigkeit wieder, und feuchte Erdklumpen verdichteten den durchlöcherten Boden. Dürre Reiſer, Wurzelwerk, etwas Schilf und Rohr, dürres Gras, Moos und andre feine Stoffe bildeten dann die Auskleidung des ſtattlichen Rohbaus. Jetzt haben die Störche nur ſehr wenig Mühe, ihr altes Haus ſich von neuem wohnlich zu machen. Auf den feuchten Wieſen ſuchen ſie Grasbüſchel mit der daran haftenden Erde; Haare vom Hochwild und Borſten vom Wildſchwein kleben hier und da an den Stämmen und am ſumpfigen Boden; Federn ſind gleichfalls willkommen, Moos, Baſt, ſelbſt alte Lappen, wie ſie der Zufall in die Wildnis getragen hat. Nach ein paar Tagen iſt die Einrichtung fertig, und noch ehe der Oſtermond ſcheidet, kann die Störchin mit dem Eierlegen beginnen.

Meiſt bilden vier Stück das volle Gelege, bisweilen nur drei, alſo ganz wie beim Hausſtorch. Die Eier gleichen auch denen des weißen Vetters in Geſtalt, Farbe und Korn faſt völlig, nur ſind ſie merklich kleiner, der zierlicheren Figur ſeiner Erzeuger entſprechend. Weiß mit einem Stich ins Bläuliche iſt ihre Farbe; durch zerbrochene Eiſchalen aber, wie ſie nach dem Ausſchlüpfen umherliegen, ſcheint das Licht lebhaft grün hindurch, viel intenſiver als durch die feſte Eihülle des weißen Kollegen.

Die Storchenfrau brütet allein. Der Gatte, ſo weiß der Förſter zu berichten, der das Pärchen täglich beobachtet, löſt ſie nicht ab, bringt ihr aber bisweilen ein Fiſchchen oder ſonſt einen leckeren Biſſen. Es geht alles ſtill zu, beim Geſchäft ſowohl, wie zu Hauſe, ruhige Leute, die in Zurückgezogenheit leben. Das gemütliche Klappern, das ja der rotbeinige Hausfreund bei jeder Gelegenheit hören läßt, üben ſie nicht, wie der Forſtmann behauptet, wenigſtens nicht in auffälliger Weiſe; er will es niemals bei dem „Wildſtorch“ beobachtet haben. Die einzige Lautäußerung iſt ein feindſeliges Ziſchen, wenn irgendein größerer Raubvogel über dem Horſt kreiſt oder andre Störche und Reiher nahe vorbeiziehn. Vier Wochen ſitzt die Gattin unverdroſſen auf dem Gelege; dann melden ſich die Jungen eins nach dem andern. Echte Storchenkinder, in wollige, graulichweiße Dunen gekleidet, das noch kurze Schnäbelchen von bleigrauer Farbe, die kurzen plumpen Füße mit den unförmlichen Ferſengelenken, auf denen ſie hocken, ſobald ſie etwas älter geworden ſind, gleichfalls mißfarbig grau mit grünlichem Anflug. Aber ſchon nach kurzer Zeit brechen die ſchwarzen Federn an Flügeln und Schultern, ſpäter auch am Rücken und an den Kopfſeiten, noch ſpäter am Hals durch den weißlichen Flaum — buntſcheckige Vogeljungen, wie die Adlerskinder im Horſt oder die heranwachſende Jugend der Eulen. Pflege und Erziehung, Elternfreude und Elternſorge, die Unterrichtsmethode, die Fortſchritte der kleinen Geſellſchaft — alles ſpielt ſich genau ſo oder ganz ähnlich ab, wie bei den Hausſtörchen, nur daß bei dieſen die

ganze Gemeinde, groß und klein im Dorf, an all den Ereigniſſen Anteil nimmt, während hier in der Wildnis nur ſelten ein Auge das Familienleben des Schwarzſtorchs belauſcht. Sobald ein Menſch in der Umgebung des Horſtbaums auftaucht, ſtreichen die Alten lautlos ab, und die Jungen ducken ſich nieder, daß ſie platt auf dem flachen Neſt liegen. Sind ihnen die Federn ſo weit gewachſen, daß ſie den erſten Ausflug unternehmen können, ſo werden ſie von den Alten nach dem Sumpf und der Wieſe geführt; ſie erhalten praktiſchen Unterricht in dem Handwerk, das die Natur für ſie beſtimmt hat. Keiner ſchlägt aus der Art; dem Fiſchfang iſt ihr ganzes Leben gewidmet — ach, wie vielen gereicht dies Gewerbe zum vorzeitigen Tod! „Diebe und Räuber ſind's," ſagt der Fiſchpächter, „hinweg mit ihnen! mein Recht laß ich mir von den ſchwarzen Geſellen nicht ſchmälern."

Bald ſchlägt die Stunde der Trennung; die Alten ziehen ſich von den Kindern zurück. Kein langer Abſchied; unvermerkt ſind ſie eines Tages verſchwunden, und die elternloſe Schar ſchlägt ſich nun allein durchs Leben. Bis zum frühen Wegzug bleiben die Geſchwiſter beiſammen.

Wenn ſie im nächſten Frühjahr zurückkehren, tragen ſie noch immer ihr ſchwarzbraunes Jugendgefieder mit wenig Metallglanz, und an der Olivenfarbe von Schnabel und Füßen hat ſich auch nur wenig geändert. Was ſie nach der Heimat zurückzieht? Sie wiſſen es ſelbſt nicht; eine unbeſtimmte Sehnſucht liegt ihnen im Blut. Denn einen eignen Herd ſich zu gründen, kommt ihnen dieſes zweite Jahr ihres Lebens noch nicht in den Sinn. Aber im dritten Lenz wird Hochzeit gefeiert; da prangt das Kleid im feſtlichen Schmuck; es glänzt und gleißt im Lichte der Sonne, und der hochrote Langſchnabel, die hochroten Stelzen verleihen der ganzen Erſcheinung erſt ihre eigenartige Schönheit, ihren beſonderen Reiz.

F. E. Stoll. Schleck-Stenden, Sommer 1909.

Junge Schwarzſtörche im Horſt.

Der Gimpel.

Von Elſe Soſſel.

Wo der Laubwald ſanft zum Tal herabſteigt, ſitzt ein Vogel und pfeift. Er ſitzt hoch oben in der Buchenkrone, man hat nicht lange nach ihm zu ſuchen, denn das Rot der Bruſt leuchtet wie eine Flagge, dazu glänzt die ſtahlſchwarze Kappe, und wenn er mit den Flügeln zuckt und den Schwanz auf und nieder ſchlägt, blitzt es weiß auf. Er ſelbſt hat auch nicht groß acht, ſich zu verbergen, ruft nur immer „diü, diü," wobei er ſanft und nachdrücklich auf dem zweiten Ton verweilt. Die Bäume und die Wieſe darunter ſind ſtill wie des Morgens immer, kaum daß ein Wind hin und wieder dem Roten die weichen Federn aufpluſtert. Der ſetzt jetzt ſeinem erſten Pfeifen noch was zu, das lautet wie „büt, büt" und klingt beinahe noch zärtlicher, faſt wie eine Frage. Als aber auch das nicht hilft, fällt er vom Aſt, öffnet weit die Flügel, legt ſich hinein und läßt ſich hinübertragen, bis zu der kleinen Wolke, die noch immer unbewegt am Himmel ſteht ſeit heute morgen. Die Baumkronen wiegen ſich leiſe, das kleine Waſſer unten in der ſchmalen Rinne murmelt verſchlafen: ſie wird ſchon kommen, ſie wird ſchon kommen.

Und plötzlich iſt ſie auch wirklich da, und man merkt's, daß es zwei ſind, denn das „diü-büt, büt" iſt nun bald oben, bald unten, der Wald fängt an aufzuhorchen, ſo leiſe es iſt. Aber das Weibchen trägt ſich wohl dunkler als das Männchen? man entdeckt es gar nicht. Und doch hat's ſchon eine Weile vor einem geſeſſen und heruntergeäugt aus braunem, zutunlichem Auge unter der ſchwarzen Kappe, es iſt auch nicht weiter ſcheu.

Und vornehm — einfach trägt es ſich —, was bei dem Gemahl rot, wird bei ihr ein ſanftes Rötlichgrau, bräunlich der Rücken und die Schultern, doch ſchwarz der Kopfputz, Flügel und Schwanz, wie bei ihm, durch ſparſames Weiß gehoben.

Die beiden ſieht man immer zuſammen, lang hält's das eine ohne das andere nicht aus, und gar jetzt im Frühling.

Es iſt noch nicht lange, daß ſie da ſind. Der Winter war kalt und hatte ſie ſüdwärts getrieben, eine gute Zeit hatte die Sonne gebraucht, bis ſie den Schnee im Wald weggeräumt hatte und den Boden frei gemacht. Seitdem zogen ſie langſam wieder nach Norden. In den frühen Morgenſtunden flogen ſie, jeder hielt ſich zu ſeinem Geſchlecht, in kleineren Scharen

J. Atkinson. *Arthington (Yorkshire), Juli 1903.*

Neſt und Gelege des Dompfaff.

die Männchen, in größeren die Weibchen, manchmal flog auch ein Roter oder mehrere in den Reihen der Grauen mit oder umgekehrt. Von einem Wald zogen ſie zum andern; wo es ihnen gefiel, da blieben ſie auch einen Tag. Galt es ein Ziel zu erreichen, ſo flogen ſie hoch in großen Bogen über freies Feld, — verweilten ſie, ſo trieben ſie ſich von einem Baum zum andern am Rand der Gehölze, ſaßen hoch in den Spitzen der Buchen, riefen und lockten einander, beſuchten die Birken an der Landſtraße drüben und die Erlen am Bach, und übernachteten in den Hecken am Wegrande.

Seitdem aber die Sonne höher gekommen war und kräftiger ſchien, trat eine neue Ordnung in ihr Recht. Die Paare taten ſich zuſammen, ſo wie ſie ſich gefielen, immer ein Rotes und ein Graues, und ſonderten ſich von den andern ab.

Was nicht heißen ſoll, daß die Graue dem Roten immer gleich zu Willen war. Oft genug lockte ſie ihn vergeblich und ließ ihn im Stich, im Augenblick, wo er ſich am Ziele glaubte.

Heute aber hatte der Wald, der verſchwiegene, morgenſtille, eine Ver-

A. Cerny. *Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.*

Junge im Neſt. **Dompfaffen.** Flügge Junge.

lobung mit angeſehn. Und hatte auch nichts dagegen geſprochen, obwohl ſeine Bäume genug von Nahrungsſorgen und Plackerei, Kindergezeter und dergleichen wußten. Man muß den Dingen ihren Lauf laſſen.

So ſaß denn da oben das Pärchen und ſonnte ſich in der Frühlingswärme und in ſeinem Glück. Denn die Sonne war unterdeſſen hoch geſtiegen und die kleine Wolke, die den ganzen Morgen am Himmel geſtanden, war ſtill zerfloſſen. Der Wald glühte und die braune Erde leuchtete, beide wie in Gold getaucht. Das Männchen hoch oben auf den letzten Zweigen der Buche wußte, was ſich ſchickt. Alle Kräfte wandte er auf, um ſich der Liebſten angenehm zu zeigen. Bald ſaß er wagrecht, nach vorn geduckt, und faltete den glänzenden Schwanz auseinander, wobei er den Kopf, glatt wie Seide und ſchwarz wie Kohle, hin und her wiegte und aus ganzer Seele ſang. Dann zuckte er einmal um das andere mit den Flügeln und drehte den Hinterleib bald nach der, bald nach jener Seite, dazwiſchen flog er ab, um ſich auf einen andern Zweig zu ſetzen, dann machte er ſich ſchlank und ſaß aufrecht, um doch bald wieder in ſeine Liebesprahlerei zu verfallen und in einer Kette von leiſen, flötenden und knarrenden Tönen unter Zucken des ganzen kleinen Körpers ſeinem ungeſtümen Drängen Ausdruck zu verleihen.

So ging es zwiſchen ihnen hin und her den ganzen Morgen, denn auch das Weibchen war nicht ſtill, und des Flatterns, Lockens und Koſens, der immer neuen Verlobungen war kein Ende. Bis die zwei endlich Hunger

A. Cerny. *Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.*

Brütendes Gimpelweibchen.

bekamen und mit Rufen und Kirren durch die Äste flatterten, bis an den Waldrand und hinunter zu den Erlen, die Futter boten. Dort hingen sie sich an die Zweige und pickten den Samen aus den dunkeln Zäpfchen. Später flogen sie noch weiter, bis an den Obstgarten, hinter der Hecke, saßen auf den Birnbäumen und zermahlten langsam die jungen Hüllblättchen der Knospen und die weißen Knospen selbst. Ein Stückchen von einem grünen Blatt, von einer Blüte immer vor dem schwarzen Schnabel, das sie in langsamer Arbeit hin und her schoben, saßen sie da stundenlang zufrieden und zärtlich, stießen ihr leises „büt, büt" noch während des Fressens aus und

22*

W. Farren. *Norfolk (England), Mai 1909.*

Gimpelpärchen am Neſt.

ließen das braune Auge ruhig umhergehen, ohne Furcht und ohne Neugier, bis der Hunger wieder der Liebe wich.

So verging ihnen eine Reihe von Tagen. Die Obſtblüte ging ſchon zu Ende, an den Zäunen der Häuſer und Gärten fing der erſte Flieder an zu blauen und zu duften, am Waldrande ſchob die Eiche ihre rötlich-braunen Blätter heraus. Da wurde es auch den beiden ernſt mit dem Neſtbau.

Es führte ein alter Fahrweg im Wald, der endete dort, wo die hohen Buchen um die kleine Wieſe ſtanden. Dort würde das Neſt geſchützt im Dunkel des Waldes ſtehen, wo kein Sperber und kein Habicht niederſtieß; auch war's nicht weit von hier zu den lichten Baumſpitzen, in denen das Pärchen gern ſaß und hinüber von da zu den Äckern und freien Wieſen, zu Hecken und Gärten ſtreifte. Es war ein liebes Plätzchen hier, voll von heimlichem Waldduft. Der alte, braune, tiefgefurchte Fahrweg fing leiſe an zu überwachſen, er verlor ſich weit hinten im ſtillen Grün, wo die Wipfel der Bäume einander unter dem blauen Himmel berührten. Er wußte um hundert alte Geſchichten, er und der dunkle Waldboden, auf dem die Blätter ſo vieler Jahre moderten, Blätter, die auch einſt jung und luſtig-grün aus dem Boden bis hinauf an die lichten Zweigenden geſtiegen

W. Farren. *Norfolk (England), Mai 1909.*

Gimpelpärchen am Neſt, fütternd.

waren, um doch ſchließlich ſtill und golden wieder zu Boden zu ſinken, wenn ihre Zeit gekommen war.

Von all dem war ſo ein ſchweigſames Reden im Wald und an dem Plätzchen am alten Fahrweg. Das machte die jungen Buchen ſo heiter-ernſt, die kleinen Birken ſo ſcheu wie furchtſame Mädchen, die ſich dicht aneinander drängen. Und darum hielten ſich die Föhren ſo einſam unter den andern. Hier, auf einer von den jungen Föhren, baute der Gimpel ſein Neſt, dicht an den Stamm, in eine Aſtgabel. Er brachte erſt Leben und Hoffnung herein; wie Sonne auf dunkeln Fichtenzweigen liegt, ſo tönte ſein zärtlich-fröhliches „büt-büt" über der Stille des Waldes. „Diü, diü, büt-büt": komm, komm, das Leben iſt doch ſchön!

War das ein Gefliege und Geflatter, zärtliche Sorge und Geſchäftigkeit! Erſt kleine dürre Reiſer, einzeln im Schnabel hergetragen, dann Hälmchen von welkem Gras, eine Flechte vom Baum geholt, ſtarke Würzelchen, zähe zuſammengewirkt und verbunden — bis es nur ſtimmte, bis es ſaß. Denn die beiden waren langſame Baumeiſter und vieles Hin- und Hergeplauder mußte bei der wichtigen Sache ſein, auch ging's nicht ohne ein zärtliches Schwätzchen dazwiſchen, mit Stilleſitzen, Küſſen und Koſen.

Und dann und wann ein Liebeslied von der Baumspitze und — der Hunger war auch noch da und die Ausflüge in die Umgegend.

So vergingen noch mal ein paar Tage.

Schließlich aber lagen doch fünf kleine, glänzende, blaßgrünliche Eier, mit violett-braunen Punkten und Flecken übersät, in dem runden Napf, der mit Pferdehaaren ausgepolstert und mit weichem Wildpelz ausgelegt war. Davon gab es ja genug im Walde, denn die Rehe wechselten über den alten Fahrweg zur Äsung und die Hasen verloren ihn überall im Frühjahr. Das Weibchen saß allein auf den Eiern und brütete, der Gatte hielt es für genug getan, wenn er in der Nähe saß und dem Weibchen vorsang oder ihm Futter zutrug.

Als aber die schwarzgrau gekleideten Jungen ausgekrochen waren, gab's auch für ihn zu tun. Nahrung war zu suchen für die kleinen Schreihälse, wo es eben welche gab, im Wald, an Feldrändern, in den Gärten, Samen von allerlei Kraut, Löwenzahn und Wegerich, Leinblatt und anderen, wie sie nacheinander reif wurden. Die waren, erst sorgfältig im eigenen Kropf aufgeweicht, den Jungen zu reichen.

Die erste Brut brachten sie denn auch glücklich hoch. Die Jungen, noch gelb geschnäbelt, mit weißbräunlichem Kopf und rötlich-gelber Brust, saßen eines Tages auf dem Nestrand, schrien mörderlich und wollten ausfliegen.

Als aber die zweite Brut nahezu ebenso weit war, da langte eines Tages in Abwesenheit der Eltern eine Hand in das Nest und holte sie sich heraus.

Denn: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr", sagte sich der brave Harzer und nahm sie mit.

Als die Eltern von der Nahrungssuche zurückkehrten, fanden sie das Nest leer. Sie suchten noch eine Weile unter Rufen und Locken die Umgegend ab, dann, als sie nichts fanden, gaben sie Nest und Brüten für dies Jahr auf. So wurde es wieder still am alten Fahrweg, so still wie es vorher gewesen war, und die Gegenwart des lustigen, zärtlichen Pärchens, seiner Spiele und Lieder war Vergangenheit und gehörte zu den vielen Geschichten, von denen der alte Fahrweg wußte.

Weit waren sie übrigens nicht weggezogen, die beiden.

Nicht weiter als bis zum nächsten Wald, der dort anfing, wo die Straße, die jenseits lief, einen Bogen machte und sachte anzusteigen begann. Dort gab es laubige Buchenkronen, wie hier, in denen abends die Sonne hing und morgens erwachte, Waldwiesen und Blößen, auf denen in der Wärme die trockenen Samenkapseln sprangen und ihre Körner ins lichte Gras säten, Dickungen, die Schutz und Nachtquartier boten, auch Wasser. Dort sah man die beiden in schiefem Gang auf der Erde hüpfen, wo es etwas zu picken gab oder man sah ein verräterisches Rot von einer der Stauden herüberleuchten, auf der die beiden in träger Freßlust seit Stunden verweilt.

K. Soffel. *Dachauer Moos bei München, Januar 1909.*

Gimpelmännchen, im Tannengestrüpp.

A. Cerny. *Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.*

Dompfaffenweibchen beim Füttern der Jungen.

Die Jungen wachsen unterdessen im dunkeln kleinen Handwerkerzimmer auf bei Hanf und Rübsamen und hörten täglich „Ach wie ist's möglich dann" vor ihrem Glockenbauer pfeifen, des Morgens, Mittags und Abends. So daß sie schließlich selber daran glaubten und nachpfiffen: „Ach wie ist's möglich dann". Was anderes war ihnen ja nicht zu Gehör gekommen. Es war übrigens einer unter ihnen, der, seinen Brüdern unähnlich und gänzlich aus der Art geschlagen, ein völlig schwarzes Kleid trug, das nur an den Flügeln und dem Schwanz mit Weiß untermischt war. Er war schon so aus dem Nest gehoben und sein Besitzer hielt große Stücke auf ihn. Denn er hatte schon manchen jungen Gimpel erzogen, Rotgimpel und weiße, auch solche, bei denen das ursprüngliche Federgewand durch das fremde weiße Überkleid schien, ein schwarzer aber war noch nicht durch seine Hand gegangen.

Der Schwarzgimpel war darum zuerst in aller Nachbarn Munde, dann, als man angefangen hatte, sich an ihn zu gewöhnen, gab ihn sein Pfleger ab, daß er nicht im Preise sinke. Und zog aus der Abnormität seinen Nutzen.

K. Soffel. *Dachauer Moos bei München, Januar 1909.*

Gimpelmännchen im Tannengestrüpp.

Es ist ein herber, ungewisser Herbstmorgen. Beim Heraustreten aus dem Hause steigt es einem kalt und beizend in die Nase, die Luft ist voll von schwerem Erd- und Nebelruch. Man weiß noch gar nicht recht, was heute aus Welt und Wetter wird, es ist noch unsicher zwischen Himmel und Erde, unsicher und dunkel.

Da kommen sie schon. Verschleiert und spärlich dringt es durch die graue Wand um dich, so ein paar aufgelesene Tönchen, die man erst gar nicht hört: „diü, diü" — wie das die Stille nur noch stiller macht! —

Nun aber geht die Sonne ans Werk. Aus dem dunkeln Schleier wird ein heller, grau in Gold gewirkt. Wo er an einer Stelle dünn ist zum Zerreißen, wächst ungewiß eine Baumgestalt auf, langen Äste, Zweige in die Luft. In einiger Entfernung noch eine, dann wieder: stumme Baumwesen, die Straße entlang stehen sie, wie trübe Wanderer am Wege.

Von dort her kommen die Laute; schon scheinen die kleinen Vogelbälle, winterlich dick aufgeplustert durch das feine Nebeltuch. „Diü-büt, büt" klingt es lauter.

Am Ebereſchenbaum hingen die Beeren tauig-kalt, mit feinen Silberperlchen beſetzt.

Aber nur ran — es ſind die letzten!

Hagebutte, Hartriegel, Weißdorn — ſie ſind längſt dahin. Bleibt nur noch der Wacholder. Da ſind die Vogelbeeren doch weit beſſer.

Eine halbe Stunde ſpäter iſt die Sonne durch, der Tag iſt auf. Als dicke weiße Bänke liegen die Nebel um den Fuß der Hügel gelagert. Klar und rein, voll Duft und Schimmer iſt die Welt. Herbſtduft, ohne Dunſt, goldne Fäden über die offene Scholle geſpannt, Nachklang vom Frühling — doch voller und reiner als er.

Nun ſind auch die kleinen Geſellen an der Straße zu ſehn, denn ſie haben ihren Baum noch nicht verlaſſen.

Sie werden auch wohl nicht weggehn, ehe er leer iſt.

Zu zehn ſitzen ſie droben, lauter Rotgimpel, der Boden unter ihnen verrät ihre Arbeit.

Sie faſſen Futter für die Winterreiſe.

Von woher mögen ſie kommen? Denn weit gereiſt ſind ſie, aus der Gegend ſind ſie nicht. Es ſind ſolche aus dem Norden, wo ſie größer gedeihen als bei uns. Vielleicht aus Norwegen, Schweden. Sie ziehen jetzt alle ſüdwärts, auch die aus Schottland, Sibirien und Kamtſchatka.

Nur die Algerier, und die ſonſt um die blaue Adria wohnen, haben es nicht nötig.

Bei uns verſucht es hin und wieder einer und hält durch, trotz Kälte und Hunger. Treibt ſich piepſig und dick in Parks umher, ſitzt auf verſchneiten Hecken. Und iſt dankbar für ein Almoſen am Fenſter.

Wollen wir ihm nicht durch den Winter helfen?

A. Černy.

Pärchen beim Füttern der Jungen.

Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.

Am Neſt.

Gimpel.

Der Mäusebussard.

Von Hermann Löns.

Südwestwind geigt in der breiten Krone der knorrigen Feldeiche, die unterhalb des Waldes auf dem Anberge steht.

Eine mächtige Lößschicht bedeckt dort den strengen Kalkboden; Heidkraut überzieht die Blößen, Sandrohr bildet dichte Horste vor der dicken Hecke aus Schlehen, Weißdorn und Rosen, die sich an dem Bache entlang zieht, und über den das Schlingwerk der Waldrebe tief hinabhängt.

Auf dem untersten Aste der Eiche sitzt der Bussard. Es ist einer seiner Hauptanstandsplätze, dieser Ast. Der Löß ist warm und trocken, in der Feldmark ist es kalt und naß; darum sind hier am Vorberge immer mehr Mäuse, als im Felde, zumal es am Futter dort nie mangelt. Eicheln und Buchnüsse liegen dort im Heidkraut und die Samen des Sandrohres, auch Schlehen, Mehlfäßchen und Hagebutten, und die Heidnarbe fängt den Fichtensamen auf, den der Wind von der Waldkante hierher jagt.

An dem vermooften Erlenstocke raschelt das fuchsrote Winterlaub des Farnbusches. Eine rötlichgraue, schwarzgestriemte Brandmaus huscht hervor, fährt wieder zurück und springt mit langen Sätzen in das Heidkraut. Dort huscht sie hin und her und jetzt macht sie Halt; sie hat eine Eichel gefunden. Ritzeratz, raspeln die Nagezähne ein Loch in die Schale. Aber weiter kommt das Mäuschen bei dem Mahle nicht. Lautlos läßt sich der Bussard von dem Aste fallen, bis er dicht über der Maus ist, und dann lüftet er die Schwingen, wirft die Griffe nach vorne und faßt die bunte Maus. Ein feiner Pfiff ertönt, aber kein zweiter. Der Bussard langt sie mit dem Schnabel auf, schlingt sie hinab, schüttelt sich und nimmt wieder seinen Lauerplatz ein.

Es dauert nicht lange, da kommt von dem Stechpalmenbusche unter der dicken Buche eine Waldmaus angehopst. Sie will nach dem Bachufer; sie kommt aber nicht so weit. Wieder läßt sich der Bussard hinabfallen und das Mäuschen verschwindet in seinem Rachen. Das geht noch mehrere Male so, und zwei Feldmäuse, eine Rötelmaus und eine Zwergmaus finden in den Krallen des Räubers ihren Tod. Dann aber erhebt er sein Gefieder und streicht zu Felde, um auf einem Grenzstein aufzublocken. Dort treibt er es ebenso, wie am Vorberge, und noch manche von den wenigen Mäusen, die den nassen Herbst und den schlimmen Winter überdauerten, vertilgt er.

K. Spengler. **Bussardhorst.** *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

K. Kegel. *Gadheim, Mai 1909.*

Bussard, Dunenjunges im Nest.

Es kommen wieder härtere Tage. Nordostwind pfeift, die Mäuse bleiben zu Hause. Da ist Schmalhans Tafeldecker. Hungrig streicht der Bussard im Felde umher. Am Wege findet er eine Wursthaut; die stillt seinen ärgsten Hunger. Sonst ist aber nichts zu finden. Traurig blockt er, den Kopf in die Rückenfedern gezogen, auf dem Stumpfe der vom Blitze zerschellten Pappel an der Bachbrücke. Ein Flug Wildtauben kreist über dem Felde und fällt auf der Brache ein. Plötzlich flattern sie empor und stieben fort. Sie versuchen, sich zu einer geschlossenen Schar zusammenzuballen, aber der Wanderfalke, der irgendwo dort oben am Walde gelauert hat, ist schneller, als sie. Laut kommt er angebraust, schlägt eine Taube und, da er sehr hungrig ist, versucht er sie zu kröpfen.

Eben ist er dabei, sie zu rupfen, da geht es über ihm: „Hiäh, hiäh," und er bekommt einen Puff, daß er die Taube fahren läßt und entsetzt zur Seite stiebt. Sofort ist der Bussard bei der Beute. Wütend schlägt er mit den breiten Schwingen und schreit dem Edelfalken seinen Katzenschrei entgegen. Zwei-, dreimal versucht der, ihn fortzutreiben, aber er ist es

K. Spengler. *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

Mäusebussarde im Nest, drei Wochen alt.

nicht gewohnt, zu Fuße zu fechten, und ärgerlich saust er davon. Der Bussard aber kröpft und kröpft, bis von der Taube nicht mehr viel übrig ist, und dann streicht er mit schwerem Kropfe träge rudernd dem Walde zu.

So lebt der Bussard heute wie morgen. Den einen Tag gibt es viel, den andern wenig, den dritten gar nichts. Dann kommt ein Morgen, an dem er von seinem Lauerposten auf dem Grenzsteine einen alten Hasen erspäht, der mühsam den Graben entlang hoppelte. Wäre es ein gesunder Hase, so würde der Bussard sich nicht um ihn kümmern. Aber dieser hier ist krank. So mancher fiel über Winter und half dem Bussard über die mageren Tage hinweg. Zehn Schritte von dem Grenzsteine bricht der Hase zusammen, reißt sich aber noch einmal empor und hoppelt bis an den Graben. Er rückt nach rechts, er rückt nach links, dann gibt er sich einen Ruck, um den Graben zu nehmen, denn er will im Walde sterben, aber das bißchen Kraft langt nicht mehr dazu, und er kollert in den Graben hinein. Am Rande des Grabens sitzt der Bussard und wartet. Der Hase zappelt noch immer. Endlich hört das Zucken auf; der Raubvogel äugt

K. [illegible]

Mäusebussarde im Nest, 25 Tage alt. Eine Forelle am Horststrand. *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

umher und flattert in den Graben hinein. Es ist zwar nicht leicht, den Balg des Toten aufzureißen, aber es gelingt schließlich, und gierig zieht der Bussard Wildpretfetzen heraus. Da geht es über ihm: „Arr, Err, Örr", er bekommt einen Puff, flattert aus dem Graben, bekommt noch einen Puff, und noch einen, es gibt immer mehr Gekrächze, es werden immer mehr Krähen, und da hilft ihm nicht Schnabel noch Kralle, er macht, daß er in den Wald kommt und bekommt noch manchen Schmiß mit auf den Weg.

Dieses Abenteuer hat für heute ihm alle Lust genommen, im Felde zu bleiben. Er lauert im Walde, bis er eine Maus erwischt, macht einen vergeblichen Versuch, eine Eichkatze zu haschen, und duckt sich wieder auf einen tiefen Ast, um weiter auf Mäuse zu warten. Da knallt es nach dem Berge zu. Es ist nicht das erstemal, daß der Bussard es knallen hört, und er weiß, daß oft für ihn dabei etwas abfällt. Vorsichtig, immer in Deckung bleibend, streicht er bergauf und hakt am Rande des Altholzes auf. Unaufhörlich geht sein Kopf hin und her. Da oben am Hange taucht der Jäger auf; er geht dem Grunde zu. Sobald er dort unten ist, streicht der Bussard dem Kammwege zu. Von Baum zu Baum flatternd, kommt er bis zu der Blöße unter dem alten Buchenüberhälter. Unter der Buche liegt etwas Schwarzes, Blankes. Der Bussard reckt den Hals und späht hinab. Endlich, nach einer Viertelstunde, schwingt er sich hinab und faßt bei der Krähe Fuß, die der Jäger aus der Buche herunterholte. Sie ist mager und trocken, aber immer besser, als nichts, und so bleibt von ihr nicht viel übrig.

Allmählich gibt es bessere Tage. Über Mittag kriecht allerlei Gewürm, Schnecken und Raupen im Grase, der Mäuse werden immer mehr. Da treibt es den Bussard, über dem Wald Kreise zu ziehen und seinen Ruf in das Tal hineinzuschicken. Und als ihm hier keine Antwort wird, steigt er höher und hoch über dem Kamme, hoch über dem Lugaus der Wanderfalken auf den grauen, zerborstenen Klippen, gellt sein schneidender Schrei. Von der Talflanke kommt ihm ein Widerhall; ein Bussardweibchen kreist dort. Bald steigen und fallen die beiden Bussarde über den rotbraunen Buchenkronen und über den dunkelgrünen Wipfeln der Fichten, über den roten Buchenjugenden und den grauen Klippen, und ihr Doppelschrei übertönt den Schlag des Finken und das Lied der Märzdrossel.

In dem Fichtenaltholze steht eine schlanke, hochschäftige Fichte. In ihrer äußersten Spitze droht ein dunkeler Klumpen. Ein Krähenpaar baute vor Jahren dort sein Nest. Im nächsten Jahre brütete der Habicht dort. Den schoß der Jäger ab und seitdem horsten die Bussarde dort. Von Jahr zu Jahr ward der Horst breiter und tiefer, denn jeden April kam eine neue Schicht feiner Zweige dazu. Jetzt ist er so dicht, daß kein Schrot, keine Kugel ihn mehr durchbohren kann, und so tief ist die Nestmulde, daß die Eier und die Jungen sicher darin sind, und wenn der Sturm den Wipfel der Fichte

K. Spengler. *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

Vier Wochen alter Mäusebussard. Rest eines Eichhörnchens im Horst.

auch noch so sehr schüttelt. Pfeift der Wind auch noch so arg, es stört das Bussardweibchen nicht. Fest sitzt sie auf den drei großen Eiern, von denen keins dem anderen gleicht; schwarzbraun ist das eine gefleckt, heller das andere gemustert und das dritte, viel kleinere, hat fast gar keine Flecken.

Nur zwei Junge entschlüpfen den Eiern. Das eine ist taub und die Alte wirft es über den Nestbord. Sie kann froh sein, daß sie nur zwei Gierhälse zu füttern hat. Hilft ihr auch das Männchen und versteht sie sich auf den Mauseanstand, den Maulwurfsfang und die Eidechsenjagd, es ist ein hartes Stück Arbeit, zwei hungrige Mägen zu füllen und dabei selbst bei Kräften zu bleiben. Von früh bis spät sind die beiden Alten unterwegs und schleppen alles, was sie erbeuten können, heran, Mäuse, Maulwürfe, Wiesel, halbwüchsige Eichkatzen, ab und zu auch einen Junghasen oder ein Fasanenkücken, und auch Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Heuschrecken, Maikäfer und Mistkäfer, und sogar eine junge Katze, die sich dummerweise in das Feld wagte, büßt ihren Vorwitz mit dem Tode.

In der Hauptsache aber müssen die Mäuse daran glauben, vor allem

M. Steckel. *Jagerhaus Tillowitz, Juni 1907.*

Junge Mäusebussarde im Horst.

die Feldmäuse. Es gibt nicht viele in diesem Jahre, aber es ist unglaublich, was das Bussardpaar davon zu Holze trägt und selber kröpft. Zehn bis fünfzehn braucht jedes Junge, um halbwegs satt zu werden, und die Alten kommen mit weniger auch nicht aus. Nebenbei wird auch einmal im Walde eine Maus erbeutet oder im dämmerigen Stangenorte ein Siebenschläfer erwischt, und so mancher Hamster, der allzu verwegen die Deckung verließ, fällt den Bussarden zum Opfer, und wenn er auch noch so strampelt.

An der anderen Seite des Tales hat früher einmal ein leichtsinniger Jagdpächter, den Bauern zum Verdruß, Kaninchen ausgesetzt. Der hohe Lößboden ist so recht geeignet dazu, Baue darin zu scharren. Allerlei Felder liegen dort, das Gebüsch ist dicht, und trotzdem vermehren sich die Kaninchen dort nicht so, wie an anderen Orten. Den alten Kaninchen können die Bussarde zwar nicht viel anhaben, aber manches Junge, das sich zu weit vom Bau fortwagte, verfällt ihren scharfen Griffen. Viertelstundenlang rüttelt der Bussard über der Kaninchensiedlung und sobald ein Jungkaninchen in der Luzerne sitzt, saust der Räuber herab und schlägt es.

M. Steckel. *Jagerhaus Tillowitz, Juni 1907.*

Junge Mäusebussarde im Horst. Zwei streiten sich um einen Brocken.

Aber auch die niedere Jagd ist ihm nicht zu gering. Gern spaziert er an dem Raine entlang und füllt den Kropf mit Heuhüpfern, Graseulenraupen, Käfern und Schnecken. Geduldig lauert er auf dem Grenzsteine, bis die Eidechse ihr Loch verläßt. Stößt irgendwo ein Maulwurf, so harrt er solange, bis der schwarze Kerl dicht unter der Oberfläche ist, und greift ihn durch die schwarze Erde hindurch. Auch auf dem Waldboden macht er sich zu schaffen, späht das Nest der Waldwühlmaus aus und verschlingt die Jungen, sammelt Käfer, sucht Raupen, liest Nachtschmetterlinge von der Rinde ab, und wenn ihm dabei eine tolpatschige Jungamsel oder ein aus dem Nest gestürzter junger Häher in den Wurf kommt, ihm ist es recht, er kann alles gebrauchen, was da kreucht und fleucht.

So keck er bei seinen Raubzügen jetzt auch ist, unvorsichtig ist er nie. Der Jagdpächter dieses Reviers schont ihn ja, stellt auch keine Pfahleisen, weil er ein Weidmann und kein Schinder ist, aber trotzdem weicht ihm der Bussard aus. Knallt es aber, so streicht er vorsichtig heran und so manches Mal lohnt sich die Mühe, denn es gibt dann eine Krähe und mitunter auch

23*

Dr. Rosenius. *Schonen (Schweden), September 1907.*

Mäusebussard, künstlichen Uhu anfliegend.

das Gescheide von einem Bocke, und daran sitzt immer noch genug, mit dem ein Bussard zufrieden ist, und wäre es weiter nichts, als der geronnene Schweiß oder die Milz. Kommt dann nachts dem Fuchs die frische Wundwitterung in die Nase, so findet er nichts als die Därme.

Bietet der Wald nicht genug, so ist das Feld da und das Wiesenland hüben und drüben des Baches. Da huschen Mäuse und Spitzmäuse, da hüpfen grüne und braune Frösche, da kriecht die Ringelnatter und wirft sich die Forelle über die Schotterbank. Ehe sie das Tief gewinnt, hat sie sich der Bussard gelangt, und sie schmeckt ihm ebenso gut, wie die Ringelnatter, die sich verzweifelt sträubte und noch, als sie schon im Kropfe verschwunden war, sich wand und drehte. Aber am liebsten jagt der Bussard im Felde. Die Maus ist sein Hauptwild, alles andere nimmt er so nebenher; die Maus aber jagt er planmäßig, und auf hundert Mäuse, die er greift, kommt eine Eidechse oder ein Jungvogel, der im Grase herumflatterte und dem Sperber oder dem Wiesel verfallen wäre, hätte ihn nicht zufällig der Bussard gewahrt.

Aber sehr geschickt ist er in solcher Jagd nicht und nur zufällig fällt ihm ein Vögelchen zur Beute.

Der Sommer kommt heran, die Bussardbrut ist beflogen. Noch lange wird sie von den Alten geführt, vorerst im Walde, wo sie sich bergen und hüten kann. Ein lustiges Treiben herrscht dort vormittags. Die alten Vögel fliegen voraus und hinterdrein flattern, noch etwas ungeschickt, die Jungen. Greift eins beim Aufhaken vorbei und poltert zu Boden, so sind sofort die Alten dabei und ermuntern es, daß es einen zweiten Versuch macht und mit der Zeit lernen die Jungen, ebenso geschickt zwischen den Stämmen hindurch zu streichen, wie ihre Eltern, und sich still abzustehlen, naht sich ein Mensch.

Damit ist auch die Zeit gekommen, daß die Alten die Brut zu Felde führen und ihr die Jagd beibringen. Auf der Brache, wo es die meisten Mäuse gibt, und auf der gemähten Luzerne wird der Anfang gemacht. Stumm und steif sitzt hier ein Altes mit einem Jungen vor einem Mauseloche. Das Junge weiß nicht, worauf es ankommt, aber als in den Laufröhren etwas Graues dahinhuscht und der Alte es mit schnellem Griffe erwischt, dämmert ihm ein Verständnis und hastig faßt es zu, als auch bei ihm eine tapprige Jungmaus auftaucht. Es glückte, und froh ob des ersten Beutestückes kröpft der junge Bussard die Maus hinab. Zwei Wochen dauert es noch, da weiß er auch den Maulwurf zu haschen und den Frosch zu fassen, und nach weiteren zwei Wochen gelingt es ihm sogar, aus dem Fluge heraus die Blindschleiche zu packen.

Damit lockert sich das Band zwischen den Alten und den Jungen und auch zwischen den Alten selber, und jedes geht seine eigenen Wege. Nicht sehr weit kommt das eine Junge. Jenseits des Berges in der Ebene steht eine Krähenhütte. Jeden freien Nachmittag im Frühherbste sitzt darin der Jagdpächter und donnert alles herunter, was auf den Uhu haßt, den reizenden Turmfalken wie den herrlichen Gabelweih, und auch jeden Bussard. Er hat nie ein wissenschaftliches Werk gelesen, er weiß nichts von den umfangreichen Magenuntersuchungen, die auf der Kaiserlichen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem angestellt wurden, und aus denen sich ergab, daß der Bussard sich größtenteils von Mäusen nährt; er donnert alles herunter, was einen krummen Schnabel und scharfe Griffe hat.

An einem hellen Septembermorgen sitzt der Massenmörder und Naturverhunzer wieder in seiner Erdhütte. Vor ihm auf der Juhle blockt der Uhu. Von ferne krächzen Krähen. Sie kommen nicht heran, denn sie wissen Bescheid. Ein Turmfalke, der auf der Stoppel Mäuse gejagt hat, gewahrt die Großeule. Mit hellem „Kikikiki" streicht er heran und neckt den Dickkopf. Es kracht und das allerliebste Räuberchen, das gesetzlich geschützt ist, liegt blutend und zuckend im Grase. Eine Viertelstunde vergeht, da deutet der Uhu wieder an, daß Besuch kommt. Es ist einer der Jung-

bussarde aus dem Forst. Solch Ungetüm, wie den Uhu da, hat er noch nie gesehen. Mit höhnischem „Hiäh“ haßt er auf ihn. Der Schuß kracht und mit zerschmettertem Flügel stürzt er auf den Anger. Frohlockend kriecht

K. Kegel. *Gadheim, Juni 1909.*

Junger Mäusebussard im Horst, kurz vor dem Ausfliegen.

der Schießer aus seinem Loche, ergreift den verwundeten Bussard und schmettert dessen Kopf gegen einen Stein.

O, es ist ein eifriger Heger, dieser Mann. An vielen Stellen im Felde hat er Pfähle aufgestellt und darauf Eisen gebunden. Wenn er gerade Zeit hat, sieht er sie nach, und freut sich über alles, was er verendet oder noch

lebend, aber mit von den Bügeln der Falle zerſchmetterten Läufen, darin findet. Meiſtens ſind es Eulen, Waldohreulen, Waldkäuze, auch die allerliebſten Steinkäuzchen, alles nützliche Räuber, die zu fangen nach dem Geſetze verboten iſt. Aber was kümmert das den Schießer? Wo kein Kläger iſt, iſt kein Richter. Und in einer ſolchen Falle fing ſich der zweite Jungbuſſard. Zwei Tage hing er mit zerſplitterten Läufen in den Bügeln und flatterte verzweifelt, bis er langſam unter ſchrecklichen Schmerzen verendete. Mit Befriedigung löſte ihn der Jäger aus und ſehr froh war er, als er in dem Kropfe des Buſſards ein Flöckchen Haſenwolle fand. Zu Hauſe ſetzte er ſich hin und ſchrieb eine Poſtkarte folgenden Inhaltes an ſeine Jagdzeitung: „Der ſcheinheilige Buſſard. Geſtern fing ich einen Mäuſebuſſard im Pfahleiſen, der Haſenwolle im Kropfe hatte. Da ſieht man wieder, was es mit der vielgeprieſenen Nützlichkeit der Buſſards auf ſich hat. Bei mir wird fortan keiner pardoniert. Tod allem Raubzeug und Weidmannsheil allen Raubzeugfängern."

Der Buſſard hätte keine Haſenwolle im Kropfe gehabt, wenn der Jäger beſſer nachgeſucht hätte. Am Tage, bevor ſich der arme Buſſard fing, flickte der Jäger einen Haſen an. Sein ſchlecht abgeführter Hund verlor bald die Fährte, weil er hinter einem geſunden Haſen herumhetzte. Der angekratzte Haſe ging bald ein und der Buſſard fand ihn und machte ſich darüber her.

So liegt es faſt immer, wenn ein Buſſard Haſenwolle oder Huhn- oder Faſanenfedern inne hat. Aber es wird noch lange dauern, bis das Schießertum ſich davon überzeugt, daß der Buſſard der Jagd ſo gut wie gar nicht ſchadet und daß der Jäger, der einen Buſſard fängt oder ſchießt, ſich damit ſelbſt als Dummkopf hinſtellt.

H. Kohrig. Würzburg, Mai 1908.

Eben aus dem Ei geſchlüpfter Mäuſebuſſard.

Der Gänse- und Kuttengeier.

Von Martin Braeß.

Wo die Karpathen die Grenze zwischen Siebenbürgen und Rumänien bilden, ist das Reich der Gewaltigen unter den Säugetieren wie unter den Vögeln Mitteleuropas. Der Bär, aus so vielen Ländern bereits vertrieben, hat hier sein sicheres Asyl; fast jedes Tal beherbergt dieses mächtige Raubtier. Von den Beutezügen des „ursulu" wissen besonders die walachischen Hirten im Gebirg viel zu erzählen, und auch drunten im „Bärenland" kursiert manch abenteuerliche Geschichte von dem braunen Gesellen. Droben aber auf schroffer Felsenwand, zur Seite des Hochtals, das wildschäumend die Flut des Gießbachs durchströmt, hat der König der Vögel, der Steinadler, seinen Horst errichtet, und noch höher, zwischen dem Steintrümmermeer, das sich zu dem goldenen Rand des tiefblauen Sees herabsenkt, und dem Felsenzinken, der in die Luft starrt, thronen die Größten der Großen, die Geier, die unumschränkten Herrn des Gebirges.

Herrlich ist der Flug dieser mächtigen Vögel! Ruhig schwebend schraubt sich der Adler in Spiralen zum Himmel empor, oder er schwimmt, langsam rudernd, über den grünen Tälern, über dem starren, kahlen Gestein. Majestätischer noch ist der schwebende Geier. Er ruht in der Luft; ausgespannt hält er die Arme mit den stählernen, elastischen Schwingen, so schmal und so lang; kaum merklich hebt und senkt er die gewaltigen Flügel. Eingezogen hält er den Hals, daß nur der Kopf aus den Schultern hervorsieht. Jetzt schwimmt er nicht mehr über der Felsenzinne, über der er in Schrauben emporstieg, jetzt sinkt sein Schatten hinab auf die steinige Halde, jetzt huscht er über das Meerauge, jetzt gleitet er still über die grasige Matte, daß die blökenden Schafe erschreckt aufspringen, und jetzt vereinigt er sich mit dem Schatten der riesigen Tannen, die drunten den Grashang begrenzen.

Alle Einzelheiten erkennt sein scharfes Gesicht, jede Bergspitze, die aus den gewaltigen Gesteinstrümmern schroff emporragt, die Grate und Kämme, die tiefen Täler und Schluchten dazwischen, die Felsenzirken, die steinernen Arms kleine Gebirgsseen umgürten. Der stolze Segler sieht in die Ferne bis zur walachischen Ebene hinab; er schaut gen Norden das wellige Land Siebenbürgens mit all den freundlichen Dorfschaften zwischen Feldern, Wiesen und Obstgärten, mit den glitzernden Wasseradern und den unzähligen Hügeln, von Wald oder Reben bedeckt. Hoch oben am Grat erkennt er die kletternde Gemse, auf grüner Matte im Schutze gewaltiger Felsblöcke die Stina, wo

R. B. Lodge

Gänsegeier an einem Pferdekadaver. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

K. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier an einem Pferdekadaver.

der walachische Hirt die Schafmilch in Käse verwandelt, in der Nähe die Herde, von weißzottigen Wolfshunden sicher behütet, und drunten am Rande des Waldes den Bär, der im Dornengestrüpp nach Beeren sucht; in der Dämmerung am Abend wird er gewiß eins von den Schafen erbeuten.

Und dort in der Schlucht — langsam klimmen auf dem steinigen Saumpfad, zwei, drei kleine Gebirgspferde empor, mit Mantelsäcken und Kisten, mit wollenen Kotzen, mit Zeltleinwand und Stangen beladen. Ein Mann im Touristenanzug geht voraus; ein walachischer Führer, in weißem Beinkleid und Hemd, den schwarzen Filz auf dem Kopfe, an den Füßen die Leder-Opintschen, geleitet die Pferde, und ein Bursche, einen Tornister am Rücken, beschließt den Zug, der jetzt zwischen den letzten Fichtenkrüppeln hinaus auf die sonnige Alm tritt.

Nicht Jagdlust ist's, die den Fremden ins unwegsame Gebirge führt, auch kein tollkühner Bergsport; ihn treibt ein ernsterer Wunsch. Wohl gilt sein Besuch den Herrschern der Felsenwildnis, den Kutten- und Gänsegeiern, den Adlern, den Raben; aber seinen Hut will er diesmal nicht mit

K. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier an einem Pferdekadaver.

stolzer Jagdtrophäe schmücken; drin im Tornister trägt der Bursche das kunstvolle Werkzeug, das ihm helfen soll, seinen Plan zu erreichen. Den Menschen drunten im Tiefland will er von dem Leben hier oben erzählen, fern von jeder Kultur; die Bilder, welche die Kamera aufnimmt, sollen von den stolzen Gebietern berichten, die hier dem Himmel so nahe herrschen.

In der Nähe der Stina wird rasch von den beiden Walachen das Zelt aufgeschlagen und im Innern aus Tannenästen voll schwellender Nadeln das Lager bereitet. Doch noch fern ist die Rast; es gilt, droben, nahe dem Grat, im Steintrümmermeer einen Platz auszuwählen, von wo man die Adler und Geier, wenn sie zum Fraß kommen, aus einem Versteck beobachten und dann die Linse der Kamera auf die nichtsahnenden Räuber mit sicherer Hand richten kann. Zum Opfer aber ist eins der Pferde erkoren, das, altersschwach, kaum noch den steilen Hang zu erklimmen vermag.

Bald sind auch die letzten Reste der Hochgebirgsvegetation verschwunden; kein Alpenstrauch mehr, kein Krummholz zwischen den Steinen. Riesige Felsenkessel, kilometerbreit, angefüllt mit den Gesteinstrümmern ihrer Wände,

gähnen zu beiden Seiten des Pfades; in vollständiger Auflösung scheint das Gebirge begriffen. Ein großartiges Bild der Vergänglichkeit, des Unbestandes dessen, was als das Mächtigste und Festeste auf dieser Erde gilt!

Endlich wird haltgemacht, dicht unter dem Grat. Bald ist eine Felsenspalte gefunden, die mit geringer Mühe zu einem passenden Schlupfwinkel eingerichtet werden kann, und nun dröhnt von den Bergwänden laut widerhallend der Schuß, der den abgetriebenen Gaul leblos zu Boden streckt; nur zehn Meter von dem künftigen Versteck entfernt liegt der Kadaver.

Das Zelt drunten am Grashang beherbergt jeden Abend den Forscher; aber schon am dämmernden Morgen, noch ehe der Sonnenball die schroffen Felsenzinken mit rotgoldenem Lichte bestrahlt, kauert der Fremdling in seiner dunkeln, eisigen Felsenspalte, die er selbst jedesmal mit Steinblöcken zumauert. Nur das Objektiv des Apparates schaut durch eine Lücke nach dem Leichnam des Pferdes, der die großen Vögel zum Mahle einladen soll.

Der erste Tag vergeht schweigend; träg rinnen die Stunden, unendlich lang dem Beobachter, der, zwischen Felsen und Steinen lebendig begraben, nichts anderes sieht als den Kadaver des Pferdes. Aber am zweiten Tage ein metallisch klingendes Sausen von Flügeln, ein tiefes Krächzen, bald stärker, bald schwächer, abgebrochen und dann wieder runder und voller. Die Raben eröffnen das Festmahl. Vorsichtig umkreisen sie in weitem Bogen die Gegend, ehe der erste es wagt, an der Tafel sich niederzulassen. Er setzt sich auf den Kopf des erschossenen Pferdes; bald folgt ein zweiter, ein dritter, und schließlich hat sich eine ganze Schar um die Beute versammelt. Aber die Haut ist zu zäh; sie widersteht dem Schnabel der Raben, so daß ihr Appetit wohl immer von neuem gereizt, nicht aber befriedigt wird. Nur die Augen hacken die schwarzen Gesellen aus; sie müssen auf Mächtigere warten, die ihnen das Mahl erst mundgerecht machen.

Am dritten Tage streichen die Geier in der Nähe des Aases herum, doch wagt keiner von ihnen, das dargebotene Mahl zu berühren. Ganz zeitig am Morgen sind sie gekommen; Dunkel deckt noch die Berge. Das sausende Flügelschlagen erfüllt die Luft, und heisere Töne erschallen bald hier und bald da. Jetzt wird es ruhig; auf dem Grat jenseits der Felsenklause haben sich die mächtigen Vögel niedergelassen und betrachten gierigen Blicks die willkommene Beute zu ihren Füßen. Immer deutlicher heben sich ihre dunkeln Silhouetten von der heller werdenden Morgenluft ab; riesengroße Gestalten auf dem Grunde des bleigrauen Himmels. Gänsegeier sind es, sechs Stück, meist junge Tiere, doch auch zwei alte sind mit dabei. Aus dem weißen, wulstartigen Nackenkragen hebt sich bei diesen der dünne Hals empor, der mit kurzen, gelblichen Härchen bedeckt ist; sehr licht braungrau ist die Oberseite gefärbt, aschgrau überpudert, die Unterseite hell rostbraun. Bei den jüngeren Vögeln dagegen erscheinen Hals und Kopf

K. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier und Raben an einem Pferdekadaver.

ſtärker, da wollartige weiße Dunen dieſe Teile bedecken, und der Halskragen beſteht bei ihnen aus düſter graubraunen verlängerten Federn, die in der friſchen Morgenluft flattern; das ganze Gefieder iſt dunkler, faſt einfarbig erdbraun.

Unberührt liegt noch das Pferd; nur die Augen fehlen, und am Nacken klafft eine Wunde, die geſtern nach langem Bemühen die Raben mit gemeinſamer Kraft geſchlagen haben. Langſam ſteigt die Sonne empor; ihr volles Licht trifft jetzt die Geſellſchaft droben am felſigen Grat. Da lüften zwei die mächtigen Schwingen, ſchweben kreiſend mit ruhenden Flügeln über dem Platz, daß die rieſigen Schatten geſpenſterhaft bald am Boden dicht neben dem Aaſe dahingleiten, bald an der Wand, die im Weſten den Felſenzirkus umgibt. Mit angezogenen Schwingen ſtürzt dann der eine ſauſend hernieder, hemmt den jähen Fall kurz vor dem Boden durch klatſchendes Schlagen der Flügel, und im nächſten Moment ſteht der erſte Geier auf ſeinem Opfer. Auf den gewaltigen blaugrauen Fängen erhebt ſich faſt ſenkrecht der Körper; hoch hat er die Schultern gezogen, ſchlaff hängen die Flügel herab, und der Weißkopf auf dem vorgeſtreckten Halſe iſt gierig nach der Beute gerichtet. Einen Augen-

blick noch sichert der Vogel spähenden Auges, dann beginnt er an dem trocknen Fell des Pferdes zu zerren und kraftvoll zu reißen. Der blauschwarze Schnabel mit der hakigen Spitze haut immer von neuem, bis schließlich die zähe Hülle durchbohrt ist. Bald erscheint auch der Genosse beim Mahl. Auf einem Felsen hatte er Posto gefaßt; nun hüpft er auf den Boden herab, geht schrittweis näher — mitunter auch ein paar Sprünge — und schwingt sich endlich auf den Rumpf des geopferten Pferdes empor. Gleich braust und saust es von neuem, ein dritter, ein vierter, nach kurzer Pause noch einer, jetzt zwei und jetzt drei, und nun rauscht es von allen Seiten herbei: ein Dutzend und mehr Gänsegeier, zumeist junge, in dunklem Gewand.

Da streichen auch Kuttengeier heran, noch stärker und größer als ihre Verwandten. Aus einigen hundert Metern Entfernung betrachten die scheuen Gestalten das Treiben der Weißköpfe; dann fliegen und hüpfen sie vorsichtig näher und näher. Es scheint, als habe die Natur sie nur zum Fluge geschaffen; denn ungeschickt sind diese Geier, sobald die fleischfarbenen Fänge den Boden berühren. Im freien Äther die herrlichsten Vogelerscheinungen, am Boden aber das wunderlichste Gemisch von Komik und Würde. Schrittweise gehen sie mit auf und ab pendelndem Körper; der Hals, mit dunkeln Haaren und Dunen besetzt, hängt schlaff aus dem flatternden Federkragen herab; der Schwanz wird gehoben, die Rückenfedern werden gesträubt. So nähern sich die schwarzbraunen, düstern Gesellen dem Mahl, das man auch ihnen bereitet hat. Fauchend und flügelschlagend werden sie von den futterneidischen Vettern empfangen; aber sie wissen sich bald einen Platz an der Tafel zu sichern.

Der Appetit der Vögel ist groß; in vier Stunden wird mehr als drei Viertel des Pferdes verspeist. Aber es sind auch viel hungrige Schnäbel; oft sitzen zwei Dutzend Geier am Mahl, andere kreisen darüber, lüstern ausschauend, wo ein Platz für sie frei wird; einige hocken auf den Steinen ringsum, die verschlungene Mahlzeit verdauend und doch immer bereit, sich nochmals an die Tafel zu setzen. Unsauber sehen sie aus; denn oft haben sie ihren Kopf und Hals tief in den Bauch des Aases gegraben, oder zwischen die Rippen des Pferdes, den Hals bis an den Federkragen gesenkt, um stückweis Lunge und Herz mühsam herauszuzerren. Mit sauberem Gefieder setzt sich jeder an die Tafel, und vom Blut und vom Inhalt der Därme ganz besudelt zieht er sich endlich befriedigt zurück. Die Gänsegeier zumal — ganz besonders die Alten dieses Räubergeschlechts — haben kein Kleid, das zu dem Kavillerhandwerk passend erscheint. Nach kurzem Schaffen am Aas ist ihr schneeweißer Halsschmuck völlig verschwunden; braunrot ist alles gefärbt, fleckig und streifig, wenig appetitlich. Die Gedärme sind ihnen immer lieber als festes Fleisch. Besonders der eine, ein alter Kuttengeier — drei Meter fast spannt er, das ganze Pferd könnte er mit seinen

K. B. Lodge. **Gänſegeier. Alter Vogel am Horſt.** *Südſpanien, April 1906.*

Digitized by Google

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier, ruhend.

Flügeln bedecken — ist ein verwöhnter Gourmet; er hält sich nur an die Därme, die er vor dem Verschlingen reinigt, so gut er's vermag. Er reißt ein Stück ab, spannt es mit dem Schnabel und einem Fang straff und streicht dann ein paarmal mit dem andern Fang darüber, daß der Darm sich entleert. Nun schlingt er den leckeren Bissen mit heftigem Würgen hinab.

Schließlich ist die Mehrzahl der Gäste gesättigt; da kommen die Raben in schwarzen Schwärmen herbei, um am Mahl der mächtigen Herren auch Anteil zu haben. Man läßt sie ruhig gewähren, und schlau genug sind die Spitzbuben, einen Leckerbissen erst dann zu ergreifen, wenn die Geier in ihrer Nähe gerade eifrig mit Schlingen und Würgen zu tun haben. Bald sind auch die letzten dieser großen Vögel gesättigt, und selten kommt noch ein neuer rauschenden Fluges daher.

Schwer sind die Kröpfe der Tischgenossen gefüllt, so schwer, daß die Tiere nur unbeholfen einige Meter von den Resten des Pferdes weghüpfen, um dann längere Zeit mit vorwärts gestreckten oder zu Boden hängenden Köpfen und hochgehobenen Schultern träg stehen zu bleiben. Das Ver-

R. B. Lodge.

Gänſegeier an einem Kadaver.

Transsylvanische Alpen, September 1908.

R. B. Lodge. *Bosnien, Sommer 1909.*

Gänsegeier.

dauungsgeschäft verlangt Ruhe. So sitzen wohl zwei bis drei Dutzend der mächtigen Vögel in der nächsten Nähe herum, hier am Boden, gleich neben dem Aas, dort auf einem einzelnen Stein oder im Hintergrund auf dem felsigen Grat, einer neben dem andern. Still sind sie, Zank und Streit hat ein Ende, kein Flügelschlagen, kaum noch ein knurrender Laut. Bisweilen ändert wohl einer die Stellung oder reckt und dehnt einen Fittich, daß die langen Schwingen sich spreizen; aber jede Bewegung ist träg.

Die Sonne geht schon zur Rüste; da breitet endlich einer die Schwingen, hüpft ein paarmal am Boden, kreist niedrig über dem Aas, dessen Reste für heute verschmäht werden, dann schlägt er kräftig die Flügel, und in majestätischer Ruhe schwebt er über den Grat hin, um hinter den Felsenzinken still zu verschwinden. Die andern folgen dem Führer, erst einer, dann zwei oder drei, mit einem Mal, laut brausend, die ganze Gesellschaft. Nur die Raben verharren noch am Aas; dann erhebt sich krächzend auch diese Spitzbubenbande und fliegt, schwerfällig erst, aber bald in sausendem Zug, am geröteten Himmel gen Westen dahin.

Vögel II. Copyright 1910, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Am folgenden Morgen ist jeder wieder beizeiten auf seinem Posten. Da mit einem Mal ein furchtbarer Lärm, ein gellendes Kreischen, ein rauschendes Flügelschlagen: ein Steinadler versucht, die Geier vom Aase zu vertreiben. Der erste will sich zur Wehr setzen; mit voller Wucht prallen die beiden Kämpen aufeinander — ein furchtbarer Lärm. Fast metallisch klingen die stählernen Fittiche bei dem Zusammenstoß; Kriegsrufe füllen die Luft, und laut krachen die Schnäbel im wuchtigen Stoß. Da flieht schon der Geier; ein zweiter nimmt den Kampf auf, doch auch dieser muß weichen. Das ist das Zeichen zur Flucht — ein halbes Dutzend Geier und ein einziger Adler! Schleunig streichen sie ab — nach wenig Minuten nur noch als Punkte in höchsten Höhen sichtbar.

Jetzt ist der Adler der alleinige Herr. Die fliehenden Geier verfolgt er nicht weiter. Er fliegt in die Nähe des Aases, um das Mahl zu beginnen. Da schaut er empor; ein Kuttengeier zieht seine Kreise. Auch dieser soll merken, wer jetzt befiehlt. Mit stolzer Kraft strebt der Adler empor, der Geier erweitert die Kreise und verschwindet, dem Mächtigen weichend. Dann saust dieser zurück und fußt auf der obersten Stelle des Aases. Königlich dieses Bild, ganz anders als die kröpfenden Geier; der Adler wahrt seine Majestät auch an der blutigen Tafel. Aus seinem wildtrotzigen Blick leuchtet das Bewußtsein und das Vertrauen eigener Stärke; furchtbar allen Geschöpfen, ist er der König, dessen Erscheinen unter den Säugetieren wie unter den gewaltigsten Vögeln Entsetzen verbreitet. Jetzt hält er im Mahl inne, richtet sich hoch auf und ruft mit klingender Stimme, durchdringend und scharf, dem Ruf des Bussards vergleichbar: „hia, hiah!" dann beginnt er wieder an dem zähen Fleische zu reißen. Ob die Geier die Stimme des Königs vernehmen? weit sind sie geflohen. Nur bisweilen erhebt sich einer und schaut aus der Ferne, ob der Adler noch da sei.

Endlich ist das Feld wieder frei. Nun hüpfen die Gänse- und Kuttengeier von neuem ungeschickt um die Reste des Pferdes, dessen Knochen schon an vielen Stellen vom Fleisch völlig entblößt sind; sie zerren an Muskeln, Sehnen und Haut und flattern mit dem losgerissenen Stück den Steinblöcken zu, zanken sich um die Beute mit Flügelschlagen und heiserem Gekrächze, knappen mit ihrer furchtbaren Waffe, dem mächtigen Schnabel, und krachend zersplittern sie selbst schwächere Knochen. Nicht lange währt es, und das Gerippe des Gaules ist von jedem genießbaren Bissen völlig gesäubert; nur die Raben versuchen es noch, an den weißen Knochen zu nagen. Träg hocken in der Runde die Geier; dann verläßt einer nach dem andern den Platz.

* * *

Afrika und Vorderasien ist die eigentliche Heimat der riesigen Aasvertilger; Süd- und Osteuropa, wo manche ihrer Vertreter gleichfalls wohnen,

Transsylvanische Alpen, September 1908.

Steinadler am Luder. Sein Erscheinen hat die Geier vertrieben.

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Steinadler, auf dem Pferdekadaver Umschau haltend.

E. B. Lodge.

Steinadler auf einem Pferdekadaver, kröpfend.

Transsylvanische Alpen, September 1908.

O. Fikentscher. *Fogaraser Alpen, September 1909.*

Zwei Kuttengeier und mehrere Gänsegeier am Aas.

R. B. Lodge. **Gänsegeier am Aas.** *Bessarien, Sommer 1909.*

erscheint diesen großen Gebieten gegenüber nur als kleine Erweiterung. Hier in den Karpathen haben sie die Nordgrenze ihrer regelmäßigen Verbreitung erreicht. Der weißköpfige Geier ist in Ägypten und Nubien, auch in den abessinischen Bergen eine bekannte Erscheinung; an den Küsten des Roten Meeres wohnt er, wie auch im Binnenland an den Ufern des Blauen und Weißen Nils. Südwärts hat man ihn bis zum Äquator angetroffen, ja über diesen hinaus noch in der Breite von Sansibar. Auch im Nordwesten des schwarzen Erdteils, in den Gebirgen Algeriens, horstet der Weißkopf. Die vorderasiatischen Länder beherbergen ihn gleichfalls.

In Europa sind es besonders die Länder am Schwarzen Meer und am Mittelmeer, wo der weißköpfige Geier horstet. In Spanien dringt er bis zur Nordseite der Pyrenäen vor, weiter östlich bis nach Sardinien und der Fruschka-Gora im südlichen Ungarn. An einigen Stellen, wo die Donau in reißendem Lauf zum letztenmal die Gebirge durchbricht, ehe sie die weite Ebene Rumäniens erreicht, z. B. in den Kazan-Engen, steht gleichfalls so mancher Horst auf unzugänglichem Felsen; dann folgt die Nordgrenze den transsilvanischen Alpen. Auch in Bessarabien und Podolien, auf der Halbinsel Krim und im südlichen Ural horsten die gewaltigen Vögel einzeln oder in kleinen Kolonien.

Oft streichen sie weit gegen Norden; das Land steht ja frei, und schnell tragen die Schwingen. Im südlichen Frankreich sind Weißkopfgeier besonders im Spätsommer und Herbst keine ganz seltne Erscheinung, und in Österreich-

Ungarn ist wohl kein Land, wo nicht schon einmal die Kugel des Jägers den stolzen Flieger erlegt hätte. In der Schweiz hat man verhältnismäßig nicht oft den Weißkopfgeier beobachtet; dagegen hat schon mancher dieser majestätischen Vögel das Herz eines deutschen Schützen erfreut, besonders in Bayern, Württemberg, Baden. Aber selbst bis ans Meer, bis nach Ost- und Westpreußen und Pommern, bis nach Schleswig-Holstein und Jütland haben im Frühling und Sommer die südlichen Fremdlinge bisweilen die Reise verlängert, oft freilich zu ihrem Verderben. Verhältnismäßig oft wird Schlesien von den Weißkopfgeiern besucht; man hat hier sogar einmal einen Flug von 18 Stück der riesigen Vögel beobachtet. Aber das Brutgebiet liegt weiter südwärts; auf der Balkanhalbinsel und in den Gebirgen Spaniens ist das wahre Dorado der Weißköpfe zu suchen.

Die Bunaquelle kennt jeder, der Bosnien und die Herzegowina bereist hat. Der mächtige Schlundfluß entströmt einer Grotte, die von starrer Felsenmauer, wohl 130 Meter hoch, überragt wird. Lichtblau ist das Wasser, von seltener Klarheit; jedes Steinchen am Grunde, jede Forelle ist deutlich zu sehen. Droben aber, hundert Meter über dem Wasser, steht unbeweglich in einer Felsennische vor seinem Horste ein Geier, ein zweiter in nur geringer Entfernung von ihm. Ein dröhnender Schuß bringt Leben in die Starrheit des Bildes. Fünf Gänsegeier erheben sich machtvoll und kreisen schwimmenden Flugs hoch in den Lüften; kaum sichtbar sind die leisen Bewegungen der Fittiche, deren Schwingen sich an den Enden fingerförmig ausbreiten, nichts von Überstürzung und Hast. Stolz wenden sie den Ruhestörern den Rücken und ziehen talab. Anders die Felsentauben und Felsenschwalben, die ganz in der Nähe die Steinwand bewohnen, Zwerge neben den Riesen. Sie flüchten aus ihren Verstecken und flattern empor in die Höhe, sie sausen an den Wänden hin und her, als ob sie einen Ausgang erspähten; erst nach Minuten kehrt die vorige Ruhe zurück, und auch die Geier suchen wieder ihr Heim auf. Auch weiter abwärts, wo die Buna in die Narenta einmündet, horsten gleichfalls Geier in den Wänden, ebenso im Narenta-Defilee oberhalb Mostar und noch an manch anderem Orte des an urwüchsiger Natur so reichen Landes.

Überall hat hier der Geier an fast unzugänglichen Stellen schroffer Felsenwände, auf Absätzen oder im Grunde weiter Höhlen sein Heim aufgeschlagen. Die Geselligkeit liebt er; denn meist bewohnen mehrere Paare dieselbe Felsenwand, Jahr für Jahr. Den Ort, der sich einmal bewährt hat, geben sie nur ungern auf. Aus groben Reisern und Zweigen, Wurzeln und andern trocknen Pflanzenteilen nachlässig zusammengefügt, thront hier der Horst. Flach ist er gebaut; doch besteht er zuweilen aus einer großen Menge solch groben Materials, weil die Vögel im zeitigen Frühjahr stets wieder etwas hinzutragen. Bisweilen jedoch kommen sie auch ohne Niststoffe aus; dann liegen die Eier und später die Jungen auf dem nackten Gestein. Wie

alle Raubvögel, so beginnen auch die Weißkopfgeier früh mit dem Brutgeschäft. Der Februar ist gewöhnlich die Zeit, wo sie sich paaren, und meist liegen bereits in diesem Monat die beiden Eier im Horst. Doch richtet sich der Termin des Brütens sehr nach der wärmeren oder kälteren Gegend und besonders nach dem Alter des Weibchens. Jüngere Tiere warten nicht selten den Lenzmonat ab, während ältere, erfahrene Weibchen, besonders in milderen Strichen, wo der Winter nur schwach sein Regiment führt, bereits im Januar zu legen beginnen.

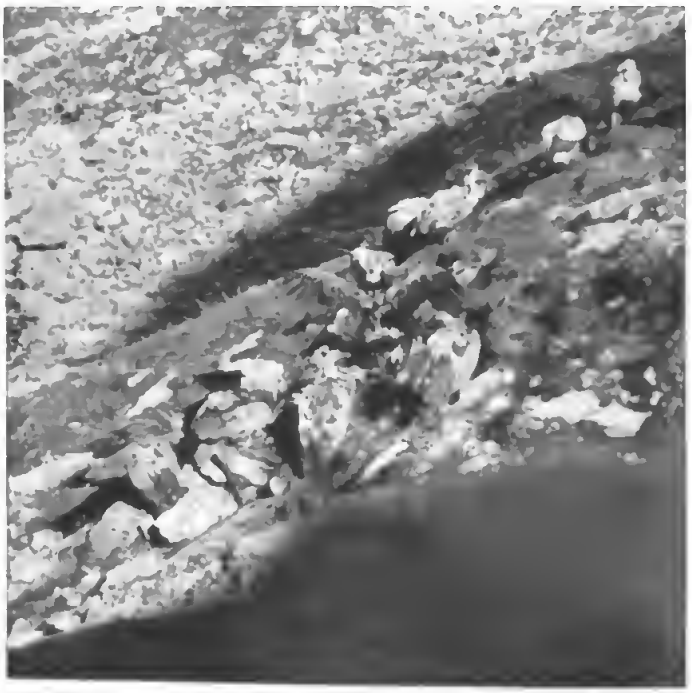
Schutzfärbung bedürfen die Eier dieser gewaltigen Vögel nicht; sie sind hier an der schroffen Felswand vor jedem Feinde sicher. Rein weiß ist ihr Gewand, die natürliche Kalkfarbe, doch erscheint das saubere Weiß nach längerem Brüten nicht selten mißfarben gelblich bis bräunlich, von dem Kleide des daraufsitzenden Vogels beschmutzt, der bei seiner blutigen Mahlzeit so oft die Reinlichkeit außer acht läßt. Aber es gibt auch wirklich gefleckte Eier, die dann denen des Kuttengeiers außerordentlich gleichen; doch ist ihre Schale stets rauher. Natürlich gehören die Geiereier zu den größten Vogeleiern Europas.

Das stärkere und meist etwas dunkler gefärbte Weibchen des Gänsegeiers brütet allein, wie es scheint, während das Männchen in der Nähe des Horstes Wache hält oder auch einen Flug unternimmt, um nach einem Fraße zu schauen; dann meldet es den Fund seiner Gattin, und gemeinsam streichen sie ab, die Mahlzeit zu halten. Beim Kuttengeier wechseln Männchen und Weibchen im Brutgeschäft ab.

Kehrt der Geier zum Horste zurück, so richtet er sich senkrecht auf der Felsenkante empor, streckt sichernd den kleinen Kopf auf dem Langhals weit nach vorn über den Abgrund, dann hüpft er mit halbgeöffneten Schwingen zum Horst, und täppisch läßt er sich nieder. Ihre Eier lieben alle Geiereltern mit zärtlicher Hingabe; erst bei großer Beunruhigung verlassen die Vögel den Horst, ja oft ist's nicht einmal möglich, durch laut dröhnende Schüsse den brütenden Vogel von den Eiern zu treiben; er weiß es, in der Felsennische ist er vor der Kugel des Schützen ganz sicher.

Ende März oder Anfang April sind Junge im Horst; flach fliegen sie auf dem Boden, auch mit Hals und mit Kopf platt auf den Zweigen oder auf dem nackten Gestein. Ihr Körper ist ganz in weiße wollige Dunen gekleidet; erst nach Wochen sprossen in Reihen am Rücken, am Bug der Flügel die dunkeln Federn hervor, später auch aus dicken, blutreichen Kielen die Schwingen. Nun nestelt der plumpe Schnabel gern in dem scheckigen Dunen- und Federgewande, und dann liegt das Junge wieder stundenlang unbeweglich im Horst mit halbgeöffneten Flügeln, den nackten Hals flach auf dem Boden; die Klauen schauen täppisch unter dem Leibe hervor, und mit seiner faltigen Haut am Kopf macht der ungestalte Jungvogel den Ein-

druck eines hundertjährigen Greises. Schnell wächst der Geier heran; doch den Horst verläßt er erst spät. Wochenlang hockt er darin und läßt sich von den besorgten Alten füttern und pflegen. Erst wenn er völlig erwachsen ist, wenn er den Schwingen vertrauen darf, verläßt er in Begleitung der Eltern das sichere Versteck, und nun führt er die Lebensweise, wie er's von den andern sieht und zu der auch ihn die Mutter Natur bestimmt hat. Zum Horst kehrt er täglich mehrmals zurück; denn dieser ist den Raubvögeln mehr als bloße Brut- und Pflegstätte des heranwachsenden Geschlechts. In der Nacht hockt



O. Fikentscher. *Fogaraser Alpen, September 1909.*

Gänsegeier am Aas.

die Familie im Horst oder dicht neben demselben; aber sobald die Dunkelheit nur ein wenig dem dämmernden Lichte weicht, verlassen die Geier den sicheren Winkel und suchen ihr weites Revier ab, ein gefallenes Tier zu erspähen.

Lebende Geschöpfe nach Art der Adler zu schlagen, das ist bei den Geiern nicht Sitte, und nur ausnahmsweise, wenn die Not sie zwingt, so scheint es, überwältigen sie ein krankes Schaf oder Reh, das sie dann in kurzer Zeit mit ihren schneidend scharfen Schnäbeln zerreißen und bis auf die blanken Knochen und auf die Teile des Fells in den unersättlichen Schlund hinabwürgen. Ob sie bei ihren Reisen nach Ländern, wo sich ihnen selten ein

Aas bietet, nicht auch bisweilen mit Amphibien, mit Schnecken, vielleicht selbst mit Käfern vorlieb nehmen, um den nagenden Hunger zu stillen, das ist noch eine offene Frage.

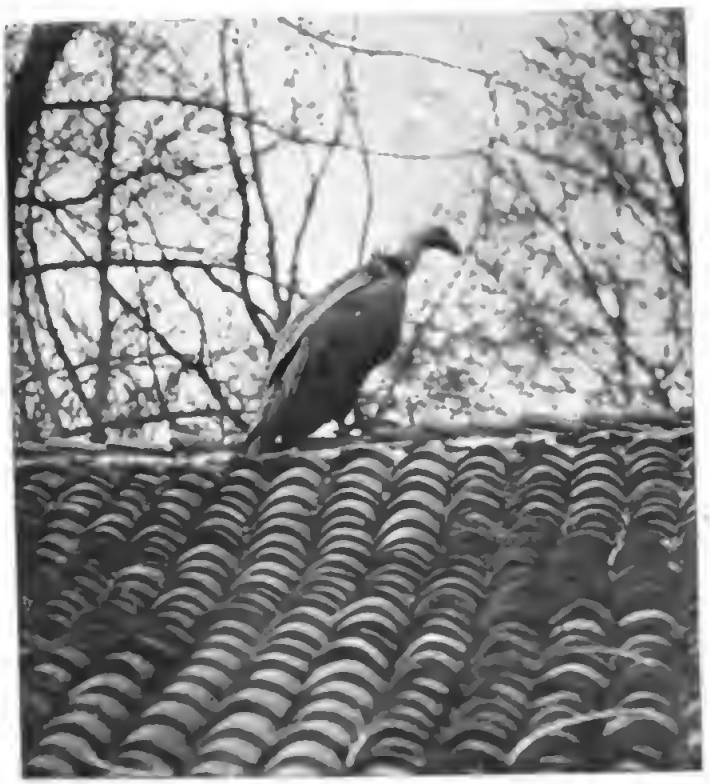
Wie den Osten, so bevorzugt der Gänsegeier auch den äußersten Westen Südeuropas, die iberische Halbinsel. Spanien ist so recht die Heimat der Geier. Über den Schneefeldern der höchsten Gebirge im Süden kreisen die stattlichen Vögel, wie über den heißen Steppengebieten im Innern des Landes; vor den Toren der Städte sitzen sie, auf Beute lauernd, oder sie hocken, einzeln

O. Fikentscher. Fegaraser Alpen, September 1909.

Gänsegeier am Aas.

und in Gesellschaft, an der einsamen, sonnigen Straße auf einem Stein oder Baum. Wohnung und Jagdrevier bietet ihnen das Land mit seinen hohen Felsenketten und seinen Steppenebenen, weit, unendlich weit, doch von der stolzen Höhe, die der Geier erreicht, gut übersehbar.

Besonders reich an weißköpfigen Geiern ist die Sierra de Ronda, westlich von Malaga, deren senkrecht abfallende Kalkwände viele Horstplätze bergen; aber auch die Gebirge in der Mitte des Landes, z. B. die Sierra Guadarrama nördlich von Madrid oder die benachbarte Sierra de Gredos beherbergt die mächtigen Raubvögel in stattlicher Anzahl.



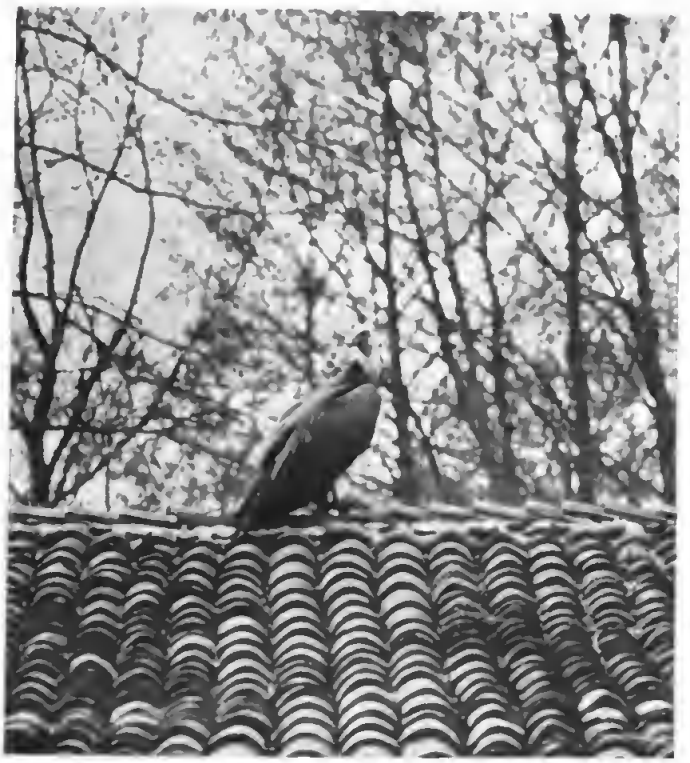
M. Steckel. *Vraua (Bulgarien), März 1910.*

Gänsegeier auf einem Hausdach.

Auch in den nördlichen Gebirgen Spaniens, wo pittoreske Kalkfelsen in waldige Täler hinabschauen, wo der Auerhahn balzt, Wildkatze und Wolf nächtlich umherschleichen, der Bär manche Höhlung bewohnt und die Gemse am zackigen Grat klettert, hat der Weißkopfgeier sein Heim aufgeschlagen. In den höchsten Regionen oberhalb der Waldzone steht seine Wohnung. Am Morgen schweben die gewaltigen Vögel über den Matten und über dem Hochtal und spähen nach Beute; vielleicht hat ein Bär den Rest seiner nächtlichen Mahlzeit ihnen übriggelassen?

So gehört der Gänsegeier, wenn auch nicht überall zu den gewöhnlichen, so doch zu den charakteristischen Vögeln der spanischen Halbinsel. Nur den kultiviertesten Teilen des Landes fehlt er, z. B. der Gegend von Barzelona, Valencia und der ganzen Ostküste.

Auch der Kuttengeier ist auf der spanischen Halbinsel zu Hause; er brütet gleichfalls in den Pyrenäen, in den Gebirgswäldern Kastiliens, in Andalusien, ja bei Madrid soll er sogar häufiger sein, als sein weißköpfiger Vetter. Seinen Horst errichtet er, im Gegensatz zu dem Gänsegeier, auf mächtigen Bäumen,



M. Steckel. *Vrana (Bulgarien), März 1910.*

Gänſegeier auf einem Hausdach.

ſehr gern auf Eichen, oft nicht allzuhoch über dem Boden. Starke, dürre Äſte tragen den maſſigen Bau, der ſtets ſehr viel Erde enthält und jeden Adlerhorſt an Größe noch übertrifft. Doch nur ein einziges Ei liegt im März in der Mitte des rieſigen Bauwerks.

Wie bei den Säugern, ſo iſts auch im Reich der Vögel. Die größten Formen ſind nur ſpärlich mit Nachkommenſchaft geſegnet. Kraft, ſcharfe Sinne, gewaltige Waffen ſichern jahrzehntelang das eigne Leben. Nur der Kleine, der Schwache hat ſeine Stärke in der Zahl ſeiner Kinder; in raſchem Wechſel folgt hier Geſchlecht auf Geſchlecht, in raſchem Wechſel Leben und Tod. Wer iſt der Sieger im Kampfe ums Daſein?

Das Alpenschneehuhn.

Von Hans Sammereyer.

April ist ins Bergland gezogen!

Noch gleißen sie und glitzern sie in kristallner Firnpracht, die starren, weithinausblauenden Häupter gewaltiger Bergriesen, und noch deckt der tiefe harstige Schnee, überpunktet vom ausgeflogenen Fichten- und Lärchensamen, den wintermüden Bergwald.

Doch der milde Sonnenblick hat schon auf den Talfeldern dunkle, „apere" Flecke hervorgezaubert, und die ersten nordwärtsstrebenden Kiebitze warten unten so lange, bis sie der böse Föhnwind mit seinen nassen Schneeschauern wieder vertreibt. —

Übers Almenland geht nun der Morgen auf.

Keine Flüelerche grüßt ihn noch, kein Baumpieper fächert mit zittrigem Flügelschlage in die unendlich klare Luft, und auch der Wasserpieper ist noch nicht da, um piespernd seine flachen Bögen himmelan zu wippen.

Nur ein alter Birkhahn, der schon jahrelang seine sechsfachen krummen Sicheln zum Balzplatze trug, läßt auch heute den schönen Morgen nicht ungenützt verstreichen, denn schon vor Taggrauen war er da, als schwarzer Klumpen, auf der stahlhart gefrorenen Schneewehe, gerade ober der letzten uralten Zirbe, angefallen und nun dreht er sich gravitätisch und hüpft und tanzt und stürmt mit prächtiger Attitüde den Almhang. Und dazu klingt seine dumpfe, weiche Rodelstimme wie fernverhallendes dumpfes Glockengeläute.

Er und sein Vetter Schneehahn, der noch einige hundert Schritte oberhalb knapp unter dem Felsgrate sein fast sechsmonatliches Winterquartier aufgeschlagen hat, sind die einzigen alten Einsiedler, die schon durch ihr kleines Vogelherz heiße Minnestimmung ziehen lassen.

Sobald der alte Krummsichelige unten sein klangschönes Balzlied ausgesungen hat, schnarrt ihm sein weißer Vetter oben von der leis rosa erstrahlenden Felswand seine rauhe Antwort.

Er weiß sich drüben am seichten Almboden eine kleine zarte Schneehenne und wenn die trippelnd auf und ab läuft, und der erste Blick der lauen Aprilsonne ihr schneeweißes Zartgefieder rosig überhaucht, dann nimmt der Hahn gewaltigen Anlauf, rennt flügelfächernd den Schneehang hinan, hüpft auf den nächstbesten Stein und schnarrt mit überschnappender Stimme sein lautes „Arrararr — ar — ar" in die Luft.

Und wenn sie gar mit leisem Piepsen antwortet, dann hält es ihn nimmer auf seinem Steine, er fächert sich auf in die klare Bergluft, mit

Dr. Rosenius. *Lappland, Juni 1904.*

Neſt und Gelege des Moorſchneehuhns.

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Lagerplatz mit Losung des Alpenschneehuhns.

zitterigem Fittichschlage wirft er sich mit der höchsten Anstrengung kerzengerade hinan, — haushoch —, schnarrt so laut seine Stimme klingen mag, und sinkt in unendlich schöner Kurve, flügelzitternd, wie eine feine zarte Feder wieder nieder. So kann es kein Vogel wie er, der alte Schneehahn-Einsiedler vom windumtosten Heidengrat; so schön mag nicht der Kiebitz gaukeln und die meckernde Bekassine niedersinken, eine solche wunderschöne Zitterkurve kann nicht der flugsichere Weih' ziehen, das kann nur ein Vogel auf der ganzen Welt — der Alpenschneehahn und vielleicht noch sein Vetter, der Moorschneehahn.

Und das scheint der zarten Henne mit der feinen lispelnden Stimme zu gefallen, denn sie japst ihm leise zu.

Nicht länger mehr hält es ihn da.

Wieder wirft er sich himmelan und wieder sinkt er leise hernieder, doch nicht ganz zur Erde, denn einige Meter davor wendet der Liebestolle und reitet auf starren krumm- und steifgebogenen Fittichen in elegantem Bogen hinüber zu ihr.

P. Rosenius. Neſt und Gelege des Moorſchneehuhns*). *Lappland, Juni 1904.*

Wenige Schritte vor der Henne fällt er zu Boden. Er ſchnarrt und wendet ſich, fächert die Flügel, breitet den Stoß pfauartig aus, daß die ſchwarze Unterſeite hervorleuchtet wie dunkle Kohle, und will ihre Liebe im Sturme erringen.

Doch ſie will ſpröde ſein und rennt vor ihm her bergwärts. Er hintennach. Flügelſchleppend und rauh ſchnarrend. Und wie er gar zu toll wird, da breitet ſie hurtig die Flügel und im Sauſeflug geht es den Almen entlang. Er nach. Über die ſchneegleißenden Almfelder geht es dahin, übers ſtarre

*) Bild S. 383 betitelt ſich: Brütendes Moorſchneehuhn.

Felsgrat hinüber, wieder hinab in den Flor tiefdunkelgrüner Zirben und jenseits hinan über ein viertes Feld mit Almrosenbüschen, dann über den jähen Steilgraben gradlinig hinweg, bis der rasende Flug an einem weiten Geröllfelde endet, wo sich die flugmatte Henne plötzlich wie ein Stein mitten hinein in wild übereinandergeschichtete Felstrümmer stürzt und wie ein weißer Kobold in einem gähnenden Grund verschwindet.

O. Grabham. *Yorkshire (England), März 1908.*

Moorschneehühner im Winterkleid.

Jetzt hat aber der Hahn das Nachsehen.

Ärgerlich schnarrt er, so daß Reinecke, der eben einen vergeblichen Raubzug auf einen balzenden Schildhahn gemacht, luntenschlagend sich von der anderen Seite ins Geröllfeld drückt. Doch da kommt er falsch an. Schon hat ihn der ärgerliche Hahn eräugt, und mit rauhem Warnungsruf reitet er über ihn hinweg. Zwar versucht der Arglistige den Hahn in tollem Sprunge

zu erhaſchen, doch bewirkt er damit weiter nichts, als daß ſich der Alte vom Heidengrat noch weiter hinanfittſcht ins Morgenblau und ſich über den Steilgraben hinüberſchwingt aufs Heidengrat.

Verflogen ſind ſeine Minnegedanken. Die Aprilſonne läßt er ſein ſchneeweißes Gefieder, durch das ſich am Halſe ſchon die erſten ſchwarzen Federn des Hochzeitskleides zwängen, küſſen und im trippelndem Gange ge-

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juli 1908.*

Moorſchneehuhn im Sommerkleid.

winnt er die einzige „apere" Stelle, wo er der Bergazaleen harte Blätter ohne Mühe mit ſeinem kleinen, ſchwarzen, harten Hühnerſchnabel abknabbern kann. Sein Balzgenoſſe, der alte ſechsſichelige Birkhahn unten, hat ſich auf eine alte Zirbelkiefer geſchwungen und kollert und ziſcht in rythmiſcher Abwechſlung. Und ſein Gefieder leuchtet demanten auf, wenn er beim Ziſchen die Flügel ſchlägt.

25*

Die Aprilsonne aber küßt milde sein stahlblau Gefieder und läßt zarte Rosatöne über das Kleid des alten Schneehahnes huschen, der jetzt arglistig von seinem Felsgrat Wache hält gegen den grauen Unhold Hühnerhabicht, der eben unten geisterhaft um die Ecke des Zirbenwaldes bog.

Und sie lacht milde über die firnglitzernden Almen, über die silberglänzenden übereisten Almrieselbäche, über blaudämmernde Schründe und den dunklen, tiefdunklen Bergtau und dann übers freundliche Tal und die starre Kette unendlich weit sich hinziehender Berghäupter und den Kristallgletschern in weiter, weiter Ferne.

Zum alten Platzhahn unterm Heidengrat haben sich drei schneidige jüngere Birkhähne gesellt und machen ihm seine altangestammten Herrenrechte in täglicher Morgenrauferei weidlich sauer. Aber er ist doch noch immer Herr des Platzes, weil die Jungen, selber unter sich uneinig, dem alten Herrn gestatten, plötzlich in ihre Zänkereien wie ein stahlblauer Donnerkeil hineinzufahren.

Just so ergeht es auch dem alten Schneehahn oben am Grat. Wenn er kaum im ersten Leisahnen des Morgens seine Schnarrstimme erhebt und minnefroh hinanzittert zu den sterbenden Sternen, dann antwortet ihm regelmäßig von rechts und von links ein Hahn, und wenn er den nächstbesten verjagt, dann findet er an der kleinen Senkung bei der zarten Henne gar deren drei, die ihr aufs eifrigste die Cour schneiden. Und da fällt er darein, wie der Blitz und springt dem nächsten an die Brust und läßt dem zweiten seinen harten kleinen Schnabel kosten, so daß der dritte auf sein bloßes Schnarren Reißaus nimmt.

So bleibt er alle Tage Sieger und das scheint seiner kleinen Henne mit jedem Tage besser zu gefallen, denn immer günstiger nimmt die sonst so Spröde sein zierliches Fittichfächern auf und sein Stoßwippen und das leise Schnabeljappen, das er ihr zu Ehren sich wieder neu einlernt. Gar putzig ist er jetzt geworden. Mit den schönen schwarzen Zügeln an den Wangen allein gibt er sich jetzt nimmer zufrieden, sein Kleid hat sich am Kopfe, Halse und als schönen Brustschild gar ritterlich mit schwarzen, glänzenden Federn geschmückt, und die weiß er vor seiner Henne ins rechte Licht zu führen.

Wenn er aber von fern her ein zartes Japsen hört und dabei einer seiner Nebenbuhler in die Luft zittert, dann hält es ihn selbst da nimmer, und er muß hinüber, um den Nebenbuhler im jähen Ansturme zu verjagen und der anderen Henne so schön zu tun, als er es nur kann. Denn in galanten Abenteuern ist er gar wohl erfahren, der alte Schneehahn vom Heidengrat. —

Auch seine Lenzgenossen sind wiederum zurückgekehrt. Die Alpendrossel schmettert ihre melancholisch-lauten Weisen, der Wasserpieper zieht graziöse

Bögen durch die klare Luft, und ins Gekoller der Birkhähne mischt sich vom tiefern Bergwalde das Geruckse der Tauben und vollendet die klangvolle Maimorgensymphonie.

K. Kearton. *Aberdeenshire (Schottland), Juni 1906.*

Brütendes Alpenschneehuhn.

Den Hühnerhabicht sieht er nun alle Tage um die Zirbenwaldecke biegen, wenn er im Mittagsschein von seiner Felsplatte Ausschau hält, und signalisiert ihn treulich den Vögeln der freien Alm.

Als er aber einst im Morgengrauen nahe an der Waldgrenze erwachte, und sein Balzgenosse, der sechssichelige Birkhahn, eben seine Stimme erhob,

O. Grabham. *Yorkshire (England), April 1908.*

Schottiſches Moorſchneehuhn. Hahn.

da zuckte aus einem unſcheinbaren Reiſighüttchen nahe den beiden ein feuriger Strahl und der Donner eines Schuſſes rollte über die Alm.

Da ſauſte der im Halbdämmer gefehlte Birkhahn hinweg, und der Alte vom Haidengrat ſtieg mit rauhlachendem Warnungsruf hinauf zu den höheren Almfeldern.

Der unerfahrene Jäger im Schirme aber glaubte des Berggeiſts höhnendes Lachen gehört zu haben. Und ein Tag nach dem anderen zieht am Maihimmel heran. Die kleine Henne wird von Tag zu Tag weniger ſpröde und endlich läßt ſie ſich vom Hahne in einen Schrund, in dem ſie weder vor noch rückwärts konnte, jagen, und die anſteigende Himmelspriesterin Flüelerche durfte den beiden mit ihrer ſchönen zarten Stimme vom reinblauen Äther den Brautchor ſingen.

Nachher war aber die kleine Henne merkwürdig gar nimmer ſpröde und der Hahn unendlich zärtlich und — eiferſüchtig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Juni und der Juli ſind ins Land gekommen. Die Almen ſind grün, die Rhododendren halb verblüht, und der Alte findet am Heidengrat die ſchönſten Azaleenblättchen und die ſaftigſten Almkerfe.

Wohl ſteigt er noch allmorgentlich ins Blau, doch mehr zum bloßen Vergnügen, als um einer Minneſtimmung zu folgen.

Und ſein Hochzeitskleid hat er auch ſchon abgelegt. Die weißen Federn ſind gegen braune getauſcht, und die vielen Bäder im harten Kieſelſande haben ſein Gefieder arg abgenutzt.

O. Grabham. *Yorkshire (England), Mai 1909.*

Schottiſches Moorſchneehuhn. Henne.

Einſiedler iſt er aber auch wieder geworden, gleich den anderen Hähnen, und viel friedfertiger verkehrt er nun mit ihnen, denn ſie wohnen nun alle unweit beiſammen am Heidengrat.

Vor des Hühnerhabichts Tücke ſchützt ihn das almfarbene Kleid und ſein vielerprobter Argwohn; dem Hirten, der allmorgentlich mit ſeinem Vieh die Spitze des Heidengrates bezieht, iſt er gut Freund geworden, da dieſer ihm nichts tut. Reineke aber, den Schelm, fürchtet er ſchon gar nicht. Er mag friedfertig kommen, wie er will, der Alte kennt ſeine Tücke und Hinterliſt.

Und ſo lebt er ſeine Sommertage in beſchaulicher Ruhe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dort wo die ſchiefen Stämme der alten Zirben ihre windzerzauſten Kronen recken, nicht weit vom alten Gebäude der Almhütte, liegt langhingeſtreckt, die erdentblößten Wurzeln drohend gen Himmel geſpreizt, eine windgefällte Zirbe. Dicht an ihrem bleichen Stamm hat ein Wacholderbuſch kriechend Schutz gefunden, und in dieſem geſchützten Winkel lag das Neſt der Schneehenne.

Auch ſie iſt jetzt hellbraun und almfarben geworden, und die zwölf kleinen, dunkelgeſtreiften, munteren Küken finden an ihr die treueſte Beſchützerin. Sie weiß ſie ſo trefflich zu führen, daß der lüſterne Reinecke vergebliche Streifzüge auf die niedere Alm unternahm, und wenn Feind Hühnerhabicht über die dunklen Zirbenwipfel herangeiſterte, dann genügte ein leiſes Warnen und die junge Schar lag engangedrückt an die Unebenheiten

des Bodens, und ihr erdfarbenes Kleid sicherte sie vor dem Auge des Stoßgewaltigen.

Nur einmal war sie dem Besitzer der Heidealm, dem alten grauhaarigen Heidebauern mit der kurzen immerrauchenden Stummelpfeife, schier in die Hände gelaufen, denn plötzlich stand er mit seinem Almstocke mitten unter ihren Kindern.

Entsetzt fuhren die Kleinen auseinander, aber hurtig war die Henne dem Bauern vor die nach den Jungen greifenden Hände gehüpft und ließ, sich flügellahm stellend und mühselig vor dem Bauern herflatternd, sich gerne verfolgen.

Doch als sie die Kinder in Sicherheit wußte, da konnte sie wieder fliegen, beschrieb einen kurzen Bogen und ruhte nicht, bis sie alle ihre Jungen wieder zu sich gelockt. Der alte Bauer aber erzählte unten auf seinem Hofe dem erstaunten Gesinde die alte Sage, wie die jungen Schneehühnchen ein Büschel Almgras in die Ständerchen nähmen und sich auf den Rücken legend, das Büschel als Schild über sich hielten; und wie die alte Henne sich so geschickt krank stelle, um den Verfolger von den Jungen abzubringen. Und das Gesinde hat alles treulich geglaubt. Die Schneehenne aber führte ihre Jungen, wie sie größer wurden, hinauf ins Felstrümmerfeld; dort waren sie noch sicherer als unten, obwohl sie statt köstlicher Ameisenkost nun schon Azaleen- und Erizeenblättchen und mühsam gesuchte Kerfenkost speisen mußten.

Trotzdem konnte sie es nicht hindern, daß ein großer Rabe ihr ein halbflügges Küken stahl, und daß ein Sperberweibchen ein anderes überwältigte.

Die zehn anderen aber führte sie treulich durch alle Hindernisse des Alpenhochsommers.

Wieder balzten die Birkhähne auf den Zirben.

Doch diesmal nicht aus Minneluſt, sondern aus Freude über den schönen Oktobertag, der mit blutigroter Sonne in unendlicher Alpenklarheit über die graubereiften Berge heraufgezogen.

Die dunklen Zirbenkronen schmücken hellblaue Zapfenbüschel, denen zuliebe ganze Scharen von Tannenhähern mit gräßlichem Spektakel Erntefest feiern. Die bunten Viehherden sind abgezogen von den Almen, hie und da nur noch taucht ein einsamer Alpenwanderer auf und die Flüelerchen sind verstummt. Dafür tönt vom Bergwalde herauf der mächtige Schrei des Waldgewaltigen. Herbst ist's geworden.

Der Alte vom Heidengrat hat sein braunes Sommerröckchen mit dem grauen Herbstkleide vertauscht, und schon will er auch dieses mit dem schneeweißen Wintergewande wechseln, denn heller Schnee blickt vom höchsten Kegel des Heidengrates.

Auch die Henne ist grau und die flüggen Jungen gar.

Im Märzſchnee und weißen Kleid.

E. R. Warren.

Alpenſchneehuhn (amerikaniſches) im Märzſchnee und weißen Kleid.

Sie haben — im April, da Schnee noch das Land deckt — ihr weißes Gefieder noch behalten.

E. R. Warren.

Alpenſchneehuhn (amerikaniſches)
im fleckigen Kleid, das ſich wenig vom Tauſchnee abhebt.

Weibchen mit Jungen. Es hat ſein unauffälliges Sommerkleid (Juli).

E. K. Warren.

Alpenſchneehuhn (amerikaniſches) im Sommerkleid (Auguſt).

Zwei Tiere auf einer ſteinigen Halde (September).

E. K. Warren.

Alpenſchneehuhn (amerikaniſches) im Oktober-Neuſchnee.
Das Gefieder in der Ummauſerung zum weißen Winterkleid.

Die jungen Bengels darunter üben ſich juſt ſchon am Balzruf, wenn der junge Herbſtmorgen heranzieht. Sie raufen wie zur Lenzzeit, zittern ins Alpenblau hinan und ſchnarren, daß es weit widerhallt vom Heidengrat.

Der Alte hat wieder die Führung.

Kommt doch tagtäglich nun der arge Hühnergeier, ſo wie eben, als er die der Stimme des Alten nicht folgende Kette zweimal im Kreiſe um den Felskogel gejagt und nun zum dritten Male in ſeiner Argliſt ſcharf umbiegend, der Kette entgegenflog und ſie jäh überraſchend, mitten daraus eine junge Henne ſchlug.

Da heißt es ſcharf achthaben.

Doch heute iſt alles ſicher.

Der Alte führt ſeine Kette hinab, wo große Flecke mit ſaftigem Azaleenbeſatze und den herrlichſten roten Preiſelbeeren in einer kleinen Senkung locken, und die junge Schar fällt gierig darüber her. Nur er, der Alte, ſichert von Zeit zu Zeit.

Doch plötzlich ſteht der Jäger mit angebakter Büchsflinte über der Senkung.

Der Hahn warnt mit rauhem Ruf, die Kette ſtiebt durcheinander, — er will die Fittiche breiten, will — —, da ſauſt im jähen Blitze die Schrotladung in die Senkung und ehe noch der Donner des Schuſſes über die Alm verrollt, blättert der Alte vom Heidengrat ſein Leben aus. —

Wer wird nun die Kette durch die Fährniſſe des Alpenwinters führen, wer ſie warnen vor des Hühnerhabichts Tücke und ſie aus dem Bereiche der Schneewächten, dorthin führen, wo der Wind die Alm bloßgelegt und die einzige ſpärliche Azaleen- und Erizeenkoſt zu haben iſt? — —

Der Höckerschwan.

Von Martin Braeß.

Majestätische Würde und zierliche Anmut — kein anderer Vogel vereinigt diese scheinbaren Gegensätze in solcher Vollendung wie der Schwan, die herrlichste Zierde fast jedes Parkteiches. Kraftvoll rauscht der stolze Segler auf der Wasserfläche dahin, daß die schneeige Brust tief in die Welle eintaucht, die sich vor ihr auftürmt, wie vor dem Kiel eines vom Winde getriebenen Schiffes. Der lange schmiegsame Hals ist S-förmig zurückgebogen, beinahe bis auf den Rücken niedergedrückt; in den Flügeln, die sich wie stolze Segel an den Seiten emporwölben, fängt sich der Wind; kräftig arbeiten die stämmigen Ruder, ein machtvoller Vorstoß des Körpers bei jedem Schlag — mit reißender Schnelle, und doch ohne Hast, zieht das Schiff seine Bahn. Wie der Adler der Beherrscher des Luftmeeres, so ist der Schwan der König der Wasserfläche. Und auch der ruhende Schwan, wie schön, wie anmutig seine ganze Erscheinung! Leicht liegt der Körper auf dem glitzernden Spiegel, die stolzen Segel haben sich gesenkt, es ruhen die Ruder; der schlanke Hals ist fast geradlinig emporgerichtet, kaum angedeutet eine ganz sanfte Biegung; Kopf und Schnabel sind wagrecht gestellt oder nach der Wasserfläche gesenkt, die das Konterfei des herrlichen Vogels in zitternden Linien zurückstrahlt. Leise spielen die Wellen am Bug des schneeigen Fahrzeugs, das sich willig dem kosenden Spiel überläßt; auf und ab ein rhythmisches Wiegen und zugleich ein sanftes Wenden des Schiffes nach rechts und nach links — wahrhaftig ein Bild vollendeter Anmut, edel und zierlich zugleich.

Dichter und Maler aller Völker und Zeiten hat die Erscheinung des Schwans immer von neuem begeistert. In der Gestalt eines Schwans betörte Zeus die Leda, das Ideal weiblicher Schönheit; von einem Schwan sanft gezogen, trug das Boot Lohengrin, Parzivals herrlichen Sohn, nach Brabant; aus dem fernen, sonnigen Süden kamen in Schwanengestalt halbgöttliche Jungfrauen, sich im heiligen See zu baden, der ihnen immer wieder Schönheit und Jugend erneute, und das deutsche Märchen, das so viel von dem Wundervogel berichtet, verleiht seinem Haupt als Zeichen von Würde und Anmut eine Königskrone aus purem Gold.

Und doch, so majestätisch, so lieblich die zahmen oder halbzahmen Schwäne die Gewässer beleben, ihre volle Schönheit offenbaren die stolzen Vögel erst dort, wo sie in unbeschränkter Freiheit hausen, auf weltfernen Seen im hohen Norden oder auf den weiten Bodden und an den Flußmündungen unserer

F. Hornbogen. *Florkendorfer Moor, Juni 1905.*

Höckerschwan mit seinen sechs Jungen.

deutschen Ostseeküste. Leise nähert sich das Boot an dem schilfbesetzten Ufer des Sees einer Gruppe glänzender Schwäne, die sanft dahingleitend, schwimmende Pflanzenteile von der Wasserfläche aufnehmen oder den langen Hals in die Tiefe hinabsenken, um Strünke von Schilf und Binsen heraufzuzerren; einige stehen oder schwimmen auch ganz dicht am Gestade, und ihr gelbroter Schnabel zupft von dem Grün der Uferpflanzen. Kaum hat der erste den Nachen bemerkt, so erhebt er sich mit gewaltigen Schlägen der Flügel; die andern folgen dem Beispiel. Ein geräuschvolles Brausen und Klatschen, wenn die Füße und Schwingen die halb laufenden, halb fliegenden Tiere über und auf der Wasserfläche zwanzig, dreißig Meter dahintragen, ehe sie sich wirklich in die Lüfte erheben, weithin vernehmbar, wie das Nahen eines tobenden Sturmes; dann aber ein seltsames, mächtiges Sausen, an- und abschwellend, je nach der Entfernung, rhythmisch jeden Flügelschlag der gewaltigen Vögel begleitend. Dazu lassen einige ihre rauhe Stimme hören, ein tiefes „Grra", fast so laut, wie der trompetenartige Ton des grauen Kranichs; sie haben Sorge um ihr Nest, das im hohen Schilf am Rande des Wassers steht.

Dem Flugbild des Schwans fehlt freilich die Anmut; er besitzt nicht die Zierlichkeit des fliegenden Reihers, nicht das stolze, ruhige Schweben und Gleiten des Adlers; er ist zu groß und zu schwer. Aber die Größe des Luftschiffs ist's, die einen gar gewaltigen Eindruck macht: der größte Schwimmvogel unsrer Gewässer hoch in der Luft! Ohne Hast, aber kräftig schlagen die Schwingen; der lange Hals ist nach vorn gestreckt, meist etwas gesenkt. Gewöhnlich wird die Flugrichtung geradlinig genommen, doch auch Kurven kann das Luftschiff beschreiben. Ein schöner Anblick, wenn nicht nur ein einzelner Schwan, sondern eine ganze Gesellschaft, ein Dutzend oder noch mehr, über dem dunkeln Wasser in sausendem Fluge dahinjagt, weißglänzende Wolkenfetzen an der tiefblauen Glocke des Himmels. In der Ferne senkt sich die Schar schräg herab; mit den schlagenden Flügeln berühren die Segler jetzt klatschend das Wasser, und zischend sausen die weißen Fahrzeuge noch ein ganzes Stück auf der glitzernden Fläche dahin, ehe ihre Stoßkraft gehemmt ist. Auch auf dem Frühjahrs- oder Herbstzug gewähren fliegende Schwäne einen herrlichen Anblick; sie reisen stets in großer Gesellschaft, eine schiefe Linie oder, sind es sehr viele, eine Doppelreihe bildend, den ziehenden Kranichen ähnlich. Hundert, hundertundfünfzig Meter hoch streicht die Schar durch die Luft; man hört bereits von fern das eigentümliche Sausen, und man hat die Wanderer schon wieder aus dem Auge verloren, wenn einem noch immer der charakteristische Flugton im Ohr klingt, wie fernes Glockengeläute leise verhallend.

Das Verbreitungsgebiet des Höckerschwans ist ziemlich groß. Im Sommer bewohnt er das südliche Skandinavien, die deutschen Küstenländer und den

Ettel. *Mühlhausen (Thüringen), Herbst 1909.*

Ein Trupp alter und junger Höckerschwäne, in ihrer Mitte ein australischer Trauerschwan.

Südosten Europas, besonders Mittel- und Südrußland, sowie die Balkanhalbinsel; in Asien ist er auf allen großen Gewässern Turkestans und Südsibiriens sehr häufig. Den Winter aber verlebt er in den östlichen Mittelmeerländern, namentlich an den Küsten des Schwarzen Meeres, während die asiatischen Vögel bis nach den indischen Gewässern ziehen. Aber es bleiben auch viele Schwäne ihrer Heimat treu, nicht nur die zahmen oder halbwilden, sondern auch ganze Scharen von solchen, die sich völliger Freiheit erfreuen, oder sie wandern doch nur mäßige Strecken. An der Ostseeküste versammeln sich in manchen Wintern Hunderte auf den hinter den Inseln und Nehrungen gelegenen Bodden und Haffs; die meisten mögen allerdings weit im Norden brütende Singschwäne sein. Es geht ihnen traurig, wenn der Winter sehr hart wird und Eis die weite Fläche bedeckt; dann werden manche so schwach, daß es den Fischern gelingt, mit Knütteln die stolzen Vögel niederzuschlagen und ihre weißen Dunen zum Stopfen von Betten und Kissen zu verwerten; auch liefert die Haut, aus der man nur

W. Köhler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwan.

die Konturfedern entfernt, ein wärmendes Pelzwerk, das an Zartheit, Dichte und schneeiger Weiße jedes andere Pelzwerk weit übertrifft.

Sobald der Frühling die Wanderer nach ihren alten Brutstätten zurückruft, wird es lebendig in den stillen Buchten, wo die grünen Spitzen von Schilf und Rohr allmählich zwischen dem fahlen, abgestorbenen Pflanzenwust hervordringen. Aber an die Einrichtung der Wochenstube denkt man noch nicht, obgleich die älteren Paare, wie es scheint, für ihre ganze Lebenszeit unzertrennlich zusammenhalten. Es sind in der Gesellschaft so viele jüngere Tiere, die sich erst paaren wollen, auch einzelne ältere Männchen, die den Frieden der Eheleute immer von neuem stören, und besonders wenn Durchreisende rasten, gibt's Hader und Zank und Eifersuchtsszenen, und auch nachdem sich einzelne Paare bereits einen Nistplatz gewählt haben, kommen sie doch noch tagelang nicht zur Ruhe, weil sie den Nachbarn nicht trauen, die immer geneigt sind, sich fremdes Eigentumsrecht anzumaßen. Ist der See nur von kleinerem Umfang, so wird er meist von einem einzigen Pärchen in Anspruch genommen und hartnäckig gegen jedes andere verteidigt, das sich hier gleichfalls ansiedeln will. Rauschend, die Brust tief ins Wasser gesenkt, den Hals ganz zurückgelegt, so schwimmt das unduldsame Männchen, zum hartnäckigen Kampfe bereit, dem Eindringling wütend entgegen. Zieht sich dieser nicht schnell zurück, so stürzt der eifersüchtige Gegner in größter Hast auf den Feind und zerzaust ihm, mit Schnabel und

W. Kohler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwan.

Flügeln ganz gewaltige Schläge austeilend, das weiße Gefieder. Nicht eher verläßt er den Kampfplatz, als bis der andere die Flucht ergreift; dann erst kehrt der Sieger mit hastigem Ruderschlag zu der Stelle zurück, die sich das Paar für das Nest ausersehen hat. Dort steht schon das Weibchen; es zupft allerlei abgestorbenes Pflanzenmaterial ab und legt es sorgsam mit dem Schnabel zurecht. Ist die Wasserfläche von bedeutender Größe, das Ufer ausgedehnt und reich an schilfbestandenen Buchten, so brüten auch mehrere, nicht selten sogar zahlreiche Paare auf dem Gewässer; aber ohne Zank und Streit geht es auch hier nicht ab. Besonders die alten Schwanenmännchen sind unduldsam, eifersüchtig und hartnäckig, wie kaum ein anderer Vogel.

Auf einer kleinen Insel, in einem Schilf- oder Rohrbusche, immer der freien Wasserfläche möglichst nahe, steht das Nest, oder wie man es seiner Größe und des groben Materials wegen wohl auch bezeichnet, der Horst des Schwanenpaares. Vom Wasser her ist der stattliche Bau, namentlich im Frühjahr, wenn der Pflanzenwuchs ihn noch wenig verbirgt, unschwer zu entdecken. Strünke, Wurzeln, Ranken von Wasserpflanzen sind zu einem großen Klumpen zusammengehäuft, der einen oder anderthalb Meter und darüber im Durchmesser, dabei eine Höhe von 25 bis 50 Zentimeter aufweist. Unten liegen die stärksten Schilfstöcke, Rohrwurzeln und Stengel, bisweilen auch einige irgendwo angeschwemmte Baumreiser; es folgen Halme,

W. Köhler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerſchwan, ſich im Waſſer aufrichtend und mit den Flügeln ſchlagend.

Blätter, feinere Stengel, und ganz oben dürre Binſen, trockne Grasſtöckchen und dergleichen. Die Niſtmulde iſt gewöhnlich nicht tief; doch beſtehen in dieſer Beziehung Unterſchiede, wie denn überhaupt die Schwanenneſter durchaus nicht nach einer Schablone gebaut ſind. Manchmal iſt das Material kunſtgerecht zuſammengefügt, daß es ein feſtes, widerſtandsfähiges Gebäude bildet; nicht ſelten aber iſt der Horſt liederlich und loſe, und wenn das Waſſer ſteigt, treibt es ihn fort, oder der Sturm reißt den Bau auseinander.

In den meiſten Fällen iſt das Weibchen nicht nur der Baumeiſter, ſondern es ſchafft das Niſtmaterial auch herbei, während das eiferſüchtige und wachſame Männchen mit allen Zeichen des Stolzes, daß es ein Weibchen beſitzt und bald auch ein Heim, in der Nähe herumſchwimmt — wer es ihm ſtreitig macht, der wird ſofort attackiert; ſelbſt die zahmen Schwäne auf den Parkgewäſſern, die an den Menſchen gewöhnt ſind, werden um dieſe Zeit ſehr bösartig. Einzelne Männchen ſind wohl auch beim Neſtbau behilflich oder ſchaffen wenigſtens Bauſtoffe herbei, indem ſie alles, was ſich im Umkreis ihres weitreichenden Schnabels befindet, ergreifen, zu ſich heranziehen und dann in die Nähe des Horſtes legen. Dabei ſteht ihr Körper,

W. Kohler. *Ruhrwerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwäne.

der auf dem Lande so plump und schwerfällig erscheint, fast unbeweglich auf den kurzen, bleischwarzen Füßen, und nur der Hals, durch seine riesige Länge und Beweglichkeit vortrefflich dazu geeignet, leistet die Handlangerdienste. Manchmal wird die Arbeit unterbrochen, und die Gatten vergnügen sich dann im Wasser mit allerlei Kurzweil; sie schnäbeln sich, winden die langen Hälse umeinander, richten den Leib, mit den breiten Rudern „wassertretend", senkrecht empor, schlagen mit den Flügeln, daß es laut klatscht und das Wasser in Aufruhr gerät, und jagen auch einander in ungestümem Spiel eine Strecke weit über die Fläche.

Die Zahl der Eier, die in der zweiten Hälfte April gelegt werden, ist verschieden; bald sind's fünf, bald sechs oder sieben, aber auch acht Stück und mehr noch kommen vor, ebenso bisweilen nur vier. Sie sind von stattlicher Größe, elf bis elfeinhalb Zentimeter lang, bei einem Breitendurchmesser von sieben Zentimetern; zwei Gänseeier werden kaum so viel Inhalt aufweisen wie ein einziges Schwanenei. Solch große Eier bedürfen natürlich einer recht langen Brutzeit; fünf, ja fast sechs Wochen dauert es, ehe die Kleinen auskriechen. Das Männchen weicht während dieser ganzen Zeit nicht von der brütenden Gattin; es schwimmt in der Nähe umher oder stellt

R. Zimmermann. *Paarsteinsee bei Angermunde, Mai 1905.*

Neſt und Gelege des Singſchwans.

und kauert ſich neben den Horſt, ja mitunter löſt es auch das Weibchen im Brutgeſchäft ab. Gegen Ende der Brutzeit liegen im Neſt und in ſeiner Umgebung eine Menge weißer Dunen; das Weibchen hat ſie ſich ausgerupft und bedeckt damit die Eier, wenn es vom Horſt geht; infolgedeſſen zeigt es an der Unterbruſt einen großen Brutfleck, der ſich erſt im Spätſommer völlig verliert.

Den Schwanenjungen ſieht man es nicht an, was für herrliche, ſtolze Vögel ſie einſtmals werden ſollen. In dichten weißgrauen Flaum ſind die Dunenbällchen gehüllt, Schnäbelchen und Füße ſind ſchwärzlichgrau gefärbt; von der federloſen tiefſchwarzen Stelle zwiſchen Auge und Schnabelgrund, die dem erwachſenen Vogel zur charakteriſtiſchen Zierde gereicht, noch keine Spur. Im zweiten Monat brechen zwiſchen den Dunen die erſten Kiele auf Bruſt und Schultern hervor; aber ehe die Schwanenkinder wirklich flugfähig werden, vergehen gewiß gegen drei Monate. Dann tragen ſie ein braungraues Kleidchen, das aber im Lauf eines Jahres ganz weißſcheckig wird, indem die ſpätere Farbe immer mehr an Umfang gewinnt. Im zweiten Jahre erhält auch der Schnabel einen rötlichen Anflug, und die nackten Teile vor und neben der Stirn treten ſchon deutlich hervor, ebenſo der Höcker

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Pärchen Höckerſchwäne am Neſt. Das Weibchen ſetzt ſich eben aufs Gelege.

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Höckerſchwanweibchen auf dem Neſt mit Jungen.

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Weiblicher Höckerſchwan mit Jungen.

oben an der Schnabelwurzel, dem dieſe Schwanenart ihren Namen verdankt. Erſt im dritten Jahre ihres Lebens werden die nun fortpflanzungsfähigen Jungſchwäne ganz weiß; jetzt ſind ſie faſt ebenſo ſchön und ſtattlich wie ihre Eltern.

Aber in anderer Beziehung ſind die Schwanenkinder doch ſchon recht weit, ſobald ſie ihr enges Gefängnis geſprengt haben. Nicht länger als einen Tag laſſen ſie ſich von der Mutter noch wärmen; dann geht es hinaus ins Waſſer, das ihnen die Natur zum Aufenthalt für ihr ganzes Leben beſtimmt hat. Anfangs ſind die Kleinen wohl zaghaft; ſie halten ſich eng zuſammen und ſchmiegen ſich an das weiße Gefieder von Vater oder Mutter, die ſtets zur Verteidigung ihrer Jungen bereit ſind und ſelbſt jede vorüberfliegende Krähe mit Mißtrauen betrachten und unwillig knurren oder ziſchen, wenn der vermeintliche Feind ſich nicht ſchleunigſt entfernt. Sie zeigen den Jungen, was für ihren Schnabel gewachſen iſt, ſchwimmendes Entengrün und dergleichen, wie man's vom Waſſerſpiegel aufnimmt, auch aus größerer Tiefe allerlei Pflanzen heraufholt oder am bewachſenen Ufer mit flachgehaltenem Schnabel alles durchſchnattert, was ſich dort findet. Sind die kleinen Ruderfüßchen müde oder erhebt ſich der Wind, daß die gekräuſelten Wellen die Tierchen erſchrecken, ſo nehmen die Eltern die kleine Geſellſchaft auf ihren Rücken, und es iſt dann ein reizendes Bild, wenn die Küchlein

R. B. Lodge. *Holland, Mai 1897.*

Trompeterſchwan.

hinter den Flügel- und Schulterfedern von Vater und Mutter Schutz ſuchen. Gleitet eins wieder herab, gleich ſenkt ſich das Schiff, und leicht klettert der über Bord Gefallene mit ſeinen Ruderfüßchen am Fahrzeug empor. Abends kehren die Eltern mit ihren Kindern wieder zum Neſte zurück; die Mutter nimmt ihre Lieben unter die wärmenden Flügel, und der Vater bewacht die Familie. Erſt nach Monaten, wenn die Schwänchen ſchon bedeutend gewachſen ſind, wenn ſie ihr Federkleid haben und ihr kindliches Piepen ſich bereits in ein kräftiges Knurren verwandelt hat, lockern ſich die Beziehungen zwiſchen Eltern und Kindern. Letztere treiben ſich nun allein auf den Gewäſſern umher, ſchlagen ſich zu größeren Geſellſchaften zuſammen und verlaſſen im Herbſt meiſt noch vor den Alten die Heimat.

Der Vetter des Höckerſchwans, der Singſchwan, iſt ein polarer Brutvogel der Alten Welt, der nur als Wintergaſt die deutſchen Küſten der Oſtſee, bisweilen auch die der Nordſee beſucht, ausnahmsweiſe auch einmal tiefer im Lande erſcheint. Auf den erſten Blick iſt er von dem Höckerſchwan zu unterſcheiden, auch wenn man das Zitronengelb der nackten Stelle zwiſchen Auge und Schnabel, das bis zu den Naſenlöchern reicht und ſich am Rande des Oberſchnabels noch weiter nach vorn erſtreckt, der großen Entfernung

wegen nicht zu erkennen vermag. Die ganze Haltung ist weniger anmutig; der Hals, etwas stärker und kürzer, wird fast immer ziemlich gestreckt getragen, und das Aufblähen des Gefieders, wie es der Höckerschwan übt, wenn irgend etwas sein Gemüt aufregt, versteht der Singschwan auch nicht so gut. Aber in der Größe und im Gewicht kommt er jenem vollkommen gleich.

Die Stimme hat dem Singschwan den Namen gegeben, und manches Märchen weiß vom „Schwanengesang" zu erzählen. Einsilbige, tiefere oder höhere Rufe sind es, welche die in Gesellschaft schwimmenden Tiere oft stundenlang hören lassen, wobei sie ruhig ihrer Beschäftigung nachgehen. Beim Flug aber verstärkt sich die Stimme und mischt sich mit dem rhythmischen Rauschen der mächtigen Schwingen — wie Glockenklänge aus weiter Ferne tönt's dann geheimnisvoll aus der Höhe herab.

Auf Island ist der Singschwan ein weitverbreiteter Brutvogel. Im April oder Mai kommt er nach seinen Nistplätzen, wo er auf kleinen Inseln oder an geschützten Uferstellen den Horst errichtet. Sind die vier bis sieben Jungen flugfähig, so begeben sich die Familien nach größeren Seen, Strömen oder dem Meere. Ende September oder im Oktober ziehen die Schwäne fort, meist Weibchen und Jungvögel, während die alten Männchen im Lande überwintern, von einem Gewässer zum andern oder von Meeresbucht zu Meeresbucht streichend.

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Höckerschwan in Kampfstellung.

Der Rotſchenkel.

Von Dr. Ernſt Schäff.

In die weit ausgedehnten, flachen, ſumpfigen Wieſenflächen, die in den Küſtengegenden unſrer Nord- und Oſtſee auf große Strecken der Landſchaft den Stempel der Einſamkeit und Öde aufdrücken und die auch im mittleren und ſüdlichen Deutſchland vielfach Teiche und Seen umſäumen, verirrt ſich nur ſelten der Fuß des Wanderers. Was iſt denn dort auch wohl zu finden? Kein Wald, kein Baum, kaum ein Strauch als Unterbrechung der einförmigen, grünen Fläche; meiſt wenige und ſchlechte Wege, hier und da wackelige Brücken, die man nur mit einem gewiſſen Mißtrauen betritt, und viel Gelegenheit, ſich naſſe Füße zu holen. Aber je weniger ſolche Gegenden den Menſchen, wenn er nicht Ornithologe iſt, locken, um ſo mehr fühlen ſich allerlei Vögel zu ihnen hingezogen, die dort alles finden, was ſie brauchen und ſuchen: Nahrung, Niſtplätze und Ruhe für das Brutgeſchäft.

Wenn im März die wärmer und wirkſamer werdende Frühjahrsſonne den Schnee zum Schmelzen gebracht und Gräſer und Kräuter zu neuem Leben und Sprießen erweckt hat, wenn die Kiebitze ſich an den altgewohnten Brutplätzen wieder einfinden und gaukelnden Fluges über den noch vielfach von Waſſer bedeckten Flächen ihr Weſen treiben, dann ſtellt ſich, teils mit jenen Frühlingsboten, teils bald nach ihnen, auch der Rotſchenkel ein, ein zierlicher, ſchlanker Vogel von der Größe einer Wacholderdroſſel, mit langen, rotgelben Stelzbeinen, die ihn für ein gutes Auge leicht kenntlich machen. Freilich läßt ſich unſer Rotbeinlein, wie er in älteren Schriften von dem ihn tatſächlich am beſten kennzeichnenden Merkmal oft genannt wird, nicht gern aus der Nähe betrachten, denn er iſt ein gar vorſichtiges Tierchen mit etwas ängſtlichem Gemüt und ſtark zu Mißtrauen neigend. Auch im Fluge hat er ſeine Beſonderheiten. Von dem bräunlichen Gefieder der Oberſeite des Körpers hebt ſich ein großes, weißes Schild auf den ausgebreiteten, ſpitzen und ſchmalen Flügeln ſehr lebhaft ab und auch der weiße Unterrücken ſamt dem Bürzel leuchten weithin. Das läßt ſich alles ſehr wohl erkennen, wenn der Vogel, wie er es in der Regel zu tun pflegt, aufgeſcheucht in mäßiger Höhe über dem Erdboden dahinſtreicht, um nach einiger Zeit mit etwas herabgebogenen Flügeln unter einigen, ſchwebend ausgeführten Schwenkungen wieder einzufallen. Am meiſten aber macht ſich der Rotſchenkel bemerkbar, wenn die Geſellſchaften, die gemeinſam die

M. Behr. *Norderoge, August 1908.*

Fliegende Rotſchenkel.

Reiſe aus der Winterherberge im Mittelmeergebiet oder noch viel weiter ſüdlich nach den heimatlichen Gefilden ausführten, ſich aufgelöſt und die einzelnen Paare ſich zuſammengefunden haben. Verträglich wie unſer Rotſchenkel iſt, beanſprucht er kein beſonderes Brutgebiet für ſich, ſondern niſtet in Frieden und Eintracht als guter Nachbar mit ſeinesgleichen ſowohl als auch mit andern Sumpf- und Grünlandbewohnern, wie Kiebitzen, Limoſen, Kampfhähnen und manchen andern. Er hält auch inſofern auf gute Nachbarſchaft, als er im Intereſſe der Allgemeinheit mit großem Eifer das Wächteramt verſieht, von etwas erhöhten Punkten ſcharf Ausſchau hält und jede verdächtige Erſcheinung durch laute Rufe ankündigt, ihr auch wohl entgegenfliegt, um ſich durch Rekognoſzieren Gewißheit zu verſchaffen, wie die Sache ſteht. „Dipdipdipdipdjüdjüdipdjü“ ſo ſchallt es aus dem an der Wurzel roten, geraden Schnabel des Kundſchafters, der den ſich nähernden Menſchen in ſicherer Höhe umkreiſt und muſtert. Handelt es ſich um ein ehrſames Bäuerlein, eine alte Frau mit der Kiepe auf dem Rücken oder ähnliche harmloſe Erſcheinungen, ſo beruhigt ſich der Vogel bald, denn er

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Juni 1903.*

Rotſchenkel, brütend.

weiß recht gut zu erkennen, von wo ihm Gefahr droht und von wo nicht. Nähert ſich aber ein Mann mit einem Gewehr oder gar mit einem umherſtöbernden Hund, ſo gibt es einen Mordslärm unter den Rotſchenkeln. Ganz beſonders aufgeregt ſind aber unſere Vögel, wie auch die andern Sumpfbewohner, zur Brutzeit, wenn die Weibchen auf den Eiern hingebungsvoll Mutterpflichten genügen. Zu dieſer Zeit läßt das Männchen ungeſtört ſeine melodiſche Stimme erklingen, indem es, um ſeinem Glücksgefühl Luft zu machen und ſeinem Wohlbefinden Ausdruck zu geben, vielleicht auch um ſeiner Auserwählten Wohlgefallen zu erringen, einen förmlichen Balzgeſang vorträgt. Der Rotſchenkel hat eine modulationsfähige, über ein Repertoir wirklich wohlklingender Flötentöne verfügende Stimme und macht an ſchönen Frühlingstagen von ihr ausgiebigen Gebrauch, ſo daß in Landſtrichen, wo viele Rotſchenkel brüten, die Luft zeitweiſe ſo von ihrem Geſange erfüllt iſt, wie über dem Ackerfelde vom Lerchenſchlag. Balzend erheben ſich die rotbeinigen Herren flatternden Fluges in die Luft, ſenken ſich herab, ſteigen wieder auf,

W. Farren. *Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906.*

Kleiner Rotſchenkel, zu Neſt gehend.

W. Farren. *Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906.*

Kleiner Rotſchenkel, ſich auf die Eier ſetzend.

W. Farren *Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906.*

Kleiner Rotſchenkel, brütend.

J. Atkinson. *Malham-Yorkshire, Mai 1909.*

Neſt und Gelege des kleinen Rotſchenkel.

Digitized by Google

W. Wilson. *Malham-Yorkshire, Mai 1906.*

Junger Rotſchenkel.

drehen ſich auch wohl im Kreiſe, kurz führen ihren Balzflug in ſehr verſchiedener und auffälliger Weiſe aus, wobei jeder teils im Aufſteigen, teils im Herabſinken ſeinen in angenehmen Flötentönen trillernden Geſang mit Ausdauer hören läßt. „Tlülülülülülü . . .“ oder „tjü jü jü jü . . .“, allmählich in immer ſchnelleres Tempo und ſchließlich in einen richtigen Triller übergehend, klingt es von allen Seiten und überall iſt die klare Frühlingsluft belebt von den erregten Rotſchenkelmännchen. Indes ſitzen die Weibchen lauſchend auf dem einfachen, nur mit etwas trockenem Gras ausgelegten Neſt, das gern auf einer kleinen Erhöhung, aber dabei von oben gedeckt durch einen Grasbult oder eine Staude, einen kleinen Weiden- oder Sanddornbuſch oder dergl., ſteht. Auf den Inſeln und Halligen der Nordſee liegen die Neſter auch wohl im Dünengebiet ziemlich frei. Wenn die vier kreiſelförmigen Eier, die den Kiebitzeiern einigermaßen ähneln, aber in der Grundfarbe mehr ins Rotgelbliche ziehen, auch feinſchaliger ſind, im Neſte liegen, beginnt die vierzehn Tage dauernde Bebrütung. Dann halten immer einige Männchen Wache von einem erhöhten Punkt, der weiten Ausblick geſtattet. Mehr als die meiſten andren ihrer Verwandtſchaft ſetzen ſich die Rotſchenkel auch auf Zweigſpitzen von Büſchen oder niedrigen Bäumen. Krähen, Rohr- und Wieſenweihen, auch wohl der Wanderfalke, ſuchen das

W. Farren. *Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1909.*

Rotſchenkel am Neſt.

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Kleiner Rotſchenkel, aufs Neſt gehend.

Sumpfgelände hier und da auf, um hier zu jagen oder zu ſtehlen; der Fuchs lenkt wohl mal ſeine Schritte dorthin und auch Iltis und Wieſel ſtellen ſich gelegentlich ein. Sobald irgendein ſolcher Feind in Sicht kommt, erheben die Rotſchenkel, ſehr bald verſtärkt durch herbeieilende Genoſſen, ſowie durch die ebenfalls ſehr wachſamen Kiebitze, ihr Warnungsgeſchrei, das wie ein gedehntes „Düh" klingt, bei näher kommender Gefahr in ein hartes, öfter wiederholtes, teils zwei-, teils einſilbig ausgeſtoßenes „djü djü djü . . ." übergeht. Kommt der Feind dem brütenden Weibchen zu nahe, daß dieſes das Neſt verlaſſen muß, ſo ſtößt es ein angſtvolles „kräih" aus und ebenſo drücken die beiden Alten ihre Angſt aus, wenn ihren Jungen irgendwie Gefahr droht.

Wenn alles gut ging, kein Gelege von räuberiſcher Menſchenhand mit Kiebitz-, Limoſen- und andern Sumpfvogeleiern geraubt wurde, um für einen lächerlich hohen Preis auf den Tafeln der ſtädtiſchen Gourmands als Kiebitzeier zu paradieren, Krähen und Weihen das verſteckte Neſt nicht fanden und plünderten, Frühjahrsüberſchwemmungen kein Verderben brachten, ſo erblicken gegen Mitte oder Ende Mai, in nördlichen Ländern erſt im Juni, die vier in ein wie eine Tarnkappe ſie unſichtbar machendes Dunenkleid gehüllten, zierlichen Jungen das Licht der Welt. Kaum iſt die kleine Geſellſchaft trocken geworden, hat die Arme, denen zum Flügel eigentlich ſo gut wie alles noch fehlt, gereckt, die noch etwas wackligen Beinchen ein paarmal geſtreckt, da geht ſchon die Reiſe in die große Welt los, in der ſich die kleinen, oberſeits auf rötlichgrauem Grunde mit undeutlich begrenzten, dunkeln Streifen und Flecken gezeichneten, an Bruſt und Bauch weißlichen Dingerchen, denen noch die ſchön gelbroten Beine der Alten gänzlich fehlen, überraſchend gut zurechtfinden. Die beiden Eltern haben ein wachſames Auge

M. Behr. *Norderooge, Juni 1907.*

Pfeifender Vogel.

Flugbild des kleinen Rotſchenkel.

auf ihre kleine Schar, halten ſie in guter Deckung, wo jederzeit Verſtecke in Gras- und Seggenbulten zur Verfügung ſtehen, und lernen ſie bald an, allerlei Gewürm, Inſekten, Spinnen, kleine Mollusken aus den flachen Waſſerlachen und was ſonſt zu finden iſt, aufzupicken, indem ſie anfangs den Jungen das zappelnde Kerbtier vorhalten, bis die gelehrigen Schüler danach ſchnappen. Bald verſuchen dieſe dann ſelbſtändig, ſich bewegende Inſekten oder Würmer zu erhaſchen und lernen dies in kurzer Zeit. Auf den leiſen Lockruf der Alten, „dück dück . . .", folgen die gehorſamen Kinderchen überallhin. Da huſcht ein dunkler Schatten über die emſig nach Nahrung ſuchende Geſellſchaft — ein Warnungsruf der Mutter, und ſofort iſt die ganze, eben noch ſo muntere und bewegliche kleine Geſellſchaft wie vom Erdboden verſchwunden. Hier ſteckt eins unter dem Schutz der überhängenden, vorjährigen Halme eines Seggenbultes, der es völlig bedeckt, dort drückt ſich eins dicht unter den halbverfaulten Reſt eines alten, längſt umgewehten Pfahles, ein drittes läßt ſich von einem Weidenzweig beſchirmen. Die Alten wiſſen als gewandte Flieger den Nachſtellungen gefiederter Feinde, wenn es ſich nicht etwa um den Wanderfalken handelt, ziemlich leicht zu entgehen; Krähen werden nicht ſelten mit vereinten Kräften aus dem Brutrevier hinausgetrieben. Iſt der Feind außer Sicht, ſo locken die alten Rotſchenkel bald ihre kleine Schar wieder zuſammen und der praktiſche Unterricht nimmt ſeinen Fortgang. Schon nach einigen Tagen beginnen zwiſchen den Dunen die erſten Federchen hervorzuſproſſen und es vergehen nur drei oder vier Wochen, bis der junge Nachwuchs imſtande iſt, recht geſchickt zu fliegen. Wenn die Alten ſich jetzt auch noch eine Zeitlang mit den Jungen zuſammenhalten, ſo dauert das Familienleben doch nicht mehr

27*

Dr. Heatherley. *Wells by the Sea (Norfolk), Juni 1908.*

Altes Rotſchenkelweibchen, das Neſt austretend.

lange, denn die elterlichen Gefühle erlöſchen mehr und mehr, ſobald die elterliche Fürſorge und Anleitung überflüſſig wird. Schon von Ende Juli an ſchlagen ſich die jungen Rotſchenkel in Schwärme zuſammen, die gemeinſam umherſtreifen, wie die Alten verhältnismäßig früh ſich zum Zuge anſchicken, aber an ihnen zuſagenden Örtlichkeiten ſich noch länger aufhalten. Da nun die weiter nördlich wohnenden Exemplare auch zeitig den Zug antreten und bei uns Einkehr halten, ſo ſehen wir den ganzen Herbſt hindurch größere oder kleinere Scharen der hübſchen Vögel. Sonderbarerweiſe bleiben im Winter eine ganze Anzahl Rotſchenkel in Island, auch auf den britiſchen Inſeln, bei uns aber nur als große Ausnahme. Sehr zahlreich beleben ſie teils als Brutvögel, teils als Durchzügler unſere Strandgegenden, wo ſie einen reich gedeckten Tiſch finden, wenn zur Ebbezeit an der Nordſee die weiten Watten Tauſenden und Abertauſenden von Strandvögeln Nahrung in Hülle und Fülle bieten. Freilich, die wirklich unzählbaren Scharen von See- und Strandvögeln, von denen die Altmeiſter der deutſchen Ornithologie berichten, ſind nicht mehr vorhanden. Das fortgeſetzte Eierſammeln und die Schießwut der Badegäſte auf den Nordſeeinſeln, im Binnenlande z. T. auch die Meliorationen haben es fertig gebracht, daß unſere Strandvogelwelt kläglich zuſammengeſchmolzen iſt. Vielleicht iſt der Rotſchenkel noch relativ gut daran, da er nicht nur die Meeresküſten und die ihnen naheliegenden Striche bewohnt, ſondern ſich ebenſo gern auf grünem Sumpfland und naſſen

Dr. Heatherley. *Wells by the Sea (Norfolk), Juni 1908.*

Rotſchenkelweibchen, zum Neſt gehend.

Wieſen des Binnenlandes anſiedelt. So dürfen wir hoffen, den melodiſchen, etwas klagenden Ruf des Totanus calidris noch lange bei uns zu hören. Im übrigen verbreitet er ſich über ein ſo weites Gebiet — von Island bis zum Mittelmeer, oſtwärts bis nach China, ſogar über große Teile Nordamerikas; auf dem Zuge in Afrika bis jenſeits des Äquators und in Aſien bis nach Indien —, daß er immer noch viele Stellen findet, auf denen er ſich halten kann. Für uns iſt aber die Hauptſache, daß er auch weiter in der deutſchen Ornis verbleibt!

Die Elſter.

Von Martin Braeß.

Unter unſeren Rabenvögeln gebührt der Elſter, dem gleißenden Hexenvogel des Volkes, der Preis der Schönheit. Freilich Farbenreichtum, wie ihn Eisvogel, Mandelkrähe, Bienenfreſſer zeigen, märchenhaft ſchön und wunderbar, als ſeien es Vögel der Tropen, fehlt dem Kleide der Elſter; nur ſchwarz und weiß iſt ihr Kleid.

Niedrig ſtreicht dort eine über dem Boden dahin und ſchwingt ſich dann auf einen Baum empor, wo ſie im Gefieder ſich neſtelt und ihre Schwingen glättet und ölt. Da werden die breiten inneren Fahnen der großen Schwungfedern ſichtbar, die in der Ruhelage von den ſchmalen Außenſäumen verdeckt waren, und nun erſcheint der Flügel längsgeſtreift, ſchwarz und weiß.

Doch den herrlichſten Schmuck des Kleides bildet der wunderbare Metallſchimmer, der über den größten Teil des ſchwarzen Gefieders ausgegoſſen iſt, ſo prächtig, daß er an manchen Stellen die Grundfarbe faſt verdrängen will. Hals und Rücken erglänzen blau, die Flügel grün, die kleinen Schwungfedern dritter Ordnung, die bei jeder Bewegung in andern Farben ſpielen, goldig oder tiefblau oder ſpangrün. Und dann der lange, keilförmig gebaute Schwanz! Bis zur Mitte ſchillern die Schwanzfedern blaugrün, dann bis nahe dem Ende ſchön goldig; nun folgt ein ſchmaler violetter Querſtreifen, und an dieſen ſchließt ſich die ſtahlblaue Spitze. Schon ſeine Geſtalt gereicht dem Vogel zu einem auffallenden Schmuck; gleich einer Schleppe zieht er ihn bei ſeinem langſamen, unſicheren Flug nach ſich durch die Luft — das beſte Erkennungszeichen der Elſter auf weite Entfernung. Etwas über die Maßen Graziöſes verleiht er ſeinem Träger.

Schrittweiſe — mitunter ein Sprung — ſo ſtolziert jetzt die Elſter über die Schneefläche, hoch trägt ſie dabei den Schwanz und wippt beſtändig damit. Plötzlich hat ſie am Boden ein dunkles Etwas erſpäht — vielleicht iſt's ein genießbarer Biſſen; hüpfend rennt ſie drauf zu, die lange Schleppe weit nach hinten geſtreckt. Jetzt halt! der Schnabel hackt emſig, und ſenkrecht ſchnellt der Schwanz in die Höhe. Bald iſt die Beute zerteilt; die einzelnen Stücke werden haſtig hintergeſchluckt, und nun ſetzt ſich der Vogel wieder auf einen Aſt, der Ruhe zu pflegen. Nachläſſig hält er die Flügel, ſchlaff hängt der Keilſchwanz herab. Aber da kommt eine ſchwarze Krähe herbei;

Bartels. *Kaltenhof (Westpriegnitz). April 1908.*

Eben fertiggeſtelltes Elſterneſt, zwei Meter über dem Boden.

ſofort ſtelzt die Elſter den Schwanz in die Höhe, bläht das Gefieder, ſchreit heftig und ſtößt auf den Ruheſtörer von links und von rechts, von oben, von vorn. Doch die Krähe hackt auch mit ihrem kräftigen Schnabel; ein wohlgezielter Hieb nach dem Kopf, und laut kreiſchend ſtürzt die Elſter herab und flüchtet, ſo ſchnell die kurzen, abgerundeten Flügel ſie tragen, niedrig über die Felder nach dem Rande des Waldes, in deſſen Dunkel ſie dem Auge des Feindes entſchwindet.

Im zeitigen Frühjahr beginnt auch die Elſter mit ihrem Geſang, denn ſo ganz ohne die edle Gabe Apolls iſt unſre „Schackelſter" doch nicht: ein gemütliches Plaudern iſt's, ein munteres Geſchwätz, das ſie in der Nähe des Neſtes hören läßt, am anhaltendſten in den Flitterwochen der jungen Ehe. Auch einige pfeifende Töne ſchaltet ſie ein, die nicht ohne Wohlklang ſind, und das Weibchen, welches auch äußerlich dem Männchen vollſtändig gleicht, verſteht ſich auf dieſe Kunſt ſo gut wie ſein Herr und Gebieter. Meiſt ſcheint es eine Art Selbſtgeſpräch zu ſein, das ſie führen; nachläſſig ſitzen ſie dabei auf einem Aſt; faſt ſenkrecht hängt der Schwanz herab, doch zuckt er immer

Stefanescu. *Kindsir (Ungarn).*

Neſt und Gelege der Elſter.

ein wenig, als wollte er zu dem halblauten Geſchwätz den Takt ſchlagen. Auch wenn mehrere Männchen um die Braut werben, tragen ſie ihren eigentümlichen Geſang vor; aber lebhafter jetzt, oft unterbrochen von lautem „Schackſchack". Energiſch ſchlägt der Schwanz auf und ab; die Flügel ein wenig gelüftet, die Bruſt tief geneigt, ſo trippeln die Freier unruhig auf dem Aſte umher oder hüpfen von einem Zweig zum andern, und nicht ſelten endet das Liebesſpiel mit blutiger Rauferei, daß die Federn umherfliegen; dabei ſind die Krallen als Waffe wohl ebenſo wichtig, wie der kräftige Schnabel.

Nicht übel verſteht es die Elſter, ihrem plaudernden Geſang bisweilen auch fremde Laute beizufügen, ohne freilich in dieſer Kunſtfertigkeit ihren Verwandten, Meiſter Markolf, zu erreichen, zumal ſie meiſtens nur ſolche Naturlaute wiedergibt, die ſich nicht gerade durch Wohllaut auszeichnen, wie das Gackern der Hühner, das Knarren des Hoftors oder das Quietſchen der Wetterfahne. Schon der alte Geßner ſagt von der „Ägerſten" oder „Azel", ſie verändere ſtets ihre Stimme, „alſo daß ſy ſchier alle tag eine andere hat". Was aber eine planvolle Erziehung vermag, das zeigen oft jung dem

Rudiger. *Reichenbach (O.-L.), Juli 1908.*

Junge Elſter auf einer Tanne.

Neſte entnommene Elſtern. Sie lernen im Umgange mit dem Menſchen allerlei Worte ſprechen, ebenſo vorzüglich wie der Kolkrabe und der Häher, die Dohle und der Star. Ja, dem ſpaßhaften „Plappervogel" bereitet es offenbar das größte Vergnügen, die aufgeſchnappten oder eingelernten Wörter und Sätzchen zum beſten zu geben; denn gerade, wenn es ihm am wohlſten iſt, nach der Mahlzeit oder dem Bad, plappert der gelehrige Vogel nach Herzensluſt. Das kannten ſchon die Alten. Plinius berichtet davon, und der römiſche Dichter Martial erwähnt die Schwatzhaftigkeit der Elſter in folgendem Epigramm:

„Deutlich begrüße ich dich mit „Herr", ich ſchwatzhafte Elſter;
Sieht man mich nicht, wer glaubt's, daß nur ein Vogel ich ſei!"

Das Volk macht ſich luſtig über das inhaltsleere, verſtändnisloſe Nachplappern der eiteln Schwätzerin — „ſchwatzhaft, wie eine Elſter" iſt eine vielgebrauchte Redensart —; die Fabel läßt ſie mit der Nachtigall wettſingen zum Gaudium aller Tiere des Waldes; die Mythe berichtet, die Elſter ſei

J. Atkinson. *Yorkshire (England), Juli 1906.*

Junge Elstern.

der einzige Vogel gewesen, welcher beim Verscheiden Christi nicht getrauert, sondern gehöhnt und gelacht habe, und zur Strafe müsse sie nun zeitlebens ihr unschönes Lachen hören lassen; das Märchen verspottet den Rabenvogel: „Frau Elster, hat sie Plapperwasser getrunken?“ und der volkstümliche Kalendermann und Wettermacher sieht in ihrem Schwatzen und Schackern eine gute Prognose; wenn die Elstern viel lachen und gackern, so sagt er, und nicht aufhören, sich Komplimente zu machen, dann darf man sicher auf anhaltend schönes Wetter rechnen.

Die Elster ist ein ausgesprochener Standvogel; die Kälte des Winters ficht sie nicht an. Deshalb beschäftigt sie sich nicht selten schon im Februar mit dem Nestbau. Am liebsten wählt sie hierzu den Wipfel eines recht hohen Baumes, eine Pappel, Kiefer, Birke oder eine Erle am Rande des Baches. Bisweilen aber vergißt sie diese Vorsicht und baut ihren kleinen Horst in eine niedrige Linde oder auf einen Weidenstumpf, in einen dichten Busch, nur zwei, drei Meter über dem Boden, in einen wilden Rosenstrauch oder eine Schlehdornhecke; selbst im Winkel eines leeren Taubenschlags hatte sich

K. Soffel. *Siebeneich-Bozen, Juni 1908.*

Jungelſter im Unterholz.

einſt ein Pärchen häuslich eingerichtet. Geſchloſſene Waldbeſtände meidet die Elſter, denn ein eigentlicher Waldvogel iſt ſie nicht. Die Nähe einzelner Gehöfte, die Umgebung von Dörfern und ackerbautreibenden Landſtädtchen, beſonders wo Wieſen und Felder mit kleinen hochſtämmigen Feldgehölzen und Obſtgärten wechſeln, das iſt ihr der liebſte Aufenthalt. Dabei meidet ſie, wenigſtens in Mitteleuropa, im allgemeinen die höheren Gebirgslagen, während ſie auch vor dem kälteſten Norden nicht zurückſchreckt.

Nur die frühen Morgenſtunden verwendet die Elſter zur Herſtellung ihres Horſtes, und ſo kommt es, daß gewöhnlich der Bau ziemlich fertig iſt, ehe ihn jemand bemerkt hat. Dünne Reiſer, Dornen, Würzelchen tragen die geſchäftigen Vögel zuſammen, verflechten alles ſorgfältig miteinander und mit den Zweigen des Niſtbaums und bilden ſo zunächſt die äußere Wand des immer ziemlich tiefen Napfes. Innen wird er mit Erde oder Kot ausgeklebt, bisweilen ſind auch Steinchen mit eingefügt, und über dieſe Schicht wird eine weiche Lage zarter Würzelchen und Tierhaare ausgebreitet. Von oben ſchützt der Vogel das Neſt durch eine Art Haube oder Helm, indem

er sperrige Reiser und Dornen dem Nestrande so einfügt, daß sie oben hoch vorstehen und von einer Seite weit über das Nest greifen, eine Wölbung bildend, oft so vollkommen, daß nur ein seitlicher Eingang frei bleibt, gerade weit genug, die Besitzer durchschlüpfen zu lassen. Es finden sich aber auch Elsternester, denen diese Schutzhaube fehlt. Gern werden alte Horste wieder benutzt, wenn sie Wetter und Sturm leidlich verschont haben; die schadhaften Stellen sind bald ausgebessert, und man spart Mühe und Zeit. Freilich, manchmal will's scheinen, als ob es die brutlustigen Vögel nicht eilig hätten; denn nicht selten beginnen sie an mehreren Stellen zu gleicher Zeit einen Bau. „Sie sind," sagt Naumann, „um zu täuschen, bald bei diesem, bald bei jenem Nest, so daß man oft erst dann das eigentliche Wochenbett entdeckt, wenn man die Jungen darin hört." Vielleicht ist's auch ein neu vermähltes Paar, das zum erstenmal brütet; unschlüssig in der Wahl des Nistbaums, probieren's die Vögel bald hier und bald dort, oder es handelt sich nur um eine lustige, neckische Spielerei, wie's auch andere Vögel gern treiben, besonders die Grasmücken.

Sechs bis acht Eier legt das Weibchen; sie sind von grünlicher oder gelblicher Grundfarbe, über und über mit braunen Punkten und Flecken bestreut; doch die Zeit, wann das Gelege vollzählig ist, wechselt sehr. Schon Ende März kann alles besorgt sein; manchmal verzögert sich aber das Geschäft auch bis Ende April; ja, wurden die ersten Eier durch ein Unglück vernichtet, so beginnt das Weibchen wohl selten vor Mitte Mai mit dem Brüten. Außerordentlich fest sitzt es auf dem Gelege; man kann heftig gegen den Stamm des Nistbaums schlagen, das Weibchen läßt sich nicht stören. Selbst ein Schrotschuß wird die Alte unter Umständen nicht von ihrer Pflicht abhalten; ruhig brütet sie weiter, auch wenn die ganze Ladung ins Genist eindringt, wo sie dank der festen Unterlage gewöhnlich keinen Schaden anrichtet, zumal der Horst in den meisten Fällen sehr hoch steht.

Man kann der Elster auch ein fremdes Ei unterschieben, sie wird nicht vergrämt, und die Bauernburschen machen sich deshalb bisweilen den Spaß, ein Zwerghuhnei dem Rabenvogel anzuvertrauen und dann das Pflegekind rechtzeitig dem Nest zu entnehmen, um es seiner natürlichen Mutter zuzuführen. Solche von Elstern ausgebrütete Hühnchen oder Hähnchen, so geht die Rede ganz allgemein, erhalten von ihren Pflegeeltern ein wildes, ungebärdiges Wesen als Angebinde mit auf den Lebensweg; sie sind bissig, bösartig und unverträglich nach der Ansicht unserer Landleute.

Drei Wochen währt es, ehe die Jungen den Eiern entschlüpfen. Mit Kerbtieren, Larven und Puppen, mit Würmern, Schnecken u. dergl. werden die Nimmersatten in den ersten Tagen gefüttert; sind sie aber ein wenig herangewachsen, so bekommen sie auch festere Fleischnahrung. Alle Bäume und Sträucher in den Feldgehölzen und Obstgärten werden nach Vogelnestern

K. Seffel. *Siebeneich-Bozen, Juni 1908.*

Junge Elſter.

durchſucht. Kein Mitleid kennen die langſchwänzigen Vögel, kein Pardon wird gegeben. Gierig zerrt die Elſter das hilfloſe Junge aus dem Neſt und ſtopft es ihrer Brut in den Rachen, nicht anders, als ob es ein Engerling wäre. Wo eine Elſter ſich ſehen läßt, da zetern die Kleinvögel; ſie kennen den Feind, der es viel ſchlimmer treibt als der Häher; ein Neſtplünderer iſt die Elſter, wie es kaum einen zweiten gibt. Zumal wenn die Jungvögel flügge ſind und nun unter der Leitung der Alten an den Plünderungszügen teilnehmen, dann bleiben, im Umkreis von einer Wegſtunde etwa, nur die verſteckteſten, die wirklich unerreichbaren Neſter verſchont. So unfertig die jungen Elſtern auch ausſehen — Kopf und Leib verhältnismäßig dick, der Schwanz noch kurz, oft beſtoßen am Ende, denn der Platz im Neſte war ſehr beſchränkt — die Räubereien lernen ſie bald, und eine Grasmücke, ein Finkenpärchen jagt ihnen nur in den erſten Wochen Schrecken und Furcht ein. Vor alten, erfahrenen Elſtern aber ſind ſelbſt Höhlenbrüter nicht ſicher. Am Starenkaſten faßt der ſchwarzweiße Strauchritter Poſto; ſo ſehr die Hausbeſitzer und ihre Nachbarn auch ſchreien und flattern, ein

Starenkind nach dem andern zieht der gierige Schnabel unbarmherzig aus dem Dunkel heraus.

Die Elster verschmäht keinen Bissen, dessen sie habhaft werden, sie verschont kein Tier, das sie bewältigen kann. Wieviele Tragödien mögen sich Jahr um Jahr an den Nestern der lieblichen Grasmücken, der Finken, Goldammern, Drosseln u. a. abspielen, wieviele junge Rebhühner und Fasanen mögen ihr Ende im Magen der Unersättlichen finden! Aber selbst erwachsene Vögel sind vor den Räubern nicht sicher. Im Winter namentlich stößt die Elster bisweilen auf eine Sperlings- oder Goldammerschar, die an der Landstraße im Pferdekot eifrig nach Körnern sucht, und wenn auch häufig der Angriff fehl geht, manchmal hat der Räuber doch Erfolg und kröpft den Ergriffenen an Ort und Stelle. Auch der Rebhuhnjagd pflegt sie, sowohl allein, wie in Gemeinschaft mit andern ihres Geschlechts oder mit Krähen. Selbst das zahme Federvieh ist vor ihrer Gier nicht sicher; junge Hühner oder Enten greift die Elster an, ja, wo sie sich sicher fühlt, holt sie aus den Schlägen die jungen Tauben heraus, und der Geflügelfreund hat allen Grund, selbst der gezähmten Elster nicht zu trauen. Mit Recht beschuldigt man den schönen Galgenvogel auch des Fisch- und Krebsdiebstahls, und daß er die Fleischbänke nicht aus dem Auge läßt und sich bei jedem Aas einfindet, das weiß namentlich der Bewohner des Orients. Zwar geht die Elster nicht selten auch auf die Mäusejagd; ja, sie lauert dem kleinen Nager ganz weidgerecht auf wie der Jäger dem Karnickel, indem sie ihn zu packen sucht, wenn er seine Wohnung verläßt; aber dieser Nutzen wiegt die Schädlichkeit des Räubers nicht auf. Dazu kommt, daß auch der Obstzüchter die Elster verklagt; Kirschen, Birnen u. dergl. stiehlt sie sehr gern. Im Herbst verschmäht sie auch die Vogel- und Holunderbeeren nicht; doch ist es weniger diese pflanzliche Kost, die sie dann gleich dem Eichelhäher nach dem Dohnenstieg lockt, als der leckere Drosselbraten. Bisweilen fängt sich dann der sonst so kluge und mißtrauische Strauchritter beim „Ausfressen" der Dohnen in der hinterlistigen Schlinge.

Die unedle Verwandtschaft mit den krähenartigen Vögeln kann die Elster trotz ihres schönen Kleides nicht verleugnen; ihr ganzes Betragen verrät ihre Herkunft. Schrittweise geht sie gleich dem Raben, nur bisweilen ein Sprung wie die Krähe, und wenn der ziemlich wackelnde Gang graziöser erscheint, als er in Wirklichkeit ist, so hat sie's nur dem langen Schwanz zu verdanken, den sie wippend bewegt, wie Bachstelze und Rotschwänzchen. Der Flug ist noch schwerfälliger als der ihrer Verwandten; wegen der sehr kurzen Schwingen erfordert er häufige Flügelschläge. Schon bei mäßig starkem Winde wird er unsicher und fördert nur wenig; deshalb vermeidet es die Elster, weite Strecken zu überfliegen, zumal sie die Raubvögel fürchtet.

M. Steckel. *Sofia, März 1910.*

Elſtern beim fertigen Neſt.

Wie faſt alle Mitglieder der ſchwarzen Sippe, ſo lieben auch die Elſtern Geſelligkeit; doch finden ſie ſich meiſt nur in kleineren Trupps zuſammen, nicht in ſolchen Maſſen wie Raben-, Nebelkrähen und Dohlen. Sehr gern miſchen ſie ſich unter die Krähenſchwärme, obgleich ſie mit ihren ſchwarzen Vettern auch manchen Strauß ausfechten; ebenſo ſind ſie mit Eichel- und Nußhähern gut Freund, wenigſtens zeitweiſe. Auch unter den Menſchen wiſſen die ſchlauen Elſtern Feind und Freund zu unterſcheiden. Wo ſie nichts zu fürchten haben, da ſiedeln ſie ſich in großen Mengen an, ſelbſt die belebteſten Ortſchaften beherbergen dann ganze Scharen. In vielen Städten des Orients, z. B. ſchon in Bosniens Hauptſtadt, gehört die Elſter zu den häufigſten Erſcheinungen des Straßenlebens. Kein Dachfirſt, auf welchem nicht ein paar der eleganten Vögel ſitzen und nach einer Beute Umſchau halten; in ungezählten Scharen fliegt die langgeſchwänzte Geſellſchaft durch die Luft und läßt ſich dann auf den hohen italieniſchen Pappeln am Ufer der Miljačka nieder, wo ſie von ihresgleichen mit heiſerem Geſchrei begrüßt wird. Am Rande des Moſtarsko Blato wimmelt es von Elſtern, ſelbſt auf den Kalkhöhen der Herzegowina ſind ſie keine ſeltene Erſcheinung. In der Türkei beherbergt wohl jede Ortſchaft eine große Menge; denn der Bewohner der

minaretgeschmückten Städte scheut sich, dem Vogel ein Leids anzutun, und dank der türkischen Wirtschaft findet die Elster selbst auf den belebtesten Straßen ihr täglich Brot, gleich den herrenlosen Hunden, mit denen sie sich oft um einen Bissen zankt. Wo man aber die Elster verfolgt, da wird sie sehr bald gewitzigt; den Jäger weiß sie recht gut von einem harmlosen Menschen zu unterscheiden, und es ist schwierig, ihr beizukommen; nicht einmal am Neste läßt sie sich leicht erbeuten. Am sichersten schießt man sie aus der Krähenhütte, wo sie die Wut gegen den Uhu alle Vorsicht vergessen läßt, oder der Jäger beschleicht sie an mondhellen Abenden bei ihrer Schlafstelle, die sie im Obstgarten oder am Waldesrand aufschlägt. Dank den Nachstellungen, die der räuberische Vogel verdient, ist der Bestand der Elstern, in Mitteldeutschland wenigstens, seit einem halben Jahrhundert bedeutend zurückgegangen, obwohl auch ihre gefürchtetsten Feinde, die größeren Raubvögel, an erster Stelle der Hühnerhabicht, in neuerer Zeit stark dezimiert worden sind. Den schönen Vogel völlig auszurotten, das wäre aber ein Frevel an der Natur; trotz aller Schußprämien ist dies bei seiner Verschlagenheit auch kaum zu befürchten.

In Deutschland findet sich die Elster fast überall, vom Fuß der Alpenkette an bis zu den Küsten der Nord- und Ostsee; freilich tritt sie in den einzelnen Gegenden in recht verschiedener Anzahl auf, ja mancherorts ist sie geradezu eine Seltenheit, wie z. B. in der „preußischen Wüste". Auch alle übrigen Länder Europas hat sich die Elster zum Wohnort erwählt; auf Kreta und Cypern, auf Sizilien und in Spanien ist sie ebenso zu Hause wie in Schweden und Norwegen, wo sie noch an Skandinaviens Nordkap brütet. Die sibirische Kälte hält sie nicht zurück; bei Archangel, an der unteren Petschora, an der Obmündung, auf Kamtschatka, im ganzen mittleren Sibirien, überall ist sie verbreitet, ja in Asien überschreitet sie sogar die Tropengrenze, wie sie auch im nordwestlichen Afrika eine bekannte Erscheinung ist. Nordamerika besitzt gleichfalls den Allerweltsvogel, und wenn auch die jenseits des Ozeans lebende Form, ebenso die maurische und die sibirische Elster an Größe und Farbenverteilung etwas von unsrer mitteleuropäischen „Atzel" abweicht, so sind diese Unterschiede doch nur unwesentlich und gering. Auch Lebensweise und Charakter des Vogels bleiben in den verschiedenen Himmelsstrichen ziemlich dieselben.

Ein Hexentier ist die Elster unserm deutschen Volke, und diesem Umstande verdankt sie bald besonderen Schutz, bald schonungslose Verfolgung seitens des abergläubischen Menschen. Gern nehmen Hexen die Gestalt von Elstern an — „Schäker"- oder „Schätterhex" höhnt der Volksmund den Vogel — auch benutzen die Hexen neben Ofen- und Heugabeln, Deichseln, Butterfässern, Löffeln u. dergl. Elsterschwänze bei ihrem Ritt in der Walpurgisnacht. Wenn man unter dem Nest einer Elster in den Baum ein Kreuz schneidet, das Symbol

M. Steckel. *Sofia, März 1910.*

Elſter, einen Bach überfliegend.

des Chriſtentums, ſo verläßt der Vogel ſeine Brutſtätte; denn damit hat man die Hexe vertrieben. Auch durch den Zuruf: „Elſter, Elſter, weiß und ſchwarz, wenn du eine Hexe biſt, ſo flieg auf deinen Platz!“ d. h. flieg weg von hier, vereitelt man ihre böſen Abſichten. Mit dieſem Glauben an die dämoniſche Natur der Elſter hängt der in Tirol, Thüringen, Sachſen, Oldenburg und andern Gegenden geübte Gebrauch zuſammen, eine Elſter mit ausgebreiteten Flügeln an die Tür des Viehſtalls zu nageln, um deſſen Bewohner vor Zauber zu ſchützen, wie man's ja leider auch mit Eulen und Fledermäuſen tut. Das gekreuzigte Hexentier ſoll die Geſpenſter abſchrecken, indem es ihnen meldet, wie unſanft der Hofbeſitzer ſolch Gelichter behandelt, das ſich ſeinem Beſitz nähert.

Unter ſolchen Umſtänden iſt die Elſter dem abergläubiſchen Menſchen eine Unglücksbotin; Zank und Streit, Krieg, Tod und Leichenbegängnis verkündet ihr Schrei. Wehe dem Haus, auf deſſen Dach eine Elſter ſich niederläßt! Läuft ſie einem aber gar über den Weg, ſo iſt es beſſer umzukehren. Vielfach gilt es als ein frevelhaftes Herausfordern des Schickſals, eine Elſter zu ſchießen oder ihr Neſt zu zerſtören, z. B. in der Lauſitz und in mancher Gegend Norddeutſchlands, und nur dann iſt's keine Sünde, den Hexenvogel zu töten, wenn man ſeiner zur Heilung von Krankheit bedarf.

In der alten Materia medica ſpukt die Elſter vielfach herum. So leiſtete „gebrannte“ Elſter unter anderm bei Augenkrankheiten vortreffliche Dienſte. Der Vogel muß ja ein ganz beſonderes Auge haben, ſo ſagten ſich wohl die alten Medici, da er ſo lüſtern auf blitzende Gegenſtände iſt, daß er nicht ſelten zum Dieb wird — in einem einzigen Elſternhorſt fand man einmal ſiebenundzwanzig blanke Knöpfe, fünfzehn farbige Glasſcherben, viele glänzende Steine, acht Münzen, ein Trompetenmundſtück und eine Brille. Bekannt iſt noch heute (!) beim Volk die gebrannte und zu Pulver geſtoßene Elſter als unfehlbares Mittel gegen die „fallende Sucht“. Heute noch wird die gebrannte Elſter als ſogenanntes „Diakoniſſenpulver“ z. B. von der Dresdner Gegend, ebenſo von Oſtthüringen aus weithin unter der Hand empfohlen.

M. Steckel. *Sofia, März 1910.*

Elſtern in Geſellſchaft eines Weideſchweins.

Der Baßtölpel.

Von Alf Bachmann-München.

Zwiſchen Island und Norwegen, faſt ſo nördlich wie Drontheim, liegt mitten im Ozean eine einſame Inſelgruppe, die Faröer. Weder Baum noch Strauch gedeiht auf den hohen, ſchwarzen Felſeninſeln, aber ein ungeheurer Fiſch- und Vogelreichtum gibt den Einwohnern, Nachkommen norwegiſcher Einwanderer, reichlich Nahrung.

Da oben iſt's niemals kalt und niemals warm. Regen und Nebel und Dunkelheit — das iſt der Winter. Regen und Nebel und manchmal ein ſonniger Tag — das iſt der Sommer. Selten erleuchtet friſchgefallener Schnee oder klare Sonne die trübe Winterszeit auf wenige Tage.

Wer bringt den Färingern den Frühling? Schwalben gibt's dort oben nicht und wenn eine Nachtigall hinaufkäme — in den troſtloſen Stein- und Moorwüſten, ohne Baum und Buſch, würde ihr die Luſt an der Muſik vergehen. Und nicht einmal der Star, der doch bei uns neben Storch und Schwalbe zu den beliebteſten Frühlingsverkündern gehört, eignet ſich auf den düſteren Inſeln dazu. Er verläßt ſeine warme, trübe Heimat im Winter gar nicht und das Singen hat er faſt verlernt; als Eklektiker bedarf er der Anregung und die Vögel ſeiner Heimat ſind ſchlechte Geſangslehrer. Überhaupt ſcheint er dort ſeinen Humor verloren zu haben.

Mit den Landvögeln iſt alſo nichts zu machen. Da muß ein Küſtenvogel das poetiſche und dankbare Amt übernehmen und das iſt auch nicht mehr, als recht und billig, da dort doch nur Seebevölkerung wohnt.

Ti-ti-ti erklingt's um Mitte März herum überall in Buchten und auf Inſeln von tauſend und abertauſend Stimmen. Da ſind ſie wieder, die Tjeldur, die Auſternfiſcher mit ihrem ſauberen, ſchwarzweißen Gefieder und dem langen, roten Schnabel und wirklich ſcheint alles fröhlich und lebhaft zu werden, wo der helle Ruf des dekorativen, energiſchen kleinen Kerls ertönt, wenn er kommt, um die Vorbereitungen zur Brut zu treffen. Der Fähringer iſt überzeugt, daß dieſe unruhigen Sommergäſte pünktlich am 14. März eintreffen und als guter Fiſcher und Vogelfänger wird er wohl annähernd recht haben.

Ein feiner, hellgrauer Nebel bedeckt Meer und Klippen und die grünen Wogenberge, die eine lange Dünung bei Windſtille träge hereinſchiebt vom Ozean her zwiſchen die ſteilen Inſeln, machen die flachen, muſchel- und tangbewachſenen Klippen verſchwinden. Und dann tauchen ſie wieder auf; ſpru-

28*

J. Williamson. *Bass Rock Cliffs (Schottland).*

Junger Baßtölpel.

delnd rinnt weißer Schaum in den Riffen und Rillen hinab und der alte Eiderentenvater, den die Welle von ſeinem Sitze vertrieb, nimmt wieder auf dem Felſen Platz, wackelt mit dem Schwanz, putzt ſich das Gefieder und wenn nach einigen Minuten wieder eine ebenſolche Welle kommt, wird er dasſelbe Manöver wahrſcheinlich wiederholen.

Es iſt Mittagszeit und wenn es bei dem Nebel auch jede andere Tagesſtunde ſein könnte: Die Vögel wiſſen genau, wieviel Uhr es iſt, auch wenn die Sonne nicht ſcheint. Ziemlich weit draußen, dort, wo man die hohen Felſen nur noch ab und zu wie hellgraue Wände erkennen kann, deren höhere Teile ſehr bald in Nebelwolken verſchwinden, ſitzen außer Lummen und Möwen ein paar ſonderbare Vögel auf dem Waſſer. Einige von ihnen ſchlafen und alle laſſen ſich von dem Strome, der unaufhaltſam dahinzieht, mitführen. Sie ſcheinen ſehr gut und viel gegeſſen zu haben; wenigſtens nehmen auch die nichtſchlummernden unter ihnen keinerlei Notiz davon, daß nicht weit von ihnen die Oberfläche des Meeres rauh wird. Als gute Fiſcher müſſen ſie es wiſſen, daß jetzt, bei Windſtille, nur Scharen kleiner Fiſche ſolche Rauhigkeiten verurſachen, wenn ſie, von Dorſchen verfolgt, hinaufflichen an die Oberfläche, um bald wieder in der Tiefe zu ver-

ſchwinden. Ganz eigentümliche Vögel ſind's, die hier ihre Mittagsruhe halten. So groß wie die allergrößten Möwen, möchte man ſie doch für Seeſchwalben anſprechen. Ihr ganzer Körper, Flügel, Hals, Kopf und Schwanz ſind ſchneeweiß und nur die Flügelſpitzen, die über dem Bürzel ſehr hoch gekreuzt ſind, leuchten tiefſchwarz. Der Schwanz liegt faſt auf dem Waſſer, der Hals iſt eingezogen und der dicke Kopf mit dem großen, geraden, bleifarbenen Schnabel iſt horizontal ausgeſtreckt. Einige haben den Kopf unter die Schulterdeckfedern geſteckt. Das iſt der Baßtölpel, der Sula. Wer ihn einmal fliegend oder ſchwimmend geſehen, wird ſein Bild kaum je vergeſſen. Er iſt der größte Seevogel Europas und kein anderer Vogel unſeres Erdteils iſt ihm in Geſtalt, Flug und Benehmen ähnlich. Lärmend und ſchreiend kommt ein Flock Dreizehenmöwen vorbeigeflogen. Eine kleine Raubmöwe, die auf einem aufgeblaſenen, ſchwarzen, runden Grindwalmagen ſaß, den Fiſcher hier als Boje an ihre Netze gebunden, duckt ſich einen Moment, erhebt die ſchlanken Flügel und ſchießt mit gellendem J-a hinter den Möwen her, die ängſtlich auseinanderſtieben; gleich darauf iſt die ganze Geſellſchaft im Nebel verſchwunden.

Es hat ſich Wind erhoben, der ſtoßweiſe über die Wellen fegt und manchmal ſieht man die Sonne, wenn die Nebelmaſſen dünner werden, als ſchwachen, rötlichen Schein über den Inſeln ſtehen. Aber heut' ſoll es ihr und dem Wind nicht mehr gelingen, die Luft zu ſäubern und bald iſt alles wieder eingehüllt in das beängſtigende Zwielicht von vorher.

Jetzt erheben ſich die großen Vögel langſam, einer nach dem anderen. Es ſcheint ihnen nicht ſo leicht zu werden, wie den Möwen. Erſt breiten ſie die langen, ſpitzen, ſehr ſchmalen Flügel aus, dann zappeln ſie mit Füßen und Schwanz, recken den dicken Kopf weit vor und nun erkennt man deutlich das Pelikanartige der ganzen Erſcheinung. Zwei von ihnen ſind noch ſitzen geblieben und machen ſich mit Krächzen und Schimpfen zankend auf dem Waſſer zu ſchaffen. Ein Bündel Seetang kam angeſchwemmt; der eine erfaßt es mit dem Schnabel, ſchleudert es hin und her, um es richtig packen zu können, muß es aber immer wieder loslaſſen, da ſein Nachbar ebenfalls Abſicht auf die Beute hat. Ein lautes „Korr" und ein energiſcher Schnabelhieb ſchüchtern den Gegner eine Sekunde ein, der Sieger packt ſchnell den Tang, erhebt ſich flatternd in die Luft und verſchwindet mit der nachſchleppenden, dunkelgrünen Maſſe allmählich im Nebel, um ſie hoch oben auf einer Felſeninſel als Niſtmaterial zu verwenden. Ohne Sonne, Mond und Kompaß findet er ſeinen Weg übers Meer auch bei dickem Nebel.

Das Wetter iſt inzwiſchen noch immer unbehaglicher geworden; der Wind hat zugenommen, ein feiner Staubregen ſprüht über Meer und Inſeln und der ſchottiſche Kapitän, der im Hafen vor Anker liegt, um Klippfiſch zu laden, ſitzt brummend in ſeiner Kajüte. Vielleicht muß er wieder, wie

J. Williamson. *Bass Rock Cliffs (Schottland).*

Kolonie brütender Baßtölpel.

das letztemal, zehn Tage warten, bis der Nebel verschwindet und er sein Schiff aus diesem Felsengewirr herausführen kann ins offene Meer.

Da wissen sich unsere Baßtölpel besser zu helfen. Wie sie ohne Kompaß und Sextanten segeln können, so fischen sie auch ohne Netz und Leine. Man muß nur die Plätze kennen! — Die ganze Gesellschaft hat sich erhoben. Dicht über den Wogen fliegen sie in langer Kette dahin, ein Vorgebirge erscheint dämmerig im Nebel; dort bricht sich brüllend die Dünung, dicker, zäher, gelber Schaum liegt in langen Streifen die Küste entlang. Auf dem Meere und in dem Schaume schwimmen Lummen und Seepapageien, einzeln und in Gruppen.

Hier, wo das Vorgebirge wie eine abgebröckelte Riesenmauer im Wasser steht, umfliegen es die großen Vögel und gelangen so in ein Gebiet, wo das Wasser klarer und ruhiger ist. Einige lassen sich nieder, andere beginnen im Schutze der Felsen zu fischen. Ein herrliches Bild von Kraft und Gewandheit! Der Sula ist vollendeter Stoßtaucher. Den Schnabel nach unten gerichtet, sucht er fliegend seine Beute zu erspähen. Oft schraubt er sich, nach einigen schnellen Flügelschlägen, spiralförmig hinauf in die Luft, dann wieder führt er plötzlich Schwenkungen aus, um sofort wieder in ein raub-

W. Farren.

Brutkolonie des Baßtölpels.

Bass Rock Cliffs (Schottland), Juni 1905.

vogelartiges Schweben überzugehen. Plötzlich hält er inne, schlägt die Flügel fast ganz zusammen, wie eine stoßende Seeschwalbe und stürzt sich ins Meer, wo er sogleich unter der Oberfläche verschwindet. Gelingt ihm der Stoß, dann erscheint er gleich wieder über dem Wasser, erhebt den Schnabel und mit einer einzigen Schluckbewegung ist der Hering oder Dorsch verschlungen. Dann geht die Jagd aufs neue an und so gierig ist er, daß er, wenn er reichliche Beute macht, sich Magen, Kehlsack und Schlund so vollstopft, daß er den Schnabel nicht mehr zu schließen vermag. Wenn die Herings- und Makrelenfischer ihren Fang bergen, dann holt er sich wohl die Fische aus den Booten. Drei bis vier große Heringe schlingt er leicht herunter, wenn sein Magen leer ist und Gefangene haben bis 18 Stück an einem Tage gefressen. Zwischen den alten, weißen Vögeln sieht man von Zeit zu Zeit auch einige junge dunkelbraune, über und über mit weißen Tropfen gezeichnete. An den Brutplätzen werden sie nicht geduldet und erst wenn sie vier bis fünf Jahre alt sind, verfärben sie sich und schreiten dann zur Fortpflanzung.

Während die schönen, wilden Vögel dem Fischfange obliegen, rast der Sturm von den Bergen hinab zum Meere. Von dem Bache, der sonst aus Kirchturmshöhe als Wasserfall wie ein Silberstreif hinabfällt zur See, kommt kein Tropfen bis unten. Der Sturm faßt ihn, wirft ihn umher und vereint mit ausgerissenen Steinen, altem, schmutzigem Schnee und Erde wird das zerstäubte Wasser, vermischt mit dem Regen, wieder hinaufgetrieben in Felsen und Klüfte. Und wo der Sturm auf der Höhe das Gras unterwühlen kann, da rollt er die Grassoden mit Gewalt auf wie Bleiplatten und wirft sie zwischen die Seepapageien, die entsetzt davonfliegen.

Die Holzhäuser in den Fjords stöhnen und knarren, wenn der Sturm auf sie herniederfährt und durch den Kamin hineinheulend das Torffeuer auseinanderbläst, daß Rauch und Asche wild im Zimmer umherfliegen. Dann wird's wieder plötzlich totenstill. Das Trillern des Brachvogels erklingt von der Höhe her durch die Töne der Ziehharmonika, die aus einem der kleinen Häuschen leise und gedämpft herausklingen. Bachstelze und Wiesenpieper, die sich verkrochen hatten, wagen sich wieder hervor, um Nistmaterial zu suchen. Da poltert und heult es von neuem oben in den Bergen, eine Schaumwolke wird emporgetrieben vom Meere, fährt hinauf an den steilen Felsen und ehe eine halbe Minute vergeht, rast und stürmt es wieder über die Inseln dahin mit erneuter Wut.

Wenn der Juli kommt mit seinen hellen Nächten, dann schmilzt der letzte Schnee hoch oben auf den Bergen und nur an der Nordseite bleibt hie und da ein großer, dreieckiger weißer Fleck liegen, in den dunkeln Spalten, von wo aus der kluge Kolkrabe seine Raubzüge unternimmt und seine Brut einführt ins wilde Räuberleben. Seit der Seeadler nicht mehr

J. Williamson. *Bass Rock Cliffs (Schottland).*

Brütende Baßtölpel.

horſtet auf den Faröern, machen dem Raben nur Skua und Mantelmöwe den Rang des Räuberhauptmanns ſtreitig. Das Schneewaſſer rieſelt in kleinen Rinnſalen entlang, vermuhrt den Boden auf den Höhen, wo der Steinbrech und allerhand Sumpfgras zu blühen anfängt und bricht ſich dann Bahn in tiefen, ſchmalen Rinnen, Bach an Bach. Dann ſpringen die Bäche murmelnd vorbei an den Hütten, entlang an den Mauern, aus Grindwalſchädeln aufgerichtet und verſiegen ſchließlich am Fjord zwiſchen Geröll und Moos. Und die Wieſendotterblume breitet ihre großen Blätter über den Bach und dicke Sträuße von gelben, großen Blüten brechen hervor. Das ſieht von weitem luſtig aus, wenn die gewundenen, langen Bänder, die ſich hinunterziehen bis ins Meer, in leuchtendem Laubfroſchgrün und Eidottergelb erſtrahlen. Nun kommt die Zeit, da es lebhaft zugeht auf den hohen Vogelbergen, auf denen der Tölpel niſtet.

Wenn der Nebel tief unten auf dem Meere und in den Buchten liegt, wo Alken, Möwen und Lummen brüten, dann ſieht das ganze Land von oben geſehen ſo aus, wie Bergſpitzen und Inſeln in einem Wolkenmeer. Die Sonne ſcheint warm vom blauen Himmel herab auf die weiße, unebene

Wolkenmasse, die Täler und Meer bedeckt bis an den Horizont. An solchen Tagen hat's der kleine Tölpel gut; auf seinem hohen, ewig feuchten Seetangnest sitzt der kleine, nackte Kerl da. Seine Eltern haben lange brüten müssen, bis aus dem weißen Ei das bleifarbene, häßliche, fette Scheusal mit dem schwarzen Gesichtchen sich hervordrängte und nun geht die Arbeit erst recht an. Langsam entwickelt sich das kleine Ding, ewig hungrig, ewig um die Wette kreischend mit den vielen Tausend anderen, die hier oben ausgekrochen sind im gleichen Sommer. Denn hier steht Nest an Nest und die Kinderstube sieht entsetzlich aus! Alles ist über und über weiß bekalkt, faulgebrütete, schmutzige Eier liegen umher zwischen den stinkenden Überresten von Tintenfischen und Fischen, die die Alten den Kleinen eifrig vorwürgen. Und wie wunderlich sehen die Eltern aus hier oben! Wie ein Dreifuß sitzen sie da auf ihren kurzen, breiten Füßen. Damit sie nicht nach hinten fallen, stützen sie sich auf den keilförmigen Schwanz; der Hals ist angezogen, der Kopf halb aufwärts gerichtet — eine traurige Figur! Mit ihrer krächzenden, schnarrenden Stimme zanken sie sich unaufhörlich mit ihren Nachbarn, wenn ihnen die Kinderpflege Zeit dazu läßt; wie das Durcheinanderschreien zahmer Enten klingt's oft, dann wieder wie Rabengekrächze. Und wenn gar einer der alten Vögel beim Streiten gezwungen wird, zu gehen, dann sieht man, wie unbeholfen der arme Kerl auf dem Festland ist. Stolpernd und wackelnd, mit schleppendem Schwanze versucht er von der Stelle zu kommen und wenn ein Hindernis ihm den Weg versperrt, dann nimmt er gar seinen Schnabel zuhilfe, um nicht umzufallen! Und in der äußersten Not hüpft er grotesk davon, wie eine Elster.

Dem kleinen, nackten Jungen sprossen allmählich auf dem ganzen Körper lange weißliche Dunen, so daß es bald an eine junge Eule erinnert; dann wird es dunkelaschbraun, ohne die weißen Flecken, die es erst bei einer späteren Mauser bekommt. Während nun einige der Jungen schon halberwachsen sind, sitzen daneben noch manche der Alten fest auf dem Ei und so unregelmäßig betreiben diese Vögel ihr Brutgeschäft, daß auf manchen Brutplätzen, z. B. auf Grimsey im Norden von Island das Geschrei und Gezänke erst Ende Oktober aufhört, wenn das Nordlicht nach klaren Tagen schon früh am Abend seine leuchtenden Bänder an den grünlichblauen Himmel malt.

Bis auf die kleinen häuslichen Zwistigkeiten haben die Tölpel am Brutplatz nicht viele Sorgen. Der Seeadler holt sich gelegentlich eines der fetten Jungen und auch die Mantelmöwe, die vereinzelt auf denselben Felsen brütet, fürchtet die Schnabelhiebe der Alten wenig. Ebenso fallen dem Kolkraben und der Skua ab und zu die Jungen zur Beute, so lange sie noch nicht zu groß und zu schwer sind, um sie in einem unbewachten Momente wegzuschleppen.

Ihr ärgster Feind aber ist der Mensch.

K. Kearton. *Bass Rock Cliffs (Schottland), Juni 1907.*

Baßtölpel, brütend.

Die Inſel, auf deren oberſten, abgeflachten Teile im Sommer aus Geſtank und Schmutz heraus die wunderſamen Vögel aufwachſen, die ſpäter in herrlichem Fluge ihren ſchneeweißen Körper über die blaugrünen Wogen gleiten laſſen, iſt ein zauberhaftes Gebäude. In gigantiſchen Bündeln, 50 bis 60 Meter hoch, ragen die Baſaltſäulen aus dem Meere heraus, wie eine Rieſenorgel. Die Seeleute nennen es den „verſteinerten Wald". Und unter der Inſel iſt eine düſtere Höhle; von den feuchten Wänden rufen Lummen und Alke herunter, eine bläuliche Beleuchtung läßt alles in einem märchenhaften, ungewiſſen Lichte erſcheinen. Aus gewaltigen Wölbungen ſchimmert Quarz und Glimmerſchiefer undeutlich heraus und gegen den ſchmalen Eingang hin ſieht man im tiefen, bläulichgrünen Waſſer wogenden Seetang in langen Blättern wundervoll in harmoniſchen Linien ſich träumeriſch bewegen.

Mit hellem Silberſchimmer überzogen, taucht hie und da ein Vogel mit vorgeſtrecktem Kopfe und halbgeöffneten Flügeln durch die langen, rötlichen und olivgrünen Blätter. Tag und Nacht gibt's da unten gewaltige Kämpfe: Der Dorſch fängt den blinkenden Hering, mit ſeinen blöden Augen wird er ſelbſt vom Hummer verzehrt und der rieſige Heilbutt ſchlingt den alten Hummer hinab mit ſeinen grimmigen Scheren und dem blauſchimmernden Panzer.

F. B. Lodge. *Bass Rock Cliffs (Schottland), 1904.*

Baßtölpel, alter Vogel beim Neſtjungen.

Und weit hinten, am äußerſten Ende, wo weißer Sand bei Ebbe aus dem Waſſer zutage tritt, da ſchläft, zwiſchen weißſchwarzen Seevögeln, eine alte Robbe mit ihrem Jungen im dämmerigen Zwielicht.

Das Meer liegt ruhig, die Sonne hat den Nebel aufgezehrt, es iſt gegen Mittag. Da erhebt die Robbe den Kopf, die flachen Augen leuchten, die Ohrlöcher erweitern ſich. Auch das Junge, das auf dem Rücken lag und verſuchte, dabei die hinteren Finnen lotrecht in die Höhe zu ſtrecken, wird aufmerkſam. Im nächſten Moment ſetzt ſich die Mutter mit ein paar Sätzen in Bewegung, ein lautes Plantſchen, ein zweites, leiſeres — und Mutter und Sohn gleiten wie Fiſche hinab in das Pflanzengewirr.

Jetzt wird's draußen lebendig. Lautes Lachen von Menſchenſtimmen ertönt, Ruder plätſchern, Rufe erſchallen und hallen wider von den Felswänden. Ein Boot mit acht Ruderern iſt bei der Inſel angekommen; in der Ferne erſcheint ein zweites, ein drittes. Eines nach dem anderen läßt das Segel fallen, die langen, ſchmalen Ruder ſchlagen das Waſſer; überall Schwatzen und Gelächter. Das ſind die fröhlichen Mörder der jungen Tölpel,

W. Farren. *Bass Rock Cliffs (Schottland), Juni 1905.*

Fliegende Tölpel.

die einzigen Feinde, die sie fürchten sollten, aber sie fürchten sie nicht. Auf uralten Kletterpfaden geht's hinauf; Stufe nach Stufe, Galerie nach Galerie wird erklommen. Wie Katzen schmiegen sich die schmalen, jugendlichen Körper den Felsen an. Da ist nichts mehr vom Seemann zu sehen. Eine kurze, knappe Wolljacke, Kniehosen und lange, braune Strümpfe sind ihre praktischen Kleidungsstücke. Während nun die Boote mit einigen Leuten unten liegen bleiben an der Leeseite der Insel, beginnt oben ein greuliches Schlachten. Den alten Vogel läßt man leben. Er ist zwar so wenig scheu, daß man ihn oft, wie eine Eiderente, vom Nest nehmen und wieder hinsetzen kann. Doch schmeckt er schlecht und er soll ja auch im nächsten Jahre wieder sein Ei legen. Aber den fetten Jungen geht's an den Kragen. Mit einem Knüttel schlägt man die arglosen Tiere auf den Kopf, nachher werden sie bündelweise von oben hinuntergeworfen in die See, wo die Kameraden in den Booten sie in Empfang nehmen. Nur die ganz flüggen werden getötet, die jüngeren kommen erst in einigen Wochen dran. Diesesmal sind die Leute etwas spät gekommen. Manche der jungen Vögel sind schon hinuntergeflattert aufs Meer, wo ihnen die Eltern die Elemente der Hochseefischerei erklären.

J. Williamson. *Bass Rock Cliffs (Schottland).*

Tölpel auf ihren Neſtern und Jungvogel.

Vor einigen Tagen ſchon wollten die Vogelfänger herkommen, aber als ſie hinausrudern wollten und ſich gerade zu Hauſe noch durch gebratene Seepapageien, mit Eierkuchenteig gefüllt, ſtärkten, da ertönte vom Fjord her der Ruf „Grindabud! Grindabud!“ — Da ließ man denn den halbaufgegeſſenen Lund liegen, dachte nicht mehr an die Tölpel da oben, rannte zu den Booten und half die Grindwalherde zu umzingeln, die ahnungslos in den Fjord geſchwommen kam. Und dann ging das gräßliche, blutige Schlachten an, das Schweineſchlachten der Färinger, und ehe das Fleiſch geborgen und verteilt, das große Freudenfreſſen mit Muſik und Tanz vorbei, die blutigen Kleider gewaſchen und die in der Walſchlacht zerbrochenen Ruder wieder repariert waren, waren einige Tage vergangen. —

Nun ſind die Boote gefüllt mit den armen, häßlichen, fetten Vögelchen und die luſtige Fahrt geht nach Hauſe. Die Vögel werden verkauft oder eingeſalzen. Sie ſchmecken nicht ſo gut wie Möwen und Seepapageien; ihr heringsartiger, traniger Beigeſchmack widert manchen an. Die Eier ſchmecken noch ſchlechter.

Da das Brutgeſchäft ſehr unregelmäßig vor ſich geht, findet man oft bis in den Oktober hinein noch Junge in den Neſtern. Sogar auf der Inſel Grimſey, nördlich von Island, dem auf dem Polarkreis gelegenen, nördlichſten Brutplatze der Sula, werden die letzten Jungen erſt gegen Ende Oktober

„geerntet". Eine der bekannteſten Sulakolonien befindet ſich auf dem Baß-Rock im Firth of Forth bei Edinburgh. Etwa 75000 Eier werden dort jährlich gelegt. Dieſe Kolonie iſt verpachtet und der Zugang mit einer eiſernen Türe verſchloſſen, alſo ganz wie ein Hühnerſtall. Die Jungen werden dort, nachdem ſie gerupft, gereinigt und halb geröſtet ſind, in Edinburgh zu Markte gebracht. Doch nimmt die Zahl der Liebhaber der Solan Gooſe von Jahr zu Jahr ab.

Unſer Vogel geht nicht ſehr weit nach Norden hinauf. Die Höhe von England und Schottland ſcheint ihm am beſten zu behagen. Auf den Orkaden und Hebriden, an den ſchottiſchen Küſten und in Nordirland, in Südgrönland und einem Teile der öſtlichen Küſte Nordamerikas hat er ſeine Brutplätze, die er in ungeheueren Maſſen bevölkert. Flache Küſten meidet er; ebenſo liebt er den offenen Ozean weniger, als felſige Steilküſten mit klarem Waſſer und guten Fiſchgründen. Auch außerhalb der Brutzeit fliegt er, wenn ſein Tagewerk vollbracht, der Küſte zu, um dort zu nächtigen. Und wenn der mit allen Waſſern gewaſchene Seemann bei unſichtigem Wetter den Jan van Gent des Morgens in Scharen über das Schiff hinwegfliegen ſieht, dann weiß er, daß dort, wo er herkommt, Land iſt. Selten ſieht man ihn in Norwegen, häufiger an der bretoniſchen und portugieſiſchen Küſte. Es gibt etwa zwölf Arten Tölpel, die über die Küſten der ganzen Erde verbreitet ſind. Die meiſten Arten niſten ſüdlich des Äquators.

Ganz und gar verraten und verkauft, wie ein in die Dolomiten hineingezauberter Hochſeefiſcher, iſt der arme Kerl, wenn ihn im Winter ſchwere Stürme, die längere Zeit aus derſelben Richtung wehen, ins Innere des Landes verſchlagen. Mit gänzlich leerem Magen, matt und verängſtigt, ſitzt er dann endlich flügellahm auf einem Acker und wenn der münſterländer Bauer von ſeinem Milchwagen aus den großen, braunen*), wunderlichen Vogel auf dem beſchneiten Kartoffelfelde ſitzen ſieht, dann ſchleicht er ſich vorſichtig heran, immer näher, an einer Wallhecke entlang, damit ihm die „wilde Gans" nicht entwiſche. Aber die Gans hat jede Initative eingebüßt und läßt ſich ruhig mit dem Peitſchenſtiel totſchlagen. Verwundert dreht ihn der Bauersmann um, den großen Vogel mit dem unförmlichen Schnabel, ſtopft ihn zwiſchen die leeren Milchkübel auf ſeinem Wagen und wenn er, in ſeinem Kotten angekommen, Frau und Kindern die ſeltene Beute zeigt, und die Kinder ihm ſtaunend den Schnabel aufmachen und in den rieſigen Rachen hineinſchauen, dann ertönt einmal über das andere als Zeichen der höchſten Verwunderung der Ausruf: „Junge, Junge, Junge, wat 'n Dier!"

*) Die in dieſer Weiſe ins Land hinein verſchlagenen Vögel ſind ſtets unausgefärbte Exemplare, alſo im braunen Jugendkleide.

Der schwarzkehlige Wiesenschmätzer.

Von Martin Braeß.

Ein flüchtiges Vöglein hüpft leicht und gewandt in dem Dornengestrüpp und den Hecken umher, die den schmalen Rain zwischen den Feldern in gestreckter Linie begleiten. Jetzt sitzt es auf einem vortretenden Ästchen, hochaufgerichtet die kleine Figur, und singt sein bescheidenes Liedchen, den zarten Strophen der Heckenbraunelle ganz ähnlich. Aber plötzlich bricht's ab; am Boden scheint sich etwas zu rühren. Ein zappelndes Kerbtier — schon ist es gepackt, und nun hüpft das Vöglein hurtig von einer Ackerscholle zur andern, auf jedem höheren Plätzchen einen Augenblick rastend, um Ausschau zu halten; denn seine Sicherheit setzt der Kleine niemals aufs Spiel. Dem schützenden Buschwerk bleibt er stets nahe, und die freien Spitzen der Sträucher und niedrigen Bäume, hohe Pflanzenstengel, auch Pfähle und Telegraphenstangen sind seine Lieblingsplätzchen; in schwirrendem Flug geht es von einem zum andern. Manchmal wirft sich das Vöglein von hier hoch in die Luft, um ein Insekt im Flug zu erwischen, manchmal stürzt sich's herab und rüttelt über dem Grashalm, wo ein Käferchen klettert; aber im nächsten Moment ist es wieder droben auf seiner Warte. Es wippt mit dem kurzen Schwanz in langsamem Takt nach unten, breitet den Fächer auch manchmal aus und zuckt dann in schnellerem Tempo; „fid, fid, tzer, tzer" . . . da ist der kleine Bursche im dichten Gestrüpp schon verschwunden. Dem Beobachter schlägt er ein Schnippchen.

„Schwarzkehlchen" heißt das schmucke Vöglein beim Volk; „Schwarzköpfchen" oder „Mohrenköpfchen" sollte es heißen. Kehle und Oberbrust sind ja schön rostrot gefärbt, und das Schwarz des Kopfes, das sich prächtig von den weißen Halsseiten abhebt, erstreckt sich nur gerade mit über das Kinn. Für das Weibchen freilich würde auch die Bezeichnung „Schwarzköpfchen" nicht passen; es sieht dem Weibchen vom Vetter Braunkehlchen ganz ähnlich, nur etwas dunkler die Oberseite, und der schmutzig weiße Fleck auf dem Flügel tritt, besonders beim Flug, ziemlich deutlich hervor.

Am Boden, unter einem Schlehenbusch, in dem wirren trocknen Gras, das die Sense des Schnitters niemals erreicht, hat das Pärchen sein Nest. Der Zugang, kaum größer als ein Mäuseloch, ist nur den beiden bekannt. Hier schlüpfen sie täglich hundertmal hindurch, den fünf Kindern Bissen um Bissen zu bringen, eine fette Raupe vom Kohl, eine zarte Fliege, Spinnen, Heupferde u. dergl. Warm und mollig liegen die Kleinen; denn das lockere,

W. Farren.

Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.

Schwarzkehliger Wieſenſchmätzer am Neſt, links Männchen, rechts Weibchen.

R. Kearton. *Surrey, Juni 1905.*

Männliches Schwarzkehlchen.

aus Moos, Halmen, Stengeln und feinen Würzelchen hergestellte Gewebe des flachen Napfes haben die Vögel mit einer dichten Lage von Wolle und Haaren ausgepolstert. Sie konnten sich wochenlang nicht zum Nestbau entschließen; denn als sie Anfang April — viel früher als der braunkehlige Vetter — zurückkehrten, begrüßte sie die Heimat noch wochenlang mit Schneeschauern, Regen und Sturm, daß man nur daran dachte, das nackte Leben zu retten, und als endlich der heißersehnte Frühling einzog, versuchten die Vögel ihr Heil in dem Weidengestrüpp der Au; aber das steigende Wasser des Flusses schien ihnen Sorge zu machen. Sie zogen hinauf in die junge Fichtenschonung am Talhang; hier schreckte sie ein beutelustiges Wiesel. Aber schließlich fanden sie doch unter dem Schlehdorn am Ackerrain eine sichere Wohnung. Sie hat sich glänzend bewährt. Morgen, so hoffen die Eltern, werden die Kleinen das Nestchen verlassen; sie gucken schon so klug aus der kleinen Öffnung zwischen den Gräsern hindurch, und wenn sie anfangs die Flügel auch noch nicht recht zu gebrauchen verstehen, im Versteckspiel am Boden sind die Schwarzkehlchenjungen von Anfang an Meister.

W. Farren. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.

Schwarzkehlchen, mit Futter zu Neſt kommend, links Männchen, rechts Weibchen.

Niemand bemerkt ſie; erſt ſpäter zeigen ſie ſich der Welt; ſie ſetzen ſich auf die Spitzen der Büſche und Bäume — aber ſofort ſind ſie im Gras- und Dornengeſtrüpp ſpurlos verſchwunden, wenn die wachſamen Alten mit ihrem „fit, fit . . . trrr" warnen. Im September, manchmal ſchon Ende Auguſt, geht's nach dem Süden, einzeln oder in ganz kleinen Trupps.

In Deutſchland iſt das ſchmucke Vögelchen nicht weit verbreitet, dem Oſten fehlt es wohl völlig. Wieſen hat es weniger gern als ſein Verwandter; hügliges Gelände mit kleinen Wäldern und Äckern, Talhänge mit Hecken und Buſchwerk, auch größere Höhen der Mittelgebirge, wo das Kulturland aufhört und niederes Fichtengeſtrüpp, Heidekraut, Farne, Ginſterbüſche den ſteinigen Boden bedecken, das ſind die Lieblingsplätze des Schwarzkehlchens.

Säbelschnäbler und Stelzenläufer.

Von Dr. Ernst Schäff.

Unter dem vielgestaltigen, arten- und formenreichen gefiederten Volk, das unsre Küstenstrecken, sowie die Inseln, Halligen und Watten belebt und für den Nichtornithologen so schwer zu unterscheiden ist, heben sich gewisse Gestalten durch bemerkenswerte, auch dem nicht geübten Beobachter sich aufdrängende Besonderheiten, sei es in der Farbe, Gestalt, Stimme, Bewegungsweise usw. heraus, so daß sie leicht erkannt und richtig angesprochen werden können. Meist sind es auffällige Farben oder lebhafte Farbentöne in auffallender Verteilung, wodurch sich solche Vögel erkennen lassen. Schwerlich wird jemand z. B. die Brandente oder den Austernfischer mit irgendeiner andern Ente oder einem Strandvogel verwechseln, wenn er sich diese Vögel nur einmal ordentlich angesehen hat. Das Gleiche gilt von einem merkwürdigen, leider auf deutschem Gebiet höchst selten gewordenen Strandvogel, der sich an ganz bestimmten, besonders beschaffenen Strichen des Strandes und der Küsten unsrer Meere findet, bezw. fand. Versetzen wir uns wenige Jahrzehnte zurück, so können wir das Leben und Treiben des Säbelschnäblers (Recurvirostra avosetta [L.]) — denn um diesen handelt es sich hier — als eines bei uns einheimischen und noch verhältnismäßig verbreiteten Vogels schildern. Nicht die eigentlichen Watten, die für so unendlich viele Vögel zur Ebbezeit einen reich besetzten Tisch bilden, nicht der reine glatte Sand, wie wir ihn uns als Badestrand wünschen, noch weniger steiniges und felsiges Gelände locken den langbeinigen, trotz seiner Stelzenbeine auch noch mit Schwimmhäuten versehenen Vogel an, sondern Schlamm und Schlickbänke mit so weichem Boden, daß kaum ein andrer Vogel ihn betritt. Verwesender Blasentang und andre Meeresalgen, sowie abgestorbenes Seegras, das im Wasser an nicht sehr tiefen Stellen liegen bleibt, bilden eine an der von Wind und Sonne trocken gewordenen Oberfläche fahl bräunliche, im Innern und, wo sie vom Wasser bedeckt wird, braun- bis tintenschwarze, breiige Masse. Diese liebt der Säbelschnäbler, ebenso Stellen mit schwankendem, weichem Boden auf dem Grünland, sowie die schlickigen Ränder der Priele und Meeresarme zwischen den Watten. Hier sieht man die schlanken, weißen, am Oberkopf und an einzelnen Stellen des Rückens und der Flügel schwarzen Vögel umherwaten oder in heißer Mittagsstunde auf einem Bein stehend, den Kopf unter das Schultergefieder gesteckt, Siesta halten. Die sehr langen, weit oberhalb des Fersengelenkes unbefiederten Beine von zart bläulichgrauer Farbe und sehr weicher Be-

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Nest und Gelege der Avosette.

schaffenheit ermöglichen es dem Vogel, weit umher zu waten. Nicht selten benutzt er auch die zwischen den Vorderzehen ausgespannten, tief ausgerandeten Häute zum Schwimmen, wobei er sehr leicht auf dem Wasser liegt, etwa wie eine Möve, und den Rumpf nur wenig eingetaucht. Man spricht gewöhnlich beim Säbelschnäbler von Schwimmhäuten an den Füßen; richtiger wäre es wohl, sie besonders stark entwickelte Binde- oder Spannhäute zu nennen, denn sie dienen dem Vogel ganz ohne Zweifel viel mehr dazu, ihn vor zu tiefem Einsinken beim Waten im Schlamm zu bewahren, als um ihm das Schwimmen, das er doch nur verhältnismäßig selten betreibt, zu ermöglichen. Immerhin schwimmt unser Vogel nicht bloß gezwungen, etwa wenn er, angeschossen, sich durch Fliegen nicht retten kann, sondern er sucht gelegentlich auch aus freien Stücken tieferes Wasser auf und schwimmt hier geschickt und schnell.

Steenhuizen. *Texel, Juni 1905.*

Avoſette, 4 eben geſchlüpfte Jungen und Eiſchale.

An den geſchilderten Örtlichkeiten finden die Säbelſchnäbler oder Avoſetten, wie ſie auch heißen, ihre aus allerlei zarten Kruſtazeen, weichen Würmern und kleinen Mollusken beſtehende Nahrung, deren ſie ſich in ſehr eigenartiger Weiſe bemächtigen. Sie fahren mit dem feinen, elaſtiſchen Schnabel rechts und links in horizontaler Richtung durch Waſſer und Schlamm und leſen dabei alles für ſie Genießbare heraus. Dieſe eigentümlichen Bewegungen ſah ich auch von mir gefangen gehaltene Avoſetten in ihrem flachen Trinkgefäß ausführen. Der Schnabel iſt anders gebaut als bei allen andern Vögeln. Fiſchbeinartig elaſtiſch, hart und ſpitz, hat er faſt die Geſtalt einer Schuſterahle, iſt aber von der Mitte an aufwärtsgebogen, dabei durchweg breiter als hoch, alſo von oben nach unten abgeplattet. Als eigentliches Taſtorgan wie bei ſo vielen andern Vögeln aus der näheren oder weiteren Verwandtſchaft des Säbelſchnäblers kann der Schnabel nicht wirken, da er nicht mit weicher, nerven- und taſtkörperchenreicher Haut überzogen, ſondern völlig hart iſt. Es iſt ein höchſt eigenartiges Organ und jedenfalls für den Vogel beſonders geeignet zur Nahrungsaufnahme.

Entgegen vielen andern am Meeresſtrande lebenden Vögeln beſucht die Avoſette ſüße Gewäſſer ſo gut wie nie, jedenfalls immer nur ganz ausnahmsweiſe und zufällig. Wohl aber hält ſie ſich als Brutvogel an ſalzigen Binnen-

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Avosette. Junge Vögel, die kaum das Ei verlassen haben.

gewässern oder an Orten, wo Salzsümpfe mit salzigen Quellen vorhanden sind. So ist sie ein Bewohner des Neusiedler- und des Plattensees in Ungarn, und brütet an den salzigen Seen Zentralasiens und Ostafrikas, sowie an den Natronseen Nordafrikas. Aus diesen Angaben läßt sich schon entnehmen, daß unser Vogel ein weites Verbreitungsgebiet hat. Um dies etwas genauer anzugeben: man kennt ihn brütend von den Küsten Dänemarks an aus den Küstengebieten der Nord- und Ostsee, von Südspanien und gewissen Teilen Südfrankreichs, dann aus Südosteuropa und durch das ganze mittlere Asien bis zum fernen Osten, auch aus Nord- und Ostafrika, ja selbst bis herunter zum Kap der guten Hoffnung — immer aber gebunden an Salzwasser oder Salzsümpfe. Eigentümlich ist es, daß der Säbler auch in den Zeiten, da er noch auf den schleswig-holsteinischen Inseln und Watten regelmäßig brütete, fast nie auf Helgoland, wo doch so viele und verschiedenartige Vögel beobachtet wurden, erschien. In England ist er als Brutvogel verschwunden und bei uns ist er, wie oben angedeutet, so selten geworden, daß man für sein Fortbestehen als ständiges Mitglied der heimischen Ornis die schlimmsten Befürchtungen hegen muß. Vielleicht werden in dieser Richtung die verschiedenen in den letzten Jahren angelegten Vogelfreistätten etwas Wandel schaffen, dann wäre leicht möglich, daß sich neben Möven, Seeschwalben, Austern-

fischern, Strandläufern, Regenpfeifern, Uferschnepfen usw. auch einzelne Avosettenpärchen an den geschützten Brutstätten wieder einfänden. Die Gesellschaft der andern Vögel wird den Säbelschnäblern allerdings allein kaum zur Ansiedlung an irgendeinem Platze veranlassen, denn gesellig ist er nicht veranlagt. Er scheut zwar nicht das Zusammenleben mit andern Vögeln, aber er sucht es auch nicht und schließt sich nie in der Weise an andre Vögel an, wie es viele Strandvögel untereinander tun, die zusammen ihrer Nahrung nachgehen, zusammen bei nahender Gefahr davonstreichen und zusammen wieder einfallen. Indirekt dient gelegentlich der Säbler andern Vögeln in seiner Nachbarschaft als Warner, denn er ist außerordentlich scheu und mißtrauisch und geht jedem Feinde oder auch nur jeder verdächtigen Erscheinung frühzeitig aus dem Wege. Der Flug unsres Vogels ist nicht schnell und wird mit etwas matten Flügelschlägen ausgeführt, wobei Hals und Beine lang ausgestreckt werden. Beim Durcheilen größerer Entfernungen pflegen sich die Avosetten hoch in die Luft, meist über Schrotschußdistanz, zu erheben; beim Einfallen senken sie sich in einigen Bogen mit ruhig gehaltenen Flügeln ziemlich senkrecht herab. Zur Fortpflanzungszeit, wenn das Weibchen brütet, kreist das Männchen über dem Neste oft hoch in der Luft in anmutigem Flugspiel, wobei es den trillernden Paarungsruf hören läßt, der eine rasche Aufeinanderfolge des wie „tliü . . ." klingenden, klagenden Lockrufes ist. Auch einen kürzeren, wie „guit" oder „pütt" sich anhörenden Stimmlaut vernimmt man von der Avosette und ihr niederländischer Name „Kluit" kommt von ihrem Ruf her, den man durch jenes Wort auch versinnbildlichen könnte. In manchen Gegenden Norddeutschlands hieß der Säbler früher wegen seines pfriemartigen Schnabels „Schustervogel", im Dänischen nennt man ihn stellenweise „Skomager", was dasselbe bedeutet wie jene deutsche Bezeichnung.

Der Platz für das Nest wird nicht da gewählt, wo sich die Avosette mit Vorliebe aufhält, sondern weiter landeinwärts, an höheren und trockneren Stellen, die selbst von Springfluten nicht erreicht werden. Hier, wo der sandige Boden nur dürftig mit magerem Gras und sonstigen Dünenpflanzen bestockt ist, scharrt sich der Vogel eine flache Vertiefung, die er zuweilen mit ein paar trocknen Halmen auslegt, zuweilen aber auch ohne diese spärlichen Zutaten als Kinderstube benutzt. Gern werden kleine Erhöhungen, wie alte Maulwurfshaufen und dergl. zur Anlage der Niststätte verwendet, geschützt und versteckt steht aber das Nest der Avosette eigentlich nie. Das Gelege pflegt in der Regel aus drei Eiern zu bestehen, oft sind es nur zwei, doch kommen auch wohl vier vor; diese letztere Zahl ist aber die seltenste. Wie bei der offenen Lage des Nestes zu erwarten, zeigt sich die Färbung der Eier ihrer Unterlage und ihrer Umgebung so vortrefflich angepaßt, daß das Gelege nur schwer entdeckt wird. Im Färbungscharakter ähneln die Eier denen

M. Behr.

Avoſette, brütend.

Werder (Ostsee), Juni 1909.

M. Behr. **Avosette,** *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Eier wendend. Brütend

des Kiebitzes, die Textur der Schale ist jedoch etwas rauher und der Grundton etwas mehr grünlich. Auf ihm stehen sparsame und kleine, schwarze Flecke, die sich am stumpfen Pol des Eies häufen; außerdem bemerkt man matte, violettgraue Flecke, die tiefer in der Schale sitzen. Diese Färbung und Zeichnung ähnelt so sehr der Unterlage, auf der die Eier liegen, daß diese nur schwer zu finden sind, wie das ja auch bei verschiedenen andern Strandvögeln, die ganz offen auf dem bloßen Sande nisten, der Fall ist. In das Brutgeschäft teilen sich Männchen und Weibchen, was man weniger durch direkte Beobachtung als dadurch festgestellt hat, daß bei beiden Geschlechtern ein Brutfleck vorhanden ist. Nach etwa 17—18tägiger Bebrütung entschlüpfen den Eiern die in ein zartes, hellfarbiges Dunenkleid von fast weißer, nur auf der Oberseite von Kopf und Rumpf etwas dunkler getönter und gefleckter Farbe gehüllten Jungen, deren Artzugehörigkeit man an dem zwar nach verhältnismäßig kurzen, aber doch schon deutlich aufwärts gebogenen zarten Schnabel erkennen kann. Bei drohender Gefahr verstehen es die kleinen Avosetten, auf ihren anfänglich dicken und weichen Stelzenbeinen sich sehr

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Avoſette, ſich aufs Neſt niederlaſſend.

geſchickt in der dürftigen Strand- und Sandvegetation zu verſtecken. Sobald ſie einigermaßen behende laufen können, werden ſie von beiden Eltern an ſumpfige, aber Deckung bietende Örtlichkeiten geführt, aber erſt wenn ſie flugbar geworden, an den offenen Strand. Etwa im Auguſt iſt der junge Nachwuchs ſo weit, daß er allein in der Welt fortkommen kann. Die Alten bekümmern ſich dann nicht mehr um ihre Kinder, rüſten ſich vielmehr allmählich zur Abreiſe nach dem Süden, die ſie allein antreten, während die Jungen etwas ſpäter nachfolgen. Wahrſcheinlich folgen die Säbelſchnäbler auf ihrem Zuge den Meeresküſten, wenigſtens trifft man ſie nur ganz ausnahmsweiſe an Gewäſſern im Binnenlande, was doch wohl öfter der Fall ſein würde, wenn ſie etwa den größeren Flußläufen folgten oder ſonſt direkt über Land reiſten.

In gewiſſer Beziehung ſchließt ſich an die Avoſette ein andrer, durch ſeine ausnehmend lange und langbeinige Geſtalt ausgezeichneter Vogel an, nämlich der Stelzenläufer (Himantopus himantopus [L.]), auch wohl Strandreiter, in älteren Werken wegen ſeiner Färbung hier und da Storchſchnepfe

R. B. Lodge. *Holland, Mai 1908.*

Avoſette im Waſſer.

Steenhuizen. *Texel, Juni 1905.*

Brütende Avoſette.

genannt. Dieſe letztere Bezeichnung hat eine gewiſſe Berechtigung, denn das weiße Gefieder mit ſchwarzen Flügeln (allerdings auch ſchwarzem Hinterkopf) ſowie die roten langen Beine erinnern ganz entſchieden an unſern Storch. Ein charakteriſtiſches Färbungsmerkmal unſres Vogels iſt übrigens der graue Schwanz. Das Rot der Stelzenbeine, die ganz außerordentlich lang ſind, viel länger als bei allen andern Strandvögeln, ſtimmt bei genauerer Betrachtung übrigens auch nicht vollſtändig mit dem Rot der Storchbeine überein, ſondern zeigt eine ſehr ſchöne, nicht ſehr intenſive Roſenfarbe. Um das Bild der äußeren Erſcheinung unſres Vogels zu vervollſtändigen, ſei noch bemerkt, daß den Füßen die Hinterzehe fehlt und daß ſich zwiſchen Mittel- und Außenzehe eine bis zum erſten Zehengelenk reichende Bindehaut findet, zwiſchen Mittel- und Innenzehe dagegen nur die Andeutung einer ſolchen. Der Schnabel, gerade und ſpitz, dabei ſchlank und zierlich, iſt ſchwarz. Wie die Avoſette, iſt auch der Stelzenläufer — was man ſchon aus ſeinen langen Beinen von vornherein ſchließen darf — ein Schlammwater, der ſich moraſtige, weichgründige Stellen an den Ufern, nicht des Meeres, ſondern von Binnengewäſſern als Jagdrevier und Aufenthaltsort ſucht. In dem Meiden der

R. B. Lodge. *Spanien 1897.*

Neſt und Gelege des Strandreiters.

Meeresküſten weicht er vom Säbelſchnäbler ab, gleicht dieſem jedoch in ſeiner Vorliebe für ſalzige Gewäſſer bezw. Salzſümpfe. Hier watet er gemeſſenen Schrittes oft bis an den Leib im Schlamm und Moraſt und pickt dabei rechts und links Inſekten, Würmer uſw. auf, nach welch letzteren er auch wohl im Schlamm bohrt. Bewachſene Örtlichkeiten liebt der Stelzenläufer nicht, denn er will freie Umſchau halten. Dem Menſchen gegenüber verhält er ſich ſehr verſchieden. Während er z. B. in manchen Teilen Afrikas die dicht an den Dörfern gelegenen Büffeltränken bewohnt und ſich kaum um die Menſchen kümmert, die mit ihm freilich ebenſo verfahren, ihm alſo keinerlei Nachſtellung bereiten, iſt er in vielen Gegenden ein ausnehmend ſcheuer und argwöhniſcher Vogel, der ſchon von weitem dem ſich nahenden Menſchen zuerſt mit langen Schritten, dann aber mit Hilfe ſeiner ſpitzen, am Hinterrande etwas ausgeſchnittenen Flügel aus dem Wege geht. Jedenfalls iſt dieſe Vorſicht die Folge übler Erfahrungen mit dem Herrn der Schöpfung. Fliegend gewährt der Stelzenläufer ſowohl in ſeiner Figur mit lang nach hinten geſtreckten Beinen und nach vorn gerecktem Halſe als auch durch ſeine

ſcharf gegeneinander kontraſtierenden Farben ein ſehr charakteriſtiſches Bild. Watend oder ruhend, trägt er den Körper ziemlich wagerecht, und ähnelt im allgemeinen, wenn man von der übermäßigen Länge der Beine abſieht, einem der größeren Waſſerläufer aus der Gattung Totanus. Weniger ungeſellig als ſein langbeiniger Verwandter mit dem aufwärts ſtrebenden Schnabel, hält ſich der Stelzenläufer gern in Geſellſchaft von ſeinesgleichen und von andern Sumpfvögeln, brütet auch meiſtens in kleinen Kolonien. Die Neſter zeigen verſchiedene Bauart, je nachdem ſie auf feſtem Grunde oder in ſeichtem Waſſer angelegt werden. Im erſteren Falle iſt ihr Gefüge ein loſeres, nachläſſigeres als im andern Falle, der eine ſorgfältigere Konſtruktion unter Aufwendung von beträchtlich mehr Baumaterial erheiſcht. Die Eier, meiſt vier an Zahl, beſitzen eine ziemlich regelrechte Eiform, glanzloſe Schale und grünlichgraue Grundfarbe mit wechſelnder ſchwärzlicher Fleckung. In der Größe bleiben ſie etwas hinter Avoſetteneiern zurück. In der Brutdauer und der Pflege und Erziehung der Jungen zeigt der Stelzenläufer keine beſonders bemerkenswerten Züge. Was ſeine Verbreitung betrifft, ſo gehört er zu den ſtändigen Bewohnern unſres Vaterlandes nicht, hat aber vereinzelt bei uns gebrütet und zeigt ſich gelegentlich hier und da auf dem Zuge. Seine eigentliche Heimat beginnt im ſüdlichen Europa und erſtreckt ſich weit über die gemäßigten Teile Aſiens, ſowie über einen ſehr großen Teil des ſchwarzen Erdteils.

K. B. Lodge. Spaniſche „Marismas", Mai 1897.

Stelzenläufer im Waſſer.

Anmerkung: Bei einigen der Bilder von M. Behr iſt die Selbſtauslöſungsvorrichtung des Apparates ſichtbar. D. Red.

Der Kampfhahn.

Von Dr. Ernſt Schäff.

Es gab bekanntlich eine Zeit, die ſogar ſehr lange dauerte, in der man feſt davon überzeugt war, daß jede Tierart unveränderlich ſei und ſo, wie ſie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in ihren Merkmalen nach Größe, Geſtalt, Färbung und Lebensäußerungen verbliebe, bis die Art als ſolche überhaupt unterging. In jenen Zeiten mag ein Vogel wie der Kampfhahn oder Kampfläufer (Totanus pugnax [L.]) dem Zoologen einiges Kopfzerbrechen verurſacht haben, denn eine ſolche Unbeſtändigkeit, ein ſolches individuelles Variieren, wie es bei dieſem Vogel ſich zeigt, iſt kaum ſonſtwo im ganzen Tierreich wiederzufinden. Faſt könnte man die Behauptung wagen, nicht zwei Männchen im Frühjahrskleide ſeien ſich gleich, wohlgemerkt, in der Färbung und Zeichnung, denn in den plaſtiſchen Merkmalen ſtimmen die Vögel doch überein. So ein alter männlicher Kampfhahn im vollen Schmuck ſeines Hochzeitskleides iſt eine ebenſo ſtattliche wie eigenartige Erſcheinung, ausgezeichnet vor allen andern Sumpfvögeln, überhaupt mit keinem andern Vogel zu verwechſeln, da er höchſt ſonderbare Federzierate trägt. Vor allem fällt der breite, gerundete Federkragen ins Auge, der die Vorderſeite des Halſes bis zur Höhe der Bruſt umgibt und den Vogel, wenn er die Kampfſtellung mit horizontal gehaltenem Körper einnimmt, wie ein Schild deckt. Außer dieſem aus ziemlich ſchmalen, am Ende etwas gekrauſten und einwärts gebogenen Federn beſtehenden Halskragen wachſen den männlichen Kampfhähnen im Frühjahr am Hinterkopf noch zwei ohr- oder faſt löffelförmig verlängerte Federbüſchel hervor, die ſchräg nach unten hängen. Zu dieſem eigentümlichen Federputz kommen als Zutat — Schmuck darf man in dieſem Falle kaum ſagen — noch zahlreiche, kleine, gelbe Hautwarzen, die das ganze Geſicht des Vogels bedecken. So nimmt ſich der das Hochzeitskleid tragende Kampfhahn ſtattlich genug aus und ſein Benehmen läßt faſt darauf ſchließen, daß er ſich ſeines Schmuckes und ſeines aufſehenerregenden Äußern wohl bewußt iſt. Er trägt ſich würdevoll, hoch aufgerichtet und ſtolz, iſt aber von heftigem, aufbrauſendem Temperament und von einer unbezwinglichen Kampfluſt, die allerdings nach der Fortpflanzungszeit, bei uns etwa Mitte oder Ende Juni, gleichzeitig mit dem ſtolzen Federſchmuck völlig ſchwindet, um einem beſcheidenen Auftreten Platz zu machen. Wenn irgendwo das Sprichwort „Kleider machen Leute“ zutrifft, ſo iſt es beim Kampfhahnmännchen der Fall. Der Unterſchied zwiſchen der äußeren Er-

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Kampfhahn.

ſcheinung und dem Gebaren des Vogels während der Fortpflanzungszeit und nach ihr, iſt ſo ausnehmend groß, daß, wer den Kampfhahn nicht genau kennt, glauben muß, zwei ganz verſchiedene Tierarten vor ſich zu haben. Was mag nun wohl der Grund ſein zu jener außerordentlichen individuellen Variabilität in der Färbung der Männchen? Dieſe Frage drängt ſich dem denkenden Naturbeobachter unweigerlich auf, iſt aber ſehr ſchwer zu beantworten. Es iſt eine auch in andern Tiergruppen beobachtete, feſtſtehende Tatſache, daß, in vielen Fällen wenigſtens, die Männchen mehr zum Abändern neigen als die Weibchen und das hängt nach den jetzigen Anſichten damit zuſammen, daß das Männchen bei der Fortpflanzung weniger zu leiſten hat, weniger abgibt als das Weibchen. Es verfügt daher über einen gewiſſen Nahrungsüberſchuß und der wird ſowohl zur Entfaltung beſondren Schmuckes und zur Entwicklung äußerer ſekundärer Geſchlechtscharaktere als auch zu lebhafteren Temperamentsäußerungen und zum Variieren nach verſchiedenen Richtungen hin verwendet. Wenn dieſe Theorie richtig iſt, ſo entſteht freilich wieder die Frage, warum denn gerade beim Kampfhahn

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Kampfhahn.

dieſes Variieren in der Färbung bis zu einem ſo hohen Grad gediehen iſt und nicht auch bei andern Vögeln. Auf dieſe Frage müſſen wir vorläufig die Antwort ſchuldig bleiben.

Aber kehren wir zu unſerm ſtolzen Ritter im Federkleide zurück und betrachten wir ſein Tun und Treiben etwas näher. Zugvogel wie die meiſten ſeiner näheren und weiteren Verwandtſchaft, erſcheint der Kampfhahn im April oder Mai wieder bei uns, um ſeine alten Wohnplätze wieder einzunehmen. Dieſe ſind durch Waſſer und Sumpf beſtimmt und beſtehen vorzugsweiſe aus ausgedehnten, naſſen Wieſen, offenen Brüchen und Marſchland. Die Nähe des Meeres oder ſalziger Gewäſſer überhaupt liebt der Kampfhahn zur Brutzeit keineswegs, obwohl er ſolche Örtlichkeiten auf dem Zuge gern beſucht. Wie man an einzelnen ganz beſonders auffällig gefärbten und daher leicht zu erkennenden Exemplaren feſtgeſtellt hat, zeigen die Kampfhähne eine große Anhänglichkeit an ihre Heimat und kehren jahrelang zu denſelben Plätzen zurück. Hier ſchreiten ſie nun nicht wie andre Vögel, ſpeziell die andern Sumpfvögel, zur Hochzeit, um eine

R. B. Lodge. *Enfield, Juli 1904.*

Kampfläufermännchen.

ordentliche Ehe mit geteilten Gatten- und Elternpflichten zu führen. Nein, in moraliſcher Beziehung geht es unter den ſehr geſellig lebenden Kampfhähnen ſehr locker und geradezu zügellos zu. Das weibliche Geſchlecht iſt ſozuſagen res nullius oder auch jedermanns Eigen, wenn man will. Die Vögel halten nicht in Paaren zuſammen, ſondern die Männchen geben ſich ad libitum mit den in der Minderzahl vorhandenen Weibchen ab und im übrigen vergnügen ſie ſich auf ihre Weiſe in Geſellſchaft von ihresgleichen, während ſie dem in ſeinem beſcheidenen, grauen, oberſeits dunkel gefleckten Kleid richtige Aſchenbrödelfiguren darſtellenden ſchwächeren Geſchlecht die ganze Sorge für Neſt, Eier und Junge überlaſſen. Das oft nur ſogenannte „ſchwächere Geſchlecht" iſt bei unſern Vögeln in Wirklichkeit das ſchwächere, denn die Weibchen des Totanus pugnax ſind ganz bedeutend kleiner und zierlicher als die Männchen. Während nun die geduldigen weiblichen Individuen dem Brutgeſchäft obliegen, beſuchen die immer etwas an den berühmten Don Quixotte gemahnenden Männchen fleißig ihre Verſammlungsplätze, offene, ſandige Stellen, etwas erhöhte Flächen an Bach- oder Teichufern, kurz beraſte Plätze,

R. B. Lodge. *Enfield, Mai 1898.*

Kampfhahn im Sommerkleid.

die bald feſt getreten werden, und dergl. mehr. Dieſe Plätze liegen oft von den Brutgebieten ziemlich weit ab, aber das ficht die langbeinigen Herren nicht an, da ſie ſich ja doch um Haus und Familie nicht kümmern. Teilweiſe ſtehen ſie hier ernſthaft in Gruppen beiſammen, teils ſpazieren ſie gravitätiſch umher. Alle Augenblicke aber fällt es dieſem oder jenem ein, in Fechterſtellung auf die Menſur zu treten. Vor dem wagrecht gehaltenen Körper wird der Federſchild ausgebreitet, Hals und Kopf vorgeſtreckt und angriffsweiſe gegen einen beliebigen Genoſſen einige Schritte vorgegangen. Dieſer iſt ſofort zu einem Gange bereit und nun fahren die beiden Kämpfer mit großem Elan aufeinander los, attackierend, retirierend, ausfallend und parierend, manchmal vor Eifer einen Luftſprung machend, bis ſie plötzlich voneinander ablaſſen und mit gleichgültigſter Miene tun, als ob überhaupt gar nichts paſſiert wäre und als ob es auf dieſer ſchönen Erde Zank und Streit überhaupt nicht gäbe. Im nächſten Augenblick aber wird vielleicht einer der beiden Kämpfer, der eben ſeinen Degen eingeſteckt, von einem andern angerempelt und ſofort iſt wieder eine Menſur im Gange. So geht es Tag für Tag einige Wochen lang.

R. B. Lodge. *London, August 1898.*

Kampfläuferweibchen.

Nicht nur untereinander kämpfen die Männchen, sondern gelegentlich werden auch andre Vögel, die sich an den Versammlungsplätzen der Kampfhähne blicken lassen, angegriffen. Mancher läßt sich einschüchtern und räumt das Feld; sowie aber einer energisch gegen einen der Bramarbasse Front macht, gibt dieser klein bei. Blutig verlaufen die Kämpfe der Kampfhähne übrigens nie; es ist eitel Spiegelfechterei, wie häufig die politischen Duelle in gewissen Ländern, wo die Leute leichter erregt sind als bei uns. Morgens und abends, bei Sonnenaufgang und beim Sinken des Tagesgestirns, wird meistens en gros gefochten. Dann versammeln sich die Kampfhahnmännchen in größerer Zahl an bestimmten Plätzen und hier folgt eine Mensur auf die andre, bis die Brauseköpfe ihren Tatendrang gestillt haben. Übrigens lassen sie trotz allen Kampfeifers ihre Sicherheit nicht außer acht, sondern passen wohl auf ihre Umgebung und streichen zeitig ab, wenn eine verdächtige Erscheinung in ihren Gesichtskreis tritt. So geht das vergnügte Leben einige Wochen weiter, „immer lustik", aber allmählich wird die stolze Federpracht etwas ruppig. Hier und da gehen schon bei den Kämpfen Federn verloren oder

R. B. Lodge. *London, Mai 1908.*

Kampfhahn im Hochzeitskleid.

werden geknickt und zerzauſt. Dann aber gegen Mitte oder Ende des Juni ſetzt nach und nach die Mauſer ein; eine Feder nach der andern fällt aus und die ehemaligen Elegants werden bald zu wahren Rittern von der traurigen Geſtalt. Auch der kühne Mut und die Kampfluſt ſchwinden mit dem Verluſt des Pracht- und Staatskleides, die Kämpfe hören auf, das Federkleid wird nach vollendeter Mauſer dem des Weibchens ganz ähnlich und nur die Größe unterſcheidet jetzt die Männchen von den Weibchen der Kampfhähne. Einen Vorteil haben aber doch die erſteren von dem Wechſel in ihrem Äußern: ſie werden nicht nur ſchlanker im Ausſehen, ſondern auch gewandter im Fluge. Während ſie der große Kragen beſonders bei windigem Wetter im Fluge ſtörte und beläſtigte, werden ſie nach deſſen Verluſt gewandte, flinke Flieger, die viel beſſer den Verfolgungen des Wanderfalken entgehen und auch für die oft ſehr weite Winterreiſe nach dem Süden viel beſſer ausgerüſtet ſind. Während ſich die Männchen in der geſchilderten Weiſe verluſtieren, haben die Weibchen meiſt unweit des Waſſers an einem trocknen, wenn möglich etwas erhöhten, Plätzchen im hohen Graſe ein einfaches Neſt hergerichtet und mit

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Kampfläufer, ſich putzend.

vier olivengrünlichen, dunkel gefleckten, ziemlich kreiſelförmigen, denen des Rotſchenkels oder des Kiebitzes oft ſehr ähnlichen Eiern belegt, die eifrig bebrütet und in etwa 17 bis 18 Tagen gezeitigt werden. Die Jungen ſind in ein ziemlich buntes, an der Unterſeite z. T. weißes, oberſeits auf gelbbräunlichem Grunde dunkel längsgeſtreiftes Dunenkleid gehüllt und folgen bald nach dem Trockenwerden der ſie ſorgſam führenden Mutter, die ſie zur ſelbſtändigen Nahrungsaufnahme anleitet und auch ſonſt anlernt. Die Größenverſchiedenheit der Geſchlechter zeigt ſich meiſt erſt, wenn das Federkleid angelegt wird, iſt aber bei den jungen Vögeln im erſten Herbſt ſchon völlig ausgebildet. In Gegenden, wo Kiebitzeier geſammelt werden, nehmen die Sammler nebſt den Eiern aller möglichen andern Sumpfvögel auch viele von Kampfhähnen fort, ſo daß viele Nachgelege produziert werden, aus denen dann verſpätete Junge auskommen. Der Zug beginnt bei unſerm Vogel ſchon Mitte Auguſt; dann ziehen ſowohl die Exemplare aus unſern Gegenden fort, als auch treffen ſolche aus nördlicher gelegenen Ländern bei uns ein. Sie ziehen meiſt in Geſellſchaften, die verſchiedene Mitgliederzahl haben können, nie aber ſo zahlreich ſind wie die mancher andrer Sumpfvögel. Die Männchen pflegen für ſich zu ziehen, die Weibchen etwas ſpäter, teils mit den Jungen zuſammen, teils allein; dann wandern letztere ebenfalls für ſich. Die Winterreiſe geht manchmal ſehr weit, denn man hat Kampfhähne auf dem Zuge in ganz Afrika bis zum äußerſten Süden, ferner auf Ceylon und in

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Neſt und Gelege des Kampfläufers.

Indien getroffen. Sogar nach Nordamerika werden ſie gelegentlich verſchlagen. Bei uns ſind die intereſſanten, in der Gefangenſchaft leicht zu haltenden und viel Vergnügen gewährenden Vögel leider jetzt viel ſeltener als früher, da man ihnen mehr und mehr ihre Brutplätze nimmt. Relativ am häufigſten brüten ſie noch in den ausgedehnte, feuchte Wieſenſtrecken enthaltenden Gegenden Norddeutſchlands. In ähnlichen Örtlichkeiten bewohnen ſie den weſtlichen Teil der paläarktiſchen Region, nördlich bis zum nördlichen Skandinavien, Rußland und Sibirien, öſtlich etwa bis zum Amurgebiet, während ſie ſüdlich als Brutvogel wenig über die Donautiefländer hinausgehen.

R. B. Lodge. *London, Juni 1908.*

Kampfhahn in Kampfſtellung.

Die Ringeltaube.

Von Martin Braeß.

Wie Star, Amsel und Singdrossel, so hat sich auch die Ringeltaube, ursprünglich ein scheuer Waldvogel, an die Nähe des Menschen gewöhnt. Mit Vorliebe bewohnt sie heute größere Gärten und Parkanlagen, selbst wenn diese mitten zwischen den Häusern der Großstadt gelegen sind, und in manchem Park, z. B. im Berliner Tiergarten oder im Kgl. Großen Garten zu Dresden, ist die Ringeltaube so häufig, daß sie geradezu ein Charaktervogel dieser herrlichen Anlagen genannt werden muß. Auf den Promenadenwegen und Wiesenflächen trippeln die schönen stattlichen Vögel umher; zwischen und über den Kronen der Bäume sieht man sie fliegen; am Ufer der Teiche stehen sie, um zu trinken oder ihre weinrot gefärbte Brust in das kühlende Naß zu tauchen, und von nah und fern vernimmt man im Frühling das verliebte Ruckſen des Täubers. Hier in den Parkanlagen erinnert nichts mehr an ihre ursprüngliche Scheu vor dem Menschen; man kann sich den Vögeln, wenn sie z. B. auf den Rasenflächen ihrer Nahrung nachgehen, bis auf wenige Schritte nähern und sie von allen Seiten betrachten, ohne daß sie auffliegen.

Wirklich ein Schmuck jedes städtischen Parkes, anmutig Gestalt wie Bewegung, und sympathisch die Zeichnung sowohl wie die zarten Farbentöne des ganzen Gefieders! Das „Taubenblau" der Oberseite haben die Ringeltauben mit andern Arten ihrer Gattung gemein; effektvoll hebt sich der weiße Vorderrand des Flügels, der sich zu einem breiten weißen Streifen auszieht, von dem Aschgrau der übrigen Flügeldeckfedern und dem Schieferschwarz der langen Handschwingen ab. Der schönste Schmuck wird aber sowohl von Männchen wie Weibchen, die äußerlich kaum zu unterscheiden sind, am Halse getragen, jederseits ein weißer, halbmondförmiger Fleck, der oben und unten von schuppenartigen, mattglänzenden Federn eingefaßt ist. Diese erscheinen bald meer- oder grasgrün, bald blitzen sie aber wie bei vielen unsrer Haustauben auch in lichter Purpurfarbe auf. Auf dem Hinterhals ist der weiße „Ring" unterbrochen, und auch auf der Kehle, wo das zarte Weinrot der Brust ganz unmerklich in das Aschblau des Kopfes übergeht, schließt sich der „Ring" nicht — der Name „Ringeltaube" ist also nicht besonders glücklich gewählt.

Ende März stellt sich die Ringeltaube im mittleren Deutschland ein; sie kommt gewöhnlich zwei bis drei Wochen später, als ihre Base, die Hohltaube,

W. Kohler. *Tegel, Mai 1909.*

Ringeltaube im lichten Gehölz.

hat aber trotzdem ſchon beinah flügge Junge im Neſt, wenn ſich als Nachzügler im Mai die niedlichſte aus der Verwandtſchaft, die Turteltaube, anmeldet. Das charakteriſtiſche „Ruckſen" läßt die Ringeltaube ſofort nach ihrer Ankunft hören, es müßte denn ſein, daß ihr ein böſer Nachwinter die Stimmung verdirbt; dann ſitzt ſie im Schutze hoher Tannen oder Fichten, und nur ab und zu heult ſie aus ihrem Verſteck ein ärgerliches „Huh" oder „Huhuh" in die naßkalte Märzluft. Sobald aber der erſte Sonnenſtrahl durch die grauen Wolken bricht, tönt das ſtimmungsvolle Ruckſen weithin durch Forſt oder Park. Gewöhnlich ſind es drei gleichartig gebaute Strophen, deren jede aus vier, fünf oder ſechs Silben beſteht. Das zweite „gruh" jeder einzelnen Strophe wird deutlich betont; es liegt eine Sekunde höher als das erſte, während ſich die folgenden allmählich zu der tieferen Stufe wieder herabſenken und leiſe verhallen. Nur dem Schluß des ganzen Liedes wird noch ein höheres, akzentuiertes „grúh" angefügt. Am lebhafteſten ruckſt der Täuber in den Morgenſtunden; auch gegen Abend läßt er ſich fleißig hören, während er ſich tagsüber ziemlich ruhig verhält. Dabei ſitzt

J. Atkinson. *Yorkshire, Juni 1903.*

Junge Ringeltauben im Neſt.

er in gebückter Haltung auf einem höheren Aſte, bläſt den Kopf ſtark auf und holt die heulenden Töne ſcheinbar mit Anſtrengung tief aus der Bruſt hervor. Ein paar andre Täuber fliegen herbei und laſſen ſich in den Wipfeln der Nachbarbäume nieder, und nun beginnt ein förmlicher Wettkampf, ein immer lauteres, immer voller tönendes Ruckſen, daß es wohl eine Viertelſtunde weit durch den Wald klingt: „grugrúhgrugrugru, . . .“. Bisweilen ruckſt auch ein Männchen am Boden, ganz ſelten aber, und nur in der höchſten Erregung, während des Flugs.

Das Weibchen verſteht dieſe ſeltſame und doch ſo eindringliche Sprache; es fliegt herzu und ſetzt ſich dicht neben den Gatten. Sie ſchnäbeln ſich zärtlich; dann ſchwingt ſich das Männchen, mit den Flügeln laut klatſchend,

Dr. Rosenius. *Willsje, Juni 1909.*

Junge Ringeltauben im Neſt.

von ſeinem Sitz ſchräg in die Höhe, beſchreibt in der Luft einen ſchön geſchwungenen Bogen und ſchwebt ohne Flügelſchlag, mit etwas gehobenen Schwingen und ausgebreitetem Schwanzfächer zu dem Weibchen zurück, als wollte es ſagen: ſchau nur, wie ſchön ich bin und wie groß und wie ſtark! Das Spiel wird mehrmals von dem verliebten Männchen wiederholt, und auch die Gattin beteiligt ſich bisweilen an dem anmutigen Balzflug.

Nun iſt es Zeit, an den Neſtbau zu denken. Bei der Auswahl des Ortes bindet ſich das Pärchen an keine beſtimmte Regel. Bald baut es in die Wipfel der allerhöchſten Bäume, bald nur ein paar Meter vom Erdboden entfernt; hier ſteht das Neſt im tiefſten Nadelholzdickicht, daß es kein Auge entdeckt, dort ziemlich frei im Stangenholz auf einem dürftigen Aſte, angelehnt

Graf Munster. *Gutebern (Revier Ruhland), Juli 1909.*

Junge Ringeltauben im Neſt.

an den Baumſtamm — jeder Vorübergehende muß es bemerken. Ob Kiefer, Fichte oder ein anderer Nadelbaum, ob Buche, Eiche oder Erle, das iſt den brütluſtigen Vögeln ganz gleich, und beſonders die Park- und Gartenbewohner wählen bisweilen den ſeltſamſten Niſtplatz, das Dach eines Starenkaſtens, ein niedriges Taxusgebüſch, das Geſtrüpp der Jungfernrebe am Gartenhaus, das Dunkel einer einzeln ſtehenden Thuja, ja ſelbſt in lockere Reiſighaufen haben ſie ſich ſchon eingemietet.

Der eigentliche Bau macht den Tauben gleichfalls wenig Sorge; ſie nehmen mit dem vorlieb, was ſie in nächſter Umgebung finden, auch brauchen ſie wenig Material. Dünne Zweige und Reiſerchen liegen überall umher, wo es Bäume gibt; eilfertig trägt das Männchen herzu, und das Weibchen legt alles übereinander, daß eine rundliche Plattform entſteht, die in der

Graf Munster. *Revier Ruhland, Juli 1909.*

Neſt und Gelege der Ringeltaube.

Mitte kaum ein wenig vertieft ist. Kleinere, selbst größere Lücken zwischen den Ästchen stören die Bauherrn nicht im geringsten; wenn nur die beiden Eier nicht durch den Boden hindurchfallen! was schadet's, daß der unten Vorübergehende die weißen Tönnchen auch einmal zwischen dem dunkeln Geäst hervorblitzen sieht! Natürlich eine gewisse Festigkeit muß der kleine Horst schon besitzen; denn er hat nicht immer bloß den brütenden Vogel zu tragen, sondern oft auch beide Gatten, die manche Zärtlichkeit in ihrem Heim austauschen. Stürme gibt's auch, namentlich hoch in den Baumwipfeln, und das Nest soll ja doch im Laufe des Sommers zwei Bruten zur Kinderstube dienen. So wird nicht selten an verschiedenen Orten probiert,

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Ein Flug Ringeltauben auf dem Felde nach Nahrung suchend.

ob die Reiser auch festliegen, ehe man sich endlich entscheidet. Das Nest vom vorigen Jahre würden die Vögel gewiß gern wieder beziehen; doch es ist bereits meist in alle Winde zerstreut — kaum noch ein trauriger Rest von ein paar Zweiglein. Aber wenn ein alter Krähen- oder Elsternhorst, oder das Nest vom Strauchritter Markolf, dem Eichelhäher, sich bieten sollte, da ist man gern bereit, Besitz zu ergreifen; ein paar frische Ästchen, und die ganze Arbeit ist getan.

Das Eierlegen kostet auch wenig Zeit. Sobald das Nest fertig ist, empfängt es das erste und am übernächsten oder am dritten Tag das zweite Ei — mehr als ein Kinderpärchen auf einmal großzuziehen, das ist ja bei der ganzen Taubensippe nicht Brauch. Natürlich sind die Eier etwas größer, als

Graf Munster. *Linz, April 1910.*

Eben ausgeflogene Ringeltauben.

Ch. Reid. *England.*

Ringeltauben.

die der meiſten Haustauben oder der Nachbarin Hohltaube, der Größe der Eltern entſprechend, die ſich ja mit den ſtärkſten Kropf- oder Türkentauben meſſen können. Die reinweiße Farbe iſt eigentlich unpraktiſch gewählt; denn von oben kann jede vorüberfliegende Krähe oder Elſter, jedes Eichhörnchen, das in den Bäumen herumturnt, die leuchtenden Kalktönnchen ſehen, auch wenn ihre Schale nur wenig glänzt. Aber wer weiß, ob die Ringeltauben nicht ehemals auch in Höhlen brüteten, wie ihre Verwandten, die Hohltauben und Felſentauben, und das Freibrüten bei ihnen erſt im Laufe der Zeit Mode geworden iſt; außer den weißſchaligen Eiern, wie ſie die meiſten Höhlenbrüter legen, ſpricht ja auch der liederliche Neſtbau für dieſe Vermutung.

Beide Gatten teilen ſich in das Brutgeſchäft; vormittags um neun oder zehn Uhr wird das Weibchen vom Männchen abgelöſt, und nachmittags in der vierten Stunde übernimmt wieder Frau Taube die ſtille Arbeit. Auch außerhalb der Brutzeit halten die Ringeltauben auf genaue Tageseinteilung. Wenn der Morgen dämmert, ſind ſie ſchon munter; auf einem ſeiner Lieblingsbäume ſitzt das Pärchen eng beieinander und putzt ſich ſein hübſches Gefieder, oder das Männchen läßt ſein werbendes Ruckſen hören. Dann ſuchen ſie gemeinſchaftlich drei oder vier Stunden lang nach Nahrung. Auf den Waldblößen oder am Waldrand trippeln ſie umher und leſen Kiefern- und Fichtenſamen oder allerhand Grasſamen auf. Gern fliegen ſie auch nach den Feldern; denn Weizen, Wicken, Erbſen, Rübſen, Heidekorn, auch die Samen von Lein

und Hanf lieben sie sehr. Im Sommer bieten die Blaubeeren eine willkommene Abwechslung, und im Herbst gibt es Eicheln und Bucheckern. Ist der Kropf gefüllt, so treiben sich die Tauben wieder ein Weilchen auf den Bäumen herum, fliegen gegen Mittag zur Tränke und halten dann ein paar Stunden im dichteren Astwerk Siesta. Nachmittags dieselbe Ordnung noch einmal: Futtersuchen, dann zurück nach den Lieblingsplätzen in den Baumkronen, gegen Abend zum Wasser, wo sie nicht selten lange verweilen, und vor Eintritt der Dämmerung am Schlafplatz wird vom Täuber noch ein Viertelstündchen in verliebter Weise geruckst. Jetzt freilich hat die Sorge um die Nachkommenschaft all die geregelte Ordnung über den Haufen geworfen, und gar, wenn nach 16 bis 18tägiger Bebrütungsdauer die beiden Jungen im Horst liegen, ist an die frühere Tageseinteilung nicht mehr zu denken.

In der ersten Zeit werden die mit zottigen Dunen bekleideten Kinder, deren Augen sich kaum vor dem neunten Tage öffnen, mit einem eigentümlichen, quarkähnlichen Brei aus dem Kropfe gefüttert, an dessen Stelle später erweichte Sämereien treten. Recht viel Atzung auf einmal, aber nicht allzu oft, das ist der Erziehungsgrundsatz, mit dem sich die Eltern das Leben verhältnismäßig leicht machen. Aber das Zwillingspärchen will nicht nur gefüttert, bei seiner dürftigen Befiederung muß es auch morgens und abends sowie die ganze Nacht hindurch erwärmt werden, und wenn die Witterung naß und kalt ist, kauert Vater oder Mutter auch am Tage über den wärmebedürftigen Kindern, bis diese endlich befiedert sind. Gewöhnlich hat der Mai noch nicht Abschied genommen, da begleiten die jungen Täubchen die Alten aufs Feld. Sie werden noch ein Weilchen von den sorgsamen Eltern gefüttert; bald aber schreiten diese zu einer zweiten Brut, die im Juli flugbar wird, ja ältere Pärchen brüten auch wohl noch ein drittes Mal.

Im September rotten sich die Ringeltauben familienweise zusammen und verlassen dann in kleineren oder größeren Gesellschaften, meistens Anfang Oktober, die Heimat. Sie wandern am Tage und ziehen gewöhnlich hoch und schnell durch die Luft. Nicht selten überwintern auch einige im mittleren, ja im nördlicheren Deutschland; es mögen Vögel sein, die weiter im Norden ihre Brutplätze hatten, in Skandinavien, Finnland oder Rußland. Denn die Ringeltaube hat man selbst am Weißen Meere noch als Brutvogel angetroffen.

mer bieten die Blaubeeren eine willkommene
es Eicheln und Bucheckern. Ist der Kropf
en wieder ein Weilchen auf den Bäumen
Tränke und halten dann ein paar Stunden
chmittags dieselbe Ordnung noch einmal:
den Lieblingsplätzen in den Baumkronen,
icht selten lange verweilen, und vor Eintritt
ird vom Täuber noch ein Viertelstündchen
freilich hat die Sorge um die Nachkommen-
ber den Haufen geworfen, und gar, wenn
dauer die beiden Jungen im Horst liegen,
nicht mehr zu denken.
e mit zottigen Dunen bekleideten Kinder,
eunten Tage öffnen, mit einem eigentüm-
n Kropfe gefüttert, an dessen Stelle später
viel Atzung auf einmal, aber nicht allzu
, mit dem sich die Eltern das Leben ver-
das Zwillingspärchen will nicht nur ge-
rung muß es auch morgens und abends
wärmt werden, und wenn die Witterung
Mutter auch am Tage über den wärme-
lich befiedert sind. Gewöhnlich hat der

Fr. Moore. *Scilly-Inseln, Juni 1910.*

Flußregenpfeifer am Nest.

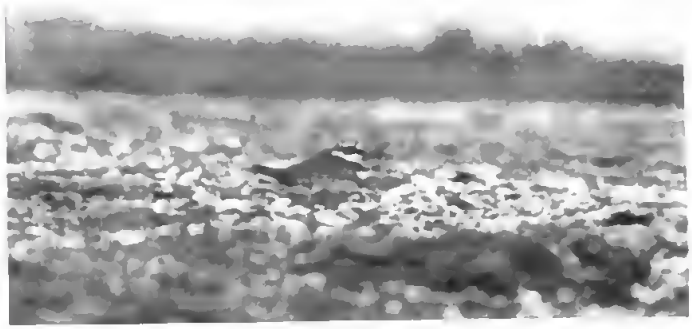
Der Flußregenpfeifer und seine Verwandten.

Von Martin Braeß.

Mitten in der lenzfrohen Au eine steinige Wüste. Kein grünes Hälmchen, kein Leben. Unruhig zittert das Licht über dem glitzernden Quarzsand und zwischen den weißlichgrauen und rötlichen Rollsteinen. Eine Kiesbank ist's, unterhalb des Wehrs, von den emporwirbelnden Fluten des Flusses im Laufe der Zeit abgesetzt, eine sterile Insel, die das Wasser in zwei ungleichen Armen umfließt. Drüben der breite Hauptstrom unter den überhängenden Weiden, und hier nur ein schmaler silberner Faden, der am Rande der Wiese vorbeizieht.

Ein Bachstelzenpärchen wippt mit zweisilbigem Lockruf hinüber. Sie jagen ein Vögelchen auf, das zwischen den Rollkieseln ruhte. Lautlos fliegt es davon, in gerader Linie, dicht über der Sandbarre, elegant und gewandt wie ein Schwälbchen. In weitem Bogen kehrt's wieder zurück, läßt sich mit gehobenen Flügeln in der Nähe des vorigen Plätzchens auf dem Kies nieder, und nun kauert's von neuem ganz still zwischen den Steinen. Das Lid hat es über den großen dunkeln Augenstern gezogen, das Köpfchen steckt ganz in den Schultern, daß das schneeweiße Nackenband zwischen dem Mäusegrau des Scheitel- und Rückengefieders vollständig verschwindet; die Flügel mit den schwarzbraunen Schwingen hat das Vöglein geöffnet — so wohlig ist's ihm auf dem warmen sonnigen Kies — und auch das winzige Schwanzfächerchen mit den weißen, grauen und schwarzen Abzeichen hat es ein wenig gespreizt. Der kleine Schläfer ist ein Flußregenpfeifer, der kleinste seiner artenreichen Familie; kaum erreicht er die Größe der Feldlerche. „Griessühnchen" oder „Griesläufer" („Gries" = Sand, Geröll) heißt der Vogel beim Volk; doch nur wenige sind's, die ihn kennen.

Nach einer Weile richtet sich der kleine Inselbewohner empor; der Ruf einer Krähe, die schwerfälligen Flugs über den Fluß zieht, scheint ihn von neuem geweckt zu haben. Wagrecht liegt der Körper auf einem der schwächlichen Ständer, der andere ist in dem weißen Gefieder des Unterleibs vollständig verborgen. Lebhaft blicken die großen, glänzenden Märchenaugen nach allen Seiten; aber der Kopf sitzt regungslos auf dem eingezogenen Halse. Da summt eine Fliege herbei, auf einen Stein läßt sie sich nieder. Das Vöglein hat sie bemerkt, es hüpft auf dem einen Fuß hastig dahin und verschluckt sie. Ein Schmetterling kommt, um von dem feuchten Sand zwischen dem Steingeröll ein winziges Schlückchen zu nehmen — er ist schon gefangen, nur seine Flügel flattern im Winde davon. Sandkäfer schwirren empor; auch



M. Behr. *Osternienburg, Juni 1908.*

Brütender Flußregenpfeifer.
Das Neſt ſteht auf dem Dach einer Ziegelſcheune.

ſie fallen dem geſchickten Jäger zur Beute, der noch immer nur auf einem Ständer über den holprigen Weg hüpft, als habe er ganz vergeſſen, das zweite Füßchen unter den Bauchfedern hervorzuziehen. So ſpringen geſchickte Knaben auf einer Stelze vorwärts und ſeitwärts, auch wohl ein paar Schritte zurück; doch der kleine Vogel kann's beſſer. Den Körper hält er bei dieſem Kunſtſtück ganz ruhig, wagrecht geſtreckt, als ginge ihn die hurtige Bewegung des ſpringenden Fußes nichts an.

Aber jetzt hat der Stelzenkünſtler drüben am Uferſand ſein Weibchen bemerkt. Da rennt er mit beiden Füßen ſpornſtreichs zu ihm; geradlinig geht es zwiſchen allen Hinderniſſen hindurch, über die glatten Steine hinweg — kein Straucheln, kein Fallen. Kopf und Hals ſind zurückgezogen, der ganze Körper trotz der haſtigen Wechſelbewegung der blaßgelben Füße — acht Schritt oder noch mehr in einer Sekunde — vollſtändig regungslos, wie ein Spielzeug auf rollenden Rädchen, das ein Kind an einer Schnur ſchnell hinter ſich nachzieht. Mit pfeifendem zweiſilbigem Lockruf begrüßen die beiden einander, ſchaukeln den Körper in den Hüftgelenken, einem Wagbalken gleich, der erſt allmählich zur Ruhe kommt, ſchnellen das Köpfchen vorwärts und flüſtern ſich zarte Koſeworte zu: „did did did", die ſie bisweilen zu langen Reihen zuſammenſetzen, haſtig und ſchnell, gleich dem Tempo der rennenden Füßchen.

Das Weibchen iſt dem Männchen ganz ähnlich, die Zeichnung die gleiche; nur das Schwarz der Wangen, das Stirnband und der breite Querſtreifen

zwiſchen Kehle und Bruſt um eine Spur matter und bräunlicher. Die Jagd iſt lohnend. Mücken, Fliegen und manche andre Inſekten lieben ja die Nähe des Waſſers; außerdem finden ſich zwiſchen den Geröllſteinen Aſſeln, winzige Schnecken, Käfer und ihre Larven, Würmer und Maden. Füße und Schnabel ſchieben hurtig die Steinchen zur Seite, und ſchnell, ehe ſich die Beute von neuem im Kies verbirgt, wird ſie gepackt. Manchmal geht man auch ein paar Schritte ins Waſſer, aber nur bis zur halben Höhe der Ständer, pickt von der Oberfläche irgendein Kerbtier oder nimmt wenigſtens einen Schluck

J. Atkinson. *Ravenglass (Cumberland), Juni 1909.*

Neſt mit Gelege des Halsbandregenpfeifers.

Waſſer. Auch ein Bad iſt bisweilen willkommen mit tüchtigem Plantſchen, daß das Kleidchen ordentlich naß wird; Sonne und Wind trocknen es ſchnell. Jetzt ſtehen die Vögel nicht weit voneinander wieder auf einem Bein und putzen ihr ſchmuckes Gefieder; das Hochzeitskleid iſt's, mollig und weich, und doch dabei ſo glatt und ſo blank und bei aller Einfachheit ſo friſch in den Farben, daß ſich's ſelbſt vor der Nachbarin ſehen laſſen kann, der koketten Bachſtelze oder vor der Waſſeramſel mit der ſchneeweißen Hemdbruſt. Nach der Toilette wieder Liebkoſungen und zärtliches Plaudern; dann erhebt ſich das Männchen ſchräg in die Luft, fliegt mit ſichelförmig gebogenen Flügeln und geſpreiztem Schwänzchen in haſtigem Zickzack nicht hoch rings um die

31*

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1907.*

Eier und frischgeschlüpfte Junge des Halsbandregenpfeifers.

Kiesbank und singt dazu eine pfeifende oder auch etwas rauher klingende Strophe, die das Weibchen mit wohllautendem Triller beantwortet. Das ist das Signal, den Balzflug zu enden. Ein steiler Absturz in schöner Kurve gegen den Fluß und nun niedrig über das Wasser und über die Kiesbank, wo das Weibchen den verliebten Gatten erwartet. Manchmal umtanzt dieser auch am Boden die Angebetete seines Herzens, und beide trällern dazu ihren pfeifenden Balzgesang.

Ein paar Wochen ist das Pärchen schon in der Heimat; es hat sich auch bereits schlüssig gemacht, wo es seine Brutstätte aufschlagen will. Die kahle Flußbank ist den Vögeln willkommen; aber nicht etwa der feine Sand, der beim Austrocknen vom Winde verweht wird, sondern der grobe Kies, der mit größeren Steinen vermischt in breiten Bändern über dem Sand liegt. Auch die unmittelbare Nähe des Wassers muß man vermeiden; sonst werden, wenn der Fluß nach einem Gewitterregen anschwillt, die Eier nur allzu leicht ein Opfer der Fluten. Die erhöhte Mitte der Kiesbank bietet genügenden Schutz, und so hat hier das Weibchen in dem Geröll eine halbkuglige Vertiefung gescharrt. Kein weiches Hälmchen, kein Federchen; jedes Nistmaterial, welcher Art immer, würde auf der kahlen Fläche die Brutstätte nur verraten, während die Eier zwischen den ungefähr gleichgroßen und sehr ähnlich gefärbten Kieseln schwer zu entdecken sind. Auch der brütende Vogel hat in seinem braungrauen, schwarz und weiß gezeichneten Kleid einen vortrefflichen Schutz

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1902.*

Halsbandregenpfeifer im Dunenkleid.

zwiſchen den lichten Steinen und ihren dunkeln Schatten, und daß ſich ſpäter die Jungvögel in dem Geröll ganz anders verſtecken können, als auf den flachen feinſandigen Stellen der Flußbank, iſt bei der Wahl des Niſtortes wohl gleichfalls maßgebend geweſen.

Nach acht Tagen liegen vier Eier in der Grube, wie beim Kiebitz in Kreuzform, die Spitzen einander zugekehrt und die ſtumpfen Pole nach außen. In der Größe, auch in der kreiſelförmigen Geſtalt gleichen ſie den Wachteleiern; doch ſind ſie meiſt etwas heller, obgleich auch bei ihnen zahlreiche dunkelbraune Flecken und Punkte über die blaßgelbe Grundfarbe ausgeſtreut ſind. Die Alten brüten abwechſelnd; dabei beobachten ſie ſcharf die ganze Umgebung. Sobald ſich nur in der Ferne ein Menſch zeigt, erhebt ſich der brütende Vogel; lautlos entfernt er ſich, ohne Haſt zwiſchen dem Steingeröll fortlaufend und den Störenfried mit ſeinem großen Auge über die Schulter fixierend. Erſt gegen das Ende der Brutzeit, welche zwei bis drei Wochen währt, ſitzen die Vögel etwas feſter auf dem Gelege. Sind die Kleinen den Eiern entſchlüpft, ſo entfernen die vorſichtigen Eltern die zerbrochenen Schalen aus der Nähe des Neſtes, obgleich die Jungen, ausgeſprochene Neſtflüchter, höchſtens zufällig einmal wieder an die Brutſtätte zurückkehren. Kleine täppiſche Kerlchen, mit plumpen Füßen, und doch vom erſten Augenblick an verſtehen ſie es, ſich zwiſchen dem Geröll oder den dürftigen Gräſern und

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1907.*

Halsbandregenpfeifer, Männchen zum Neſt gehend.

Stauden am Strand zu verbergen, und ihr hübſches Dunenkleidchen, weiß, ſchwärzlich und graubraun, dem das Halsband der Eltern freilich noch fehlt, verrät ſie nicht leicht.

Die Aufregung und Sorge der alten Vögel kennt um dieſe Zeit keine Grenzen; ſo ſtumm ſie vorher beim Brutgeſchäft waren, ſo laut und unruhig werden ſie nun. Jeder vermeintliche Friedensſtörer, und wenn es nur ein unſchuldig Vöglein wäre, wird mit Angſtgeſchrei und Flattern begrüßt, und um den Feind von den wehrloſen Jungen abzulenken, die noch nicht fliegen können, ſondern ſich ganz auf ihr Verſteckſpiel verlaſſen müſſen, üben die Alten oftmals die Liſt, ſich lahm, krank und halbtot zu ſtellen. Werden ſie häufig geſtört, ſo führen ſie ihre Kinder nach andern Stellen, etwa ins Weiden- oder Erlengeſtrüpp, wo ſie noch ſicherer ſind, als auf der kahlen Kiesbarre. Nach einer Woche brechen die erſten Federn zwiſchen den Dunen hervor, und nun werden die Jungen, die bereits ſchnell wie die Bachſtelzen hinter und neben den Alten auf der Sandbank umherlaufen, von Tag zu Tag ſelbſtändiger und reicher an eigner Erfahrung. Sie laſſen ſich wohl immer noch gern einen Leckerbiſſen von Vater oder Mutter ins Schnäbelchen ſchieben, aber ſie verſtehen auch ſchon ſelbſtändig ihre Nahrung zu finden, und ſie würden kaum ihre Eltern mehr brauchen, wenn dieſe ſie nicht vor den unzähligen Gefahren warnen und ſchützen müßten. Krähen, Elſtern und

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), April 1904.*

Halsbandregenpfeifer, Weibchen auf den Eiern.

Dohlen, Iltis und Wiesel, Wasser- und Wanderratten sind die gefürchtetsten Feinde.

Wenn irgend möglich, verweilt die Familie in der Nähe des Brutplatzes den ganzen Sommer hindurch, bis die Jungen flugfähig sind und auch die Alten ihr Gefieder, das jetzt recht verblaßt und abgetragen erscheint, erneuert haben. So kommt der Erntemonat heran; da schlagen sich die Flußregenpfeifer, alte wie junge, zu kleinen Gesellschaften zusammen. Es haben ja nicht selten mehrere Pärchen auf derselben Sandbank gebrütet, oft sogar recht nah beieinander; man besucht die Kies- und Weidenheger stromauf und stromab, unternimmt sogar recht weite Ausflüge — das Fliegen macht den Kleinen keine Schwierigkeit mehr — kehrt aber gegen Abend zur Nachtruhe immer wieder in die Nähe des Brutplatzes zurück. Auch mit dem feuchten Element sind die Jungvögel bereits recht vertraut; sie waten ein Stückchen ins Wasser, baden sich tüchtig, aber freilich zu schwimmen ist nicht ihre Art; auch die Alten tun es nur ausnahmsweise, und aus eignem Antriebe wohl niemals. Höchstens versuchen sie es, sich auf der trügerischen Pflanzendecke niederzulassen, welche Laichkraut oder Nymphäen mit ihren breiten Blättern an ruhigen Stellen des Flußlaufs bilden. Dann fliegen sie unter sehr spitzem Winkel nach der grünen Fläche, berühren ganz vorsichtig, bei hochgehobenen Flügeln, mit ihren zarten Füßen die schwimmenden Blätter, und erst nach

M. Lehr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Halsbandregenpfeifer, brütend.

einem Weilchen, wenn sie sicheren Grund fühlen, falten sie die Schwingen zusammen und wagen es, zierlich von einem Blatt nach dem andern zu laufen.

Ende August oder Anfang September begeben sich die Flußregenpfeifer auf die Herbstreise. Sie haben's nicht eilig, oft wird Station gemacht und geruht. Man entfernt sich nie weit vom Wasser; aber wo ein Brachfeld in der Nähe ist oder eine mit Steinen besäte Wiese, da läßt sich die kleine Reisegesellschaft gern nieder und sucht eifrigst nach Nahrung. Wohin sie wohl ziehen? In Nordafrika überwintern sehr viele, aber auch weit im Süden des schwarzen Erdteils hat man die zarten Vögel angetroffen. Ein gut Stück Welt mögen manche zu sehen bekommen. In Europa fehlen sie fast keinem Lande, selbst im hohen Norden schlagen viele von ihnen ihr Heim auf, z. B. an den Buchten von Christiania und Drontheim, auch an manchem Gewässer im Innern des Landes; aber ebenso brüten sie auf den südeuropäischen Halbinseln, in Kaukasien und in allen zwischenliegenden Ländern; nur in England sucht man den Flußregenpfeifer vergebens.

Auch ein anderer der artenreichen Sippe, der Sandregenpfeifer, erfreut sich sehr weiter Verbreitung; doch ist er ein ausgesprochener Küstenvogel, der in der Regel nur auf dem Zug Flüssen und Seen der Binnenländer einen flüchtigen Besuch abstattet. An den skandinavischen und deutschen Küsten lebt er als Brutvogel, ebenso in Island. Selbst vor dem höchsten Norden schreckt das zierliche Geschöpf nicht zurück; denn auch in Grönland

W. Farren. *Mildenhall (Suffolk), April 1905.*

Halsbandregenpfeifer, ſeine Eier bedeckend.

und im nördlichſten Rußland bis Nowa-Semlja hat man ſeine Brutſtätten gefunden. Und dieſer mehr nördliche Vogel dehnt ſeine Reiſen unter Umſtänden durch ganz Afrika bis zum Kapland aus. Doch mögen dieſe Wanderer wohl ſolche Vögel ſein, deren Wiege weiter im Süden ſtand, vielleicht am Mittelmeer, wo der Sandregenpfeifer gleichfalls hie und da als Brutvogel auftritt.

Er iſt von Droſſelgröße, alſo ein klein wenig größer und gedrungener als der Flußregenpfeifer, mit dem er lange Zeit verwechſelt wurde. Das Gefieder trägt die gleichen Zeichnungen; aber das dunkle Halsband an der Kropfgegend iſt entſchieden breiter und auffallender, ſo daß die übliche Bezeichnung „Halsbandregenpfeifer" für dieſe Art berechtigt erſcheint. Ein beſonderer Farbenſchmuck ziert den kurzen Schnabel, ein leuchtendes Hoch- bis Orangegelb, das ſich von der Wurzel aus bis über die Hälfte des Schnabels erſtreckt, während die Spitze tiefes glänzendes Schwarz zeigt. Die Füße tragen dasſelbe herrliche Gelb zur Schau, und auch um das große ſeelenvolle Auge, welches alle Regenpfeifer auszeichnet, legt ſich, wenigſtens im Frühling, ein feiner goldgelber Ring, der den Glanz des Auges ungemein hebt.

Bei flüchtiger Beobachtung aus größerer Entfernung verrät ſich der Sandregenpfeifer aber mehr durch ſeine Stimme, als durch ſeine äußere Erſcheinung. Unter den kleineren Arten ſeiner Gattung beſitzt er das klangvollſte und zugleich das modulationsfähigſte Organ. Mit pfeifendem, auf-

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Halsbandregenpfeifer am Waſſer.

wärts gezogenem „tui" locken die Vögel einander, wenn ſie am Strand eilig umherrennen und ihrer kleinen Beute nachſtellen. Auch in der Nacht hört der Fiſcher in der einſamen Hütte den weittragenden Pfiff, der in der Erregung oft wiederholt wird, daß das Ganze wie ein langſamer Triller erſcheint; dann ſagt man, böſes Wetter iſt im Anzuge. Zärtliche Stimmung, behagliche Ruhe, Freude beim Wiederſehen, liebendes Werben — jeder ſeeliſchen Regung geben die ſtimmbegabten Vögel durch beſondere Laute den beredteſten Ausdruck.

Kahle, gleichmäßige Sandflächen zieht dieſer Regenpfeifer jeder andern Gegend vor; ſelbſt auf der Reiſe macht er in der Regel nur an flachen

Fr. Lißmann. *Island, Juli 1909.*

Goldregenpfeifer und Alpenſtrandläufer.

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Halsbandregenpfeifer.

Fr. Heatherley. *Llandegla, Mai 1905.*

Halsbandregenpfeifer am Neſt.

ſandigen Fluß- oder Seeufern hält, und zur Brutſtätte erwählt er ſich die allerödeſten, völlig unfruchtbaren Sandſtriche der Küſte, die ſich oft weit in die See erſtrecken, während er die angrenzenden Raſenflächen meidet, die von Auſternfiſchern und arktiſchen Seeſchwalben, aber auch von einem nahen Verwandten, dem Seeregenpfeifer gern bewohnt werden. Höchſtens iſt ihm das Gebiet des Sandhafers an der Düne willkommen oder ſpärliches Schilf, wohl auch der Rand irgendeines dichteren Buſches; am liebſten aber brütet er auf dem Muſchelgeröll des Strandes, ja er ſcheint bisweilen mit Fleiß kleine gebleichte Muſcheln oder Muſchelſtückchen zuſammenzutragen, die dann unmittelbar neben den Eiern liegen.

Fr. Heatherley. *Llandegla, Mai 1905.*

Pärchen des Halsbandregenpfeifers am Neſt.

J. Atkinson. *Ravenglass (Cumberland), Juni 1909.*

Ausſchlüpfende Junge des Halsbandregenpfeifers.

In dem feinen Sand, oft ſo nahe der See, daß eine größere Springflut oder höherer Wellengang das Gelege gefährdet, ſcharrt der Vogel eine kleine Vertiefung, welche die vier, bisweilen auch nur drei Eier aufnimmt. Sie ſind faſt von der Größe der Rebhuhneier, und obwohl ihre ſchmutzig gelbliche Grundfarbe von vielen braunſchwarzen und mattaſchgrauen Flecken und Punkten bedeckt wird, ſo hebt ſich das Gelege doch meiſt ziemlich auffällig von dem hellen Sande ab. Wieviele Eier des Sandregenpfeifers mögen eine Beute der Raubmöwen und Krähen werden, die ja beſonders zur Ebbezeit den Strand abſuchen, wo ſie ſtets eine reichbeſetzte Tafel finden! Aber auch die Küſtenbewohner nehmen die kleinen wohlſchmeckenden Eier, und manches Vogelpärchen wird auf dieſe Weiſe gezwungen, ein zweites Mal zur Brut zu ſchreiten — wer weiß, ob ein gütiges Geſchick das neue Gelege vor gleichem Verderben behütet! Die Jungen laufen, ſobald ihr Dunenkleidchen abgetrocknet iſt, ſofort unter Leitung der Alten davon.

Mit Ende Auguſt beginnt die Reiſe gen Süden; aber auch im Oktober ſind manche Wanderer noch unterwegs. Man hat keine Eile und raſtet oft, wo eine Sandfläche winkt und der Spiegel eines Gewäſſers aufleuchtet. Hoch aus der Luft vom mondhellen Himmel herab tönen zur nächtlichen Stunde zarte pfeifende Stimmen — lebt wohl; viel Glück auf der Reiſe!

J. Atkinson. *Ravenglass (Cumberland), Juni 1909.*

Brütender Halsbandregenpfeifer.

Der dritte im Bunde der kleinen Regenpfeifer ist der Seeregenpfeifer. Er trägt eine andere Couleur, schlichter als sein schmucker Vetter mit dem breiten tiefschwarzen Halsband, aber doch auch ansprechend und sauber. Von dem Halsband seiner Verwandten besitzt er gerade nur den Anfang, jederseits einen schwarzen Fleck vor dem Flügelbug, und von der breiten Wangenzeichnung ist ihm auch weiter nichts geblieben als ein schmaler Augenstrich; nur den schwarzen Fleck auf dem Scheitel hinter der weißen Stirn besitzt er gleich seinen Vettern. Diese Abzeichen trägt aber nur das Hochzeitskleid im Frühling; im Winter sind die bezeichneten Stellen viel weniger auffallend gefärbt, gelblich graubraun, ähnlich dem Rücken. Schwarz sind Schnabel und Stelzen in jeder Jahreszeit, ein charakteristisches Kennzeichen dieser Art.

Der Seeregenpfeifer trägt seinen Namen mit Recht; denn obgleich er wohl ausnahmsweise auch einmal im Binnenland brütend angetroffen wird, z. B. am Neusiedler See in Ungarn, so scheint er im allgemeinen noch mehr an den Strand des Meeres gebunden zu sein, als die andern Arten. Auf allen friesischen Inseln ist der Seeregenpfeifer oder Strandpfeifer eine bekannte Erscheinung. Wo sich die weißleuchtenden Muschelbänke zwischen dem feuchten Sandstrand und der Dünenkette hinziehen, wird man im Mai oder Juni seine Brutstätte mit den drei dunkel getüpfelten Eierchen finden,

Steenhuizen. *Texel, Juni 1905.*

Seeregenpfeifer, brütend.

ebenso am Dünenfuß oder -hang zwischen den Büschen des Strandhafers. Schon in der zweiten Märzhälfte erscheint er, wenn rauhe Stürme noch an der Tagesordnung sind, und bis Ende September weilt er in seiner nördlichen Heimat, ja einige ziehen erst Anfang Oktober gen Süden. Trotzdem meidet der Seeregenpfeifer die allzu nördlichen Gebiete Europas und Asiens, die der Halsbandregenpfeifer bevorzugt, mit dem er wohl auf den Inseln Schleswig-Holsteins und auch noch etwas weiter im Norden zusammen brütet, dem er aber ganz Norwegen, Schweden, mit Ausnahme des südlichsten Teils, Finnland, Nordrußland und das nördliche Asien allein überläßt.

Auf den Watten und Außenweiden, wie auf den kahlen Strandflächen sucht das Vögelchen seine Nahrung. Es hat mehr Weiß in seinem seidenweichen Gefieder, als die andern Arten, woran es bei guter Beleuchtung leicht zu erkennen ist. Unter den Gattungsverwandten ist es vielleicht die beweglichste, unruhigste Art, namentlich wenn die Sonne zur Rüste gegangen ist und die ersten Schleier der Dämmerung See und Strand decken. In einem Zuge rennen die dünnen schwarzen Ständerchen geradlinig über weite Strecken dahin. Dann machen sie einen Augenblick halt; der Schnabel nimmt etwas

P. Rosenius. *„Dundret", Gellivare (Schweden), Juni 1909.*

Gelege des Morinellregenpfeifers.

vom Boden, oder das Figürchen dreht ſich ein wenig zur Seite. Das große Auge ſichert, und hurtig geht's weiter — ein Schnelläufer, wie es in unſrer Vogelwelt kaum einen zweiten gibt. Aber gute Fußgänger ſind gewöhnlich nur mittelmäßige Flieger und umgekehrt. Die Regenpfeifer ſtrafen dieſen Satz Lügen, und gerade der Seeregenpfeifer iſt im Fliegen vielleicht der gewandteſte. Pfeilſchnell tragen ihn ſeine ſichelförmigen Schwingen meiſt niedrig über die Sandflächen oder den Meeresſpiegel dahin, und ſofort faßt er wieder Poſto auf dem Plätzchen, das er ſich zum Niederlaſſen erſieht. Das queckſilberne Weſen ſpricht ſich auch in dem Pfeifen und Trillern aus, womit das Vöglein all ſein Tun begleitet. Zwar iſt die Stimme nicht ſo weittönend, wie die des Sandregenpfeifers, ſondern viel ſchwächer und ſanfter, aber am Tag wie in der Dämmerung und in der Nacht, beim Sitzen, beim Rennen, beim Fliegen: immer ein angenehmer Pfiff oder ein ſchwirrender Triller.

Stattlicher in der Figur iſt der Goldregenpfeifer, reichlich ſo groß wie eine Miſteldroſſel, in Haltung und Tracht der ſchönſte der ganzen Geſell-

P. Rosenius. *„Dundret", Gellivare (Schweden), Juni 1909.*

Brütender Morinellregenpfeifer.

schaft. Den schwärzlichen Oberkörper bedecken von der Stirn an bis zu der äußersten Schwanzspitze und den Enden der Schwingen kleine grüngelbe oder goldgelbe Flecken von seidigem Glanze, ein köstlicher Mantel aus fein gewirktem Brokat. Die Unterseite, die bei den vorigen Arten weiß leuchtet, ist hier in tiefes Schwarz getaucht, ebenso das Gesicht bis zur Höhe der Augen. Zwischen dem Goldmantel und dem dunkeln Unterkleid hebt sich aber aufs effektvollste ein breiter weißer Saum ab, der besonders am Halse recht deutlich hervortritt, auch am Kopfe, wo er die schwarze Gesichts-

Dr. Rosenius.

„Dundret" bei Gellivare (Lule Lappmark), Juni 1909.

Brutplatz des Morinellregenpfeifers.

Fr. Heatherley. *Llandegla (N. Wales), Mai 1905.*

Goldregenpfeifer, zum Neſt gehend, und brütend.

E. Kearton. *Westmorland 1899.*

Goldregenpfeifer bei seinen Jungen.

maske von dem goldgetupften Scheitel wirkungsvoll absetzt. Im Herbstkleid ist die Unterseite weiß wie bei den andern Arten.

Auch der Goldregenpfeifer ist ein nordischer Vogel, der zwischen dem Polarkreis und etwa dem 53. Grad n. Br. seine Wohnstätte aufschlägt. In Island ist er sehr häufig, desgleichen auf den schottischen Mooren, auf den kleinen Inselgruppen bis zu den Faröern, in Skandinavien, Finnland, Nordrußland und gegen Osten bis zum Jenissei. Den ost- und nordfriesischen Inseln fehlt er als Brutvogel; dagegen beherbergen ihn einige westfriesische Inseln, ferner manche Heidestrecken und Moore Hollands, Oldenburgs und Schleswigs wie die tundraähnlichen Hochmoore der Ostseeprovinzen; doch ist der schöne Vogel aus mancher Gegend infolge der vorwärtsdringenden Kultur in dem letzten halben Jahrhundert gewichen. Zahlreicher trifft man ihn auf dem Herbstzuge an, wo er auf den Außenweiden und im Watt, aber auch auf den Binnenwiesen und Äckern, manchmal in größerer Anzahl, meist jedoch in kleineren Trupps, umherläuft und eifrigst nach Nahrung sucht. Bis nach dem südlichsten Afrika und nach Indien dehnt er seine Winterreise aus.

E. Kearton. *Westmorland 1899.*

Junge Goldregenpfeifer.

Das mit vier überraſchend großen Eiern belegte Neſt — die Eier ſind größer als die des Kiebitz — iſt ſehr ſchwer zu finden; es iſt eine zwiſchen Geſtrüpp, Moos oder dürrem Raſen ausgekratzte Vertiefung. Dazu tragen die ſchönen kreiſelförmigen Eier auf der reinen Iſabellfarbe ihres Grundes eine Menge tiefbrauner Flecken, daß ſie wie marmoriert erſcheinen und herrlich mit dem Farbengewirr der Moosmoräſte harmonieren. Auch verrät der brütende Vogel dem Störenfried nicht leicht das Gelege. Er ſteht auf, läuft dem Eindringling ein Stückchen entgegen, ſtößt ſeinen flötenartigen Pfiff aus, rennt weiter, ſtellt ſich auf eine Erdſcholle, von wo er den ungebetenen Gaſt mit ſeinen großen Augen fixiert, oder er fliegt niedrig über dem Boden nach einem andern Platz, immer beſtrebt, ſich vom Neſt zu entfernen und den Menſchen irrezuführen.

Der Morinellregenpfeifer, gleichfalls ein nördlicher Vogel, der im ſchottiſchen Hochland, in Norwegen bis zum Nordkap hinauf, in Lappland und Finnland, ebenſo im nördlichen Aſien brütet, kommt für Deutſchland im allgemeinen nur als Durchzugsvogel in Betracht. Doch hat man, ganz im Gegenſatz zu den Verwandten, ſeine Brutplätze auch in den Hochmooren des Rieſengebirges angetroffen, zuletzt bei der Wieſenbaude, 1400 bis 1500 Meter über dem Meere. Er iſt aber auch hier in dem letzten Vierteljahr-

32*

hundert äußerſt ſelten geworden, heute vielleicht ſchon verſchwunden. Der amſelgroße Vogel trägt ein erdbraunes Kleid; aber das Frühjahrsgewand iſt doch ſchön: die ganze Unterbruſt wird von lebhaftem Ockergelb bedeckt, das in der Mitte ein tiefſchwarzes Feld einſchließt; den Hals aber ſchmückt ein ſchmales, zierliches Band von weißer Farbe, das ſchwarz eingefaßt iſt.

R. B. Lodge. *London 1895.*

Goldregenpfeifer.

Der Trappe.

Von Fritz Bley.

Eigentlich sind sie ja Verwandte, der gravitätische Herr Geheimrat Kranich in seiner steifleinenen Galanterie und der aufgedonnerte Protzenbauer Trapp. Von der Ordnung der Sumpfvögel und der Unterordnung der Laufvögel sind sie (nach Schmiedeknecht) beide. Aber Vettern sind oft recht verschieden. Der Herr Kranich trägt seine Halskrause prächtig aufgestellt wie ein Spitzenjabot, und die schöngeschwungenen Federn des Stoßes geben seiner langstelzigen Gestalt etwas unsagbar Gespreiztes, etwa wie der wagrecht getragene Kavalierdegen dem Rockschoße eines Hofmarschalles. Unter seiner Kranichgattin darf man sich freilich keine Exzellenz in langer Kurschleppe vorstellen, sondern höchstens die dürrstelzige Gnädige im Unschuldskostüm. Aber sie vergißt nie, wie unendlich weit der gesellschaftliche Abstand zwischen ihr und der Base Trappgans ist.

Nun ja, die ist von derberer Art! Aber sie hat eine glatte und volle Brust, große kluge Augen und einen Mantel von rostfarbigem Grunde mit wellenförmigen schwarzen Querstreifen, der sich in der feinsten Gesellschaft sehen lassen kann. Im übrigen soll die Kranichin sich doch nur nicht so haben und nicht so erhaben dünken! Woher stammt denn sie? Doch auch aus dem Zigeunerlande, so gut wie die Trappen! Hier vor den Toren von Berlin will sie das natürlich nicht gelten lassen und brüstet sich, daß ihr Geschlecht schon vor dem Bären in der Mark gewesen sei. Mit ihrer Stimme soll sie doch auch nur nicht so laut prahlen morgens und abends! Sie hält sich wohl für ein Weltwunder von Künstlerin? Sie, die Trappgans hat überhaupt gar keine Stimme; aber wenn sie eine hätte, so wäre die doch tausendmal schöner, als die der Kranichin! Überhaupt das langweilige Geschrei von den Beiden! Er mit seinem „Kroh kruh!“ und sie mit ihrem heiseren „Krüh kürr!“ Man meint immer, daß sie den Regen herbeirufen, diese alten Jammerseelen! Ihren Mann, den Großtrapp, sollen sie nur zufrieden lassen! Zum Protzen gehört das nötige Zeug. Und daß der Großtrapp in seinem Hochzeitsstaate der ansehnlichste ist, kann doch der dümmste Kranich nicht bestreiten! Worauf bilden denn die sich so viel ein? Auf ihre dünnen Waden und schmalen Füße? Na, ja, ein bißchen plump und klotzig sind die Beine vom Großtrapp ja geraten und die Zehen sind dick und kurz; die groben Warzen darauf sind auch nicht schön. Die Gelenke sind geradezu klobig. Aber dafür steht er auch wie ein ganzer Kerl und stelzt nicht wie

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk). Juli 1903.*

Gelege des Trappen.

ein alberner Zierbengel von Tanzmeiſter durch den Salat! Und überhaupt — — —

Mit unnahbarer Würde iſt das Kranichpaar davongeſchritten. Jetzt hebt ſich der Protzen-Trapp ſchwerfällig auf, gibt ſich einen kräftigen Ruck und ſtreicht in ſchwerem Fluge ab. Das ſieht freilich nicht ſo vornehm aus, wie der anmutige Flug der ſchlanken Kraniche. Aber es ſchafft! Die dumme Krähe, die von dem Trappen überholt wird, wundert ſich ordentlich, wie der ſo ſchnell vorwärts kommt. Aber dazu hat er ja ſeine gewölbten Schwingen mit den ſtark gebogenen Schäften an den großen Schwungfedern! So ſpindeldürr wie der Kranich kann er ſich freilich mit ſeinen 18 Kilo Gewicht nicht machen, wenn er Hals und Beine auch noch ſo ſehr reckt und ſtreckt. Der ſchwere Rumpf bleibt immer etwas unter der Fluglinie. Aber, wenn er über verdächtige Gegend kommt, Bäume, Gebüſch oder wohl gar Häuſer, ſo bringen ihn ſeine ſtarken Schwingen ſchnell in die Höhe; und iſt er erſtmal oben, ſo fällt er auch nicht wie der Kranich gleich wieder ein, ſondern bringt ein tüchtiges Stück Land unter ſich weg. Und ehe er wieder niedergeht,

W. Farren. *Thetford (Norfolk), April 1906.*

Trapphahn.

prüft er ſorgfältig mit ſeinen ſcharfen Blicken, ob auch ringsum die Luft rein iſt. Wo er einen Graben, eine Hecke oder irgendeine andere Deckung für ſeinen einzigen Feind, den verwünſchten Jäger, ſieht, da bleibt er fort. Überſichtlich muß das weite Feld oder Wieſengelände ſein, wo er ſich wohl und ſicher fühlen ſoll. Dort angekommen, ſtreicht er auch erſt in weitem Bogen herum und läßt ſich dann mit einem derben Plumps zu Boden fallen, als wollte er ſagen: „As ſühſt mi woll?" Die Gans hinter ihm drein. Dann aber recken beide nochmals die Hälſe und äugen unverwandt das Feld ab, ob keine Veränderung ſichtbar ſei. Bedächtig, ſchlau, ſcheu iſt er geblieben, auch hier im Weichbilde der Reichshauptſtadt, deren Scheinkreis auf Meilenweite hin ſeinen Schlafplatz in der dunkelſten Nacht noch ein wenig erhellt. Die beſte Verteidigung bleibt für ihn die Wahl eines Standortes, dem kein Feind ſich unerkannt oder gar heimlich und in Deckung nahen kann. In den Getreidebreiten der Neumark, wie auf den unzugänglichen Segge-Wieſen des Rauener Teufelsluches, aus denen er hochaufgereckt gerade mit dem unſcheinbaren grauen Kopfe herausragt, fühlt er ſich ſicher. Doch ebenſo

gern ruht er, glatt an den grauen Boden gedrückt, auf den Ackerbrachen, auf denen zur Mauserzeit seine schönen Federn ringsum zu finden sind. Wachsam achtet er auch dort jedes in weiter Ferne sich nähernden Feindes, und den listigen Jäger, der ihn unter Benutzung einer Grabendeckung beschleichen will, beschämt er durch seine Vorsicht.

Das geringste Mißtrauen veranlaßt ihn zum Abstreichen, und der Flug über weite Strecken scheint dem schweren Kerle so viel Lust und Freude zu bereiten, wie den leichtesten und ausdauerndsten Korsaren des Luftmeeres. Inmitten fruchtbarer Gefilde ist er ein Sohn der nüchternen Steppe geblieben, dessen unermeßliches Reich die Ebene ist. Keine Ahnung und stürmische Sehnsucht führt ihn im Herbste über das blaue Meer zum fernen Süden. Solange der märkische Raps oder Winterroggen ihn nährt, ist er zufrieden. Aber, wenn Schnee oder Blackfrost ihm jede lebende Nahrung und Pflanzenweide versperren, schwingt er sich auf, überfliegt die Karpathen und kehrt tags darauf auf der ungarischen Pußta ein oder in den kerfenreichen Auen der Donau und Theiß. Als ein Nomade unter Nomaden lebt er in den Randsteppen des Kaukasus, in den Ebenen Syriens, bei den donischen Kosaken und bei den Hirten der Dobrudscha. Dort ist der Adler sein Feind, dessen Schatten auch ihn trotz seiner Größe und Körperkraft mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Füchse, Marder und Schakale beschleichen ihn unter Wind zur Nacht. Und der mit Wirbelschnee plötzlich einsetzende Steppensturm zwingt ihn oft zu weiter Wanderung gen Süden. In Deutschland aber, insbesondere in Mecklenburg, Brandenburg, Anhalt und Sachsen hat er unter Bauern aus Bequemlichkeit sich an den regelmäßigen Besuch der Felder gewöhnt, die er von alters her kennt und nicht ohne Not mit denen des Südens vertauscht. Aber als Ostelbier liebt er das Brüten des Mittags über wogenden Ährenbreiten, die Ellenbogenfreiheit der Brachen, auf denen er den Wind, der nachmittags wehen wird, schon morgens wittert, die frohstimmende Weite der großen Wiesenzüge und Havelluche. Dort steht er, halb Bauer halb Edelmann, in sattem Behagen als ein ganzer Kerl selber für sich ein, allezeit auf seiner Hut gegen großstädtische Schliche und Errungenschaften der nervösen Neuzeit mit ihren scharfen Feuerpüstern, gegen die zuletzt der weiteste Abstand nicht mehr schützt. Von den Berlinern hat er gerade genug! Aber schließlich lacht er über ihre „alten Zicken". Wenn er einen kommen sieht, der sich die faustdicken Doppelaugen auf die Nase hält und dann, sobald er ihn im Grase entdeckt hat, zusammenzuckt und geduckt zu dem nächsten Graben kriecht, in der Hoffnung ihn in diesem beschleichen zu können, so wandert er behaglich hinter die nächste Bodenfalte und streicht ungesehen dort ab, um den Berliner nicht in der Freude des Anbirschens zu stören, die doch auch was Schönes ist. Das alte Botenweib, das von Seggedorf durch das große Luch nach Nauen geht, kennt er ganz genau; dem weicht er nicht aus. Aber

W. Farren.

Trapphahn.

Near Thetford (Norfolk), April 1906.

M. Duncan. *Spanische Marismas.*

Trapphahn.

jeden andern Weiberrockträger, der dieſes Weges kommt, muſtert er auf Elendsweite. Und ehe der verkleidete Schlaukopf ihn geſehen hat, ſchwingt er ſich auf und ſtreicht davon — ſeht Ihr dort im Abendſonnenſcheine ſein zauberhaft beleuchtetes Gefieder prunken? „Adjeh, Herr Meyer, jrießen Se Berlin!“

Manchesmal hat Herr Meyer es auch mit Gaſtwirt Bades Kuh verſucht. Die Flinte verſteckt haltend führte er die alte Lieſe im Bogen an den Stand der Trappen heran, ſo daß er ſelbſt immer von der Kuh gedeckt blieb. Die Trappen hatten, ſobald dieſe Vorſtellung begann, durchſchaut, daß die Poſſe ihnen galt. Unruhig ſchritten ſie auf und nieder, reckten die Hälſe und ſtarrten auf den komiſchen Bauer. Jor eenen Jroßſtädter jar nicht iebel!“ meinte der alte Trapphengſt. Aber als der „Bauer“ Anſtalt machte, ſein Schießeiſen hervorzuholen, ſchwang ſich die ganze Geſellſchaft auf. „Adjeh, Herr Meyer, jrießen Se Berlin!“

Ein anderes Mal versuchte der Jagdpächter den Trappen auf der Roggensaat damit anzukommen, daß er den Mistwagen vom Nachbarfelde als Deckung benutzte. Diesen Wagen hatten sie ja den ganzen Vormittag über auf mäßige Entfernung gut ausgehalten. Aber als nachmittags zwischen den vier Rädern des mit frischduftender Ladung ankommenden Wagens zwei Beine sichtbar wurden, zogen sie Leine. „Adjeh, Herr Meyer, jrießen Se Berlin!"

So ist er nun einmal, dieser dickköpfige, mißtrauische und schlaue märkische Strauß!

* * *

In einem schönen, abends von zauberhaftem Lichte bestrahlten Garten mit prunkenden Hallen und glänzenden, von dunkeln Baumgruppen beschatteten Seen hält der König der Tiere Hof, der stolze, von schwarzgrauer Mähne umwallte Nobel mit dem kühnen Blicke und dem gutmütigen Grollen im ernsten Antlitze. Um ihn versammelt die Großen der Krone, Seine Liebden der gestreifte Herzog Tiger, Seine Erlaucht der gefleckte Leopard, der Rauhgraf Petz und der Strauchritter Wolf. Der Eisbär als Admiral des nordischen Meeres grüßt aus vergittertem Palaste den britischen Seelöwen. An langgeschwänzten Hofnarren ist kein Mangel, man hat sie vorsichtshalber in hohen Käfigen eingesperrt. Das diplomatische Korps ist glänzend vertreten durch Reinekes weitverzweigte Sippe, die hohe Finanz sperrt am Teiche der Pelikane zur festgesetzten Börsenstunde ellenweit die gierigen Freßwerkzeuge auf, und die kleinen Jobber löffeln im Entenpfuhl nach Abfall herum, der auch satt macht. Am großen See stehn rosige Flamingos auf einem Beine, glücklich im Bewußtsein des einzigartigen Schick, mit dem sie ihren Hals zu ringeln verstehn. Bunte Papageien sprechen als Vertreter der ältesten Philosophie unbestrittene Wahrheiten aus. Und die hohe Bürokratie ist, in gebührendem Abstande von der schillernden Hofgesellschaft, nahezu vollständig versammelt. Seine Exzellenz der Herr Staatsminister Marabu trägt das flache Haupt sorgenvoll zwischen den hohen Schultern, die im Kragen des gestickten Seidenfrackes fast versinken. Störche verschiedenster Rangstufe stelzen in waschechtem, wenn auch zuweilen etwas angeschmutztem, Schwarzweißrot durch die demokratischen Sümpfe und über die grünen Schmuckrasen vor den Käfigen der Vornehmen. Jungfernkranich und Mönchskranich verkörpern Wissenschaft und Künste, und der Geheimrat Graukranich fühlt sich als Mann, der alles weiß und überhaupt gar nicht versteht, wie man so etwas nicht wissen kann!

Auch Hans Trapp hat man wiederholt in diese glänzende und erleuchtete Gesellschaft zu ziehen versucht. Aber es wird nichts Gescheites daraus. Fängt man ihn alt, so ist gar nichts mit ihm anzufangen und er stößt sich am

Gitter den dicken Schädel ein. Und greift man ihn jung im Neste, so ist er zum Fressen zu dumm! Er verlangt womöglich einen ganzen Garten für sich allein, wo doch der Quadratmeter eine Stange Gold kostet! Und wollte man ihn frei herumlaufen lassen, so würde er in seiner Tölpelhaftigkeit so viel Schaden anrichten, daß er aus den Polizeistrafen nicht herauskäme. Auch wenn man Trappeneier von Truthennen ausbrüten ließ, ist nichts daraus geworden; die Jungen sind meistens schon verendet, ehe sie noch das Daunenkleid mit Federn bedeckt hatten.

Man tut am besten, diese Hanstapse dort zu lassen, wo sie sind. Es lohnt nicht, sie in gebildete Gesellschaft zu bringen. Übrigens ist die Trappgans durchaus der gleichen Meinung. Als ihre Base, die Frau Geheimrat Kranich, ihr einmal die Freuden des glänzenden Lebens am Hofe des Königs Nobel schilderte, meinte die Trappgans dickdröbisch:

„De Haohn, de opp sien Misten sitt,
de kann wohl kreihn un schriegen;
doch opp 'en Klockentorm de Haohn
de mött sich drein un schwiegen!"

Die Frau Geheimrat Kranich drehte der ungebildeten Gans mit vornehmer Geringschätzung den Rücken zu und hat seitdem nie wieder ein Wort mit ihr gesprochen.

„Hu-hu-hu-hu!" lachte Hans Trapp, indem er sich rauschend aufputerte.

* * *

Der Frühling ist da! Die Vogelbrust weiß die Wonne, die er brachte, kaum zu fassen. Hier draußen auf dem großen Rapsschlage von Lüttenhagen jubelt die Lerche es vom Himmel herunter, und vom Wasserloche her schallt das Liebeslied stöhnender Unken, das Quaken der Grasfrösche und das „Natt-natt-natt" des kleinsten von allen, der den meisten Spektakel macht, des Laubfrosches, in den sonnig heraufziehenden Frühmorgen hinein. Wachteln und Rebhühner haben längst ihren Bund geschlossen. Der Fasanengockel kann auch vor Glück und Überglück den Schnabel nicht mehr halten und läßt sich am Grabenrande die Sonne auf das schillernde vom Tau feuchte Hochzeitsgewand scheinen. Der gelbe Wippstart am Pfuhl und der Steinschmätzer am Dorn, alle, alle haben sie nur die eine Empfindung: o Morgenluft, o Liebesglück! Nun wird nach allen Plackereien, die das dreckige Schlackerwetter im März gebracht hatte, das Leben wieder nett! Der Frühling ist da!

Eines schönen Morgens waren auch die Trappen wieder da, die im Süden dieses Jahr länger verweilt hatten, als sonst, weil sie dem Wetter nicht trauten und Südwestwinde zur Reise nach Mecklenburg abwarten

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juni 1909.*

Großtrappe, balzend.

wollten. Auf dem großen Rapsschlage, den sie ja noch vom Herbste her kannten, fanden sie alles in Ordnung. Die Steinhaufen lagen, wie sie immer gelegen hatten. Von dem Dornrähmel an der Schlaggrenze blieben sie ja selbstverständlich weit ab. Am liebsten standen sie unter Wind in einer flachen Senkung des Feldes. Daß auch dort auf dem Grunde der Mulde ein Steinhaufen lag, störte sie um so weniger, als der Raps bis dicht an die Steine wuchs. Ab und zu suchten sie auch den Roggenschlag von Mulzow auf oder den Dobbertiner Raps. So oft der junge Herr von Lüttenhagen sie dorthin streichen sah, ging er in die Rapsmulde, stellte dort nach den plumpesten Fährten die Einfallplätze der beiden starken Trapphengste fest, die er schon lange kannte, und schöpfte dann aus dem unter dem Steinhaufen verborgenen Loche Schneereste und Schmelzwasser heraus. Dann trug er ein Bündel trocknes Heu hinein und verstopfte den schmalen Eingang wieder mit dem Bunde alten fauligen Strohes, so daß keine Veränderung zu bemerken war. Ebenso brachte er zwei andere Löcher in Ordnung, die er auf dem Rapsschlage schon vor der Herbstbestellung angebracht, mit Brettern eingedeckt und dann wieder mit Steinen bepackt hatte. Drei Tage später stellte er in Abwesenheit der Trappen fest, daß diese die Mulde wieder angenommen hatten. Am nächsten Morgen, eine Stunde vor Morgengrauen sitzt er nun, eine Decke um die Knie geschlagen, in seinem Versteck, aus

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juni 1909.*

Großtrappen. Ein Hahn mit zwei Hennen.

dem nur einige faustgroße Löcher ihm den Ausschuß nach allen Seiten hin gestatten.

Tiefe Stille ringsum. Die Trappen schlafen wohl noch auf der großen Brache von Mulzow, wo sie allabendlich in der Dämmerung einzufallen pflegen, um zu übernachten. Vor Tau und Tage kommen sie von dort hergestrichen. Also muß man ihnen schon in der Dunkelheit zuvorkommen, wie dem Spielhahne und dem Feisthirsche auch. List gegen List!

Bimm, bemm! Im Dorfe schlägt die Turmuhr. Bimm, bemm! Vier Uhr! Bald muß das Frühlicht sich im Osten melden; in dieser Mulde ist freilich kein Schein zu sehen. Aber die Lewark jubelt ihm entgegen, die dort vom Kamme der Bodenwelle jetzt tirilierend sich erhebt. Und der Kranich weit drüben am Mulzower Walde trompetet den Weckruf: Habt Ihr denn noch nicht lang genug geschlafen? Da reitet es her durch die Luft in wildem Sausen. Wui, wui, wui! sausen und zischen die runden Schwingen! Herrgott, das ist ja wohl eine ganze Schwadron! Wul-wull-wulll . . . gerade über das Jägerversteck sausen sie hinweg. Dort fällt eine ein, drüben eine andere. Oben auf dem Muldenkamme putert sich schon ein Hahn ganz weiß auf. Da, horch: wup — wrupp — wrrrupp! Buff! Da steht der Haupthengst! In voller Höhe reckt er sich auf, vom Schnabel bis zum Stoßende sicherlich länger als einen Meter; die Spannung der

Fittiche maß, als er ankam, wohl ihre zwei und einviertel Meter. Wie ein Grenadier steht er da, kein Glied rührt er. Dann wird er vertraut, rupft wie in Zerstreuung ein paar Blätter Raps, und dann auf einmal macht er sich weiß über und über. Es ist, als ob ein Bauernweib, um das Gelbbraunseidene gegen Regen zu schützen, ein ganzes Rudel weißer Röcke über den Kopf nimmt.

Allmählich wird es heller. Jetzt kann man ihn in seiner drolligen Stellung sehen. Herr des Lebens, wie hat er sich aufgeputert! Den Stoß weit ausgefächert, so daß der Unterstoß mit den aufgebauschten Deckfedern, den Unterfedern der Schwingen und den flaumigen Hosen ihm hinten wie ein einziger weißwallender Federballen wogt; die Schwingen weit ausgespreizt, so daß sie mit ihren braunen Gelenken den Boden berühren und die Spitzen sich auf dem Rücken kreuzen; den Kopf weit auf den Rücken zurückgelegt, so daß die Schwingen ihn von hinten und die wunderschön mattgrauen und goldbraunen Schulterfedern ihn von der Seite decken: so schreitet er behäbig stolz auf und nieder, läßt seinen schönen doppelten Federbart in zitternder Erregung spielen, wendet und dreht in protziger Wichtigtuerei alle Federn nach oben und vorn, um bald ihren rosafarbenen Grundton durch das zarte Weiß durchschimmern zu lassen, bald wieder das köstliche Silbergrau oder schwarzmattierte Altgold der Deckfedern darüber zu werfen. Und schließlich bläht er seinen Kehlsack auf, diesen Schallfang, der der ohnehin nicht lauten Stimme einen so seltsam verhaltenen Hohlton gibt, daß sie nur in allernächster Nähe vernommen werden kann. Es klingt wie ein dunkles „wu-huh-huh-wuh-huh!" und wird fast übertönt von dem Rauschen des prunkenden Gefieders und dem Schleifen der gegeneinander gesträubten Schwungfedern.

Nach kurzem Balztanze richtet er sich wieder auf und pickt einen Rüsselkäfer vom Rapsblatte und einen blanken Kieselstein vom Boden auf. Eben will der Jäger die Büchse auf ihn richten, da das Licht jetzt zur Not hinreicht, um Korn und Kimme zusammenzubringen. Da stolziert der Alte mit hocherhobenem Haupte auf einen Nebenbuhler los und, ehe der Schütze ihn mit dem Korn anfassen kann, ist er hinter der Bodenwelle verschwunden, um dort einen Gegner abzukämpfen.

Drüben in dem nächsten Ansitzloche hockt ein anderer Jäger. Aber der hat weder Büchse noch Flinte bei sich. Sein Schießzeug ist eine Lichtbildkammer mit fürchterlich langer Brennweite, die auf 100 bis 200 Meter trifft. Als er die beiden Hähne sich raufen sieht, daß die Federn stieben, richtet er schon sein Rohr und die Spiegelkammer. Aber es ist ja viel zu weit! Ach wenn doch die schönen stattlichen Vögel herkämen! Das Photographieren tut ja keinem weh! Aber sie kommen nicht. Beißend und mit den Tritten sich schlagend springen sie in die Höhe, bis plötzlich der Schwächere

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juni 1909*

Zwergtrappe, auf einer Wieſe ſchreitend.

Reißaus nimmt und abſtreicht, von dem wütenden Alten verfolgt, der noch im Fluge mit dem Schnabel nach ihm ſtößt.

Die Trappgänſe recken die Hälſe; aber keine ſtreicht ab. Gleichmütig weiden ſie weiter und ſuchen nach Miſt- oder Laufkäfern. Da kommt auch ſchon der Alte zurück und holt ſich auch gleich von der glatteſten und vollbrüſtigſten das Jawort. Nachdem er ſie getreten hat, ſchüttelt er ſich, als hätte er was Bitteres hinuntergeſchluckt. Dann ſtelzt er durch den Raps, greift eine piepſende Maus, ſchluckt ſie über und ſetzt ſich dann auf fünfundzwanzig Schritte vor der Linie des Photographen müde nieder, als wolle er ſagen: nun, bitte!

Und der kann doch nicht rufen: „Nun bitte recht unfreundlich!“ Leiſe ſenkt ſich die Reflexſcheibe. Fertig! Der Alte hält noch immer ſtill; aber ſolch ein dämliches Photographiergeſicht, wie er jetzt macht, iſt keine zweite Platte wert!

Plötzlich aber kommt Leben in ihn. Drüben kommt ein dritter Hahn herbeigeſtrichen. Wie das Donnerwetter iſt der Alte auf und ſtreicht jenem nach, und beide fallen in der Mulde ein.

Drüben knallt es. Der zugeflogene Hahn ſtreicht mit den Hennen ab. Der Alte iſt auf dem Platze geblieben. Unter Feuer.

„Armer Kerl!“ murmelt der Photograph. Und als er mit ſeinem Vetter zum Frühſtücke heimkehrt, jeder mit ſeinem Werkzeuge und ſeiner Beute, meint jeder von beiden, das beſſere Teil erwählt zu haben.

Der Goldammer.

Von Else Soffel.

Die Böschungen zu beiden Seiten der Geleise sind mit Gebüsch ganz überwachsen. Die Bahn kommt aus dem Walde, der sie dunkel und düster eine lange Strecke begleitet, von dort her sind auch die Brombeeren hinausgekrochen ins Freie, der wilde Hopfen und die Wegrosen haben sich unentwirrbar zur Hecke verschlungen. Die Eisenbahn scheint schneller zu laufen, wenn sie den schwarzen Wald hinter sich hat, das Geratter der Räder tönt heller, als zwischen den engen Wänden, als ob sie aufatme. Es ist auch wirklich ein anderes Ding hier außen; zu beiden Seiten dehnt sich die Ebene, weit, unendlich weit, tiefliegende Wiesen, mit Buschwerk durchsetzt, laufen bis an den Horizont, den leise wellige Hügel begrenzen, breitgestellte Häuser ducken sich an den Boden, spitze Kirchtürme, ein altes Schloß erscheinen und sind verschwunden.

Das Nahen des Zuges scheucht oft einen Vogel auf, der in der Hecke gesessen oder mit gesträubter Holle von einer der Telegraphenstangen, die auf dem Damm entlang stehen, sein Liedchen vortrug. Mit kurzen, zuckenden Flügelschlägen verläßt er seinen Platz, fliegt unruhig und unregelmäßig, beinahe hüpfend, um ihn herum, und nimmt ihn dann wieder ein.

Nicht leicht sieht er sich ernstlich gestört und setzt nach anfänglichem Zickzack seinen Flug in ruhigeren Bogen fort, in die Wiesen hinein, wo er dem Vorüberfahrenden bald als Punkt am Horizont verschwindet.

Den Ammern gehört das weite Land hier. Im Frühling singt des Nachts der Grauammer sein Lied von der Weide, kommt der Winter, so erscheint der Schneeammer bald hier, bald da auf der Ebene, wenn die Schneewolken tief herabhängen, und unterbricht mit vieltönigem „Zirrr, zirrr, füd" die weiße Stille.

In der Niederung, im Grünmoor am Rande weiter Sümpfe, hat zwischen Seilweidengebüsch und Schilf der Rohrammer sein versteckes Nest. Gegen die Berge zu, wo es trocken wird, baut der stille Gartenammer in der Nähe von Kornfeldern und Äckern.

Sie alle kommen nicht viel zu Gesicht. Man muß sie kennen und suchen, wenn man hier ihrer gewahr werden will, denn sie lieben einsame, stille Plätze, das Grünmoor sieht nicht viel Spaziergänger, und die wenigen Gehöfte, hinter den Kornfeldern, gegen die Berge zu, wenig Besuche. Einzig der Schneeammer verrät sich leichter durch seine Unruhe, wenn er in Scharen

Saunsbury. *Thorner (Yorkshire).*

Neſt und Gelege des Goldammers.

mit lautem Rufen ſich auf die beſchneiten Felder niederläßt und Froſtwetter anſagt.

Der Goldammer iſt allen bekannt. Er vertritt die Familie nach außen, an ihn ſchließen ſich die andern, Grau- und Zaunammer, ja ſogar der Schneeammer an, wenn der Winter hart wird und ſie aus der Stille nach den Niederlaſſungen treibt. Er lebt zwiſchen Welt und Einſamkeit, liebt dieſe — ohne jene zu fliehen, vorſichtig-zutraulich führt er ſein Daſein gern in der Nähe der Menſchen, doch ohne Zahmheit, ohne blindes Zutrauen. Er hält ſich gern in Gärten, Höfen, an den Landſtraßen auf, wo er den Nutzen menſchlicher Arbeit mit einheimſt, er baut ſein Neſt in Hecken und Zäunen, unter einem Reiſighaufen im Grasgarten, dicht am Hauſe, neben dem Betrieb und Lärm der Strecke, aber er verſteckt es gut und ſchafft ſich Einſamkeit inmitten ſeiner Umgebung. Freilich verrät er ſie auch ſelbſt wieder in naiver Vogelweiſe und der Menſch hat das Geheimnis ſeiner Häuslichkeit lange belauſcht. Katze und Wieſel kommen dem kleinen Leben auf die Spur und ſtören es.

K. Spengler. *Rothehütte (Harz), August 1909.*

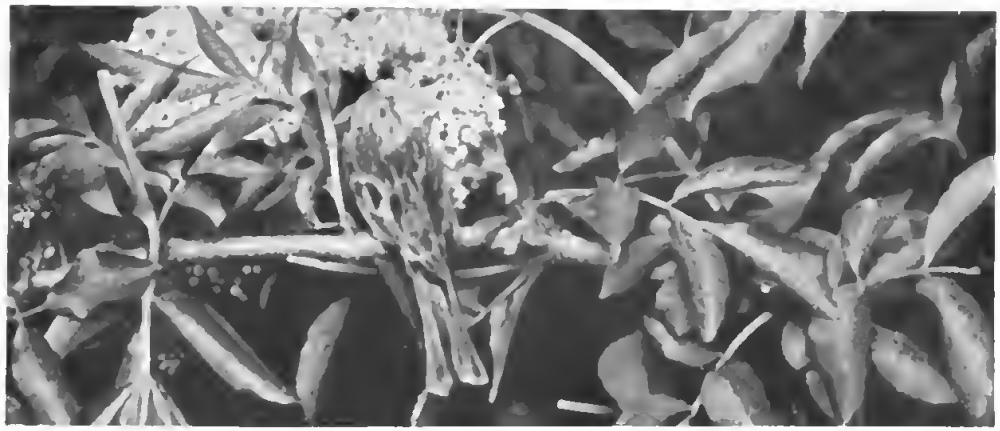
Junger Goldammer im Gezweige, in unmittelbarer Neſtnähe.

Das Neſt in der Nähe des Bahnwärterhäuschens am Eiſenbahndamm hat noch niemand entdeckt. Wenn Bahnwärters Katze auf ihren Feldgängen vorüberkam, ſo ſtutzte ſie wohl ſeit dem Frühjahr bei dem feinen Piepſen, das aus der Hecke, nahe dem Boden, drang, langte auch mit vorſichtiger Pfote in die Dornen, um ſie aber ſofort ärgerlich zu ſchütteln und wieder zurückzuziehen.

Nachdem ſie das ein paarmal gemacht, ging ſie vorüber, auch als dicht neben ihr die Mutter aus dem Verſteck ſcheuchte.

Das war im April, die Hecke war dicht zugewachſen und ließ nichts ſehen von dem Neſt, das ſie unten zwiſchen alten ſtarken Weißdornſtämmen barg. Die Mutter ſchlüpfte von unten, dicht an der Erde, hinein, von dort trug ſie auch Strohhalme und altes Laub langſam nacheinander heran zum Neſtbau. Gern blieb ſie, eine vorjährige trockene Hopfenranke, einen Schilfſtengel oder ein Stückchen anderes Niſtmaterial im Schnabel, mit geſtellter Haube ein Weilchen ganz ſtill vor dem Zugang ſitzen, abwartende Vorſicht in der Haltung, bis ſie mit dem Geholten in die Hecke ſchlüpfte. Der Bahnwärter ſah ſie ſitzen, wenn er mit der roten Fahne vor ſeinem Häuschen ſtand und den Zug erwartete. Sie war ihn auch bald gewöhnt und bemerkte ihn kaum mehr, wenn ſie angeflogen kam. Ihre Vorſicht aber blieb dieſelbe.

Als das Neſt innen mit Haaren aus dem Winterpelz von Bahnwärters Katze ausgelegt war — Pferdehaare gab es nicht in der Nähe —, machte ſich das Weibchen ſelten in der Umgebung, nur des Mittags trieb ſich's ein wenig umher, hüpfte in dem kleinen Garten vor dem roten Häuschen in kleinen ungeſchickten Schrittchen, durchſuchte die friſche Erde nach den



K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Goldammermännchen, Hollunderblüten nach Insekten absuchend.

Raupen vom Weißling, nahm ein Körnchen Sand auf oder eine Larve und saß ein Weilchen nachdenklich auf dem Zaun, bis es beim Vorüberrattern der Wagen mit lautem „Zitz zürrr" plötzlich aufflog und in seine Hecke verschwand. Dem Bahnwärter war bis dorthin gewesen, als habe er immer nur einen Vogel gesehen, es saß wenigstens immer nur einer an derselben Stelle mit schön zitronengelbem Kopf und Brust und rotem Bürzel. Seit kurzem aber kannte er auch das Weibchen und wußte, daß ihm das Lied galt, was „er" ihr von einer der Telegraphenstangen herunter sang. Es war ein kleines Lied und nichts Besonderes, aber der Bahnwärter hörte es gern, und nach und nach kam es ihm vor, als paßte es recht in die Umgebung. Zu seiner Einsamkeit, zu der Eintönigkeit der langen Strecke, die sich in der Ferne verlor, deren blanken Gleisen er so oft mit den Augen und Gedanken folgte. „Zyssssyssssyssssih" sang der Goldammer herunter, wenn der Mann mit seinem Spekulieren bis an den düstern Wald hinten gekommen war oder sich in der weiten Ebene drüben verlor.

Dann schaute er zu dem Vogel hinauf, der mit gestellter Holle und den Schwanz schlagend oben saß, und bei dem bescheidenen Lied nahmen seine Gedanken eine andere Richtung an.

Der Goldammer wußte nicht, daß er Gutes stiftete mit seinem mißachteten kleinen Lied. Er schnurrte von der Telegraphenstange herunter in Bahnwärters Garten, wo er einen halben Engerling unter einer Scholle fand. Den brachte er seiner brütenden Gattin. Die deckte mit ihren Flügeln fünf stumpfe, glänzende Eier, trotzdem sie hübsch anzusehen waren mit ihrer feinen schwarzrötlichen Zeichnung auf graugespritztem Grund. Es kam ihr nur darauf an, sie warm zu halten. Bis eines Tags ein ungeduldiger

33*

J. Atkinson. *Arthington (Yorkshire), August 1903.*

Brütender Goldammer.

kleiner Schnabel das buntbemalte Gefängnis sprengte und ein nasses ungeheuerliches Etwas ihr unter die Flügel kroch. Das wiederholte sich denselben Tag und den nächsten noch zweimal. Die hübschen bunten Schalen flogen über den Nestrand, die häßlichen kleinen Dinger aber machten sich's warm und bequem und fingen an, durch Geschrei zu diktieren, was zu geschehen habe. Und die Eltern gaben dem nach. Brachten ihnen Maden und Käferlarven, Raupen vom Weißling und stückweise die ersten Maikäfer. Bis sie sie so weit hatten, um sie das Fliegen zu lehren, erst oben auf die Hecke, dann weiter auf die nächsten Büsche, schließlich auf die Telegraphendrähte, wo die Sprößlinge frech und weltunsicher zugleich, dicht aneinander gedrängt saßen und viel schrien und verlangten, weil sie noch wenig wußten und konnten.

Bahnwärters Katze aber spürte, daß ihre Zeit gekommen war und paßte scharf auf. Und eines Morgens, als sie, wie oft, unhörbar und scheinbar achtlos an der Hecke entlang strich, nahm sie den Nestling, der eben als letzter den andern nachfliegen wollte, mit einem Satz von Weiß-

K. Schelcher. *Goppeln, Mai 1909.*

Goldammer am Neſt.

Graf Munster. *Berbisdorf, Juli 1909.*

Goldammer.

Weibchen am Neſt. Männchen, die Jungen fütternd.

dorn herunter, trug ihn ein Stückchen weit, bis ſie ſich ſicher wußte, und verzehrte ihn, knurrend vor Befriedigung.

Nicht lange darauf ſaß die Goldammer wieder auf den Eiern und die Jungen der erſten Brut waren in der Umgebung zerſtreut. Es war manches anders geworden rund herum, alles Grün dunkler und dichter, die Mittage heißer und ſtiller. Der Weißdorn hatte längſt abgeblüht, ſchon löſten ſich leiſe die Blätter der Wegroſen und ſanken zu Boden, des Morgens ſtand der Tau in ihren duftenden Schalen, die überall auf der Erde lagen und von der Hecke herabrieſelten. Im Garten vor dem roten kleinen Haus flogen die Weißlinge, ſtanden die Pfingſtroſen weit offen. Die Ebene flimmerte, hin und wieder kam der Grauammer herüber, ſaß ſtill wie ein Fremdling einen Augenblick auf den Telegraphenſtangen und flog lautlos wieder ab, wenn der Bahnwärter aus ſeinem Häuschen trat. Der Wald ſandte oft eine Woge ſchweren Harzduft herüber oder ein einſames Droſſellied.

Der Goldammer flog jetzt gern hinüber zu den grünen Wieſen, in denen das Gras hoch ſtand und allerlei Nahrung auf ihn wartete. Da ging er gebückt zwiſchen den langen Halmen, las kleine Käfer ab, die daran ſaßen und weiche Raupen, zauſte ein grünes Heupferd zu Tode oder

K. Spengler. *Rothehütte (Harz), August 1909.*

Goldammer am Neſt.

holte ſich die Samen vom Knöterich und harte kleine Grasſamen, indem er, darauf ſitzend, die Ähren zur Erde bog und ausklaubte. Hatte er genügend Körner geſpelzt, ſo ging's noch weiter hinein in die Wieſen bis zum Waſſer. Dort nahm er ein Bad und ſetzte ſich zum Abtrocknen auf eine der Weiden. Da lag er halb auf einem Zweige, das Häubchen geſträubt, den Schnabel offen und den Schwanz auseinandergefaltet, pludderte das Gefieder auf, daß die nackte Haut zwiſchen den naſſen Federbüſcheln frei lag und ſonnte ſich.

Als auch die zweite Brut ausgeflogen war, zog das Pärchen ganz in die Wieſen hinüber und das Bahnwärterhäuschen ſah ſie von nun an nur noch als Gäſte, wenn ſie des Abends herüberkamen, um in der gewohnten Hecke zu übernachten und des Morgens früh wieder abzogen. Der Wärter war zu der Zeit ſchon auf und begrüßte ſeine Vögel, wenn er den erſten Zug erwartete oder ſeine paar Sommerblumen goß.

Bald aber kamen ſie gar nicht mehr. Sie waren von den Wieſen weitergezogen, nach den Hügeln zu, wo auf den Feldern das erſte Getreide reif wurde. Dort hielten ſie ſich jetzt am liebſten auf. Als der Weizen geſchnitten war, kamen ſie im Zuge der Verwandten auf die leeren Felder und folgten

M. Steckel. *Slawentsitz, Februar 1909.*

Goldammer auf kahlem Ast.

den Spuren der ausgefallenen Körner, später den Dreschern in die Tennen. Dort balgten sie sich mit Sperlingen und ihresgleichen um Bettlerbrot und wurden fett dabei. Sie blieben auch in der Nähe, auf den Feldern, als mit dem Frühherbst die Mauser kam und sie faul zum Fliegen machte. Da sah man oft ein Goldhäubchen über einer braunen Furche auftauchen, wo sie träge saßen oder ihrer Nahrung nachgingen, bis der Morgen wieder zum Abend wurde und sie sich aufmachten in die Hecken und Zäune der Umgegend, in Kornfeimen oder wo sie sonst einen Unterschlupf fanden, der den Herbstwind abhielt.

Es war spät im Jahr geworden. Die Ebene brannte in heißen, dunkeln Tönen, braun und gelbrot, wo das Gras trocken gestanden hatte, die Wolken hingen graurot darüber, als bärgen sie noch ein letztes Sommergewitter. Violett schimmerte die nackte Ackerkrume, selbst das Grün im Moor sah fahl und alt. Der Sturm pfiff über das Flachland und orgelte dunkel im Walde.

So trieb er's mehrere Wochen und verschlug die Vögel nach den Gehöften zu. Der Goldammer ließ sich's aber nicht nehmen, dazwischen eine Stunde auf einem freien Plätzchen zu dichten, wenn der Regen nachgelassen hatte und der Wind ihm den Atem dazu ließ. Der ließ ihn freilich oft nur

O. Pfaff. Leipzig, November 1908.

Goldammer auf kahlem Birnbaum.

anſetzen, dann wehte er das Liedchen ſamt dem Vogel von der Höhe herunter und trug beide ein Stück weit fort.

Eines Morgens nach einer wüſten Nacht war der Sturm ſtill geworden. Über den Feldern lag es weiß, in unregelmäßigen Streifen hingepeitſcht. Es war Ruhe geworden, aber die Ruhe der Erſchöpfung, die neuen Sturm in ſich trug. Die ganze Natur lag nachdenklich ſtill, ſie wartete auf etwas.

Mittags fing es leiſe an zu ſchneien. Leiſe, erſt in kleinen Flocken. Den ganzen Nachmittag ſchneite es fort, als wollte der Himmel die Erde einſpinnen, doch die ſchweren Schneewolken hingen immer tiefer herab, ſie fingen erſt an, ſich zu entladen.

Allmählich wurden die Flocken größer, eine legte ſich zur andern, weich und leiſe, unermüdlich. Sie hatten noch viel zu tun dieſe Nacht. Eine dicke Decke über die Felder, Bäume und Büſche einkleiden, Gräben füllen und Hütten verbauen. Sie dichteten während ſie fielen, ſie wandelten die Welt. Aber es eilte. Raſch und raſcher kamen ſie, größer und größer. Und ſchließlich fingen ſie an zu tanzen. Sie mußten gehorchen, der Wind nahm ſie mit. Und der Wind wurde zum Sturm, trieb ſie heulend vor ſich her, jagte ſie im Wirbel, warf ſie klatſchend an Häuſermauern, einſeitig an die Stämme im Walde, verwehte Weg und Straßen und legte die Richtbäume um.

Es war kein Raum mehr zwiſchen Himmel und Erde, nur Schnee und Sturm. Dabei wurde es dunkel. Menſch und Tier hielt ſich verſteckt, keiner mochte in dem Unwetter draußen ſein.

Keiner?

Der Sturm heulte und ſang. Da klingt's an der Straße „zitz, zitz" und leiſer „ſchürr" im Brauſen des Windes, fern und unſicher, wie zufällig in ſein Lied gekommen. Doch es kehrt wieder: „zitz, zitz," ein Stückchen weiter an der Straße. Dann verſchlingt es der Sturm und die Nacht.

Der Morgen treibt die Verſchlagenen halb ohnmächtig in die Nähe der Menſchen.

Als der Februar wieder kam, flogen zwei Ammern über den Bahndamm und machten ſich drüben an den Büſchen zu ſchaffen. Es ging Tauwind, der Schnee war weg, überall rieſelte und ſang es. Der Bahnwärter trat aus ſeinem Häuschen und ſah ſich um, die Luft ging ihm lau ums Geſicht. Da ſah er den Ammer auf einer Telegraphenſtange ſitzen, den gelben Schopf gezauſt vom Winde, die Federn verblaſen. Aber er ſang. Er ſang zum erſten Male wieder.

Der Frühling kommt!

R. Zimmermann. *Rochlitzer Berg, Mai 1909.*

Goldammermännchen, nach Futter ſuchend.

Die Märzente.

Von Fritz Bley.

Die Wussower Seen brüllen nachts, Sägemüllers Fensterscheiben haben sich vom Froste Blätter aus der Braunkohlenzeit aufmalen lassen, das Röhricht knistert und raschelt vor Frost in der windstillen Luft, Mühlenrad und Wassergang sind eingeschlafen. Gestern noch dampfte auf dem großen See am Oberfließe eine Wuhne. Heute ist auch die zugefroren, und nur im Unterfließe, wo aus dem Langenberge Sprind um Sprind in der Wiese zutage treten, ist jetzt noch offenes Wasser.

„Paak, paak!" Da geht's jetzt lustig zu! Schubbeidi! Die Grauen stürzen senkrecht nieder, recken den Bürzel in die Höhe und — schubb! — sind sie gründelnd hinunter. Schubb, wieder hoch: zwei köstliche Eicheln im Schnabel!

„Kaaak!" ruft ein alter Entvogel, der von ferne lustig herbeigeflogen kommt und mitten unter die Schar einfällt. Er ruschelt sich das zartgraue weißgewellte Unterkleid zurecht, stellt die gekrümmten Steißdeckfedern hübsch auf und prahlt mit seinem stahlgrünen Kragen und dem weißen Halsringe unter den Enten umher. Dann reckt er sich auf, schlägt mit den Schwingen, legt die schönen blauen Deckfedern wieder zurecht und macht sich nach Möglichkeit niedlich. Aber da das gefräßige dumme Weibervolk von ihm noch gar keine Kenntnis nimmt, stürzt auch er, gründelt und kommt mit einer Eichel wieder hoch. Ei, ei, das ist was Feines! Und da unten liegen so viele! Überhaupt, Alles was wahr ist: dies Wussower Fließ ist die anständigste Gegend für Enten ringsherum! Namentlich zur Winterszeit! Hier wird man nicht gleich, wenn man morgens herbeistreicht und einfällt, mit Schrot bespritzt, wie drüben in Grimnitz und Wornow und Kockenhagen und Voigtsfelde und gar bei den Bärwalder Bauern! Schubbeidi! Hinunter, herauf: wieder eine Eichel! Wo die nur alle herkommen mögen? Die nächsten Eichen stehen doch weit drüben am Berge! Aber das ist alle Jahre hier so. Schubbeidi; hinunter, herauf: wieder eine! Alle Jahre ist's hier so: wenn überall die Nahrung knapp wird, hier in Wussow finden Entvogel und Ente immer gedeckten Tisch. Wasserkraut fehlt ja auch an diesen sprindigen Stellen nie. Und vom herbstlichen Seggesamen findet sich immer noch ein Körnlein.

„Kaaak!" ruft der alte Entvogel nochmals, und heftig schlägt er mit den Schwingen. Diesmal aber hat der Ruf einen ganz andern Ton. Zorn

M. Behr. *Cöthen, Oktober 1908.*

Gründelnde Wildenten.

und Ärger liegt darin. Und da ſteht er auch ſchon flutſchend auf, ſteigt ſchwerfällig ſteil aufwärts und ſtreicht dann mit zunehmender Schnelligkeit einem andern entgegen, der ſich eben auf ſeiner Wuhne häuslich niederlaſſen wollte, jetzt aber ſchleunigſt abbiegt und Reißaus nimmt. Im Verfolgen verſetzt der Alte dem Frechen, den er neulich erſt in hartnäckigem Beißkampfe zu Fuß erledigt hatte, ein paar tüchtige Schnabelhiebe, und dann kehrt er zu ſeinem Wuhnenglücke zurück. Dort iſt die ganze Geſellſchaft durch den erneuten Kampf der beiden Entvögel nun doch in Aufregung verſetzt worden. Umſonſt haben ja auch die Herren Erpel ihr ſchönes Staatskleid nicht angelegt; und wenn ſie auf Liebesgedanken kommen und einander zornig bekämpfen, ſo verfehlt das ſchließlich ſeine Wirkung auch auf die Enten nicht.

Da hat das Spiel ſchon begonnen! Kaaak! Was er hat, was er kann, jagt der alte Entvogel hinter einer Ente her. Aber ſchon an der Waldecke überholt er ſie und übernimmt ſchicklicherweiſe die Führung. Jetzt hoch über den Kienberg weg, um den großen See herum und dann wieder zurück —

Graf Munster. *Guteborn, September 1909.*

Stockenten.

o, was iſt die Welt ſchön im herrlichen Froſtkleide des Hornung! Aber am allerſchönſten iſt es doch hier auf der Wuhne im Unterfließe, auf der das Pärchen nun wieder einfällt! Kaaak! Der Entvogel iſt ſo verliebt in die hübſche ſchlanke Jährlingsente, daß er ſie auf das Eis zu treiben verſucht, um ſich dort das Jawort zu holen. Aber ſie witſcht ihm immer wieder aus und flüchtet ſich mitten hinein unter die andern.

Die ſchwimmen jetzt, leiſe ſchnatternd zuſammen. Gack, jack, jack, gack! Da wird auch der Entvogel aufmerkſam und ſteuert den Vorſichtigen nach. Und plötzlich: blubb, blubb, blubb, blubb, duddu, duddu, duddu, wurrrr, wurrrr — pchch, pchch, pchch! Da ſind ſie hin! In weitem Bogen um die Waldecke herum, über die Wornowſchen Seen weg, um Voigtsfelde herum.

„Kommen Sie nur fort!“ ſagt der Förſter, der am Stamme einer ſtarken Kiefer lehnend dem munteren Treiben der Enten zugeſchaut hatte, zu dem Gutsinſpektor. „Wir wollen ihnen ſchnell einen Rucksack voll Lupinen ſchütten. Sie werden nicht lange bleiben, drüben haben ſie ja nirgends offenes Waſſer!“

Richtig, da kommt die ganze Sippſchaft auch ſchon wieder in langer Reihe um den Wald herum; aber ſie kreiſt erſt noch ein paarmal, ehe ſie wieder einfällt. An den Förſter iſt ſie ja gewöhnt; der kommt öfter hier vorbei und iſt nicht ſo ſchlimm, wie die andern zweibeinigen Raubtiere, namentlich wie die halbwüchſigen, die hinter den Kühen herlaufen.

„Meinen Sie nicht, daß die Enten uns gewittert haben?“

„Aber! Wie ſoll denn der Vogel mit ſeinem harten Schnabel wittern können!“

„Von der Märzente glaube ich das doch! Wenn man ſie unter Wind beſchleicht, kommt man ganz nahe heran, mit Nackenwind werden ſie immer unruhig und ſtehn auf, wie eben!“

„Aus dem einfachen Grunde, weil ſie dann jedes leiſe Rauſchen der Kleider vernehmen. Die Ente iſt doch ebenſo feinhörig, als ſie ſcharfſichtig iſt!“

„Das mag freilich ſein! — Haben Sie den Entvogel beobachtet? Die Reihzeit muß bald beginnen! “

„Sagen Sie lieber: ſie iſt da! Wenn ein Jüngling ſich vor dem Spiegel ſchniegelt und bügelt, ſo hat er Tanzſtundenſehnſucht. Der Entvogel macht es genau ſo: wenn er ſich den Hochzeitsſtaat anzieht, ſo geht der Rummel los! — Sehn Sie, da jagt er ſchon wieder mit einem andern Erpel hinter der Ente her!“

„Ein Prachtkerl!“

„Na ja, ich laſſe es ja gelten, daß man ſich jetzt ab und zu einen zum Ausſtopfen ſchießt. Aber wie ſie es drüben in Grimnitz und Kockenhagen treiben, das iſt doch ein Skandal! Wo ſollen denn die Enten herkommen, wenn man ſie in der Reihzeit verjagt? Wenn es nach mir ginge, dürfte vom erſten Hornungs ab keine einzige mehr geſchoſſen werden!“

„Haben Sie dies Jahr wieder neue Schutzlöcher angelegt?“

„Unten im Kuckucksvenn laſſe ich Gräben ausheben und die Erde zu Rücken aufwerfen, die ich mit Korbweiden bepflanze. Den Rand beſetze ich mit Fichten. Das gibt einen ſchönen Brutſtall, und nach zwei Jahren kann ich ſchon die erſten Ruten zu Körben ſchneiden laſſen.“

„Die können wir gut gebrauchen!“

„Nicht wahr? Und die Enten auch! Aber die Hauptſache müſſen Sie tun! Geben Sie den Weibern die Erlaubnis zum Ausſicheln des Graſes in den Gräben nicht vor dem Heuet! Dann jagen Sie die Enten nicht mehr ins Getreide und vor die Maſchinenmeſſer! Und laſſen Sie unten im Fließe an den ſauerſten Stellen das Gras bis zum Heuet ſtehen. Es gibt ja doch nur Streu, aber den Enten bietet es dann Schutz! Aber Sie können ja nicht leben, wenn die Wieſe nicht ſo ratzekahl geſchoren iſt, wie Ihr Kopf beim Barbier!“

A. Schrammen.

Brütende Märzente. *Groß-Werder bei Stralsund, Juni 1909.*

„Schlagen Sie Ihre Kiefern denn nicht auch ratzekahl herunter?"

„Na, hören Sie wenn Sie glauben, daß mir das Spaß macht, dann sind Sie auf dem Holzwege! Wenn es nach mir ginge, gäbe es überhaupt nur geplenterten Mischwald! Nutze ich nicht jedes Loch zu Laubkulturen aus? Umsonst haben wir doch hier nicht den guten Rehstand, und meine Fasanen und Enten können sich doch wohl sehn lassen!"

„Na, also gut: Sie können die Stellen bezeichnen, wo das Gras im Fließe stehen bleiben soll!"

„Dann passen Sie mal auf, was für Enten wir da haben werden!"

Durch die Wipfel hoher Föhren und Eichen fällt das Licht der Vormittagssonne auf den verschneiten Wald.

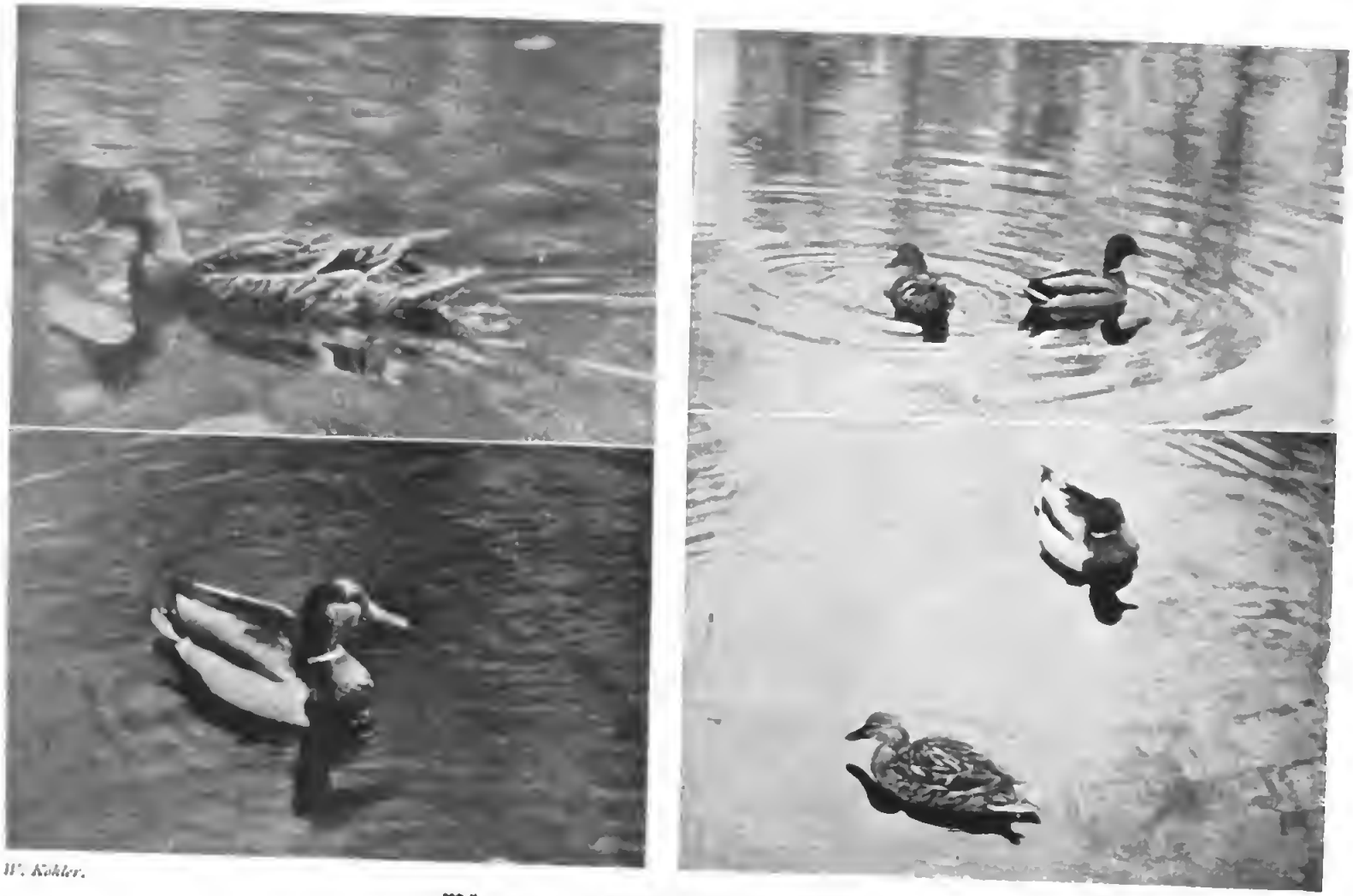
„Kaaak!" schreien draußen über dem Fließe die reihenden Entvögel. „Kaak!" — — „Kaaak!"

* * *

Im Wussowschen Walde ist mancher offene Tümpel, den der Förster an den Rändern mit dichten Werftweiden umpflanzt und durch Saatkugeln mit Röhricht besetzt hat. Das gibt mit seinen ersten grünen Schossen dem Rotwildtiere, das in einem solchen Versteck seinen heimlichen Stand nahm, willkommene Zuckerspeise und bietet der Ente schöne Deckung zum Brüten. Die große Hirschmutter kennt das Nest und guckt manchmal hinein. Aber die Ente weiß, daß die ihr nichts tut; sie hat ja selbst ein Kalb und weiß, was heimliche Mutterliebe zu fürchten hat. Also brütet die Ente darauf los, wendet fleißig ihre blaßgrüngrauen Eierchen, die sich immer voller anfühlen, bis, ehe der Mondwechsel herum ist, die kleinen olivbräunlichen Jungen ausschlüpfen, die sofort in Wasser und Schlamm herumschnattern. Bald sind sie nicht allein. Eine zweite Ente brütet auf dem Kopfe einer Weide an demselben Tümpel. Als ihre Kleinen ausgeschlüpft waren, trug sie sie im Schnabel hinunter aufs Wasser. Dort haben sie's gut: keine Ratte im ganzen Loche, kein Hecht und kein Wiesel! Dagegen wimmelt es hier von Stechmückenlarven, die als Puppen an die Oberfläche steigen. Das gibt ein lustiges Gründeln für die Entchen. Alles wird durchschnattert und durch die feine Zähnelung des Schnäbelchens gezogen, um dann verschluckt zu werden. Von früh bis spät ist die lustige kleine Gesellschaft gefräßig, und nur in den Mittagsstunden sonnt sie sich auf einem trockenen Plätzchen neben der Mutter. Die freut sich, daß es in diesem Jahre so viele, viele Mückenlarven gibt, die doch die köstlichste von allen Gaben des Himmels sind. Denn was sollte ohne diese Brut aus der Entenbrut werden! Die Menschen sind schlecht! Wo sie sich einnisten, gießen sie stinkendes Öl auf die Tümpel, um die Mücken am Ausschlüpfen zu verhindern. Im vorigen Jahre hatte auch die Kälte die Entwicklung der Larven verhindert; da starben der Alten

M. Behr. *Trebbichauer Busch, Mai 1908.*

Märzente, vom Neſt abſtreichend.



W. Kohler.

Märzente. Erpel und Ente auf dem Waſſer.

Berlin und Trebel, Mai 1909

ihre mit so liebevoller Wärme ausgebrüteten Kleinen vor Hunger dahin. Zum Erbarmen war's! Vierzehn Stück oder so ungefähr hatte sie ausgebracht, aber eins nach dem andern kümmerte und ging ein. Dies Jahr aber ist fein! Feuchter März und warmer Mai: nein, ist das ein Geschnatter hier auf dem Loche! Die grüne Entengrütze ist ganz zerwühlt und die Kleinen haben sich am Rande im Grase ordentliche Steige getreten; denn sie machen nun schon von selbst kleine Ausflüge. Die Alte hat schon ihre Not, sie zurückzuhalten; und sie sind doch noch so schrecklich dumm! Neulich hatten sie sich auch weit weg vom Tümpelufer gewagt, da kam der grüne Mann mit seinem braunen Hunde. Der streckte den Bürzel ganz steifsteif weg, hob einen Schwimmer auf und streckte den Schnabel vor den Jungenten aus. Aber er tat ihnen nichts, und der Grüne rief ihn zurück. Aber der Hund ist schlimm, sehr schlimm! Sobald nun die Entchen noch ein bißchen größer sind, daß sie sich vor dem Schnapphechte und dem Raubvogel zu hüten verstehen, wird die Alte mit ihnen auf das Fließ hinabwandern und dann nachts über den Berg auf den großen See ins hohe Schilf. Lange kann das ja nicht mehr dauern; denn sie nehmen nun zusehends zu hier bei der köstlichen Atzung von Mückenlarven und dem Samen des flutenden Süßgrases, ihrer Lieblingsäsung! Draußen auf dem See wird es dann Kaulquappen im Röhricht geben und Schnecken und Kleeblättchen in der Wiese und lange dicke Tauwürmer, die im Mondschein spazieren kriechen, und Fischbrut und Jungfrösche dazu! Alles, alles können die lieben kleinen Enten fressen! Ach, das Leben wäre wunderschön, wenn nur nicht Alle, Alle die lieben kleinen Enten fressen wollten! Da ist der Hecht und der furchtbare Habicht, die eklige, freche Krähe, das blutdürstige Wiesel, der stänkerige Iltis und der Fuchs: alle wollen sie die armen Enten fressen! Aber das schlimmste Raubtier ist doch das lange zweibeinige grüne mit seinem braunen Hunde!

Dort ist er schon wieder! Geräuschlos ist die Alte unter das Wurzelwerk eines Werftweidenstrauches geglitten und leise piepend und quäkend schwimmen die Jungen herbei oder paddeln sich durch das Kraut zu ihr heran. Der Hund steht noch immer vor. Immer näher rückt er an das Ufer heran. Die Alte meint, daß ihr Gefahr droht. Quäkend steht sie auf, flattert ängstlich über den Hund hin und schwärmt dann, als dieser vom Förster abgerufen wird, in immer größeren Kreisen herum. Erst als sie sieht, daß der Förster mit anderen Zweibeinigen, die unten rund und breit sind, und mit seinem Hunde fortgeht, fällt sie wieder bei ihren Jungen ein, die sich piepend zu ihr heranarbeiten.

Hier wird's ungemütlich! Sobald die Kleinen die zweite Schnur der Deckfedern geschoben haben, wandert sie aus: das steht nun bei ihr fest!

W. Kohler. *Berlin, Mai 1909.*

Märzente, ihre Jungen führend.

Aber ſchließlich beruhigt ſie ſich. Anderswo iſt es doch viel, viel gefährlicher als in dieſem hübſchen Verſtecke. Und von allen ſchlechten Menſchen iſt dieſer Förſter der ſchlechteſte noch lange nicht: er hat doch wieder ſeinen Hund abgepfiffen!

* * *

Der Hochſommer iſt da! Die ſchlimmſte Not iſt überſtanden. Die Jungen ſind flugbar und mit der Mutter auf den See gewandert, wo ſich mehrere Schoofe zu einer Schar zuſammenziehn. Auch die Entvögel haben die Rauhzeit hinter ſich, in der ſie nicht fliegen konnten und die dickſten Moraſtverſtecke aufſuchen mußten. Sie tragen jetzt ihr ſchlichtes Herbſtkleid, das die Aufmerkſamkeit böſer Feinde weniger auf ſie lenkt, als das prahlend lebhafte Hochzeiterkleid. Tagsüber liegen die Scharen auf dem Waſſer. Aber wenn die Sonne nach dem heißen Tagewerke glühend hinter dem Dunſte des Waldſaumes niedertaucht und die erſten bleichen Nebel aus den Wieſen aufſteigen, dann hebt ſich Schar um Schar aus Schilf und hohem

Steenhuizen. *Voorschoten, April 1905.*

Brütende Märzente.

Wiesengrase auf und zieht in langen Flügen am Abendhimmel hin den lockenden Haferfeldern oder noch lieber den köstlichen Gerstenschwaden zu. Mit ihrem einzigartigen Scharfblicke erkennen sie aus weiter, weiter Ferne, wo tagsüber die Schnitter eine Gerstenbreite auf die Schwad gelegt haben; und pfeilschnell streben sie sausenden Fluges diesem Felde zu. Aber ehe sie einfallen, umkreisen sie die Schwad wieder, immer wieder, bis sie endlich Vertrauen fassen und sich geräuschvoll niederlassen. Einen Augenblick noch sichern sie. Dann verkündet das laute „Kaak!" eines alten Entvogels, daß die Mahlzeit beginnen kann und alt und jung gibt sich dieser lustigen Arbeit hin. Was so ein alter Entvogel dabei nicht alles zu erzählen weiß! Man glaubt gar nicht, wie ausdrucksvoll sein leises Schnattern ist!

Da blitzt es aus einem mit Gerste bedeckten Loche auf, und heißes Schrot spritzt mitten in den dichtesten Haufen. Ein paar Enten zappeln am Boden. Entsetzt stehn die andern auf, aber ehe sie hoch kommen, blitzt, knallt, raucht, stinkt und spritzt es noch ein paarmal; und dann kommt ein großer Hund, schnappt nach den flügellahm Geschossenen und trägt sie seinem

O. Pfaff. Leipzig.

Legende Märzente.

Herrn in dem Loche zu. Der iſt inzwiſchen aufgeſtanden und drüben ſteigt ein anderer lachend aus ſeinem Loche, der auch drei oder vier Enten auflieſt. Doch ſchnell verſtecken ſich beide wieder und auch der Hund klettert zu ſeinem Herrn hinunter.

Puji, puji, pui, pui! Schon wieder kommen andere Enten gezogen, kreiſen über dem Felde, fallen ein und gehn in die Gerſte. Wieder Schüſſe und Entengeſchrei, polterndes Aufſtehn, haſtiges Quäken, fallende Enten und pfeifender Flug, der in der Abendſtille verklingt. Langſam ſteigt der Mond über das Feld herauf.

Da kommt eine dritte Schar gezogen. Sie kreiſt länger und vorſichtiger als die andern beiden. Drüben in Kockenhagen hat ſie ſchon Dampf gekriegt und ein halbes Dutzend Tote gelaſſen. Aber ſchließlich faſſen ſie Mut und fallen ein. Diesmal warten die Jäger aber nicht, bis ſie am Boden ſind, ſondern geben auf die Niedergehenden, die ſich vom Himmel noch gut abheben, Feuer. Mit wildem Gepolter donnert die ganze Schar davon. Aber drei liegen tot am Boden, und zwei andere greift der Hund.

„Das hat gelohnt!“ meint lachend der Inſpektor.

„Und morgen lohnt es noch einmal!“ antwortet der Förſter.

„In drei Tagen haben wir Vollmond! Solange werden ſie wohl kommen! Wir ſetzen uns dann hinter die Hocken!“

„Machen wir! Aber Sie ſollten ſich den Mond in den Rücken nehmen; da haben Sie beſſeres Licht!“

„Wollen wir es nicht auch mal mit dem Früheinfalle im Fließe verſuchen?“

„Wenn ich raten darf, nicht! Sehn Sie: hier auf der Gerſte tun Ihnen die Enten Schaden. Und wer weiß überhaupt, woher die kommen! Meilenweit meiſtens! Wenn ſie ſatt ſind, kehren ſie heim, wer weiß, wohin! Die nehmen wir alſo, ſo viele wir nur herunterholen können. Aber die morgens, von unſerem oder fremdem Felde kommend, auf dem Fließe oder den Wieſen einfallen, die wollen wir doch ſchonen; denn die haben doch die Abſicht, bei uns zu bleiben. Die können wir uns dann im Herbſte holen, wenn ſie hübſch voll und ſchwer ſind!“

„Hören Sie, Förſter, das iſt eigentlich die allerſchönſte Entenjagd! Denken Sie noch an den Oktobermorgen im vorletzten Jahre, als die Hirſche am Kienberge ſchrien und die beiden Birkhähne auf der nebeligen Wieſe kullerten und die Enten Schoof auf Schoof vom Felde zurückkehrten und auf den Blänken neben uns einfielen? Herrgott, war das ein Flügelpfeifen, Klatſchen, Klingeln, Knäcken, Schwirren, Quarren, bis ich endlich dazwiſchen ſchoß!“

„Hätten Sie lieber nicht geſchoſſen und gewartet, bis der Hirſch zu Holze gezogen war, der oben an der Brandſchonung ſchrie!“

„Wenn es nach Ihnen ginge, käme ich überhaupt niemals zu Schuß!“

„Na, ich denke, Sie haben heute abend Ihren Galgen voll genug!“

* * *

O, Mütterchen, Mütterchen, was ſoll nur werden? Heute lebt der ganze See! Draußen ein Kahn am Rande des Rohres, hier einer mitten drin. Und der ganze See voller Kähne! Dort fährt einer ins Röhricht und dort und dort!“

Die alte Ente ſchweigt. Sie weiß ſchon Beſcheid! Schon zweimal hat ſie dies erlebt und nicht immer ſind aller guten Dinge drei. Schon als ſie mit ihren flugbaren Jungen hier den Kockenhagener See bezog, fiel ihr auf, daß in das Röhricht rechtwinkelige Schneuſen gehauen waren. Wenn ſich ein Kahn auf die Spitze dieſes Winkels ſtellt, können zwei darinſitzende Jäger nach links und rechts hin die Schneuſe beſchießen. Und wieviele ſolcher fürchterlichen Übergänge ſind in dem Rohrwalde, der bisher den armen Kinderchen ſo ſchönen Schutz geboten hat! Da wird man fleißig tauchen,

W. Kohler.

Märzente. Fünf Erpel am Ufer.

Berlin, Mai 1909.

W. Kohler. *Bei Berlin, Oktober 1908.*

Pärchen Märzente.

unter Geknäck und Kraut ſich verſtecken müſſen! Aber dann kommen die Hunde, die böſen Hunde, die alle aufſtöbern und greifen, was ſich nicht hinaustreiben läßt.

Vorſichtig ſammelt die Alte ihr Schoof um ſich und überlegt. Soll ſie warten, bis die Gefahr unentrinnbar wird? Dort draußen in den Kähnen kommen ſie gezogen mit Feuerſpritzen und Hunden, langhaarigen und glatten. Um den Leib geſchnallt haben ſie braune Dinger, darin ſtecken grüne und rote Pflöcke. Wenn ſie die in die Feuerrohre ſtecken, blitzt, knallt, ſtinkt und ſpritzt es den Enten den Tod ins Gefieder. Und dazu freſſen die zweibeinigen Raubtiere tote Schweine, die zerhackt und in ihre eigenen Därme geſtopft in den Rauch gehängt ſind, und tuten auf den blanken Flaſchen, aus denen ſie brennendes Waſſer trinken. Und dabei rühmen ſie ſich grölend, wieviele Enten ſie dort geſchoſſen haben und wieviele dort, und ſchimpfen dann noch dazu, daß es immer weniger werden von Jahr zu Jahr!

Die Alte kennt dieſe Feinde ſchon. Es iſt eine weitverzweigte Bande von Förſtern, die hier alle Jahre den Kockenhagener See bejagt. Weil ſie

K. Zimmermann. *Rochlitz, Januar 1909.*

Fliegende Märzenten.

dabei ganz unter ſich ſind, nennen ſie es „die Exzellenzenjagd“. Und mit allen Nichtswürdigkeiten betreiben ſie die!

Quääk, quääk — bautz, bautz! Da liegen ſchon zwei arme Enten, und zwei Köter ſind aus dem Kahne geſprungen und holen ſie herein. Hier gibt es nur eine Rettung! „Kinder gebt acht! Ganz ſtill heraus, ſteil in die Höhe, rechts über das Rohr herum und über die Fichtenſchonung. Gelingt es, ſind wir durch!“

Es gelingt. Geſchrei hüben und drüben. Ein Hagel von nachgeſandtem Schrot. Weit, weit drüben auf dem Wuſſower Fließe erſt fällt das Schoof ein und die Alte gackert leiſe von einem zum andern und ſtellt feſt, daß ſie alle beiſammen hat bis auf das Neſthäkchen, das ſich nicht herausgetraut hat, als es das Leben galt. Kack, jack, jack — gäck!

Drüben aber geht es von Schneuſe zu Schneuſe. Überall Schüſſe, Entenſchreie, planſchende Treiber und tauchende Hunde, abermals Schüſſe und Freuderufe. Dann fahren alle Kähne zuſammen und es wird ſtille über dem See. Abends kommt der Fuchs und hält Nachleſe im zertretenen

W. Kohler. *Berlin, Mai 1909.*

Alte Märzente mit Jungen auf dem Lande.

Rohre, und der Mond ſchielt aus dunkelm Gewölke herab auf Reinekes lichtſcheues Treiben. Quääk! Blubb, blubb, blubb! Da hat er eine! Die andere drüben tauchte vor ihm weg. Aber als ſie den Schnabel unter einem Mummelblatte hervorſtreckt, um ein bißchen Luft zu ſchnappen, hat der Spitzbube ſie auch weg. Quääk! Mit zweien über der Schulter ſchnürt er lachend davon.

Am andern Tage wird der ganze Teich bejagt. Der Müller hat alles Waſſer heruntergelaſſen. Trotzdem müſſen die Räuber und Mörder bis an die Bruſt hinein. Die Schützen ſind zwiſchen die Treiber verteilt und ſie ſehen ſchon aus wie richtige Verbrecher! Keinen ordentlichen Stiefel an den Beinen, nur lotterige Schuhe mit Löchern, aus denen das Waſſer wieder herauslaufen kann und Leinenhoſen darüber, die ſie ja wohl den Vogelſcheuchen geſtohlen haben! Den Gürtel mit den roten und grünen Feuerpflöcken haben ſie um den Hals gehängt und den Feuerpüſter tragen ſie ſenkrecht. Denn wenn einmal einer den andern ankratzt, ſo gibt es einen Höllenſpektakel, als ſei ihm das bitterſte Unrecht geſchehen. Aber die armen Enten müſſen dran glauben!

Den Himmel empört es! Ein Bullkater zog ſich zuſammen und bricht nun mit Blitz und Donner los, gerade als die Schützenkette mitten auf dem Teiche iſt. Aber die laſſen ſich nicht irremachen, an denen iſt Pech und Schwefel verloren! Die Enten wiſſen gar nicht mehr aus noch ein. Aber die Räuber und Mörder blitzen und knallen mit dem Gewitter um die Wette und nehmen den Teich, als der erſte Trieb zu Ende iſt, gleich noch einmal kehrtmarſch im zweiten Triebe vor. Das gibt ein Entenſterben, von dem der Schrecken noch lange umgehen wird unter allem, was gaakt und knäkt und kaakt.

M. Behr. *Cothen, Oktober 1908.*

Gründelnde Märzenten.

Aber als die Unholde am Ufer im strömenden Regen die Gemordeten in eine Reihe gelegt haben, immer die zehnte um eine Halslänge voraus, meint der Dicke mit der roten Nase und den vier Augen, was der Räuberhauptmann von der ganzen Bande ist, dieser Gewittertrieb sei die schönste Exzellenzenjagd seines Lebens gewesen.

Ääk! — Ääk!

* * *

Reihzeit in Berlin: man muß es gesehen haben, um es zu glauben! Hinter dem Häusermeere versinkt nach einem schönen Märztage mit trübem Rot die Abendsonne. Da hält es den Entvogel am Neuen See nicht mehr. Schon lange macht er der schmucken Jungente den Hof. Jetzt treibt er sie auf; aber kaum sind beide flutschend aufgestanden, da jagt auch schon der Alte vom See mit ärgerlichem „Kaaak!" hinter dem Kurschneider und seiner Liebsten her. Klingelnd und pfeifend geht es um den Reichstag herum, am Ufer entlang, zum Kupfergraben, durch die Dorotheenstraße

M. Behr. *Cothen, Februar 1909.*

Geläufe der Stockente am Wasser im Schnee.

O. Grabham. Yorkshire (England), April 1905.

Eben ausſchlüpfende Märzenten.

zurück, hinunter zum Zoo, wieder herum, an der Schleuſe hoch und dann an der Potsdamer Brücke nieder. „Kaaak!"

„Jawoll: Kaaak!" ſchreit oben auf der Brücke ein Berliner Junge, der luſtig dieſem Treiben zuſchaut und den Enten ein Stückchen Semmel hinabwirft. Er kennt ja die Enten im ganzen Weſten und fühlt ſich als ihr ritterlicher Beſchützer. Welche Empörung, wenn er im Sommer feſtſtellen muß, daß von „ſeinen" zwölf Jungenten, die an der Löwenbrücke am Neuen See die Märzente führte, über Nacht die Ratten vorgeſtern drei und geſtern wieder zwei geholt haben! Und die Freude, als im letzten Sommer ſeine Lieblingsente — wißt Ihr, die mit dem weißen Fleckchen an der Stirn! — ihre Jungen auf das Springbrunnenbecken am Bismarckdenkmale geführt hatte! Halb Jung-Berlin mußte er das zeigen, und wenn die Alte mit ihren Kleinen herankam, um ſich mit Semmeln, Obſt und dem Schinken von den Frühſtücksſtullen füttern zu laſſen, ſo ſetzte er auseinander, daß dieſe ſeine Ente — —

„Deine? Woſo denn? Die jeheert doch dir nich alleene?"

„Na has du ſe villeich zaerſt jefunden?"

— — alſo daß ſeine Ente zeige, wie die Wildtiere vertraut und ſchließlich Nutztiere des Menſchen geworden ſeien! Und ob es nicht herrlich ſei, mitten in Berlin dies ſchöne Wild zu haben: die Märzenten und die ſo vertraut gewordenen Ringeltauben?

Steenhuizen. *Voorschoten, April 1905.*

Neſt und Gelege der Märzente.

„Na jewiß doch!"

Ganz Jung-Berlin iſt ſich darin einig. Und die Alten auch. Selbſt von denen, die wie wildgewordene Autos hinter ihren Geſchäften herraſen, wirft doch an der Potsdamer Brücke oder am Reichstagsufer der Eine oder Andere einen freundlichen Blick hinunter auf dies letzte Stückchen freien Naturlebens im überhaſteten Großſtadttreiben.

Um ſo betrübender und empörender iſt das Schauſpiel, daß noch immer an der Waſſerkante in den Entenkojen oder Pohlen der Fang zur Reihzeit gewerbsmäßig betrieben werden darf trotz der im Geſetze vom 14. Juli 1904

M. Behr. *Amrum, September 1908.*

Enten (Spieß- und Pfeifenten), über einer Vogelkoje fliegend.

gewährleisteten Schonzeit. Daß die Küstenbewohner von diesem Fange wirtschaftlichen Vorteil haben, sollte doch kein Grund für die Bezirksausschüsse sein, den Paragraph 3 Absatz c des genannten Gesetzes in Anwendung zu bringen und die Schonzeit aufzuheben! Die Klagen dieser Entenfänger über Schädigung in ihrem Erwerbe sind um so unberechtigter, als sie alle ja doch das Recht zur freien Wasservogeljagd haben, die Schonung zur Reihzeit also auch ihnen zugute kommt. Und sind denn überhaupt diese Entenfänge um ein Haar besser, als der nun endlich durch Reichsgesetz verbotene Dohnenstieg es war? Leider ist bei Beratung des Vogelschutzgesetzes versäumt worden, sie zu verbieten. Sie mochten zur Not geduldet werden in früheren Zeiten, als unsere Seen und Brücher noch von schwarzen Scharen der Enten wimmelten. Je mehr aber der Grünkopf zur Seltenheit wird, desto verwerflicher erscheinen sie! Und die Jägerwelt selbst sollte dies mit gebührender Entschiedenheit betonen. Oder will sie etwa warten, bis die Tierschutzvereine es ihr zuvortun und sie mahnen, des Jägers Ehrenschild auch dem immer mehr schwindenden Wasserwilde gegenüber hochzuhalten?

Der Kolkrabe.

Von Hermann Löns.

Der fettſte Monat für das Raubzeug iſt der Hornung; er beſchert ihm reichlich an Fallwild.

Die Sonne hat dann ſchon Kraft und ſchmilzt den Schnee an; aber nachts gefriert er wieder und die Kälte überzieht die Schneedecke mit einer Eisſchicht. Fällt dann Neuſchnee, dann kann der Schnee zwei und drei Eisſchichten übereinander bergen.

Unmöglich iſt es dann für Hirſch und Reh, zur Bodenäſung zu gelangen; kümmerlich müſſen ſie dort, wo nicht voll gefüttert wird und wo ſie kein Weichholz zur Genüge haben, ſich mit ſaft- und kraftloſer Äſung behelfen, kümmern und kommen ab.

Bei jedem Tritt zerbrechen die Schalen die harte Eiskruſte des Schnees, das Stück beginnt an den Läufen zu klagen, fällt und ſteht nicht mehr auf.

Auch dem Haſen, den ſeine breitſohligen Füße über die mörderiſche Schneedecke tragen, geht es dann ſchlecht; nirgendswo findet er Äſung; ſo muß er an den beinhart gefrorenen Futterkohl, aber der bekommt ihm nicht, und elend muß mancher Haſe verenden, wie denn auch Rebhuhn, Ringeltaube und Faſan an Äſungsmangel eingehen oder an ungenügender oder gefährlicher Äſung.

Fuchs und Marder geht es dann aber gut; reichlich iſt ihnen der Tiſch gedeckt und noch bequemer iſt es ihnen gemacht als zur Satzzeit, wenn das Feld von Mäuſebrut und Junghaſen wimmelt; im Hornung brauchen ſie die Beute nicht zu beſchleichen, entſchlüpft ſie ihnen nicht; ſteif und tot liegt ſie da und wer eine gute Naſe hat, findet ſie ſchon, ehe ſie weithin wittert.

Darum hat alles, das wintertags in der Hauptſache auf Luder angewieſen iſt, im Hornung Roll- und Ranzzeit; jeder Bau im Walde füchſelt jetzt ſtark, denn die heiße Betze rennt und der Fuchsrüde ſucht ſie von Bau zu Bau; in der Forſt erſchallt das Ranzgekreiſche des Edelmarders und auf den Böden der Dorfhäuſer das des Hausmarders.

Auch von dem Flugraubzeug paaren ſich im Hornung die Arten, denen der Winter den Tiſch deckt. An der ſonnigen Talflanke des Gebirges kreiſt laut rufend das Steinadlerpaar; es hat den Winter über keine Not gelitten; ſeine ſcharfen Augen erſpähten jedes Stück Fallwild, die Gemſe im Latſchengeſtrüpp, den Hirſch am Rande des Geröllgrabens und das Reh am buſchigen Abhange.

Und noch einer ist es, der dem Winter nicht gram sein konnte. Der Kolkrabe ist es; er fand reichlichen Fraß, wenn er mit stolzem Adlerfluge dahinrudert und mit den scharfen Augen das Schneefeld abspähte. Aus doppelter Turmhöhe stieß er dann hernieder, jagte den Bussard mit furchtbaren Schnabelhieben von dem gefallenen Reh und die Krähen von dem verendeten Hasen, und selbst der Fuchs ließ die Lunte hängen und rückte aus, wenn der Rabe ihm Stoß auf Stoß versetzte.

Den ganzen Winter hat sich das Rabenweibchen umhergetrieben, da verweilend, wo es Fraß fand, weiterstreichend, wenn er zu Ende war. Am Flußufer hatte es den angespülten Lachs in einer Woche aufgezehrt, hatte im Bergwalde sich an einem gefallenen Hirsch gemästet, dort ein verendetes Reh bis auf die Decke und die Knochen verzehrt, da einen eingegangenen Hasen verspeist, und noch allerlei anderes gefunden, das sich mitnehmen ließ, auch manche Maus erwischt.

Nun aber fühlte es sich nach dem großen Bruche zwischen Geest und Moor hingezogen, wo es seit Jahren gehorstet und seine Brut aufgebracht hatte. Es flog den ganzen Tag, suchte zur Nacht eine dichte Fichte im Walde, sättigte sich an dem Kerne eines Fuchses, den der Förster auf der Lichtung liegen ließ, flog weiter und kam um die Uhlenflucht im Bruche an. Dreimal kreiste es über der wildverwachsenen Wohld, dann schoß es auf einen Birkenbestand zu, flatterte darin entlang und schwang sich in einer glattschäftigen, hohen Kiefer ein.

In der grauen Morgenfrühe, als das Rotwild noch nicht wieder aus der Heide zurück war, erwachte das Rabenweibchen; es schüttelte den Reif aus dem Gefieder, zupfte sich die Federn zurecht, stürzte sich aus der Krone der Kiefer fast bis zum Boden, flog durch den Birkenbestand und über die Rodung und stieg erst über der blanken Heide empor, wo kein Gebüsch, kein Baumbestand den Ausblick versperrte.

Es war noch alles dort so, wie sonst. Zwischen Heide und Bruch floß die flinke Beeke hin und her, ein gutes Wasser, denn leckere Forellen und Äschen gab es darin, und wenn sie laichten, waren sie bequem zu fangen.

Im Bruche kam sie mit der Ahe zusammen, einem faulen Flüßchen, in dem aber Hechte, Aale, Brassen und Döbel lebten. Zuzeiten ließ die Ahe ihre Ufer hinter sich, überschwemmte das Wiesenland, und wenn sie nachher wieder bescheiden wurde, dann brauchte der Rabe nicht lange nach Futter zu suchen, denn überall zappelten sich in den Lachen und Gräben Fische ab.

Das, was da hinten schimmerte, das war der Fluß, und der Wald an seinem Ufer, das war ein ganz besonderer Wald, denn jedes Jahr horsteten an vierzig Paare Fischreiher dort. Je nachdem es einem Raben nun Vergnügen machte, konnte er den Reihern die Eier oder die nackten Jungen stehlen oder unter den Gestänken am Boden nach Fischen suchen, die den

K. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Drei Kolkraben am Luder.

Jungreihern entglitten, und manchmal lag dort auch ein Jungreiher, der das Übergewicht bekam, vom Horſtrande ſtürzte und auf dem Boden barſt.

Ferner waren dort hinten die Fiſchteiche; da gab es die fetteſten Fröſche weit und breit, und nicht ſelten fand ſich dort ein abgeſtandener Karpfen, und vor dem Dorfe dort unten der weiße Fleck, das war die alte Sandgrube, da brachten die Bauern ihr verendetes Vieh hin, und in der Not war da ſchließlich immer etwas für einen Raben zu finden. Außerdem gab es in dem Bruche ſo viel Kleingetier, daß ein Rabenpaar nicht in Verlegenheit kommen konnte, wie es ſeine Brut ſatt bekommen ſollte.

„Ruk, ruk," rief das Kolkrabenweibchen über das Bruch, und der alte Hegemeiſter, der mit dem Oberholzhauer über das Hauptgeſtell geht, lächelte und ſagte: „Kiek, der Rauk is all wedder da! Jetzt wird es Frühling." Der Alte liebte den Raben und hegte ihn; er wußte, daß er ab und zu einen Junghaſen aufnahm oder ein Birkhuhnneſt beſtahl, aber ihm war auch bekannt, daß er das kranke Wild ausmerzte und ſo der Seuchen-

verſchleppung vorbeugte und daß er der Hauptfeind der Kreuzotter war und im Mäuſe- und Engerlingvertilgen Hervorragendes leiſtete.

Aber nicht nur deswegen ließ er ihn in Ruhe, ſondern weil er ſchönheitsfrohe Sinne hatte; das Herz lachte ihm in der Bruſt, hörte er den runden Ruf des Raben, der an uralte Zeiten gemahnte, da der Rauk noch Wodes heiliger Vogel war, der vor dem Dorfe horſtete und der nicht litt, daß der Adler die jungen Lämmer und der Habicht die Hühner ſchlug, und wenn der alte Grünrock die Raben über der Wohld im Balzfluge kreiſen ſah, dann frohlockten ſeine Augen.

Zu langweilig war es ihm im Laufe der Jahrzehnte auf der Welt geworden; verhallt war des Wiedehopfes ſeltſamer Ruf, zerſtoben der Blauraken Farbengeflimmer, verſchwunden war der Schreiadler, der Uhu horſtete nicht mehr in der Wohld und nur noch je ein Paar Kraniche und Waldſtörche friſteten hier im meilenweiten wilden Bruche ihr Daſein, nachdem allerlei herzloſes Volk, Schießer, Eierſammler und Bälgehändler die meiſten von ihnen getötet oder vertrieben hatten. Darum ſchonte der alte Grünrock den Rauk, gönnte ihm im wildreichen Bruche die Jagd und labte ſich an ſeinem ſtolzen Rufe und an dem Adel ſeines Fluges.

„Kiek, Konrades, nu ſünd dat all twei!“ rief er und zeigte nach den Bruchwieſen, über denen hoch in der Luft das Paar ſeine Kreiſe zog und von wo die Balzrufe zu den beiden Männern herüberſchallten; laut und rund klang es: „Kulong, klong, klong, ruck ruck rack rack.“ Unter einer Fichte am Beſtandesrande, deren tief herabhängende Zweige eine Laube bildeten und deren Tagewurzeln durch ein darauf gepflocktes Brett zu einer Bank geſtaltet waren, machte der Hegemeiſter Halt: „Hier wollen wir frühſtücken; ich bin ein bißchen müde.“

Er ſetzte ſich und ließ dem Oberholzhauer Platz neben ſich, zog das Meſſer aus der Hoſennahttaſche und aß mit Bedacht; ab und zu nahm er das Glas vor die Augen und ſah nach den beiden Raben, die immer noch laut rufend ihre Kreiſe zogen. „Nun ruhig,“ ſagte der Hegemeiſter, „ſie kommen auf uns zu! Sie haben den Fuchskern den ich vorvorgeſtern da liegen ließ, geäugt.“ Die Raben ſchraubten ſich herunter, ſchoſſen an dem Luder vorbei, fuhren wieder empor, ſenkten ſich abermals, ſtießen noch einmal auf und ſetzten ſich ſchließlich.

Eine ganze Weile ſaßen ſie da und drehten die Köpfe hin und her, daß ihr ſtahlfarbiges Gefieder in der Sonne bald einen blauen, bald einen grünen Widerſchein ſprühte, hüpften näher, ſprangen zurück, betrachteten mit ſchiefgehaltenen Köpfen den balgloſen Fuchs, flatterten noch einmal hoch und ſpähten das Gelände ab, und nahmen ſchließlich den Fraß an, mit den klobigen Schnäbeln lange Fleiſchſtreifen von den Keulen und Blättern reißend und dann das Geſcheide hervorzerrend und verſchlingend.

R. B. Lodge.

Kolkrabe an einem Pferdekadaver. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

A. Bachmann. *Eyrarbakki (Island), August 1904.*

Kolkrabe, am Rande eines Sumpfs marſchierend.

Das Männchen, das ſchon vorher eine abgeſtandene Barbe am Allerufer gekröpft hatte, war bald ſatt, flog auf die Spitze der krauſen Hüteeiche, putzte den Schnabel, ordnete das Gefieder, blies die Kehlfedern auf, ſträubte die Kopffeder, ließ die Flügel hängen, fächerte den Keilſchwanz, und nachdem es einige Male hin und her getrippelt war und auf ſchnurrige Weiſe geſchnalzt, gegluckſt und geſchluckſt hatte, fing es an, ſeinen Geſang von ſich zu geben.

Der Hegemeiſter bekam vor Vergnügen einen ganz roten Kopf und ſein Begleiter hielt ſich vor heimlichem Lachen den Leib, denn es ſah zu verdreht aus und hörte ſich zu lächerlich an, wie der ſtattliche Vogel da auf der Spitze der Eiche mit geſträubten Kopffedern und aufgeblaſenem Halſe daſaß, mit den Flügeln zitterte, mit dem Schwanz wippte und auf das allerzärtlichſte die ſeltſamſten Schnalz-, Ziſch-, Triller- und Pfeiftöne, aber alle ganz leiſe, von ſich gab, ab und zu ein merkwürdiges Schnabelklappern, den Lock- oder den Warnruf oder den Balzlaut, dazwiſchen flechtend.

Dann erhob er ſein Gefieder, warf ſich aus der Eiche, rief rauh „Krak,

A. Buchmann. *Eyrarbakki (Island), August 1904.*

Alter Kolkrabe, ſein Junges atzend.

krak krak" und ruderte über die Wieſe hin, und hinter ihm her ſtob das Weibchen, und da, wo ein runder Weidenbuſch ſtand, ſtießen ſie umſchichtig nieder. „Ich glaube," ſagte der Hegemeiſter, „da iſt der Fuchs; ich will mich fertig machen." Er ſpannte den Drilling und ſtand auf. Eine Weile ſtießen die Raben nach dem Buſche, dann fuhr ein ſchwarzes Tier heraus und flüchtete dem Walde zu.

„I, was iſt denn das?" meinte der Förſter; „für eine Katze iſt es zu lang." Er nahm das Glas, ließ es aber ſchnell wieder auf die Bruſt ſinken und flüſterte: „Konrades, lauf ſchnell nach der Beeke zu, es iſt der Otter!"

Der Holzhauer ſchlich erſt einige Schritte langſam den Holzweg entlang und ſprang dann auf die Wieſe. Mit rauhem Angſtlaute ſtob das Rabenpaar von dannen, der Otter aber wendete und ſuchte das Holz zu gewinnen. Zehn Schritte davor ſchlug er im Feuer rundum.

„Donnerwetter!" rief der Hegemeiſter, „Donnerwetter, ein alter Otterrüde, ſeine dreißig Pfund ſchwer! Und da ſage noch einer, der Kolkrabe iſt ein ſchädliches Geflügel. So, nun wollen wir ihn ſtreifen und dann haben

Dr. Heatherley. *Northumberland, April 1909.*

Junge Kolkraben im Neſt.

wir alle etwas, ich den Balg, du deinen Taler für das Rennen und die Raben einige anſtändige Mahlzeiten."

Das Rabenpaar hatte ſich nicht ſchlecht erſchrocken, als der Holzhauer aus dem Walde hervorſprang, und als es am anderen Tage dort vorüberſtrich, wo die Anſitzbank unter der Hängefichte war, beſann es ſich erſt lange Zeit, ehe es den Otterkern annahm, aber ſchließlich ging es doch daran und nach acht Tagen war von dem Fuchs und dem Otter nichts mehr übrig, als das blanke Gerippe. Drei Meilen weiter lag außerdem in einer Kiefernbeſamung ein Hirſch, der an einem alten Schuſſe eingegangen war, und obgleich die Füchſe, Dächſe und Marder nächtlicherweile ſtark dabei geweſen waren, war für die Raben immer noch genug daran zu finden.

So litten ſie ſelbſt dann keine Not, als der Nachwinter noch einmal kräftig einſetzte, und Anfang März lagen in dem Horſte auf der alten, hochſchäftigen Kiefer in der wilden Wohld fünf große, grüne, bunt geſprenkelte Eier, und nach drei Wochen, als die Wieſen ſich ſchon begrünten, der Haſelbuſch und die Erlen abgeblüht waren und der Porſt ſich immer roter färbte,

Dr. Heatherley. *Northumberland, April 1909.*

Junge Kolkraben im Neſt.

auch an den Gräben die Dotterblumen und im Fallaube die Windröschen aufſprangen, hockten fünf dickköpfige Gelbſchnäbel in dem Neſte, in deren immer hungrige Rachen die Alten hineinſtopften, was ſie nur erwiſchten, die Maus wie den Regenwurm, den Moorfroſch wie die Kreuzotter, den Hecht, der im abgelaufenen Berieſelungsgraben zappelte, wie den Junghaſen, der im Schlackſchnee umgekommen war.

Überreich an Getier allerart war das Bruch, das Moor und die Heide, und leicht war es für das Rabenpaar, Atzung für ſeine Brut zu finden, da es überall die beſten Stellen kannte, wo ein Fang zu machen war. Ab und zu gelang es ihm auch, traf es den Fuchs auf blanker Heide oder den Wanderfalken fern vom Walde an, ihnen ſo zuzuſetzen, daß ſie ihren Raub fahren ließen.

Als in dem alten Eichenwalde erſt Jungreiher in den Geſtänden hockten, gab es Fiſche in Überfluß für die Raben, und fanden ſie keine, dann kam es ihnen auch gar nicht darauf an, einen Jungreiher umzubringen und fortzuſchleppen, denn um der Altreiher Gezeter und Flügelſchlagen kümmerten

sie sich wenig und geschickt wichen sie den Schnabelstößen aus, wußten es aber meist so einzurichten, daß sie in der Ecke der Siedlung raubten, wo gerade kein Altreiher zugegen war.

In ihrem eigenen Jagdgebiete aber hielten sie scharf Auslug, daß kein fremdes Raubgeflügel dort wilderte. Wehe dem Habichte, ließ er sich dort blicken; er wurde so lange hin und her gehetzt und mit bösen Schnabelhieben so zugedeckt, daß er jedesmal schleunigst machte, daß er weiter kam, und dem Wanderfalken ging es nicht besser. Das alte Kopftier des Rudels Rotwild war es sehr zufrieden, daß die Raben da waren, denn solange einer von ihnen auf der Pappel an der Beeke saß, konnte das Rudel sich getrost am hellen Tage auf der Wiese äsen, sobald sich etwas Verdächtiges bemerkbar machte, warnte der Rabe.

Desgleichen fand es der starke Bock, der in der Forstdickung stand, äußerst bequem, daß die Raben für ihn aufpaßten, und in aller Seelenruhe äste er sich an dem Borde der Beeke entlang; sobald aber der Rabe rief, trat er in die Dickung zurück. Auch die Reiher, die da gern fischten, und der Schwarzstorch, der dort auf den Neunaugenfang ging, und das Kranichpaar, das im offenen Bruche brütete, sie alle fanden, daß es sich noch einmal so nett leben ließ, wenn die Raben zu sehen waren, die Wächter des Bruchs, deren scharfen Augen nichts entging.

Die Frösche, Mäuse, Wühlratten und Kreuzottern dagegen waren entgegengesetzter Ansicht; das Gras mochte noch so dicht und die Heide noch so hoch sein, die Augen der Raben sahen bis auf den Grund, und ehe die Maus oder die Wühlratte es sich versah, ehe der Frosch den Graben und die Otter ihr Loch erreichte, sauste der gefährliche Schnabel hernieder, und nie traf er daneben, stets fiel er auf das Genick des Beutetieres, und fortwährend flogen die Raben nach der Wohld, irgendein Futter im Schnabel, das sie der Brut zubrachten.

Die war inzwischen schon mächtig herangewachsen, hatte die Federn aus den Speilen gestoßen, ein blankes Kleid angezogen und die gelben Wülste an der Rachenspalte verloren. Sie saßen jetzt nicht mehr den ganzen Tag mit dummen Gesichtern eng aneinander gedrückt in der Horstmulde, sie wagten sich schon auf den Rand und von da auf einen Ast und von dem noch weiter hin, und dann saßen sie alle fünfe dicht nebeneinander, sahen mit scharfen Augen dahin, wo der Bussard kreiste, und dorthin, wo die Hasen hoppelten, bis sie fern über den Wiesen einen schwarzen Punkt entdeckten, der schnell größer wurde und näher kam.

Dann wurden sie aufgeregt, drängten sich auf dem Aste hin und her, zitterten mit den Flügeln, und wenn der Vater oder die Mutter ganz nahe war, dann girreten sie hungrig, bis der alte Rabe sich zu ihnen schwang, das Beutetier zerriß und ihnen die Fetzen in die weiten, roten Rachen schob,

Dr. Heatherley. *Northumberland, April 1909.*

Kolkrabe, kurz nachdem er seine Jungen gefüttert.

um wieder fortzustreichen und neue Atzung zu holen aus dem grünen Bruche oder vom braunen Moore.

„Jetzt sind die Räuke all beflogen," sagte der Hegemeister zu dem Holzhauer und wies nach der Wohld, über der sieben große schwarze Vögel in der Sonne glänzten. Auf und ab stiegen sie, zogen Kreise, schwebten herunter, stiegen empor, bis sie in der Ferne verschwanden.

Nach dem Flusse flogen sie, wo die Ukeleis laichten. Eine breite Sandbank hatte das Winterhochwasser in dem Flußbette aufgebaut, und zwischen ihr und dem sandigen blitzte und klatschte es. Bequemer konnten es die Raben nicht haben. Alle sieben schritten in das seichte Wasser hinein, warteten mit schief gehaltenen Köpfen, bis ein Fisch heranschwänzelte, und dann, wupp, war er gefaßt und stolz hüpfte der junge Rabe damit auf das Ufer und führte ihn sich zu Gemüte.

Lernten sie heute fischen, so brachten ihnen morgen die Alten den Mäusefang bei und tags darauf die beste Weise, wie man der Kreuzotter Herr wird, ohne ihren Giftzahn fühlen zu müssen. Auch wie man die flinken

Dr. Heatherley. *Northumberland, April 1909.*

Aus der Heimat der Kolkraben: Rabe, zum Neſt fliegend.

E. Kearton. *Swansea (Wales), April 1907.*

Kolkrabe, von einem Küſtenfelſen Umſchau haltend.

Grillen und die großen grünen Heuſchrecken fängt, lernten ſie, und wie man es anſtellen muß, die ſchnelle Maus zu erbeuten und den Maulwurf und die Reitmaus aus der Erde zu ziehen.

Aber auch die Stellen, wo die Jäger das Geſcheide von Bock und Hirſch hatten liegen laſſen, wieſen die Eltern den Kindern, und die Gräben, in die ſich ein Hecht verläuft, zeigten ſie ihnen, und die Kuhle vor dem Dorfe, wo die Bauern das Vieh hinfuhren, das ihnen gefallen war.

Nicht immer gibt es überall Mäuſe, Fröſche, Fiſche und Schlangen, und was ein richtiger Kolkrabe iſt, der muß ſich ohne Schwierigkeit auch dann

E. Kearton. *Swansea (Wales), April 1907.*

Kolkrabe am Meer.

durchzuschlagen verstehen, wenn das Moor und das Bruch ganz vom Schnee zugedeckt sind und nirgendswo fette Heuhüpfer und dicke Regenwürmer anzutreffen sind.

Darum ist es gut, daß man überall draußen Bescheid weiß, damit man nicht, wie das Krähenvolk, gezwungen ist, in den Dörfern und in den Städten umherzulungern und auf Miststätten und Kehrichthaufen nach Abfällen zu stöbern, denn einmal ist das gefährlich, weil dem Menschen niemals zu trauen ist, und dann treiben sich dort die Krähen in hellen Haufen umher.

Zweierlei ist es nämlich, dem der vorsichtige und stolze Rabe immer aus dem Wege geht, der Nähe des Menschen und irgendwelcher Gesellschaft. Niemals wackelt er, wie die Krähe, hinter dem Pfluge her, und erst wenn der Bauer mit seinem Gespanne abzog, schreitet er die Furchen ab und vertilgt den zarten Engerling, den ledernen Drahtwurm und die saftige Graseulenraupe und auch manche Maus.

Aber niemals, außer in der Paarungs- und Brutzeit, mag er Gesellschaft um sich haben, und nicht einmal mischt er sich in die bunten Schwärme der anderen Rabenvögel, wie sie wintertags daherziehen, die Luft mit Getöse erfüllend. Einsam und allein lebt er das Jahr über, gleich als passe es sich für ihn, Wodes heiliges Tier, nicht, sich mit dem geringen Volke abzugeben, und seinesgleichen sagt ihm erst recht nicht zu, denn wo zwei sind, und nur Fraß für einen, da wird jeder bloß halb satt.

So lebten denn die sieben Raben jeder für sich; das Weibchen blieb dem Bruche treu, das Männchen strich nach dem Marschlande, die fünf Jungen aber verteilten sich in der Welt; eins fing sich in einem Tellereisen, eins knallte ein Schießer vor dem Uhu herunter und ließ sich der Untat halber noch in der Zeitung rühmen, ein dritter fraß einen Giftbrocken und mußte elendiglich verenden.

Ein Männchen und ein Weibchen blieben allein von den fünf Jungen übrig, und irgendwo fanden sie im Hornung Anschluß und sorgten im Märzen dafür, daß Wodes Wappengeflügel nicht ganz aussterbe in den deutschen Gauen, die Schießwut, Verfolgungswahnsinn und elende Gewinnsucht von Jahr zu Jahr mehr veröden, dem Gesetze zum Trotze, nach dem der Rauk zu schonen ist, weil er ein so stolzes Geflügel ist und so selten ward.

Der Kuckuck.

Von Else Soffel.

Bald nach Mitternacht fing er an: Kuckuck, kuckuck, kuckuck. Ein leises „cha, cha" ging voraus und ein heiseres Gelächter hinterdrein, das man sonst nicht hörte. Man hörte es aber in der Stille der Nacht — es klang wie das böse Gelächter eines alten Sünders. Der graue Jakob hört es auf seinem harten Bett im Waldhaus und ihm war, als hört' er sich selber lachen.

Was fängt man nicht alles an, des Nachts, wenn kein Schlaf in die alten Augen kommt und nur die alten Gedanken gehn wie ein Rad im Kopf herum — immer dieselben. Der Alte zählt den Kuckucksruf und denkt schier, er wär' ein bissel ungrad im Kopf, denn wie er das erste Hundert voll hat, ist der Malefiz noch net fertig mit Rufen, man glaubt's schier nimmer.

Wie aber der Kuckuck noch immer weiter ruft und wieder einmal so eigen tut hinterher, da weiß der Alte nimmer, wo er steh'n blieben war mit Zählen, und wie er sich drauf besinnt, weiß er auf eins nimmer, was er zählen sollt', und wie er's noch mal lachen hört, ist's gar nimmer der Kuckuck, sondern der Hannes, mit dem der Jakob früherszeiten arbeiten gangen is und er fragt ganz laut in die Stub'n nein: „Hannes, bist du's?" Denn nachts kommen die alten Geschichten.

Aber die Stub' ist still und der Alte hört seine eigene Stimm' blos mehr von weither, denn er schläft ein. Durch's Fenster kommt der Waldgeruch streng und frisch, es geht gegen Morgen. Das blasse Licht, was den Jakob allemal nicht schlafen läßt, ist weg und der Zaubervogel auch, die Stube schaut wieder ganz anders aus. Noch eine Stunde und draußen blinkt's vom Tau, die Erde duftet, die Sonne glüht in die obersten Zweige der Eiche vor dem Wald und die Vögel musizieren drinnen, als wollt' einer den andern überschrei'n.

In die sonnige Eichenkrone kommt ein Vogel geschossen. Er bäumt auf einem schwanken Zweig auf, dort kippt er fast über, mit Flügeln und Schwanz muß er arbeiten, um sich zu halten. Drunten geht steifbeinig der Jakob auf die Eiche los, er will ins Holz. Der freut sich, wie er den Raubvogel da oben glanzen sieht!

Mit einemmal aber drückt der „Sperber" den Kopf nieder, schlägt den Schwanz hoch und die Flügel auseinander und ruft: Kuckuck, kuckuckuck! Der Alte ist voll Staunen. Sechzig Jahr' ist er alt word'n und hat net

R. B. Lodge. *Enfield, August 1909.*

Junger Kuckuck.

g'wüßt, daß der Kuckuck ſo ausſchaugt! Dann bleibt er ſteh'n und fängt an zum Zählen. Auf einmal ſchaut er auf. Der Baum iſt leer, kein Zweig rührt ſich mehr. Aber tief aus dem Wald, fern, ganz fern ruft's noch: Kuckuck, kuckuckuck und ein roter Vogel ſchießt über den Jakob hin, wendet bei der Eiche wie ein Falk ins Holz, und iſt verſchwunden.

Der Jakob denkt noch über den Fall nach, als der rote Vogel ſchon lang im Wald iſt, im tauig friſchen Wald, wo das Moos duftet und die Bäume tropfen und der helle Morgen faſt noch grau durch die ſchweren Zweige dämmert.

Mit leiſem ki ki ſtob er herein, als wollt' er jemanden foppen. Der Gefoppte iſt der Kuckuck, der hat ſchon die halbe Nacht und den ganzen Morgen gerufen und gelockt und ſich bald heiſer geſchrien.

Kuckuck, kuckuckuck ruft er eben wieder, aber es klingt heiſer und abſcheulich und das Weibchen lacht ki ki ki — nie, nie, nie. Denn mit ſolchem Ruf legt er keine Ehre bei ihr ein. Kuckuck, kuckuck! Jetzt wieder! Ganz wütend und hitzig, aber es gerät nicht beſſer und er wird wieder ausgelacht, ki ki, ki ki ki — es wendet um die Bäume, ſtreicht unter dunkeln Tannenzweigen durch, verſchwindet hinaus auf die Blöße. Ki ki, ki ki ki! Der Blaugraue mit den feuerroten Augen wird ganz toll. Er ruft vom Baum, wobei er den Schwanz fächert und Verneigungen macht, er ruft im Flug ihr nach, — er ruft zweiſilbig und dreiſilbig, durch den ganzen Wald geht es, um alle Bäume herum, ins Dickicht hinein.

Plattmönch und Waldlaubvogel und die sonst im hohen Wald wohnen sind gestört und setzt sich der Blaue einmal auf einen Ast, um auszuschnaufen, so hassen sie auf ihn, wie auf den kleinen Kauz, den Rundkopf und Friedensstörer, der den ganzen Wald in Aufruhr bringt mit seinem Wesen.

Man traut dem Kuckuck nicht und noch weniger seinem feuerroten Weib, das man so oft in aller Morgenfrühe an fremden Nestern gesehn. Die kleinen Vögel haben jetzt das Wort im Wald und sie zetern auf ihn, die Meisen, die ohnehin gern laut sind, das Rotkehlchen schimpft und der sanfte Plattmönch kommt herzugeflogen und sieht sich den Sonderling wenigstens an.

Der läßt sich vom Baum fallen, schießt ein Stückchen geradaus, dann um die dicke Buche herum, von wo ihm die Goldamsel nachruft, und ist im Freien.

Hinaus folgen sie ihm nicht.

Vom braunen Acker jubiliert die Lerche in die Höhe, eine Rötelmaus rennt vom Waldrand gegen das Feld zu, dann noch eine. Sonst läßt sich niemand seh'n.

Der Kuckuck fällt in die Eichenkrone ein, es ist sein Lieblingsplatz, zu dem er immer kommt. Kuckuck, kuckuckuck, lockt er schon wieder.

Aber er lockt ins Blaue, sie läßt sich nicht sehen. Der Mittag kommt heran, der Frühlingslärm im Wald ist für ein Stündchen eingeschlafen. Sogar das Mittagswindchen schläft, die Bäume, die Vögel schlafen — es ist auch heißer, als sonst um diese Zeit im Jahr.

Nur Kuckuck, kuckuck ruft's aus dem Wald.

Und noch einmal: kuckuckuck —

Das war am 12. April, es war ein zeitiges Frühjahr und man hörte den Kuckuck bald überall. Aber man sah ihn nicht, er rief immer von ferne. Er narrt die Leute und lockt sie, nur wenige haben ihn geseh'n und die ihn sahen, kennen ihn nicht, die Kinder spielen Versteckens unter seinem Namen. Nie ist er da, wo er ruft, aber immer scheint er nahe.

So bleibt er der Zaubervogel, der sich unsichtbar machen kann, der sich im Herbst in einen Sperber verwandelt und Alten wie Jungen weissagt, den jeder nennt und keiner kennt. Der Frühjahrsbote und Hochzeitsverkünder, der Betrüger und der Betrogene*), der Geheimnisvolle, der den Wiedehopf zum Knecht und alle kleinen Vögel zu dienstbaren Geistern haben soll.

Seinen Namen hat sich der Kuckuck selber gegeben. Kuckuck ruft er und Kuckuck heißt er überall, oder wenigstens nicht weit davon. Die japa-

*) Der treulose Ehemann, cuculus, — anderseits auch der Ehemann einer treulosen Frau, cocu im Französischen.

Stephainsky.

Junger Kuckuck im Dickicht.

Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1909.

R. B. Lodge. *Enfield, August 1909.*

Junger Kuckuck.

niſche Mutter nennt ihn ihren Liebling: kakko, wenn er zur Zeit des Feſtes der erſten Pflaumenblüte ruft und der Tartare begrüßt ihn: kukua, kukue, wenn er dem ſtrengen Kaukaſus, ſeinem hochgelegenen Aul den Sommer kündet. Zärtlich nennt ihn der Ruſſe: kukushka, Kuckuckchen und die Dalmatinerin deutet nach weißſchimmernden Bergen, wo aus der ſchwerduftenden macchia, von blühenden Ginſterfeldern herab ſein Ruf ertönt: Kuka vica! Der Kuckuck iſt wieder da!

Ja, er iſt wieder da, der Kuckuck.

Die Kinder ſingen Lieder von ihm, die jungen Mädchen zählen wie viel Jahre ſie noch ledig ſind und die Alten, wie viele ſie noch zu leben haben.

Auf dem holperigen Brachacker vor dem Wald, wo die Eiche ſteht, hat er ſein rotes Weib gefunden, nachdem ſie ihn ſo lange gefoppt. Des Morgens ganz früh war die Hochzeit, die Tautropfen glitzerten an allen Sträuchern und der Zaunſchlüpfer war ſtill und emſig unterwegs nach den Spinnen, die überall in feuchten Netzen hingen. Die zwei verdarben's ihm freilich, und er fing an laut zu zetern und zu knickſen, denn er kann ſie nicht leiden.

Aber ſie kümmerten ſich nicht drum. Mit kuckuck, und ki ki ging die Vermählung vor ſich, es war viel Lärm vorher und hinterdrein und dann flogen ſie miteinander. Der Kuckuck blieb im Revier, aber ſein rotes Weib ſtreifte auch außerhalb und lockte mit leiſem ki ki und lockte und foppte noch manchen Kuckuck.

Der Zaunkönig schlüpfte unterdessen durch Dorn und Dickicht und suchte ein Nistplätzchen, nährte sich von allerhand Schönem im Fallaub und wo er's sonst fand, schnurrte sein Liedchen und dachte nicht, daß es ein schlimmes Jahr geben sollte. Heute morgen hat er unter einem alten Wurzelstock die rechte Kinderwiege entdeckt, das macht ihn froh, er setzt sich auf einen halbhohen Zweig und singt eine Strophe — zum Spiel und Schlafnest findet sich wohl auch noch ein Mausloch.

Da — im Dickicht raschelt's, ganz leise kommt das Kuckucksweib vor das Unterholz.

Was sie hier zu suchen hat!

Der Zaunkönig wippt ärgerlich: zerrr, zerrr — das Kuckucksweib tut heimlich und macht sich davon. Sie kommt auch heute nicht wieder. Aber morgen wohl und übermorgen auch, immer des Morgens und immer am Boden oder im niedrigen Gesträuch, als suchte sie etwas.

Dem Zaunkönigpärchen verdirbt sie jedesmal die gute Laune, aber nachher vergessen sie's wieder, singen hell ihr Liedchen und sind noch mal so eifrig am Nest.

Wer möchte auch jetzt ärgerlichen Dingen nachhängen, wo es überall im Moos und Laub wimmelt von Larven und Püppchen, wo an jeder Blattseite ein Räupchen sitzt und die Sonne scheint den ganzen lieben langen Tag!

Aber eine unangenehme Nachbarschaft sind die Kuckucksleute doch und aufpassen muß man.

Es war Morgen, als Zaunkönig das feuerrote Weib wieder einmal vor dem Wald heraußen fand und diesmal richtig beim Nest.

Freilich stob sie gleich davon, ins Dickicht hinein, aber was leuchtet vor dem Nesteingang auf der Erde? Im hellen Zorn pickt der Zaunkönig dagegen, halb ärgerlich, halb verlegen. Die Schale ist jedoch rauh und hart, Zaunkönig richtet nichts aus. Noch einen Augenblick bleibt er davor sitzen, ratlos, dann drückt er sich still ins Gebüsch.

Als sein Weibchen später wieder zum Nest kam, war nichts zu sehen, aber im Neste lag — ein Ei?? Betreten und still besieht sich die kleine Mutter das große Ei vom Nestrande aus — fremd ist ihr dabei zumute.

Aber es liegt in ihrem Nest und so setzt sie sich darauf und legt den nächsten Tag eines dazu, freilich viel kleiner und dann wieder eines und so weiter, jeden Tag, bis das Nest übervoll und kein Platz mehr war. Das Kuckucksweib blieb von da an weg — es suchte die andere Waldseite ab, ob es kein Zaunkönigneſt mehr fände. Auf die hatte sie's abgesehen — es lag ihr so etwas im Blut, wie ein Erinnern an kleine braune Ziehheltern. Als sie keines fand, machte sie dem Rotkehlchen bange, das mit kohlschwarz blitzenden Augen schnickerte, so oft es den roten Vogel sah.

Niemand will die Kuckuckseier haben.

Baumgart. *Köpenick (Wendenschloß), Juli 1908.*

Kuckuck im Neſt der Weißen Bachſtelze.

Das Neſt ſteht in einer Blumenſchale.

Baumgart. *Köpenick (Wendenschloß), Juli 1908.*

Kuckuck im Neſt der Weißen Bachſtelze.

Das Rotkehlchen war klug. Es traute der Sache nicht, es traut nicht dem großen Ei, das neben dem ſeinen im Neſt lag und als es ſich den Sachverhalt recht betrachtet hatte, mit ſchief gehaltenem Köpfchen, eine ganze Weile lang, Verlegenheit und Frage, Zorn und Verdacht in den klugen Augen, ließ es die ganze Brut fahren und baute neu, unter mooſigem Wurzelſtock, tief im Waldinnern, wohin niemand kam.

Das feuerrote zweijährige Kuckucksweib zog indes durch den Wald, der Liebe nach von einem Revier zum andern, lockte und lachte ki ki den Männchen voran, die ſich um ſie ſtritten, wildſcheu und unmütterlich, und flog des Morgens mit leiſem Flügelſchlag heimlich von Gebüſch zu Gebüſch, nach Neſtern für die unbequemen Eier.

Leicht war es nicht, ſie unterzubringen, ſiebzehn, gar zwanzig Eier, die ſie nacheinander legte bis Juli. Und viel kleine Kuckucke ſind auch nicht aufgekommen. Ein Ei bekam der Waldlaubvogel, aber als er geſehen, was er ausgebrütet hatte, ein fremdes Ungeheuer, das das ganze Neſt füllte und auf ſeinem Rücken die Hauskinder hinausdrängte, die tot am Boden

Steenhuizen. *Naardermeer, Juni 1906.*

Junger Kuckuck im Neſt des Schilfrohrſängers.
Einen Tag vor dem Ausfliegen.

lagen, jeden Morgen eines, da ließen ſie den Vielfraß ſchreien und die toten Jungen liegen. Ein Ei zerbrach, als die Kuckucksmutter von der Singdroſſel aufgeſcheucht, raſch wegfliegen mußte, das eben gelegte Ei im Schnabel. Die Bachſtelze bekam eines, die zog geduldig und verwundert den Wechſelbalg auf in eines verlaſſenen, übermooſten Springbrunnens Steinzierat. Ja ſie blieb länger als ſonſt über den Herbſt, weil der große Schreier noch immer in ihrer Nähe ſeinen Schlund ſperrte und lärmte ziß, ziß, ziß, zirk, zirk. So folgte ſie ihm, wie eine dumme kleine Mutter ihrem ungeratenen Bengel folgt und fütterte ihn. Der Förſter holte ſich einen, der den ganzen Wald alarmierte. Auf einer Jungfichte fand er ihn ſitzen und das Rotkehlchen trug ihm Futter zu, dasſelbe Rotkehlchen, das erſt nicht daran gewollt hatte und ausgezogen war. Es war wohl ein Verlaſſener — Rotkehlchen hatte ihn erſt neugierig beſehen, als es ihn fand beim Futterſuchen im Mooswinkel und dem unglücklichen Fremdling eine weiche, grüne Raupe in den Rachen geſteckt, die es eben gefunden hatte, dann ein Stück Regenwurm. Zuerſt gelegentlich,

dann aus mitleidigem Herzen in dem guten Glauben, daß er geſtopft werden müſſe. So fand ihn der Förſter; Rotkehlchen brachte eben Futter zu und das Tannenmeischen trieb ſich rat- und ruhelos über dem Schreier in den Nadelzweigen herum mit verlegen fragendem zit zit?

Aber damit war es noch nicht alle — noch immer ſtöberte der rote Vogel nach Neſtern umher, obwohl der Wald ſich ſchon leiſe auf den Herbſt beſann und das Kuckuck immer mehr aus der Ferne klang.

Als es mit dem letzten Ei nicht wußte, wohin, da trug es das dem Staren ins Neſt in großer Not. Es mußte aber auf dem Weg liegen bleiben, der Star kam zuvor und trieb den Hauſierer fort. Später ſah er das unzerbrochene Ei liegen, kam herunter und ſchritt zur Inſpektion. Das heißt, er ſtellte den Schnabel darauf und öffnete ihn dann weit. Als das zu keinem weiteren Reſultat führte, rollte er es mit dem Schnabel vor ſich her, und ging bedächtig und ſchlau dahinter, wie hinter dem Bauern auf dem Feld.

So ſind von den vielen Jungen nur ein Drittel aufgekommen. Denn Raubvögel griffen auch noch zwei oder drei weg, die ſich durch ihr gar arges Geplärre verrieten. Die wenigen ſahen einander nicht ähnlich. Die einen waren dunkel, die andern hell.

Sie zogen auch bald weg und mauſerten nicht mal im Lande. Wurg — kok ſchrien ſie, bevor ſie weggingen, aber mit hellem kuckuck kehrten ſie zurück, im aſchblauen Federkleid mit hell geſperberter Bruſt und feuerroten Augenſternen. Und die jungen feuerroten und die alten grauen Weibchen mit ihnen.

* * *

Es liegt ein Stück alter Föhrenwald auf der Hochebene, da und dort mit dunkeln Fichten durchſetzt und wenigen Rieſeneichen. Merkwürdig iſt der alte Wald und einzig in ſeiner Art — mit dem jungen, uniformierten Stangenholz, was ſonſt die Ebene bedeckt, darf man ihn nicht in einem Atem nennen — er iſt ein Stück trotziger Vergangenheit, an das ſich niemand wagen darf als das Schickſal ſelbſt. Alter Familienbeſtimmung zufolge blieb er ſeit langem erhalten, wie er war.

Da iſt das Schickſal ſelber gekommen. Denn der Rieſentrotz der Bäume ſchien Vermeſſenheit.

Es kam nicht mit Sturm und Gewittern, um die höchſten Häupter zu treffen. Nicht einzelne wollt' es vernichten — es wollte den ganzen Wald. So hieß es den trägen Abendwind eines Schmetterlingsflugs Richtung verändern. Was mag ein Schmetterling dem Wald bedeuten? Es war ein kleiner Schmetterling, der ſich an den rauhen Stamm einer vielhundertjährigen Eiche ſetzte. Aber er war das Schickſal ſelbſt, das ſich einſchlich, leiſe und unbemerkt.

W. Farren. *Cambridge, Juni 1904.*

Kuckuck als Pflegling des Rothehlchens, nach Futter ſchreiend.

Er blieb nicht allein, er hatte viel tauſend Brüder, ebenſo weiß wie er, oder auch dunkler gezeichnet — die lockte er an. Und ſie bevölkerten den ſtillen Wald mit ihrem weichen leiſen Flügelſchlag, daß es im Dämmer ausſah, als fiele Schnee zwiſchen den Bäumen.

Die ſaßen bei Tage träge, nur hin und wieder ſcheuchte ein Vogel ſie auf, dann taumelten ſie müde zwiſchen den ſommerheißen bunten alten Stämmen hin; ſie flogen des Nachts und lagen im Herbſt tot und verbraucht am Boden.

Stephainsky. *Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909.*

Junger Kuckuck, der vor kurzem das Neſt verlaſſen.

Nicht in einem Sommer war der alte Wald zu fällen, der von nichts wußte und ſich nicht wehrte.

In den Ritzen der Rinde zwiſchen weißgekräuſelten Flechten lag jetzt ſein Schickſal gebettet, in ſeinem eigenen Leib zog er's heran.

Als die heißen Sommertage wieder kamen, tönte eine ſonderbare Muſik im Walde, ein leiſes Rieſeln und Rinnen. In die dunkeln Föhrenkuppen, in die mächtigen Eichenkronen war es heraufgeſtiegen, zerfetzt, zerriſſen, beraubt und verkommen trotzten ſie ſchweigend. Die Mittagsſonne lag heiß und brütend zwiſchen gelichteten Wipfeln, ein wüſter Teppich kleinen grünſchwarzen Gekrümmels bedeckte den Boden, mit den fahl leuchtenden Flügeln toter Schmetterlinge untermiſcht. Verſtummt der dunkle Oratoriengeſang der Amſel, der Singdroſſel leuchtendes Lied — nur die Geſpenſtermuſik längs der Stämme, der rinnende Kot von Millionen unſichtbarer Geſchöpfe — die wälzen ſich nachts in Maſſen an den Rieſenleibern in die Höhe, zernagen die Nadeln und Blätter, mit denen ſie nach Luft und Sonne gegriffen, rauben ihnen den Atem, erſticken ſie. Der Wald will ſterben.

Stephainsky.

Kuckuck, auf der Spitze einer Jungfichte.

Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909.

Stephainsky. *Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909.*

Eben ausgeflogener Kuckuck.

Wer hat es den Kuckucken gesagt?

Ein Vogel kommt in den Wald gestrichen und noch einer. Bald sind es viele. Die feuerroten Augen blicken unstet, die schwachen gelben Füße haften unsicher an der Borke. Sie greifen tief in die Risse der Rinde und ziehen heraus, was dem Baum Leben und Atem nahm: die gefräßige, haarige Raupe. Jetzt ist die Reihe an ihr. In wenigen Stunden sind Hunderte vertilgt.

Den Baum töten sie — der Vogel lebt von ihnen. Nichts besseres weiß er sich, um seinen Magen auszupolstern. Und selten sind sie in solcher

Menge. Der Kuckuck hat nicht viel Miteſſer, die andern Vögel verſchmähen den haarigen Fraß, wie ſie die Weißlingsraupe und die vom Bären verſchmähen, ſich nichts aus dem wurmförmigen Gewimmel der Prozeſſionsſpinnerraupen machen, die doch billig ſind. Umſo beſſer für den Kuckuck — von Brachkäfern wird er nicht ſatt und von dem, was ſonſt für ihn wächſt. Er hat heut' ſein Feſteſſen. Und der Wald hat einen Rächer. Der ihn freilich nicht mehr rettet.

Gegen Abend hat ſich das Gevögel verflogen. Der Wald iſt allein. Die Dunkelheit wird kommen — nicht länger muß er ſein Sterben zur Schau tragen. In einer entlegenen Ecke, wo neben Fichten mit breit ausladenden Äſten dichtes Unterholz und wenige junge Stämmchen in die Höhe ſchießen, von der Rieſenkuppe eines alten Föhrenrecken überdacht, hat ein Turteltaubenpaar ſein Neſt. Von dorther tönt in das Abendſchweigen ein einſamer Kuckucksruf in dumpfer gedämpfter Quart, als hab' er ſich der Trauer des Waldes angepaßt. Er klingt in den Geſpenſterwald, den ein letzter trüber Schein erhellt, wie eine Abſchiedsklage, fern verhallend: Sommer ade!

Und die glatten, weichen, feueräugigen Turteltäubchen, die ſanften, kleinen Kuckuckskameraden gurren ein leis beruhigendes turr turrr in das dunkel gefärbte Abſchiedsläuten des Freundes, der ihnen morgen vorauszieht in ferne Länder.

R. Voigtländer. Machern bei Leipzig, Sommer 1909.

Junger Kuckuck im Neſt.

Der Reiher.

Von Fritz Bley.

In der kleinen Kapelle von Schloß Steenloo verhallen die letzten feierlichen Klänge. Der hochwürdigste Bischof, der selbst die Messe gefeiert hatte, schreitet, geführt von den beiden Chorknaben in weißem Linnenhemde, von den Stufen des Altares herab. Unter dem vollen Ornate trägt er nach ausdrücklichem Gesetze der geistlichen Fürsten Stiefel und Sporen und von der Ecke des Altares nimmt er nun seinen Liebling „Ger", den kühnen Islandfalken, dessen schlohweißes Gefieder im Scheine der geweihten Kerzen noch herrlicher geleuchtet hatte. Geleitet vom Nachspiel der Orgel verläßt der Graf Steenloo das Gotteshäuslein und schreitet über den Schloßhof, wo sich der Bischof ihm anschließt, zum Tore hinaus und über die Zugbrücke in den Vorhof, wo die edeln Rosse ihre Reiter und Reiterinnen erwarten. In flottem Trabe zieht die fröhliche Gesellschaft hinaus zur Falkenbude. Der klare Himmel und die windstille Heuluft versprechen einen schönen Tag. Der Pikör schmettert seine hellen Fanfaren und, da die Jagd dem Reiher gilt, die schönste von allen, den Ruf „zur Königsbeize" in den herrlichen Morgen hinaus.

Zur Linken des Kirchenfürsten reitet des Grafen blonde Tochter. Ihr Isabellenhengst aus spanisch-arabischem Blute zeltert und zäumt sich bei wie eine biegsame Gerte. Die feine Mähne ist ihm in Zöpfe geflochten, am Stirnriemen trägt er goldene Ginsterblüte. Die junge Gräfin trägt am Hütchen die schwarzen Schopffedern vom letzten Reiher und auf langem, bis zum Ellenbogen des grünen Tuchkleides reichendem gesticktem Handschuh ihre starke „La Reyne". Auch die meisten Jagdteilnehmer haben sich von ihrem Lieblingsfalken nicht getrennt.

Mit der Mehrzahl der für die heutige Beize bestimmten Jagdfalken sind aber die berittenen Falkner und Cageträger bereits vorausgezogen zur Falkenbude, heute zu der am Heidewäldchen unter Wind vom Reihergestände im Elsenbruche. Die Jagdgesellschaft trabt an den sogenannten „Meeren", rückständigen Altwässern ehemaliger Rheinbetten, hin, über hölzerne Brücken und weiche Dämme, über Landbänke und durch molsche von stehendem Gewässer versumpfte „Veene". Im dichten Pflanzenwuchse dieser Wildnis des ohne Damm ungehindert seinen Weg zum Meere nehmenden Niederrheines, in den Weidenhegern und Erlenbrüchen, den Eichenkämpen und Rohrwäldern herrscht ringsum reges Leben. Kiebitze jagen klagend auf und nieder. Wild-

A. Taylor. *Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907.*

Junger Fiſchreiher, ruhend.

enten ſtehen vor den Hufen der Pferde auf und umkreiſen die luſtige Geſellſchaft.

Da erſchallt jubelnder Zuruf: man iſt am Ziele. Die Herren heben ihre Damen aus dem Sattel und die Falkenwärter eilen herbei, um die Pferde abzunehmen und hinter das Blockhaus zu führen, wo ſie angebunden werden. Die Damen und Herren aber legen ihre Falken nun auch mittels der Langfeſſel an den in den Boden eingeſchlagenen Gabeln feſt und treten dann in die offene Halle ein, wo das Wartemahl aufgetragen wird.

Man braucht ſich nicht zu beeilen. Die Reiher fiſchen jetzt mit ihren ſchon flugbaren Jungen an den Ufern der „Meere", oft viele Meilen weit. Von dort kehren ſie am Nachmittage gegen den Wind zum Elſenbruche in ihr Geſtände zurück.

Schon hat dort der Pikör am Drei-Eichen-Hügel ſeine Warte zu Pferde bezogen, während die Geſellſchaft dem leckeren Mahle und guten Weine zuſpricht. Plötzlich aber, gegen drei Uhr, ſpringen alle auf. Der Pikör iſt abgeſeſſen und wendet den Kopf ſeines Pferdes gen Nordweſt als Zeichen,

A. Taylor. *Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907.*

Junge Fiſchreiher im Horſt. Ruhend, und Futter erwartend.

A. Taylor. *Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907.*

Junger, flügger Fiſchreiher.

Digitized by Google

daß der Reiher von dort geflogen kommt. Mit dem Rufe „à la vol! à la vol!“ sind die Herren zu ihren Pferden geeilt, schnell helfen sie den Damen in den Sattel. Dann jagen alle so geräuschlos wie möglich dem Schauspiele zu.

Der Reiher hatte an einem von dichtem Röhricht bestandenen Wasserloche guten Fang gemacht. Dort planschten junge Karpfen, die er mit Leichtigkeit ergreifen und dann einen nach dem andern überschlucken konnte. Feine Leckerspeise! Gesättigt kam er trägen Fluges angestrichen und sah plötzlich die Reiter auf sich zueilen. Er hob sich etwas, da er dem Frieden nicht traute, und strich schnell über sie hinweg, um den Wald zu gewinnen. Die Falkner ließen ihn einigen Vorsprung gewinnen. Dann sah er, wie sie einen Falken abhaubten und auswarfen und nun merkt er, daß es auf ihn abgesehen ist. Schnell entkröpft er sich und sendet einen kalkigweißen Strahl auf die letzten nun zur Stelle kommenden Reiter hinunter. Der Falke streicht pfeilschnell unter ihm am Boden hin und sucht ihn zunächst einzuholen. Mit vorgestrecktem Halse trachtet der erleichterte Reiher ihm zuvorzukommen; da steigt der Falke in rasend schnellem Kreise auf, um über ihn zu kommen. Jetzt merkt der Reiher, daß es Ernst wird. Gegen die furchtbare Schnelligkeit dieses Feindes wird er machtlos; wenn der ihn übersteigt und mit scharfem Stoße sich auf ihn herabstürzt, ist er geliefert. Und schon sieht er, wie der Falke ihm näher und näher kommt und den Vorsprung bald eingeholt hat. Da bleibt dem Reiher keine Wahl mehr, als zu wenden. Mit heiserem Angstschrei sucht er unter dem Winde sein Heil. Doch nun kommt der ihm gewährte Vorsprung dem Falken zugute, der mit jauchzend hellem Schrei sich hinaufschraubt. Jubelnd und den Falken mit hellen Zurufen anfeuernd schauen die Reiter und Reiterinnen diesem Mann gegen Mann ausgefochtenen Kampfe der scharfen Flieger zu, die mit der Schnelligkeit des Gedankens nun aneinander kommen. Über Stock und Stein, durch bültige Haide und quatschendes Bruch geht unten die Jagd dahin, bei der alle Geistesgegenwart von Roß und Reiterin aufgeboten werden muß. In wilden Schraubenwindungen, Hieben, Paraden und Finten tobt oben der Kampf. Zuweilen ein Klageschrei des Reihers, ein heller Jubelruf des Falken. Stoß um Stoß weicht der Reiher aus und der in die Tiefe sausende Falke muß dann nach schneller Wendung seine Kraft verdoppeln, um den Gegner wieder einzuholen. Nur einem Meister der Königsbeize gelingt es, allein diesen Kampf gegen den immer wieder ausweichenden Reiher zu bestehen. Aber jeder Fehlstoß verdoppelt seinen zornigen Mut, und schließlich gelingt es ihm, den Reiher zu binden. Mit festem Griffe hat er ihn am Halse gepackt und wie eine einzige große Federkugel fallen beide nun zu Boden, indessen das Reiterfeld heranstürmt, in dem jeder und jede als erster zur Stelle sein will, um dem Reiher die schwarzen Schopffedern zu rauben.

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Juli 1904.*

Junge Reiher im Horſt.

Kaltblütig saust der Falke mit seinem stürzenden Opfer herab. Aber ehe er den Boden erreicht, läßt er, um nicht beim Aufschlagen alle Knochen zu brechen, den Reiher los, schwingt sich dann mit kurzer Volte über ihm ein und packt ihn abermals am Halse, ehe ihm der Reiher den spitzen Schnabel entgegenzustrecken vermag.

Da ist auch der Falkner heran. Er ergreift mit vorsichtigem doch schnellem Griffe den Reiher und reicht dem Falken eine Taube, die er ihn auf dem Reiher kröpfen läßt.

Dann wird der Sieger wieder aufgehaubt und zur Tage getragen, dem Rahmengestelle, auf dem seine Gefährten des Kampfes mit dem nächsten Reiher harren.

Schon hat ein anderer Falkner mit „Matador" die Warte bezogen. Doch ehe die Reiter und Reiterinnen zur Halle zurückkehren, gibt es eine Feier besonderer Art. Dem Reiher ist der Schopf geraubt und ein Stückchen Holunderholz auf den spitzen Schnabel geklemmt. Jetzt wird ihm ein Messingring um den Ständer gelegt, in den Ort und Tag der Jagd eingeschlagen sind, und unter dem Handschuhschütteln der Jagdgesellschaft wirft der Falkner den unverletzt gebliebenen Reiher in die Luft, wo der Ermattete nach kurzem Sichbesinnen, so schnell seine Schwingen ihn tragen wollen, dem heimischen Gestände zueilt.

Die Jäger und Jägerinnen haben nicht lange Zeit, beim funkelnden Weine von Rüdesheim diese ereignisvolle Beiz zu erörtern — „à la vol! à la vol!" Der Falkner ist abgesessen. Wieder wendet er den Kopf seines Pferdes nach Nordwest. Der Nachmittag fällt, und die Reiher streben ihren Horsten im Gestände zu. Als der Abend herabsinkt, liegen zwei auf dem Plane, und zwei andere streben mit dem Ringe der Besiegten ihrem ersten Gefährten nach.

Wo das Röhricht eines Altwassers um Baumstümpfe und Geknäck rauscht, die vor Jahren das Hochwasser hier abgelagert hatte, steht eine Vollblutstute und starrt leise wiehernd in das bleiche Gesicht ihres Reiters, dem ein Blutstrom entquillt. — —

* * *

Verklungene Zeiten! Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein hat die von den Franken eingeführte Falknerei sich in Holland erhalten, und die Schule von Valkenswaard hat ihre Meister an alle Höfe Europas entsandt. Am Niederrheine hat die Jagd auf den „hohen Flug", die allein den Namen der Beizjagd verdient, unter dem holländischen Einflusse geblüht, namentlich war Kurfürst Clemens August ihr ergeben, dessen schöne Falkenbilder im Schlosse zu Brühl am Rhein uns von dem fröhlichen Federspiele um 1736

M. Behr. *Aken, April 1910.*

Alter Reiher am Horst.

erzählen. Die durch G. Schöpffer unlängst bewirkte Übersetzung des herrlichen Werkes „de arte venandi cum avibus", das der Staufenkaiser Friedrich II. ihr widmete, hat die Anteilnahme für sie gewiß aufs neue stark geweckt. Aber an ihrer Wiedereinführung ist bei allem Werte, den sie für die Pflege des Reitergeistes haben würde, heute wohl schwerlich noch zu denken. Das alte Sprichwort: „Hunde, Wildpret, Federspiel — bringt kein Nutz und kostet viel!" ist zwar sehr philisterhaft, gilt aber im Zeitalter der fortschreitenden Kultur, die jeden Strom reguliert und jeden Bach geradelegt, jedes Altwasser mit Schutt ausfüllt und jede Wiese salzt und walzt, noch viel stärker als zur Zeit seines Entstehens. Denn eben diese Kultur duldet den nicht mehr, der doch zur Königsbeize am unentbehrlichsten war: den Reiher! Die letzten Gestände am Niederrheine sind längst auf kümmerliche Reste zusammengeschrumpft. Die Fischereivereine setzen Belohnungen über Belohnungen auf die Vertilgung dieses Feindes der Teichwirtschaft und Wildfischerei aus. Jeder Fischer stellt ihm nach, jeder Hilfsjäger legt ihm Eisen, jeder Schießer schwört ihm den Tod! Aber längst ehe diese

37*

Nützlichkeitsfanatiker ihn für rechtlos und friedelos erklärten, hatte die Beizjagd selbst für seine Vernichtung gesorgt. Denn um immer mehr Reiher zur Verfügung zu haben, deren Wehrhaftigkeit und Flugkraft allein der Falkenjagd ihren hohen Reiz und eigenartigen Zauber aufzuprägen vermochte, hatte man schließlich die entlegensten Gestände ausgejagt, so daß zur Anlage von besonderen Reiherhäusern geschritten werden mußte, in denen der Nachwuchs sorgsam aufgezogen wurde. In England, und namentlich auch in dem mit fischreichen Wildbächen gesegneten Schottland werden noch heute viele „heronries", d. h. Reihergestände, auf großen Besitzungen gehegt. Aber die Beizjagd wird dort nur noch auf den „niederen Flug", das heißt mit Sperbern auf Rebhühner, die der Hund vorsteht, ausgeübt. Den Namen Beizjagd verdient dieser Betrieb kaum, da man mit dem Hühnerdrachen fast den gleichen Erfolg erzielt: die Hühner zum Halten zu bringen.

In jenen englischen Reihergeständen haben die sonst so scheuen Vögel aber begreiflicherweise eine gewisse Vertrautheit angenommen. Noch liebenswürdiger tritt diese in Rotterdam hervor, wo die im Zoologischen Garten freibrütenden Reiher zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden sind. Nicht immer waren sie von dieser so rings umschlossen, als jetzt. Ihre Vorfahren, die im Jahre 1870 sich neben dem neuerbauten großen Vogelhause auf einer Ulme ansiedelten, vermutlich angezogen von den im großen Gitterhause brütenden Fisch- und Nachtreihern, fanden ihre Nahrung in allernächster Nähe der wasserreichen Umgebung; denn der „Rotterdamsche Diergaarde" lag damals noch außerhalb der Stadt. Inzwischen hat diese sich aber immer weiter ausgedehnt und den Garten in ihre Mitte genommen. Damit ist es für die alten Reiher, denen im Garten selbst nicht das geringste Futter verabreicht wird, eine saure Arbeit geworden, ihre schreienden Jungen großzuziehen. Weit über das Straßennetz der Stadt hinweg müssen sie zu den Landseen, Tümpeln und Wassergräben der Umgegend ihren viele Kilometer weiten Weg nehmen, um im Kropfe den Jungen ihr aus Mäusen, Fröschen, Weißfischen und Aalen, gelegentlich auch einmal aus einem Barsche bestehendes Futter zuzutragen. Das Gestände besteht heute aus etwa 80 bis 100 Nestern, die, zu je fünfen bis zehn auf einer Krone, auf Ulmen, Roßkastanien, Robinien und Pappeln neben dem großen Fluggitterhause gebaut sind. Selbstverständlich ziehen im Herbste alle diese freibrütenden Reiher fort. Aber sehr frühzeitig stellen sie sich wieder ein und kämpfen dann hartnäckig um die alten Nester. Es ist, als ob sie wüßten, daß ihnen weitere Neubauten nicht erlaubt werden können. Sonst wäre nämlich der ganze Garten bereits ein einziges Reihergestände geworden! Man hält sie kurz; aber in der jetzigen Begrenzung ist die Reiherstedelung ein Liebling von ganz Rotterdam. Und wenn diese Reiher über das weite Häusermeer vollen Kropfes von der Maas heranstreichen, so verleihen sie dem Stadtbilde ein ganz eigen-

H. van Zanden. *Rotterdam, Mai 1907.*

Brutkolonie des Fischreihers im Zoologischen Garten von Rotterdam.

artiges Gepräge, das man am allerletzten in Holland, der alten Heimat der Falkner, zu finden erwarten durfte.

* * *

Träge schlängelt der Seelenverkäufer sich durch das Gewirr von Rohrplatten, Gell- und Kriechweiden hin. Vom See ist nichts zu sehen. Kreuz und quer liegen am Rande der schmalen Kahnfurt vom Sturme gebrochenes Astwerk und entwurzelte Stämme. Dazwischen abgestorbenes Röhricht, verwesende Wasserpflanzen, auf stinkendem Wasser die Blatt-Teller der Wasserrosen, über die Rallen laufen und Wasserhühner dahinhuschen. Wo das Frühjahrswasser bereits zurückgetreten ist, sprießt über zertretenen Muscheln ein Teppich saftigen Grases auf, der Wildschwänen, Saatgänsen, zahllosen Entenarten zur Äsung dient. Weiter draußen öffnet sich das Wildnisparadies: schwimmende Inseln mit schaukelndem Weidendickicht, Farren und vermodernden Stämmen, von denen Scharben mit tosendem Donner aufstehen, um kurz darauf doch an der gleichen Stelle wieder einzufallen. Schwarz heben sich ihre Scharen vom rötlichen Himmel ab; der Abend sinkt mit spielenden Lichtern

M. Steckel. *Konstantinopel, Mai 1910.*

Reihergeſtände.

M. Steckel. *Konstantinopel, Mai 1910.*

Reihergeſtände.

M. Behr. *Aken, Oktober 1909.*

Fiſchreiherſpur im naſſen Elbſande.

auf das violette Waſſer hernieder, auf dem die Inſeln der bleichen Seeroſen ſchwimmen. Droben um die Karſtberge flammt und glüht es. Selbſt die Adler ſtreichen nun mit gewaltigem Schlage ihrem Horſte im maſſigen Geäſte der Schilfinſeln zu: Kaiſeradler und Seeadler aßen ihre Jungen und Schreiadler und Zwergadler ſchwingen ſich ein. Auf dem Aſte einer alten Schwarzpappel, an deren Stamm er ſich tagsüber gedrückt hatte, rückt ein Uhu hin und her, knappt ein paarmal und lüpft die Schwingen.

In den Kronen der Erlen und Pappeln wird es allmählich ſtill. In ſcharfem Umriſſe ſchneiden die zu ihren Jungen heimgekehrten Reiher in den farbentrunkenen Abendhimmel hinein: Edel-, Silber- und Purpurreiher, Löffel- und Nachtreiher und vor allen unſer Graureiher, der ſich mit Kormoranen und gelegentlich auch mit durchziehenden Pelikanen ſchreiend und polternd um ſeine Horſte ſtreiten mußte. Im erſten Frühjahre ſchon beſſerte er ſie aus, und ſo ſparrig ſie ausſehen, ſo ſturmfeſt ſind ſie gebaut, ſo weich

R. Kearton. *Cumberland, Juni 1909.*

Junger Fiſchreiher.

C. Reid. *Wishaw (Schottland).*

Fiſchreiher im Waſſer.

inwendig mit feinen Zweigen ausgelegt. Aus den drei oder vier blaßblaugrünen Eiern ſchlüpften dickköpfige ſtachelkielige Junge aus, die nun ſchon groß und kaum mehr zu ſättigen ſind. Gierend ſtanden ſie auf den Horſträndern und benachbarten Zweigen, bis ſie ſahen, daß die Eltern, die jetzt bis abends ſpät noch zum Fange ausfliegen, herangerudert kamen. Zitternd und mit den halbbefiederten Schwingen ſchlagend klettern ſie auf die höchſten Aſtſpitzen, wo die Alten aus ſchwerhängenden Kröpfen ihnen den Fraß einwürgen. Iſt das ein Geſchnatter, ungeduldiges Schlucken und Schnappen, Flattern, Gieren und Schrillen in dieſer großen Kinderſtube am Utavo Blato! Bis der letzte heißhungrige Schreihals genug hat, den ſtruppigen Kopf unter den Fittich oder unter das wärmende Kleid der Mutter ſchiebt und allmählich auch das Gepolter der heimkehrenden Krähen verſtummt unter dem ſanften Frieden der Nacht. Mit bleichem Glanze umſpielt der Mond die dunkeln Maſſen des Röhrichts und die von Nebeln umſchleierten Seeroſenhalden.

M. Behr. *Aken, April 1910.*

Fliegende Fischreiher. In der Nähe der Kolonie.

Da rückt der Uhu noch etwas weiter ab vom Stamme seiner Schwarzpappel, verdreht den Kopf, duckt ihn, wirft ihn vor und zurück, streicht ab und gleitet lautlos über das Gewirr dahin in weichem Fluge dicht über dem Wasser, dann wieder um dichtbesetzte Baumkronen. Plötzlich ein Quäken, Kreischen, Knäken, Schnattern, ein Trommeln und Rauschen von aufbrausenden Vogelmassen, als sei das ganze Utavo Blato verhext, ein Schwirren, Klingeln und pfeifendes Kreisen, tosend klatschendes Einfallen. Über den Kronen der Erlen und Pappeln fuchtelt und saust es, schwarze Schatten schießen im Mondlichte hin, weiße Hälse leuchten auf; selbst der Königsadler auf dem Eichenhorste ist erwacht und hat den breitstirnigen Kopf aufgereckt. Doch allmählich beruhigt sich das Gewirr, die Stimmen verhallen, aus wildem Kreischen wird leises Schnattern, heimliches Raunen, versteckstes Schelten, bis das letzte Zwiegespräch verstummt.

Hell spielt das Mondlicht um tote Stämme, leise rauschende Kronen und bleiche Nebel, die über träumende Wasserrosen gaukeln. Aus der Ferne tönt der Ruf des wilden Jägers herüber, des nächtlichen Herrschers der Luft. Dumpf und grausig: Schuh-hu! Schuh-hu! Er reißt in dieser schlimmen Stunde die Ente auf der Platte, schlägt die Krähe im Geäste und greift die Natter im Moor. Die Schermaus, die über die Blänke schwimmt, muß sterben, und den Rohrsänger im Schilfe erspäht des Räubers die Nacht durchfunkelndes Licht. Und doch, wer wollte ihn missen hier in dieser grausigen Urwildnis des Utavo Blato?

* * *

Moore. *Andalusien (Spanien), Mai 1902.*

Fiſchreiher, im Waſſer watend.

Die Zukunft des Reihers iſt ernſtlich in Frage geſtellt. In Bosnien und der Herzegowina weniger durch die Geſetzgebung, als durch die mit viel gutem Kultureifer betriebene Entwäſſerung der Sümpfe. Soweit in dem ehemals unter türkiſcher Herrſchaft ſtehendem Gebiete der Koran gilt, iſt die Vogelwelt ja hinreichend geſchützt; auch die anderen Bekenntniſſe ſtehen ihr nicht feindlich gegenüber. Auch an Niſtgelegenheit fehlt es nicht. Aber die eigenartigſten Wildniſſe, ſelbſt das Utavo Blato, ſind von der Entwäſſerung bedroht. Um ſo dankenswerter iſt, daß die Regierung, einer auf dem Botanikerkongreſſe 1905 gegebenen Anregung Othmar Reiſers, des verdienten Kuſtos am K. K. Landesminiſterium zu Sarajewo, folgend, das Urwaldgebiet an der Klekovaca planina im Bezirke Bosniſch-Petrovac in Größe von 800 Hektar vor jedem Axthiebe und jeder Jagd geſchützt hat. Hoffentlich wird dies gute Beiſpiel auch in Ungarn Nachahmung finden, deſſen einſt ſo reicher Vogelwelt im Gebiete der Theiß anderenfalls der Untergang droht. In Preußen hat ſich die Königliche Forſtverwaltung der Vielverfolgten angenommen, auch des Reihers, den das Vogelſchutzgeſetz vom 30. Mai 1908

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Fiſchende und ſich putzende Reiher.

für vogelfrei erklärt hat und auf dessen Erlegung der Fischerei-Verein noch immer Prämien aussetzt. Neuerdings plant man, die Insel Hiddens-Oe westlich von Rügen zum Vogelschutzgebiete zu erklären. In der Mark Brandenburg mit ihren 6000 Fischgewässern und ihren vielen königlichen Hochwaldungen findet der Reiher noch immer in mäßigen Grenzen verständnisvolle Duldung, zumal seit die Meinung von seiner unbedingten Schädlichkeit durch den Nachweis widerlegt ist, daß er neben kleinen Fischen auch Frösche, Mäuse und Pflanzenteile als Nahrung wählt. In London gehört ein Reihergestände an der Themse zu den Lieblingsbildern des englischen Volkes. Als die Parkverwaltung die alten vom Kote der Reiher zum Aussterben gebrachten Eichen

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Reiher im Röhricht.

vor drei Jahren fällen lassen wollte, erhob sich ein Entrüstungssturm, im Parlamente wurde eine Interpellation eingebracht, und die Reiher behielten ihre alten Horste auf den kahlen grauen Kronen. In jedem Frühjahre treiben sie dort, aus weiter Ferne heimgekehrt, ihre drolligen Balzflugspiele. Drunten auf dem Strome heulen die Sirenen der Ostindienfahrer und läuten die Glocken der von lustigem Volke belebten Stromdampfer. Auf der „Clackton Girl" bläst ein Hochlandschotte den Dudelsack. Auf der „May flower" singt ein Barde zur Harfe gälische Lieder. Droben um die alten Eichen zappeln in sinnloser Aufregung und Liebesraserei die Reiher mit den Ständern, peitschen sich mit den Flügeln, kitzeln sich mit den stahlharten Schnäbeln, schießen in unwiderstehlicher Komik in der Luft Kobolz. Krächzen, heiseres Stöhnen, Husten und dazwischen gellendes Siegeskreischen. Drunten im Parke schmettert der Fink

ſeinen Reiterzug und pfeift die Amſel ihre helle Strophe. Ein jeder ſingt das alte unerſchöpfliche Lied der ewigen Sehnſucht auf ſeine Weiſe. Auch der ſpindeldürre Fiſcher dort oben auf dem ſparrigen Horſte im abgeſtorbenen Eichengeäſte.

O Lenzesglück, o Liebestraum!

Digitized by Google

Lummen und Alke.

Von Alf Bachmann-München.

Es ist ein düsterer Wintertag. Der Sturm heult seit drei Tagen aus Westen, rast über die schmutziggrünen Wogen der Nordsee und wälzt die Wassermassen über die langen Sandriffe, die den ostfriesischen Inseln vorgelagert sind. Am Horizont verschwimmen Himmel und See in einen weißlichgrauen Ton, und in den Prielen, die langen Sandinseln entlang, schwimmt in großen Haufen gelblichgrauer, dicker Schaum, der langsam ans Ufer treibt; dort packt ihn der Sturm, reißt ihn in Fetzen, rollt ihn die Düne hinauf, jagt mit ihm ein weites Stück durch die Luft und läßt ihn endlich in die starren Sanddornfelder fallen, die zwischen altem Schilf und braunen Gräsern die Dünentäler bedecken. Dann wühlt sich der Sturm in die Dünen hinein, wo er eine unbewachsene Stelle findet, treibt den weißen Sand wirbelnd in die Höhe, entführt ihn über die nasse Außenweide und streut ihn ins Wattenmeer herunter. Und er rast weiter, rührt das flache Wattenmeer auf, so gut er kann und saust an den Scharen von Watvögeln und Enten vorbei, die, ihre Köpfe gegen die Windseite gewandt, mit angezogenem Halse still dasitzen auf den miesmuschelbestandenen Sandbänken. In seinem Brausen verhallt das tausendstimmige Rott-rott-rott der Ringelgänse, die dort das Seegras abweiden. Nun springt er wütend, heulend und pfeifend über den Deich, reißt einen morschen Bretterzaun um, hebt das Dach von einem Holzschuppen und wirft einem Bauern den alten Kirschbaum aufs Haus, daß die Sparren krachen. Aber draußen auf See ist's doch am ärgsten. Der Dampfer, der, von Rußland kommend, nach Westen steuert, wühlt seine Nase tief in eine Welle hinein und wirft große Wassermengen auf seinen Rücken, wie eine badende Riesenente. Der Schornstein ist mit einer weißen Salzkruste überzogen, und der dicke Rauch wird hinuntergedrückt auf die Wogen. Und wie es dem Kapitän zu toll kommt und das Rollen immer schlimmer wird, läßt er die Seile durchschneiden, mit denen die Terpentinfässer auf Deck festgebunden sind, und bald hüpfen in langer Reihe die Fässer taumelnd hinter dem Schiffe her. Doch die Nacht wird noch fürchterlicher. Dichte Schneemassen fliegen horizontal übers Meer, so daß auf zweihundert Schritt keine Laterne mehr zu sehen ist und sämtliche Leuchttürme erloschen zu sein scheinen. Die Flut staut sich mächtig zwischen den Inseln, läßt das Wasser nicht hinaus aus dem Wattenmeer, und wenn die Ebbe eingesetzt hat, springen die Meereswogen in rasendem Kampfe gegen die Wellen des ausströmenden Watts. So toben die brutalen

Schrammen. *Juni 1909.*

Fliegende Tordalke.

Gewalten noch einen Tag und eine Nacht, als wollten sie alles verschlingen. Zwischen den Dünen bilden sich neue Durchbrüche, durch die sandige, tiefe Wasserbäche wie Gebirgswässer entlang laufen vom Watt zur See; die Außenweide ist ein schmutziger See geworden und die Brunnen der armen Insulaner, die an der Wattseite wohnen, werden mit Salzwasser gefüllt.

Endlich erhellt sich der Himmel langsam. Der Wind kommt mehr aus Nordwesten, wird schwächer und schwächer, das Watt beginnt allmählich zu fallen und am Nordstrand tritt das Meer schon etwas zurück vom Fuße der Dünen. Die öden, gleichmäßigen Halmpflanzen, die die Menschen in langwieriger Arbeit im Sommer pflanzten, um die schmalen Inseln gegen die Wut des Meeres zu verteidigen, hat er herausgewühlt, daß die Wellen sie wegschwemmten. Die Dünen sind weißgefleckt von kleinen Schneefeldern, und der Schnee, der von der Seeseite herangeweht wurde gegen die unabsehbare Reihe von Holztrümmern, Tang, Kisten, Fässern und Bambusstangen, die das fallende Wasser zurückließ, liegt als nasser Matsch da, vermischt mit Sand und Schaum. Dazwischen liegt eine verendete Ringelgans, naß und sandig, mit struppigem Gefieder; dort eine zweite. Dann kommen wieder, zwischen Tangmassen und Schaum, einzeln und zu mehreren, Stummelmöwen und Stockenten, Sturmmöwen, Seetaucher und Pfeifenten. Hier liegt zusammen mit allerlei Arten Enten, besonders Sammet- und Trauerenten, die kaum mehr kenntlich sind in dieser elenden Verfassung, ein brauner Baßtölpel. Aber zwischen all den Opfern, die der Orkan zur Strecke brachte, und die viele Kilometer weit den Strand bedecken, liegen zu vielen, vielen Tausenden die

O. Grabham. *Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1908.*

Junger Tordalk.

Leichen eines ganz eigentümlichen Waſſervogels von Krickentengröße. Der ganze Vogel iſt dunkelbraun, nur die Unterſeite glänzend weiß. Der Körper iſt von oben und unten platt zuſammengedrückt. Die gelbbräunlichen Füße ſitzen ganz hinten unter dem keilförmigen Schwanze, der Hals iſt kurz. Das Sonderbare an dem Tier iſt aber der Schnabel. In der Verlängerung des flachen Schädels ſitzt ein ſeitlich ſtark zuſammengedrückter ſchwarzer Schnabel, wie aus glänzend poliertem Ebenholz, der mit einem weißen Furchenſtreifen geziert iſt. Das iſt der Tordalk, ein vorzüglicher Schwimmer und Taucher, der ſein Leben auf der See verbringt und tauchend ſeine Nahrung ſucht. Er verabſcheut das Süßwaſſer und geht außerhalb der Brutzeit nur gezwungen ans Land. Lieber ſchläft er draußen auf See. Dann ſteckt er ſeinen Schnabel unter die Flügel und läßt ſich von den Wellen ſchaukeln. Wenn der Herbſt kommt, zieht er in unüberſehbaren, loſe aneinander gereihten Scharen den däniſchen Gewäſſern zu, überwintert aber auch an der Nordſee und an den Küſten des Ozeans; zu dieſer Jahreszeit iſt er auch bei den Kanariſchen Inſeln angetroffen worden. Vertreibt ihn ein ungewöhnlich ſtrenger Winter früh aus ſeiner nördlichen Heimat, dann kommt er wohl ſchon im Auguſt zu uns. Die Erſcheinung des fliegenden Tordalks iſt merkwürdig genug, und er unterſcheidet ſich im Fluge ſtark von ſeinen Verwandten, den anderen Alken und Lummen, denen er in Geſtalt und Farbe ſonſt ſehr ähnelt, denn ſie ſind alle miteinander ſchwarz und weiß und ziemlich von derſelben Größe. Der raubvogelartige Schnabel hebt ſich ſcharf von der Luft ab und der hintere Teil des Vogels iſt manchen ſpitzſchwänzigen Enten ähnlich. Den Kopf ſenkt

C. J. King. Scilly-Inseln.

Ein Trupp Tordalke.

er fliegend etwas vor, und die kurzen, schmalen Flügelchen müssen so schnell bewegt werden, daß man ihre Form kaum mehr erkennen kann: sie scheinen nur noch zu zittern. Dazu geht der Flug reißend vorwärts, und wenn die kilometerlange Kette einfällt, dann setzt sich der vorderste Vogel zuerst aufs Wasser, der zweite fliegt über ihn hinweg, läßt sich vor ihm nieder, der dritte vor dem zweiten und so fort, und wenn sie nun alle schwimmen, dann bilden sie wieder eine endlose Reihe auf dem Meere. Früher war dieser kleine, schwarzweiße Wintergast auch zur Brutzeit auf Helgoland in Mengen zu sehen. Jetzt sind es nur noch wenige Paare, die von Mai bis Juni am Felskegel der Nordspitze zwischen ihren Freunden, den Lummen, brüten. Im Sommer nennt sie der Helgoländer Korrid, im Winter, wenn sie durch weißliche Färbung am vorderen Hals und Kopf verändert sind, Dogger. Aber auch diese letzten werden sich bald eine andere Heimat suchen müssen, wenn erst die lange Riesenmauer gebaut sein wird, die zum Schutze gegen die anprallenden Wogen um die Insel gezogen werden soll. Sonst brütet er überall an der Küste des nordatlantischen Ozeans, in Skandinavien und Großbritannien, östlich geht er noch bis Gotland. Nach Norden zieht er nicht sehr weit hinauf; auf Spitzbergen ist er z. B. nicht gefunden worden, doch bewohnt er die Nordküsten

C. J. King. Scilly-Inseln, Juni 1909.

Tordalke in Gesellschaft von Scharben und Papageitauchern.

von Asien und Amerika in enormen Mengen, auch die großen Buchten von Kanada und um Grönland herum. Seine südlichsten Brutplätze liegen an den bretonischen Gewässern. Im Februar oder März erscheint er an der Küste, auf deren Felsen er zu brüten gewohnt ist und verläßt sie erst im August oder September, um allmählich südwärts zu ziehen.

Wie ist es nun möglich, daß ein Vogel, der so ganz und gar dem hohen Meere angehört, schon nach einem mehrtägigen Sturm in der traurigsten Verfassung, mit leerem Magen und bis zum Skelett abgemagert, zu ungezählten Tausenden verendet oder doch gänzlich erschöpft, an den Strand getrieben werden kann?

Er ist ganz und gar darauf angewiesen, sich durch Tauchen kleine Fische, wie junge Heringe, Sprotten, Sandaale und Stichlinge zu erjagen. Nun muß es wohl vorkommen, daß die flache Nordsee, die ja nirgends über zweihundert Meter tief ist — also nur wenig tiefer als die oberbayrischen Seen — bei anhaltenden Westwinden bis zum Grunde aufgewühlt und undurchsichtig wird; dann sehen die tauchenden Vögel die Fische, die sie teils auf dem Meeresgrunde ergreifen, teils von unten nach der Oberfläche jagen und so erbeuten müssen, überhaupt nicht mehr. Das schöne Fettpolster, das sie sich als eiserne Ration

38*

aus ihrer Heimat mitbrachten, zehrt sich auf, und wenn der kleine Körper erst einmal durch Hunger entkräftet ist, treibt er bald matt und willenlos in die Brandungswellen hinein. Zu schwach geworden zum Fliegen, ertrinkt der unermüdliche Schwimmer, der kleine, elegante Taucher elend in dem flachen Wasser. Und er wußte doch sonst in einer Tiefe von 50—60 Metern auf dem Grunde des Meeres im grünen Halbdunkel des Seetangs den klugen Fisch zu überlisten. Kühn und geistesgegenwärtig entging er wohl hundertmal in seinem Leben mit knapper Not dem Rachen des Katzenhais, dem großen, schiefen Maul des gierigen Heilbutts, in dessen Fischgründe er so geschickt hinabtauchte, als sei er selbst ein Raubfisch. Und wie schnell mußte die Jagd beendet sein in der Tiefe! Wenige Minuten nur konnte er, ohne zu atmen, dort unten leben, und ehe die kurze Frist verstrichen, mußte er in rasender Geschwindigkeit, mit den Flügelchen rudernd und den Füßchen steuernd, hinaufschwimmen ans Tageslicht, um sich die Lungen wieder mit frischer Luft zu füllen.

Und jetzt wird er hier ein Opfer des Elementes, ohne das für ihn kein Leben zu denken war. Ein jämmerlicher Anblick ist's, ihn nun so, zu fast unkenntlichen Ballen geworden, daliegen zu sehen zwischen ebensolchen Enten, deren Federn bei Lebzeiten wie Juwelen leuchteten. Struppig und verworren ist das herrliche Gefieder, das sie täglich viele Stunden lang wuschen, ordneten und putzten, bis auch die kleinste Feder sauber, glatt und gut eingefettet an ihrem Platze lag.

Wie ein dummer und brutaler Jäger hat das ungastliche Meer die schönen kleinen Flüchtlinge aus dem Norden hingemordet und sie achtlos auf den Strand geworfen. Niemandem kommen sie zugute. Wohl werden einige der matten, noch lebenden Tierchen von den Insulanern erlegt und gegessen; auch kommt hier und da eine Schar Nebelkrähen, die hier überwintern, und tut sich an dem Fleisch der Vögel gütlich. Es ist eine angenehme Abwechslung für sie, statt der roten Sanddornbeeren und der Feldmäuse einmal frisches Vogelfleisch zu fressen. Aber die größte Zahl verkommt und verwest ungenutzt.

Außer den Tordalken liegen zwischen den Enten und Gänsen noch andere Hochseevögel, die ebenfalls zu Tausenden hier den Tod fanden. Das sind die Trottellummen. Etwas größer als die Tordalken, haben sie einen schwachen, spitzen Schnabel, der seitlich zusammengedrückt ist. Kopf, Rücken, Flügel und der Stummelschwanz sind dunkelbraun, die ganze Unterseite ist weiß, an den Flanken mit dunklen Streifen. Die Füße bräunlich. Das Braun des Nackens geht wie ein Ringelchen fast bis an den vorderen Hals; die Unterseite des Kopfes ist im Winter weiß. Im Sommer ist Hals und Kopf gleichmäßig braun. Dieser Vogel ist an der deutschen Nordseeküste, wenigstens auf See, auch im Sommer eine tägliche Erscheinung. An dem sogenannten Lummenfelsen auf Helgoland brütet er auch jetzt noch und bleibt dort bis

Ende Juli. Während der Brutzeit wird er geſetzlich geſchützt, aber gegen Ende Juli findet an einem näher feſtgeſetzten Tage vom Boot aus ein Schießen ſtatt, bei dem die von dem Felſen in raſendem Fluge abſchwirrenden Vögel meiſt vorbeigeſchoſſen werden. In Geſellſchaft von Trauerenten treiben ſie ſich dann ſpäter in Flügen von 10—50 Stück auf der Nordſee umher. Im Herbſt bekommen ſie noch Beſuch von vielen Artgenoſſen vom Norden her und erſcheinen wohl auch in den Balgen des Wattenmeeres. An Land ſcheinen ſie nur zu gehen, wenn ſie erſchöpft ſind. In Maſſen brüten ſie an der

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1907.*

Junger Tordalk neben zerbrochenen Eierſchalen.

norwegiſchen Küſte, auf den Hebriden und Orkaden, den Shetlands und Faröern, auch im ſüdlichen Island. Ihre ſüdlichſten Brutplätze liegen an der portugieſiſchen Küſte. Auch die meiſten Trottellummen ſind Zugvögel und wandern in ungeheuren Scharen von ihren nordiſchen Vogelbergen aus, um dem dunklen Winter ihrer Heimat zu entgehen. Doch einige können ſich auch nach der Brutzeit von dieſen wilden Küſten nicht trennen. Zwiſchen ſchwimmenden Eisſchollen treiben ſie ſich dann an der Küſte umher, um ihre Nahrung zu ſuchen, und manch eine friert wohl mit den Füßchen auf dem Eiſe

feſt und wird dem Kolkraben zur Beute, der die Küſte abſucht, oder der großen Raubmöwe, die immer gleich bei der Hand iſt, wenn's etwas zu morden gibt.

* * *

Dünner weißer Nebel hüllt die Felswände der Weſtman-Inſeln ein, und die Morgenſonne ſcheint nur ſchwach hindurch auf die grünen Matten, die auf den Höhen zwiſchen ſteilen Wänden überall hervorſchimmern. Die hohen Baſaltfelſen werfen ihren Schatten ſchräg durch den feinen Nebeldunſt hindurch bis weit hinaus aufs Meer, und malen ihre Silhouetten zackig auf die Wände der benachbarten Klippen. Das Erdreich iſt aufgeweicht vom Regen, an den fetten, hohen Grashalmen hängen noch die blanken Tropfen und bis hinein in die Felsritzen, wohin der violette Storchſchnabel ſich vor den Stürmen des Ozeans verkrochen hat, trieft und blinkt jeder Stein und jedes Blatt. Und wohin der Regen nicht dringen konnte, da hat der Wind den Schaum des Meeres hinaufgeweht. Durch hohe Kamine und nach oben enger werdende Felsſchluchten heulte er hindurch und beſprühte alles dort oben mit dem Salzwaſſer, das tief unten in den Buchten kocht und brodelt. Doch die Sonne ſteigt höher und höher. Der Sturm legt ſich ein wenig, und alles, was ſich verkrochen hatte vor ſeiner Gewalt, kommt wieder hervor. Die Sturmvögel kümmerten ſich nicht um das Wetter. In ihren ſchwarzen Höhlen ſaßen ſie trocken und warm und ſchliefen ſtill. Die anderen Vögel, die bei Tage hier oben für ihr Ei oder ihr Junges zu ſorgen haben, kriechen, ſobald es irgend geht, hervor und kämpfen mit Energie gegen die Gewalten, die es ihnen oft genug recht erſchweren, ſich ihre Nahrung zu ſuchen. Unter einer ſteilen Wand auf dem plattgetretenen, beſchmutzten Graſe liegt ein junger Polarſturmvogel. Das fette, unbehilfliche Ding war zu vorwitzig; als die Mutter kam, um ihm Nahrung zu bringen, hatte es ſich ein klein wenig zu weit vorgebeugt und im nächſten Augenblicke lag es ſchon mit gebrochenen Gliedern, hundert Meter tief abgeſtürzt, auf einem Felſenvorſprung. Nun ſammeln ſich die Fliegen um den toten Körper und eine Bachſtelze, die etwas tiefer unten in einer Felſenritze ihr Neſt hat, iſt rennend und ſpringend dabei, die Inſekten mit dem Schnäbelchen zu ergreifen. Als das Kleine abgeſtürzt war, dauerte es lange, bis die Mutter begriffen hatte, daß es wirklich tot ſei. Immer wieder trug ſie ihm Nahrung zu, ſchob es ſanft mit dem Schnabel hin und her und lockte leiſe. Das alles nützte aber nichts. Dann ſetzte ſie ſich auf den toten Körper, um ihn zu erwärmen. Schließlich verſuchte ſie es mit Strenge: ſie hieb das kleine tote Ding einmal über das andere mit dem hakigen Schnabel und ſtrich endlich ab, um jedoch nach kurzer Zeit wieder zurückzukehren und alle die Wiederbelebungsverſuche von neuem zu beginnen.

Die unzähligen Felſenvögel, die hier an den Küſten dieſer reichen Fiſchgründe alljährlich den Sommer verbringen, beleben Luft und Waſſer, Strand

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1909.*

Zwei Tordalke, ſich ſchnäbelnd. In Geſellſchaft von Trottellummen und Scharben.

und Stein in sinnverwirrender Weise. Da geht's hinunter ins Meer und wieder hinauf auf die Galerien und Vorsprünge, in die Klüfte und Löcher und auf die Rasenmatten. Von jeder Stelle, wo sich eine kleine Mulde zeigt, die geräumig genug ist, um das Ei zu fassen, damit es nicht hinabrollt in die Tiefe, hat im Frühling eine Möwe oder ein Alk, eine Lumme oder ein Polarsturmvogel Besitz ergriffen, und nun nimmt das Schreien und Knurren, Kreischen, Beißen und Zanken kein Ende mehr, bis das letzte Junge imstande ist, auf dem Meere seine Nahrung selbst zu suchen.

Der fette Erdboden auf der Höhe ist überall unterminiert. Die Eingänge der Höhlen, die wie Kaninchenbauten aussehen, sind zum Teil in sonderbarer Weise schillernd tapeziert. Es sind blaue, flache Schmarotzerinsekten, die in enormen Mengen die Wandungen bedecken. Wem mag diese unappetitliche Wohnung gehören? — Aus dem Innern kommt ein leise flötender Ton, der in kurzen Zwischenräumen von einem erstaunt klingenden gedehnten Ha beantwortet wird. Dann kommt's näher und näher, und im Eingange der Höhle erscheint ein sonderbares, schwarz-weißes Vögelchen, so sauber, so glänzend und frisch geputzt, als komme es soeben aus dem Bade und nicht aus einem schwarzen, finsteren, mit tausend Schmarotzerinsekten besetzten Erdloch. Wie ein kleiner, wunderlicher Zwerg in schwarzem Frack, weißer Weste, roten Schuhchen und schwarzer Halsbinde steht es jetzt vor seiner Behausung. Das sonderbarste an ihm aber sind die Augen. Zwei merkwürdige, blaugraue Schwielen, eine kleine, horizontal unter jedem Auge, eine andere dreieckige über demselben, die hornartig herausstehen, geben dem Auge einen bedenklich-ängstlichen Ausdruck, dessen Komik noch dadurch verstärkt wird, daß die Augenlider selbst glühend rot gefärbt sind. Das ganze Gesichtchen ist hellgrau, unter dem Kopfe läuft ein schwarzes Halsbändchen um den Hals herum. Alle übrigen Teile des Körpers sind braunschwarz, bis auf die schneeweiße Unterseite. Unter der sehr niedrigen Stirn ragt der große, scharfe Schnabel hervor. Er ist wie ein Papageienschnabel hakig gebogen, aber seitlich ganz zusammengedrückt. Auch die Farbe ist höchst wunderlich. Vorn leuchtet er lebhaft rot, weiter hinten blaugrau und außerdem ist er noch mit ein paar hochgelben Hohlkehlen verziert. Das kurze Schwänzchen ist kaum zu sehen, um so auffallender sind aber die in entzückendem Siegellackrot leuchtenden kleinen Schwimmfüßchen, die ganz unten am Hinterleib sitzen. Ziemlich aufrecht sitzt er da, sieht erstaunt umher, als sei er noch niemals am Tageslicht gewesen, putzt sich und schnurrt leise sein Orr-Orr. Endlich dreht er sich um und watschelt wieder hinein in seine Höhle, als ob er etwas vergessen hätte.

Dieser sonderbare Vogel ist der Lund oder Seepapagei. Er lebt mit vielen Tausenden seiner Artgenossen zur Brutzeit hier oben und zieht sein Junges mit größter Sorgfalt auf. Das Brutgeschäft macht er sich wirklich nicht leicht. In der lockeren Erde, die aber oft von Wurzelgeflecht und

C. J. King. *Scilly-Inseln.*

Tordalk und Papageitaucher.

Steinchen dicht durchfilzt ist, gräbt das Männchen im Frühjahr mit Schnabel und Füßen so eifrig an seiner Höhle, daß es alles darüber vergißt und der Hinzukommende es mit der Hand fangen kann. Stößt es beim Graben auf einen Felsen, so wird um diesen herum weiter gewühlt und die Erde hinausgeschafft, bis ein anderthalb bis zwei Meter tiefer, krummer Gang fertig ist. Nie darf das Tageslicht hineinfallen in das Innere seiner Höhle. Auch darf nicht durch ein zweites Loch Zugluft entstehen. Diesen Bau bewohnt der raufluſtige Vogel immer ganz allein mit seiner Gattin, die ihm gegen Anfang Juni ein einziges, rauhschaliges, dickbauchiges Ei legt. Wohl schleppen sie manchmal Wurzeln, alte Halme, Tang und ähnliche Stoffe hinein, doch wird ein eigentliches Nest nicht gebaut. Das Ei, das auf gelblich-weißem Grunde blaßgrau gekritzelt ist, hat im Verhältnisse zum Vogel eine enorme Größe. Es ist größer als das größte Entenei, trotzdem das Tierchen selbst nur etwa so groß wie eine Krickente ist! Etwa fünf Wochen bebrüten die beiden Gatten abwechselnd ihr Riesenei, und wenn dann nach dieser langen Zeit endlich das grauflaumige Junge erscheint, dann geht die Arbeit erst recht an. Das Kleine

C. J. King. Scilly-Inseln.

Papageitaucher und Tordalke, ruhend.

wächst langsam heran und unaufhörlich müssen ihm aus der Tiefe des Meeres Fischchen heraufgeholt werden. Nur bei ganz schlechtem Wetter ziehen sich die Alten in die Höhle zurück, sonst wird Tag und Nacht gefischt und nur um Mitternacht herum ruhen sich die ermüdeten Vögel einige Stunden aus.

So zanksüchtig und bissig diese Tiere sind, so rührend nehmen sie sich gegenseitig der verlassenen Eier und Jungen an. Sobald durch irgendeinen Unglücksfall die beiden Alten umkommen, ehe das Ei ausgebrütet ist, findet sich auch schon eine barmherzige Nachbarin, die, vielleicht selbst kinderlos, das langweilige Geschäft übernimmt, und wenn das Junge die Schale schon gesprengt hatte, dann kommt es nicht elend um in seiner Höhle, sondern alsbald erscheinen hilfreiche Freunde, die das kleine Ding so reichlich mit Sprotten und Tobiasfischchen versorgen, als sei es ihr eigenes.

Manchmal, wenn keine lockere Erde auf den Felsen ist, so daß das Graben von Höhlen nicht angeht, wird das Ei auch unter alte Wracktrümmer, Felsstücke oder Steinplatten gelegt. Aber im allgemeinen ist der Seepapagei so abhängig von der Bildung der Küste, daß er oft seine Jungen fern von seinen Fischgründen aufzieht. Dann kommt es ihm zu statten, daß er ein vorzüglicher Flieger ist, wenn es nottut. In geradem, schwirrenden Fluge muß er dann von seinem Bau aus manchmal 50, ja 100 Kilometer weit fliegen, bis er die Nahrung findet, deren sein Junges bedarf.

Wenige Meter von der Höhle, in der unser Lund verschwand, ist eine zweite, vor deren Eingang ein anderer umhertrippelt, indem er knurrend mit Hals und Kopf viele Verbeugungen macht. Er biegt den Hals, dreht das Köpfchen fast wie eine Eule nach rechts und links und scheint auf etwas zu

C. J. King. *Scilly-Inseln.*

Ausgedehnte Brutkolonie des Papageitauchers. Hunderte von Vögeln bei ihren Nisthöhlen.

warten. Nicht weit vom Eingang stürzt eine Felswand senkrecht ab ins Meer. Auf der Kante sitzen eine Reihe anderer Lunde, die nichts zu tun haben. Sie putzen sich, beißen einander, knurren und drehen dann, umhertrippelnd, zwischendurch immer wieder ihre weiße Unterseite dem Meere zu. Da gesellt sich eine sonderbare Erscheinung zu ihnen. Vom Meere herauf durch den feinen Nebel hindurch kommt einer ihrer Genossen im Bogen heraufgeschwirrt, setzt seine roten Füßchen auf die Felskante, legt die Flügel an und dreht sich nach rechts und links. Aber von seinem Unterschnabel ist nichts zu sehen. Wie ein langer, silberglänzender Bart hängt's zu beiden Seiten herunter in bleistiftdicken, zugespitzten Fransen. Die anderen begrüßen ihn, ohne viel Spektakel zu machen, dann trippelt er weiter durch das nasse Gras und macht immer wieder halt, um sich nach rechts und links umzusehen. Endlich ist er vor seiner Höhle angekommen. Es ist das Männchen. Gerade so gefärbt wie seine Gattin, ist er etwas stärker und breiter. Bei seinem Jagdzuge ist er auf einen Schwarm Tobiasfischchen gestoßen und wieder und immer wieder tauchend hat er eines nach dem anderen erbeutet. Und jedesmal, wenn ihm ein neuer Fang gelungen war, tauchte er auf und ordnete schwimmend seine Beute, bis rechts und links vom Schnabel die silberbläulichen Aalfischchen gleichmäßig herunterhingen. Vor der Höhle dreht er sich um, wartet ein wenig und dienert, ehe er hineinwatschelt zu seinem Kleinen, das ihn wieder mit leisem Flöten empfängt. Das Weibchen ist nun ihrerseits zum Fischen gegangen. Sie geht bis an den Rand des Abgrunds, breitet ihre kurzen, schwarzen Flügelchen aus, streckt die Füße nach hinten und die roten Schwimmhäute wie einen Fallschirm weit voneinander gespreizt, wird das schwarz-weiß-rote Vögelchen grauer und grauer und versinkt im sonnenbeschienenen Nebel zwischen den Massen der ewig auf- und abwogenden anderen Vögel.

Nicht weit von dem beliebten Aussichtspunkte, auf dem sich die Seepapageien vor und nach der Jagd treffen, hat auf einem der schönsten, höchsten und geschütztesten Plätze, auf einem steilen Felszahn seit vielen Jahren ein Mantelmöwenpärchen sein Nest. Das sollten die Lunde eigentlich schon lange wissen; ebenso sollten sie es wissen, daß in den tiefen Höhlen ihre Eier und Jungen vor diesem rücksichtslosen Räuber unbedingt sicher sind und daß er ihnen selbst auch nicht viel anhaben kann. Aber als soeben die alte Mantelmöwe mit einer unkenntlichen Masse im Schnabel um die Felsecke herum vor dem Winde angesegelt kam, da stürzte die ganze Gesellschaft kopfüber hinab in den Nebel, als wäre ihr letztes Stündlein gekommen.

Von den Nordostküsten Amerikas bis Nowaja Semlja, soweit offenes Land sich findet, brütet der Lund überall, wo es geeignete Nistplätze und Fischgründe gibt. Südwärts geht er hinunter bis zu den normannischen Inseln. Dort sind die südlichsten bekannten Brutplätze. Neben der Grillteiste ist er wohl der verbreitetste und zahlreichste der Felsenvögel. Im stillen Ozean wird er durch

C. J. King.

Papageitaucher und Scharbe.

Scilly-Inseln, Mai 1908.

eine verwandte Art vertreten. Als echter Hochseevogel verläßt er das Brutgebiet, sobald die Jungen flügge sind, und treibt sich schwimmend auf dem Meere umher, bis die Frühlingssonne wieder den Schnee auf den Felsen seiner Heimat schmelzen macht und die Küsten eisfrei werden.

In einer kleinen flachen Bucht, die bis hinauf, wo in dem Rasen die Seetangfetzen verfaulen, mit faustgroßen Rollsteinen bedeckt ist, gehen drei Kolkraben spazieren und suchen zwischen dem Auswurf des Meeres etwas Genießbares. Der riesige Vogelberg sorgt dafür, daß sich die kleine Familie nicht anzustrengen braucht, um sich den Magen zu füllen, denn überall liegen zwischen Gras und Steinen herabgerollte Eier und abgestürzte junge Vögel. Aber der Kolkrabe liebt die Abwechslung, und da gerade Ebbe ist, stillt er diesmal seinen Hunger mit Seetieren.

Die Brandung, die unten an den Felsen tobt, wird durch vorliegende Klippen und Inselchen gebrochen, und die Wellen laufen nur wenig hinauf aufs Ufer, um dort zischend im Gewirr der Steine zu versinken. Eine Schaffamilie ist vom Innern der Insel hierher gelaufen, und alt und jung nascht von den salzigen Seetangblättern, ohne sich weiter um die Raben zu kümmern. Auf dem Wasser und in der Luft ertönt überall das Kreischen der Stummelmöwen. In gaukelndem Fluge schweben sie über den Felsen, fliegen hinauf zu ihren weiß gekalkten Seetangnestern, die hier an dem windgeschützten Platze schon wenige Meter über dem Meeresspiegel in den ausgewaschenen Höhlungen der Felswände stehen. Wie ein riesenhafter Taubenschlag sieht's hier aus, wo die zierlichen Vögel mit ihren dunklen Augen jeden neuen Ankömmling mustern, während sie auf dem Neste sitzen und brüten. Zwischen Polarsturmvögeln und Möwen, die auf dem Meere überall friedlich umherschwimmen, taucht hie und da einer der Seepapageien auf, um Luft zu holen. Das kleine Schwänzchen aufgerichtet, schwimmt er dann, alles beobachtend, umher. Die roten Füßchen, mit denen er lebhaft rudert, tauchen dabei öfters aus dem dunkelgrünen Wasser auf. Dann öffnet er auf einmal die Flügel, springt ein wenig in die Höhe und verschwindet mit dem Schnabel voran im Wasser, wo er mit geöffneten Flügeln rudernd, dem Grunde zusteuert.

Im Windschutze der hohen Basaltwände, wo riesige Steinbrocken untermischt mit Erde und Felstrümmern jeder Größe in wildem Durcheinander liegen, hat sich abseits von dem lärmenden Getriebe der eigentlichen Vogelstadt eine kleine Gesellschaft von etwa zehn Paaren ruheliebender Vögel angesiedelt, die hier in den Ritzen der Felsblöcke und zwischen all dem Schutt und den Kräutern ihre Jungen großziehen. Es sind Grill-Lummen, kleine schwarze Vögel, von der Größe der Seepapageien. Nur ein rein weißes Schild ziert die Flügel. Der schwarze Schnabel ist seitlich zusammengedrückt. Hier sitzen sie dicht am Meere in einer kleinen Gesellschaft beisammen. Es ist Ebbe, und auf dem dunklen Seetang leuchten die gelbroten Füßchen doppelt schön. Jetzt

W. Farren.

Felſen, von rieſigen Mengen Trottellummen und Möwen bewohnt.

Farne Islands, Mai 1905.

ſtreckt die eine den Hals nach vorn, öffnet den Schnabel weit und gibt einen hohen, ſanften Ton von ſich, der wie ein leiſes „iihp" klingt. Wer dieſen Ton zum erſtenmale hört, iſt leicht geneigt, ihn für den Ruf des Wieſenpiepers zu halten. Mitte Juni hatten die Weibchen ihre zwei Eier gelegt. In Geſtalt und Größe etwa Hühnereiern gleichend, haben ſie auf blaugrünlichem Grunde viele rötliche und ſchwarzbraune Tüpfeln und Flecken. Beinahe vier Wochen brüteten dann die Gatten abwechſelnd, bis endlich die grauflaumigen Jungen die Schale durchbrachen. Sie werden nun von den Eltern mit kleinen Fiſchchen und Krebstieren geatzt. Auch hier muß wieder beſonders das Tobiasfiſchchen herhalten, mit dem in der Hauptſache alle Lummen- und Alkenkinder groß-gezogen werden.

Von Neufundland bis Bornholm, von Labrador bis zum Weißen Meere iſt die Grill-Lumme, die auch wohl Teiſte genannt wird, an allen Küſten einer der häufigſten und zahlreichſten Brutvögel.

Nicht weit von dem Platze, wo die Teiſten von ihrem Neſte hinabwatſcheln ins Meer, um wie andere Lummen dem Fiſchfang obzuliegen, ſitzen zwei See-papageien auf einem flachen, mit Gras bewachſenen Felſen. Flatternd und knurrend ſcheint ſich der eine vergeblich zu bemühen, davonzufliegen, während ſein Gefährte beſtändig durch Locken und Hin- und Herflattern verſucht, ihn zum Mitkommen zu bewegen. Doch alle Bemühungen ſind umſonſt, und nach vielen Stunden ſitzen die beiden noch immer ſtumm beieinander. Eine feſt zuſammengedrehte Pferdehaarſchlinge, die von isländiſchen Knaben auf dem Steine befeſtigt war, hält dem armen Kerl das eine Füßchen feſt, das durch das unaufhörliche Zerren ſchon ganz ausgerenkt iſt, und nun wartet das Männchen, das gar nicht begreifen kann, warum ſeine Gattin heute nicht nach Hauſe gehen will, geduldig an ihrer Seite, bis die Knaben kommen und dem Ge-fangenen den Kopf umdrehen.

Die Vogelfelſen haben ihre Etagen wie die großen Mietshäuſer in den Städten, und mit Zähigkeit halten die einzelnen Vogelarten an der Gewohn-heit feſt, in einer beſtimmten Höhe zu brüten. Während die Sturmvogelarten und die größeren Möwen meiſt die obere Region bevorzugen, und auch die Lunde gern ihren Bau auf den höchſten Raſenplätzen anlegen, fühlt ſich die Grill-Lumme am wohlſten, wenn ſie aus dem Verſteck, in dem ſie ihre Kleinen ausgebrütet hat, direkt ins Meer gelangen kann. Ähnliche Bedingungen machen die Kormorane und die Eiderenten, wenn ſie im Frühling auf Wohnungsſuche gehen. Auch die Stummelmöwen beziehen gerne die Parterre-wohnungen, wenn ſie nur ſo hoch liegen, daß ihnen bei ſchwerer Brandung die Neſter nicht weggeriſſen werden. Doch legen ſie ihre Neſter auch gern auf etwas höher gelegenen Galerien an, wo ſie in Geſellſchaft von einigen Lummenarten und Alken brüten. Da iſt vor allem die Trottellumme, die in dieſer Region neben der Stummelmöwe den Ton angibt. Während dieſe

C. J. King.

Lummen und Tordalke in Gesellschaft von Papageitauchern und einer Scharbe. *Scilly-Inseln, Juni 1907.*

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1901.*

Papageitaucher und Tordalke.

 Copyright 1910, R. Voigtländers Verlag in Leipzig

kleinſte der Lummen im Winter kaum je einen Laut von ſich gibt, ſcheint es ihr zur Paarungszeit nicht möglich zu ſein, während der Tagesſtunden auch nur einen Moment den Schnabel zu halten. Sobald ſie ihren Einzug halten und ſich ihre Plätze wählen auf den nackten vegetationsloſen Rändern, die ſich an den Felswänden hinziehen, beginnt das Zetern und Schnarren. Alle Töne ſind auf ein endloſes Rrrrrrrrrr geſtimmt. Nur ſcheint jedes Individuum dieſen Laut in ſeiner Weiſe abzuändern und anders zu betonen. Und wenn ſie das Ei ausgebrütet haben, das nur durch die Exkremente der Alten vor dem Hinabrollen bewahrt wurde, dann miſcht ſich noch in das unaufhörliche Geplärre der Eltern das flötende Pfeifen der Kleinen, und erſt gegen Ende Auguſt verſtummt endlich der Lärm. Dann ziehen die Alten fort und die Jungen, die in der Nähe der Brutplätze überwintern, bleiben allein zurück.

Zwiſchen den Trottellummen, die auf dem Meere umherſchwimmen, taucht hier und da ein Vogel auf, der, hier in geringerer Anzahl brütend, in Geſtalt und Benehmen leicht mit ihm verwechſelt werden kann. Das iſt die dickſchnäbelige Lumme. Man hat die Trottellumme, die übrigens ſchon den Übergang zu den Alken bildet, zum Unterſchied von ihr auch wohl die dünnſchnäbelige genannt.

Ihre Stimme iſt auch nicht ſchöner, wie die ihrer Verwandten; doch zieht ſie das ewige ärr und örr nicht ſo lang aus wie die Trottellumme. Auch ruft ſie nicht ſo oft und nicht ſo anhaltend wie dieſe. Auch dieſe Lumme legt nur ein einziges Ei, das allerdings die Größe eines Puteneies hat.

Eigentlich iſt die dickſchnäbelige Lumme mehr im Norden, rund um den Pol herum zu Hauſe und beſonders in Grönland, wo ſie die einzige Vertreterin ihrer Familie iſt, wohnt ſie im Sommer zu vielen Millionen. Die Eskimos ziehen die Bruſthäute mit den Federn ab, um ſie zu gerben. Dann werden ſie aneinander genäht und das Ganze gibt die wärmſten, weichſten und ſchmiegſamſten Kleidungsſtücke.

Der Nebel hat ſich ganz verzogen, aber die Luft iſt noch dunſtig und das Blau des Himmels hat einen milchig grauen Schleier. Hoch oben, weit über den höchſten Felsſpitzen, ſpielen zwiſchen einigen Polarſturmvögeln kleinere Vögel in der Luft umher. Es ſind Tordalken, die dort oben ihre Kreiſe ziehen. Dann flattern ſie hinab und mit raſchen Flügelſchlägen geht's an den Felswänden vorüber und wieder hinauf in die ſonndurchwärmte, weißliche Luft. So fliegen die Lummen niemals und auch bei den Alken ſcheint es eine Art Balzflug zu ſein, der nur zur Brutzeit ausgeführt wird. Schon ſeit dem Februar treiben ſich dieſe Vögel hier umher. In den mittleren und höheren Regionen der Vogelfelſen, wo ſich neben weiten Vorſprüngen tiefe, wagerechte Spalten und Niſchen gebildet haben, legt das Weibchen im Juni ſein Ei. Ohne beſondere Kolonien zu bilden, brüten ſie da friedlich zwiſchen den Stummel-

C. J. King. *Scilly-Inseln.*

Tordalke und Papageitaucher.

möwen. Am liebſten ſind auch ihnen ſolche Plätze, die geſchützt genug ſind, um Gras und Kräuter hervorbringen zu können. Unter den ſchönen Seevogeleiern ſind die Eier des Tordalken, beſonders wenn ſie ſtark gefleckt ſind, wohl die allerſchönſten. Der weißliche Grund iſt rauher gekörnt, wie bei den Lummen, ſonſt ähneln ſie den Lummeneiern ſehr. Auch ihre Jungen ſuchen das Meer ſchon lange, ehe ſie flugbar ſind, auf. Selten hört man die Stimme der Alten. Ab und zu ertönt ein rollendes Groa oder ein Rrrr, aber im allgemeinen ſcheinen dieſe Vögel nicht das Bedürfnis zu haben, das Orcheſter der Bewohner der Vogelberge noch zu verſtärken.

Außer einigen Raubvögeln hat der Tordalk kaum Feinde. Bei der weiten Verbreitung der Alken und Lummen, an den zum Teil unbewohnten Küſten der arktiſchen Länder kommt der Menſch als Feind nicht ſehr in Frage. Wie der Genuß aller dieſer Felſenvögel dem armen Nordländer, der jahraus jahrein von Fiſch, Schaffleiſch und allerlei tranigem Getier leben muß, eine erſehnte Abwechſlung bieten, ſo wird auch der Tordalk, ſeine Eier und ſeine Jungen dort, wo die Menſchen ihn nur irgendwie erreichen können, mit allen

39*

C. J. King. Scilly-Inseln, Juli 1907.

Tordalke und Papageitaucher.

Listen erbeutet. In den Buchten, in denen diese Vögel tauchend ihre Nahrung suchen, spannen z. B. die Norweger große Netze aus, die ihnen den Rückzug abschneiden; auch fängt man sie mit Schlingen und Käschern von den Eiern weg. Das Fleisch des Tordalken übertrifft übrigens an Wohlgeschmack das aller anderen Felsenvögel. Da dieser Alk der nächste Verwandte des ausgerotteten Riesenalks ist, kann man sich leicht vorstellen, wie wichtig der letztere, der gewiß ganz ähnlich schmeckte, für die Hochseefischer war, die an den Bänken Neufundlands fischend, monatelang bei Fisch, Pökelfleisch und Schiffszwieback ihre schwere Arbeit verrichten mußten.

Es ist eine warme Augustnacht. Aus den Fenstern einer am Strande gelegenen Hütte dringt schwacher Lichtschimmer. Auf dem Tisch des behaglichen Wohnraumes steht eine kleine Petroleumlampe; an der Wand hängen Photographien und eine alte Lithographie, Hamlet und die Schauspieler darstellend. Über dem offenen Feuer hängt ein Kaffeekessel. Am Tische sitzen drei Männer, die sich bei Kaffee, Schwarzbrot, gerolltem Hammelfett und sauren Walfischflossen munter unterhalten. Die alte Mutter schleicht auf

C. J. King. Scilly-Inseln, Juni 1908.

Tordalk und Papageitaucher.

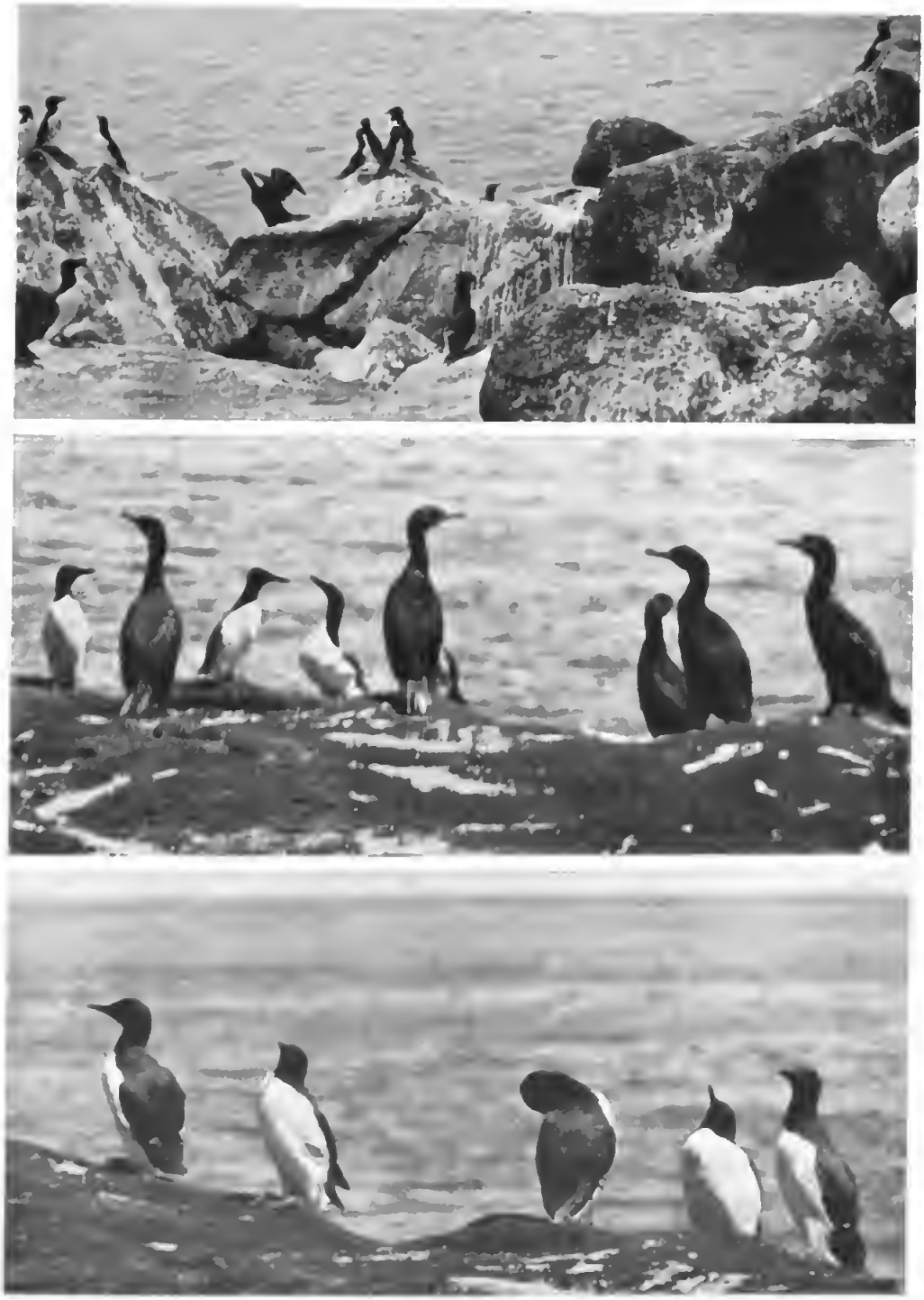
dicken, wollenen Strümpfen herein. Von ihrem linken Arme hängt eine merkwürdige Masse herunter. Jetzt geht sie zum Feuerplatz, kniet nieder und legt etwas auf die Glut, das wie ein verdorrter brauner Vogel aussieht. Es ist ein geräucherter Seepapagei. Brennmaterial ist hier auf dieser Insel ein schwer zu beschaffender Artikel. Bäume gibt es nicht, Torf ist auch nur vom Festland zu beschaffen, und das Treibholz bildet mit sonstigem Strandgut das Fixum des Arztes. Der wenige Kuhmist auf der Insel wird in dem feuchten Klima selten so trocken, daß man mit ihm heizen kann, und da muß denn unser Lund wieder herhalten. Die Brust- und Bauchfedern werden in die Betten gestopft, und dann werden die Vögel geräuchert, nachdem man sie mit den krumm gebogenen Flügeln so aneinander gehakt hatte, wie sich bei uns die jungen Leute unterfaßten, als man noch den Schunkelwalzer tanzte. Der groteske Gesichtsausdruck, der dem Vogel den Namen Larventaucher eingetragen hat, ist diesen braunen Mumien auch im Tode geblieben.

Als der Morgen dämmert, brechen die Männer auf, und schwer bepackt geht einer nach dem anderen über die Planke, die vor dem Hause über einer

C. J. King. Scilly-Inseln, Juni 1909.

Trottellummen.

Das untere Bild zeigt zwei Vögel in zärtlichem Tête-à-tête.



C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1908.*

Trottellummen, teils in Gesellschaft von Scharben und Tordalken.

O. Grabham. *Bempton · Cliffs (Yorkshire · England), Juni 1908.*

Junge Trottellumme.

Pfütze liegt; in dieſer modern Haufen von Dorſchköpfen, Fiſchreſte und Vogeleingeweide. Nun geht's hinab ins Boot. Ein Fäßchen Süßwaſſer, ein paar lange Seile, Käſcher an Stangen, Brot, Kaffee, geräucherte Lundbrüſte und Hammelfleiſch wird an Bord verſtaut, und nach kurzem Rudern landen ſie drüben an der Halbinſel, wo die meiſten Vögel niſten. Nach ſchwieriger Kletterei iſt alles oben in einem kleinen Zelte untergebracht; dort ſind Federbetten hergerichtet, in denen ſich die drei Vogelfänger des Nachts verkriechen können. Wochenlang bleiben die Männer hier oben und jeder Vogel, der irgendwie für ſie erreichbar iſt, wird ergriffen und hängt gleich darauf mit umgedrehtem Halſe am Ledergürtel. Junge und alte Seepapageien werden mit der Hand aus den Höhlen gezogen, Tauſende werden mit einem Inſtrument, das wie ein rieſiges Schmetterlingsnetz ausſieht, in der Luft gefangen, wenn ſie, vom Meere kommend, über den Rand des Abgrunds ihrer Niſthöhle zuflattern. Doch ſchwieriger als die Seepapageien ſind die Lummen und Alke zu erbeuten, die auf den ſchmalen Geſimſen niſten. Manchmal kann man ſie kletternd von der Seite her erreichen; aber Tritt und Griff muß ſicher ſein.

O. Grabham. *Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1908.*

Eiersammler bei ihrer gefahrvollen Tätigkeit.

Der angeseilte Mann wird hinabgelassen. **Der Mann hat ein Nest gefunden und gibt ein Haltezeichen mit der Hand.**

O. Grabham.

Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1908.

Eiersammler bei ihrer gefahrvollen Tätigkeit.

Das gefundene Nest wird seiner Eier beraubt. **Die Beute.**

O. Grabham. *Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1908.*

Dreihundert gesammelte Lummeneier.

Wer nicht jeden seiner Muskeln in der Gewalt hat, wenn er, mit der Brust an die senkrechte Felswand gedrückt Schritt für Schritt auf dem schmalen Bande sich entlang schiebt, um sich herum die geängstigten Vögel, tief unter sich das brausende Meer, — der kehrt schweißgebadet und schaudernd um, ohne auch nur *einen* Vogel erbeutet zu haben. Einige wenige Insulaner betreiben Jahr für Jahr dieses Geschäft.

Die unteren Etagen der Vogelberge werden vom Boot aus erstiegen und beraubt, und nur die exponiertesten Bänder, die auf keine andere Weise zu erreichen sind, müssen mit Hilfe des Seiles bezwungen werden. Der Mann, der sich an dem Seile herabläßt, muß versuchen, einen Felsvorsprung zu erreichen, von dem aus er dann kletternd weitergelangt. Auf ein Zeichen hin lassen ihn die Männer, die das Seil halten, weiter hinab, und wenn er schließlich ganz unten angekommen ist, wird er von einem Boote in Empfang genommen. Selbstverständlich kann auch der verwegenste und geübteste Vogelfänger nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Vögeln erbeuten. Trotzdem nehmen an einzelnen Brutplätzen besonders diejenigen Vogelarten

W. Farren. *Farne Islands, Juni 1905.*

Trottellummen und Heringsmöve.

allmählich ab, die am beliebtesten sind. Das sind vor allem die Lummen, Alke und Seepapageien. Die Eiderente hingegen, deren Ausnützung durch den Menschen wirklich rationell betrieben wird, nimmt an Zahl zu, statt daß sie sich vermindert.

In Norwegen erbeutet man übrigens den Lund auch mit Hilfe von kurzbeinigen Hunden, die man in den Bau schliefen läßt. Es muß ein Köter mit viel Schneid und Erfahrung sein, dem es auf die Dauer Freude machen soll, seine Nase in die enge, dunkle Röhre dem Vogel mit dem starken, kantigen Schnabel entgegenzuschieben. Und tatsächlich sind auch geübtere Hunde oft froh, wenn sie auch ohne Beute mit schweißenden Lefzen das Tageslicht glücklich wieder erreicht haben. Gelingt es dem Hunde, den Lund zu packen, dann zerrt er ihn heraus und bringt ihn lebend seinem Herrn.

* * *

Der Winter hat begonnen, und mit den Rottgänsen und Strandläufern, Enten und Brachvögeln sind auch allerhand Räuber mitgekommen vom Norden

O. Grabham. *Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1907.*

Brütende Trottellummen.

Neben dem mittelſten Vogel iſt ein Ei ſichtbar.

her, die in den fetten Jagdgründen der Nordſeeküſte ein behagliches Leben führen.

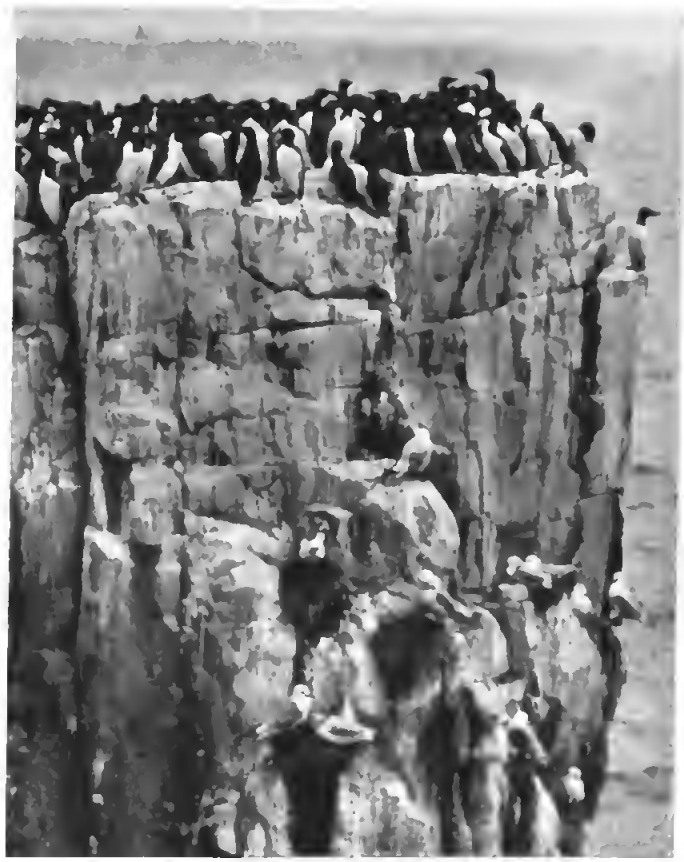
Die Abendſonne ſcheint rötlich durch die dunſtigen Wolken. Strandläufer ziehen in kleinen und großen Schwärmen übers Watt, und in Geſellſchaft von Tauſenden ſitzen Auſternfiſcher in langen, ſchwarzweißen Maſſen am Strande. Die kommende Flut bedeckt die Sandbänke im Watt und zwingt die dort verſammelten Vögel, aufzufliegen. Viele von ihnen kommen an den Rand der Außenweide, die zwiſchen Dünen und Wattenmeer ſich hinzieht, und laſſen ſich dort nieder.

Die ſichelförmigen Fittiche zurückgebogen, jagen zwei flinke Zwergfalken dicht über die Wieſe dahin, um einen Regenpfeifer zu ſchlagen oder einen ihrer nordiſchen Landsleute, eine Schneeammer. In großen Scharen fliegen dieſe, hell lockend, in ewiger Unruhe von einem Platze zum anderen, um die Samen aus den Salzpflanzen zu picken.

O. Grabham. *Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1907.*

Trottellummen, in ihrer Mitte eine Ringellumme.

Weit hinten, in der Nähe der äußersten Dünen, sitzt ein brauner, großer Seeadler auf einem Stück schwarzem Seetorf, von dem aus er die flache Gegend weithin übersehen kann. Er hat heute noch kein Weidmannsheil gehabt und sich auch wohl noch nicht sehr darum bemüht, denn gestern, am Montag, hat er einen Hasen gekröpft, der am Sonntag in den Dünen krankgeschossen worden war. Er strengt sich nicht an, wenn's nicht dringend nötig ist, und auch heute Abend gedenkt er eine möglichst wenig aufregende Jagd abzuhalten. Langsam streckt er seinen Hals weit vor, öffnet den Schnabel und ruft: Krah — krah — krah. Dann wird der Ton heller und höher und geht in ein schnelles Kri-kri-kri über. Jetzt steigt er behaglich herab von seinem Sitze, breitet die riesigen Schwingen aus und mit schwerfälligem Fluge, ruhig und gelassen die Flügel schlagend, geht's hinaus übers Watt. Schwanz und Schnabel sind etwas gesenkt, die fürchterlichen Fänge angezogen. Weit draußen auf dem



R. B. Lodge. *Farne Islands.*

Trottellummen und brütende Dreizehenmöven.

Waſſer ſchwimmt eine kleine Geſellſchaft Lummen, die er von weitem ſchon geſehen hat. Er beeilt ſich nicht ſonderlich, kümmert ſich auch heute nicht um die anderen Vögel, die ſich im Notfall fliegend vor ſeinem Angriff zu retten ſuchen würden, ſondern ſteuert geradenwegs auf die kleine Lummengeſellſchaft zu. Einen Augenblick halten dieſe im Schwimmen inne und, ſowie ſie gewahr werden, daß der hohe Beſuch *ihnen* gilt, verſchwindet eine nach der anderen, um ſich tauchend zu verbergen. Aber das Waſſer iſt klar und flach, der Grund iſt hell, und das grüne Seegras, das da unten in einzelnen Büſcheln wächſt, iſt viel zu kurz, um ſich darin zu verbergen. Das alles weiß der Adler, und mit Entſetzen merken es jetzt auch die Lummen. Den keilförmigen Schwanz weit ausgebreitet, kreiſt er jetzt, von der Abendſonne beſchienen, in gemächlichem Fluge über der Stelle, wo die Vögel verſchwanden. Da erſcheint eine der Lummen mit dem Kopfe über der Waſſerfläche, holt ſchnell Atem und

Helgoland, Juli 1909.

W. Köhler.

Partie des Lummenfelsens vom Meer aus gesehen. Trottellummen haben alle Vorsprünge und Nischen besetzt.

taucht mit geöffneten Flügeln weiter, immer dicht über dem sandigen Grunde; jetzt nähert sich ihr der große braune Räuber, begleitet fliegend ihren Weg, den Blick unverwandt auf sein Opfer geheftet, bis nach wenigen Minuten das arme geängstigte Tier auftauchen muß, um von neuem Luft zu schnappen. Da legt er die Flügel etwas an, streckt die geöffneten Fänge vor und stößt hinab. Doch die Lumme in ihrer Todesangst war schneller als er. Immer weiter muß sie schwimmen in der Hoffnung, eine tiefe Stelle zu erreichen, wo sie sich dem Auge des grausamen Gegners entziehen könnte. Aber das Meer bleibt flach, und der braune Schatten da oben begleitet stumm und unabwendbar jede ihrer Bewegungen. Noch einmal gelingt es ihr, dicht neben den Fängen ihres Feindes einen Atemzug zu tun, — dann wird sie matter und matter, und als sie nun, zum Tode erschöpft, halb erstickt wieder hinaufkommen muß, — da schlagen sich die scharfen Klauen in den kleinen Körper hinein, noch ehe sie den Wasserspiegel erreichte. Noch ein krampfhaftes Um-sich-Beißen — dann läßt sie ihr spitzes Köpfchen herabfallen, das Blut rinnt aus dem geöffneten Schnabel, und der Adler fliegt mit gelassenen Flügelschlägen, das Meer fast mit den Spitzen der Schwingen berührend, dem Lande zu, um eine einzeln stehende Düne zu erreichen, die ihm seit Wochen zum Schlafplatz dient. Auf ihrer Spitze liegen die Knochen und der zerzauste, mit Sand beklebte Hasenbalg, der Rest der gestrigen Abendmahlzeit.

Fr. Moore. *Scilly-Inseln, Juni 1910.*

Schwimmende Papageitaucher.

Die Uferschnepfen.

Von Dr. Ernst Schäff.

Die behäbigen, schwarzbunten Kühe und Rinder von Emmo Oltmanns haben es gut auf den weiten, sonnenbeglänzten, grünen Weiden da drunten in Ostfriesland. So weit das Auge blickt, nichts als fettes, grünes Gras, in dem man, wenn man ein Rindvieh ist, so recht behaglich den ganzen lieben Tag fressen kann, und wenn das Vermögen und der Magen nicht weiter reicht, dann legt man sich recht bequem und gemütlich in die Sonne, kaut wieder und sieht den wunderlichen, dünnhalsigen und langbeinigen Vögeln zu, die kein Gras fressen, sondern Regenwürmer, Schnecken und anderes derartiges Unzeug, das ein richtiges Rindvieh überhaupt gar nicht ansieht. Da stelzen zwischen dem Vieh die gravitätischen Brachvögel, die quecksilbernen Kiebitze, die nervösen Kampfhähne und die phlegmatischen Uferschnepfen oder Limosen (Limosa limosa [L.]) umher, eine gemischte Gesellschaft, aber friedfertig und verträglich, obwohl sie sich eigentlich in Bezug auf die Nahrung Konkurrenz machen. Aber es ist genug für alle da und so kann es sich unsre Limose, die in ihrem großenteils rostroten Hochzeitskleid, die Oberseite schwarzfleckig, der Bauch weiß, der abgestumpfte Schwanz schwarz mit weißer Wurzelhälfte, von allen ihren anderen langbeinigen Mitbewohnern der Marschwiesen leicht zu unterscheiden ist, im allgemeinen recht bequem machen und das tut sie auch ganz gern. Nur wenn sie Hochzeitsgedanken im Kopfe hat, und das pflegt ja bei jedem normalen Vogel alljährlich im Frühjahr der Fall zu sein, dann gerät auch bei der Uferschnepfe das Blut in Wallung, sie wird aufgeregt, laut und beweglich, sogar hastig — oder wenn ihre Nachkommenschaft, sei es im Ei oder nach dem Ausschlüpfen, bedroht ist, dann macht Angst und Sorge den Vogel ebenfalls beweglicher und lebhafter. Bald nach ihrer etwa Anfang April, später als beim Kiebitz, erfolgten Rückkehr aus dem warmen Süden fühlt sich die Limose, wenn sie sich in ihrem Aufenthaltsort etwas umgesehen und eingelebt hat, bewogen, ihren Gefühlen durch laute Rufe Ausdruck zu geben, die wie „grutto", „grieta" oder „gretav" lauten, Umschreibungen, die vielfach von den Landleuten als Namen für den Vogel selbst gebraucht werden. Bald finden sich mehrere Genossen ein, die alle ihrem Herzen Luft zu machen sich veranlaßt fühlen, dabei aber auch, wenn ein oder mehrere Vertreter des sogenannten schöneren Geschlechts anwesend sind, sofort aufeinander eifersüchtig werden und sich in der Luft jagen und bekämpfen. Hierbei entwickeln sie bedeutende

de Wolff. *Geldersche Vallei (Holland), Mai 1910.*

Dunenjunge der Schwarzschwänzigen Uferschnepfe.

Schnelligkeit und Gewandtheit, so daß dies Jagen und Kämpfen einer Anzahl Uferschnepfen ein anziehendes Bild gewährt, wobei freilich das andauernde, immer wiederholte „grutto . . ." auf die Länge etwas auf die Nerven fällt. Charakteristisch für den Balzflug der Limose ist die sehr eigentümliche und auffällige Gewohnheit des balzenden Männchens, sich im Fluge plötzlich auf die Seite zu werfen, einen Flügel steif in die Höhe zu recken und mit dem andern umherzuschlagen, sich dann auf die andre Seite zu werfen und es wieder mit dem entsprechenden andern Flügel ebenso zu machen wie vorher. Dies Spiel wird mehrfach wiederholt. Außerhalb der Paarungs- und Brutzeit pflegt unser Vogel langsam und gemächlich zu fliegen.

Wenn sich nach vielem Geschrei und lärmenden Flugspielen die Paare zusammengefunden haben, so wird der „häusliche Herd" bezw die Kinderstube, meist in recht sorgloser und nachlässiger Weise hergerichtet. Im hohen Grase versteckt, gern in der Nähe irgendeines Tümpels, steht das höchstens mit einer dürftigen Auskleidung von trocknen Halmen versehene, oft selbst dieser geringen Auspolsterung entbehrende Nest recht verborgen, so daß es meist nur zufällig

40*

de Wolff. *Gelderssche Vallei (Holland), Mai 1910.*

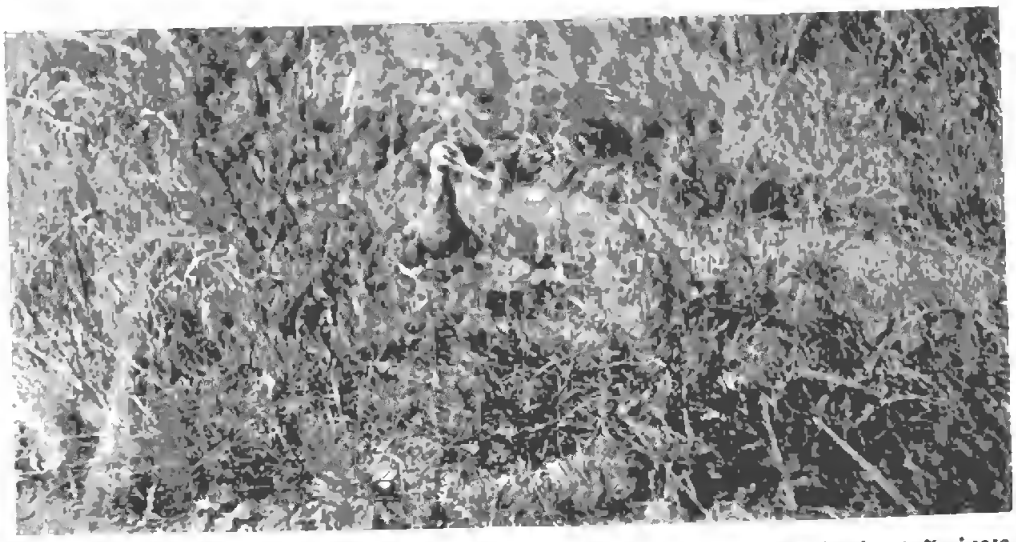
Schwarzschwänzige Uferschnepfe ihre Jungen deckend.

gefunden wird. In dies Versteck nun legt das Limosenweibchen seine vier, selten nur drei Eier, die in Form und Farbe recht bedeutend variieren. Sie erinnern zwar an Kiebitzeier und werden auch sehr oft mit solchen und anstatt solcher auf die Märkte großer Städte gebracht, da man sich ja leider immer noch einbildet, Kiebitzeier wären eine ganz besondere Delikatesse, und sich nicht entblödet, dem nützlichen und schon bedenklich seltener werdenden Vogel, sowie manchen seiner Genossen die Eier fortzunehmen. Um wenigstens einige Mitteilungen über Farbe und Form der Limoseneier zu geben, möge gesagt sein, daß ihre Grundfarbe ein mehr oder minder dunkles Olivengrün ist, mit verwaschenen grauen Unterflecken und braunen, am stumpfen Ende des Eies dichter stehenden Oberflächenflecken. Wie der Grundton, so wechseln auch die Flecke in Bezug auf den Farbenton, die Zahl und die Verteilung. Auch die Form der Eier ist verschieden, sie ist bald mehr gestreckt, bald mehr bauchig. Nähert sich ein Mensch dem Neste der Uferschnepfe, so gibt es große Aufregung! Hin und her fliegt das aufgestörte Weibchen über dem Eindringling, immerfort seinen Angstruf, der wie „tiderit" klingt, mit dem

de Wolff. *Geldersche Vallei (Holland), Mai 1910.*

Schwarzſchwänzige Uferſchnepfe zu den Jungen gehend.

Ton auf der erſten Silbe, ausſtoßend. Auch das Männchen beteiligt ſich an dem Spektakel, wenn auch vorſichtigerweiſe aus einiger Entfernung. Was ein geriſſener Kuhjunge iſt, der findet ſelbſtverſtändlich das Neſt und läßt ebenſo ſelbſtverſtändlich die Eier nicht liegen. So geht manches Gelege verloren. Wenn aber alle Gefahren während der Brutzeit glücklich überſtanden wurden, dann entſchlüpfen den Eiern die zarten, bunten, oberſeits auf licht gelblichbraunem Grunde dunkel längsgefleckten, unterſeits zur Hauptſache weißen Jungen, die anfänglich etwas wackelig auf ihren langen, weichen Beinen ſtehen, aber ſich bald kräftigen und früh der Mutter folgen, die ſie lehrt, ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen und ſich bei drohender Gefahr zu verſtecken. Unterdes ſucht die Mutter nach Art mancher andern Vögel den Feind zu täuſchen, indem ſie ſich krank oder lahm ſtellt, auf dem Boden dicht vor ihm herflattert und ihn häufig genug wirklich weit von dem Platz fortlockt, wo die Jungen ſich verbargen, um dann mit einem Male raſchen Fluges zu ihnen zurückzukehren und ſie ſchleunigſt weiter wegzuführen. So geht allmählich der Sommer ſeinem Ende entgegen, die jungen Uferſchnepfen ſind



K. Zimmermann. *Lewitz (Mecklenburg), Juni 1910.*

Schwarzschwänzige Uferschnepfe im Jugendkleid.

groß geworden wie ihre Eltern, aber sie tragen zunächst ein ganz anders aussehendes Federkleid als jene, an Kopf, Hals und Oberseite graubräunlich, ohne eine Spur des schönen rostroten Tones, der das Frühjahrskleid der alten Limosen so sehr ziert. Aber auch die Alten legen, wenn die Reisezeit naht, ihr auffallendes Gewand ab und kleiden sich einfacher, ganz ähnlich wie ihre Kinder im ersten Kleide. So begeben sie sich auf die Reise, schon von August an, aber sie beeilen sich keineswegs, machen vielmehr häufige Stationen, besonders gern am Meeresstrande, wo sie neben vielen andern entfernteren Verwandten auch ihre nächsten Vettern, die rostroten Limosen, antreffen.

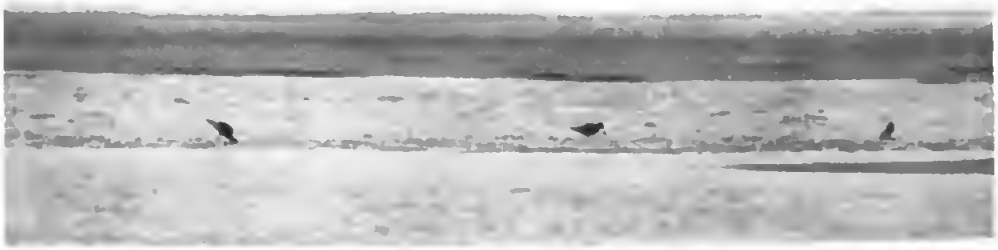
Diese wohnen viel weiter nordwärts, im höchsten Norden von Europa und Asien, ziehen aber alljährlich in großer Zahl bei uns durch und gehören zur Zugzeit zu den häufigeren Gästen am Meeresstrande, während sie das Binnenland weniger lieben. Auch sie treffen schon im August bei uns ein, müssen also ihre ferne Heimat schon sehr zeitig verlassen. Auf den Watten der Nordsee, wo sie gern längeren Aufenthalt nehmen, leben sie wie die andern Strandvögel, ziehen bei Ebbe weit hinaus bis an den Rand des Wassers und weichen vor der steigenden Flut langsam zurück, so langsam, daß ihnen das Wasser oft bis an den Leib reicht, bis sie sich endlich entschließen, weiter zu fliegen. Die rostrote Uferschnepfe wäre mit der schwarzschwänzigen leicht zu verwechseln, da sie ihr in Gestalt, Größe und auch in der Hauptfarbe sowohl im Sommer als auch im Herbst und Winter sehr ähnelt. Doch weist sie ein sehr charakteristisches Merkmal auf, das ist die

Schwanzfärbung, die aus ſchwarzer und weißer Bänderung beſteht. Der Name „roſtrote Uferſchnepfe“ würde an und für ſich gerade ſo gut auf die ſchwarzſchwänzige Limoſe paſſen, aber er iſt nun einmal eingebürgert. Mit andern Strandvögeln verträgt ſich die recht phlegmatiſche nordiſche Limoſe ſehr gut, denn man ſieht ihre lange Geſtalt auf den Wellen ebenſo oft zwiſchen den Scharen der Tringen, Steinwälzer uſw. wie neben den ſie an Größe überragenden Brachvögeln. Steigt die Flut bis an ihre obere Grenze, ſo ziehen ſich die Scharen der lappländiſchen Limoſe bis auf hoch gelegene,

R. B. Lodge. *England, September 1898.*

Roſtrote Uferſchnepfe.

freie Umſchau gewährende Orte, denn ſolche ſuchen dieſe Vögel ſtets auf, und pflegen hier der Ruhe oder ſie ſpazieren auf den Wieſen umher und durchſuchen hier flache Tümpel und ſumpfige Stellen. Wenn ſie nicht direkt auf dem Zuge ſind und ſehr weit fort wollen, fliegen ſie meiſtens ziemlich dicht über dem Boden und nur mäßig raſch; auf dem Zuge ſelbſt aber fliegen ſie hoch und ſchnell und gewähren dann ein ganz andres Flugbild als ſonſt. Ihr Lockruf klingt etwas heiſer, etwa wie „gäib“; wenn eine größere Schar, die im Herbſt recht wohl mehrere hundert Vögel enthalten kann, durcheinander ruft, ſo ergibt es eigenartige Laute, die ſich kaum beſchreiben



M. Behr. *Aurum, September 1905.*

Roſtrote Uferſchnepfen bei der Nahrungsſuche.

laſſen. In Bezug auf das Leben zur Brutzeit, auf die Eier uſw. ſtimmen beide Uferſchnepfen ſo ſehr überein, daß es ſich erübrigt, für die Limosa lapponica noch beſondere Angaben zu machen. Letztere iſt als Brutvogel bei uns noch nicht nachgewieſen worden; ihre ſchwarzſchwänzige Verwandte dagegen brütet, wie erwähnt, nicht ſelten in Oldenburg, Oſtfriesland, Holland, weniger häufig im öſtlichen Norddeutſchland, dagegen wieder zahlreich im ſüdöſtlichen Europa. In Nordrußland und Sibirien fehlt ſie ſchon, geht alſo viel weniger weit nordwärts als die roſtrote Limoſe.

Der Steinkauz.

Von Else Soffel.

Im Häuschen des Gütlers, das wie ein Schwalbennest an die Parkmauer geklebt ist, puppenhaft klein, mit fast flachem Dach, unter dem die Fensteraugen heimlich blinken, liegt eines krank. Als der Abend da ist, zieht der Mond mit den Wellen des alten Kanals der Heide zu. Dort liegt er still auf weiten Plätzen, hängt als schimmernder Nebel um nackte Zweige.

Der Kauz weiß nichts davon, daß das Kind des Gütlers krank ist. Aber als sie es zwei Tage drauf hinaustragen, wo mitten im Feld weit vom Ort der einsame Gottesacker und das uralt-kleine Kirchl beieinanderliegen, da wundert sich niemand drüber.

War doch der Totenvogel alle Nacht dagewesen, so viel auch die Mutter Wallfahrten gelobt hat und hat vor den Fenstern gerufen: komm' mit, komm' mit — auf den Kirchhof. Gerade vor dem Fenster, wo das Annerl gelegen hat. Da hat's halt mitgehn müssen, das arme Ding. —

Aber der Gütler ist ein guter, alter, oberbayrischer Katholik, dem beim Glauben auch noch der Aberglaube geblieben. Und als er nicht lange darnach im Holz um Mittag den Kauz im alten, ausgehöhlten Lindenstamm zu fassen kriegte, nahm er ihn mit und nagelte ihn lebend daheim ans Scheunentor.

Armer Kauz! Es war nur das Lampenlicht gewesen, dem du zugeflogen! Das letzte im Dorf und deinem Wald am nächsten! Und daß du der Ohreule geholfen, die Feldmäuse auf dem Herbstacker des Bauern in Schach zu halten, das hat er euch schlecht gedankt!

Der Norden ist dunkel und hat düstere Märchen. Im Süden ist's besser, Kauz. Deine Vorfahren waren die Vögel der weisen Schirmherrin von Athen. Und dein Name hat noch heute dort einen andern Klang als im Norden, ein Abglanz aus Minervas Tagen liegt darauf. Dein Bruder ist der wohlgelittene Mitbewohner der Höfe und Häuser, der sagenhafte Pförtner verfallener Paläste, deren Dach der offene, dunkle Himmel des Südens ist. Zwischen mürbem Gestein, aus dessen Verfall brennende Blüten sprießen, macht er ernsthafte Bücklinge und schaut mit den Augen eines einsamen Sonderlings auf den Fremden. Oder träumt mit halbgeschlossenen Augen, alt und pludderig im Gefieder, in einem Mauerloch um Mittag.

R. Paul. *Vivarium.*

Steinkauz mit geſchlagenem Vogel.

Man muß wohl ſelber ſo eine Art Kauz ſein, um den Kauz zu mögen. Alles iſt hinter ihm her, Menſchen und Getier. Glaubt er ſich einmal ruhig und ſicher an einem Fleckchen zum Genuß der Sonne, ſo hat ihn ſicher ein Feldſperling oder ſonſt einer entdeckt und zetert, bis der ganze Wald es weiß und ſein Frieden dahin iſt.

Was ſich bei Nacht nicht wehren kann, ſchimpft bei Tage aus ſicherer Entfernung; wie eine Wolke umſchwirrt das Gevögel den Kauz, bis er ſich endlich hebt und in trägen Bogen, ſchläfrig und unwillig den Platz verläßt.

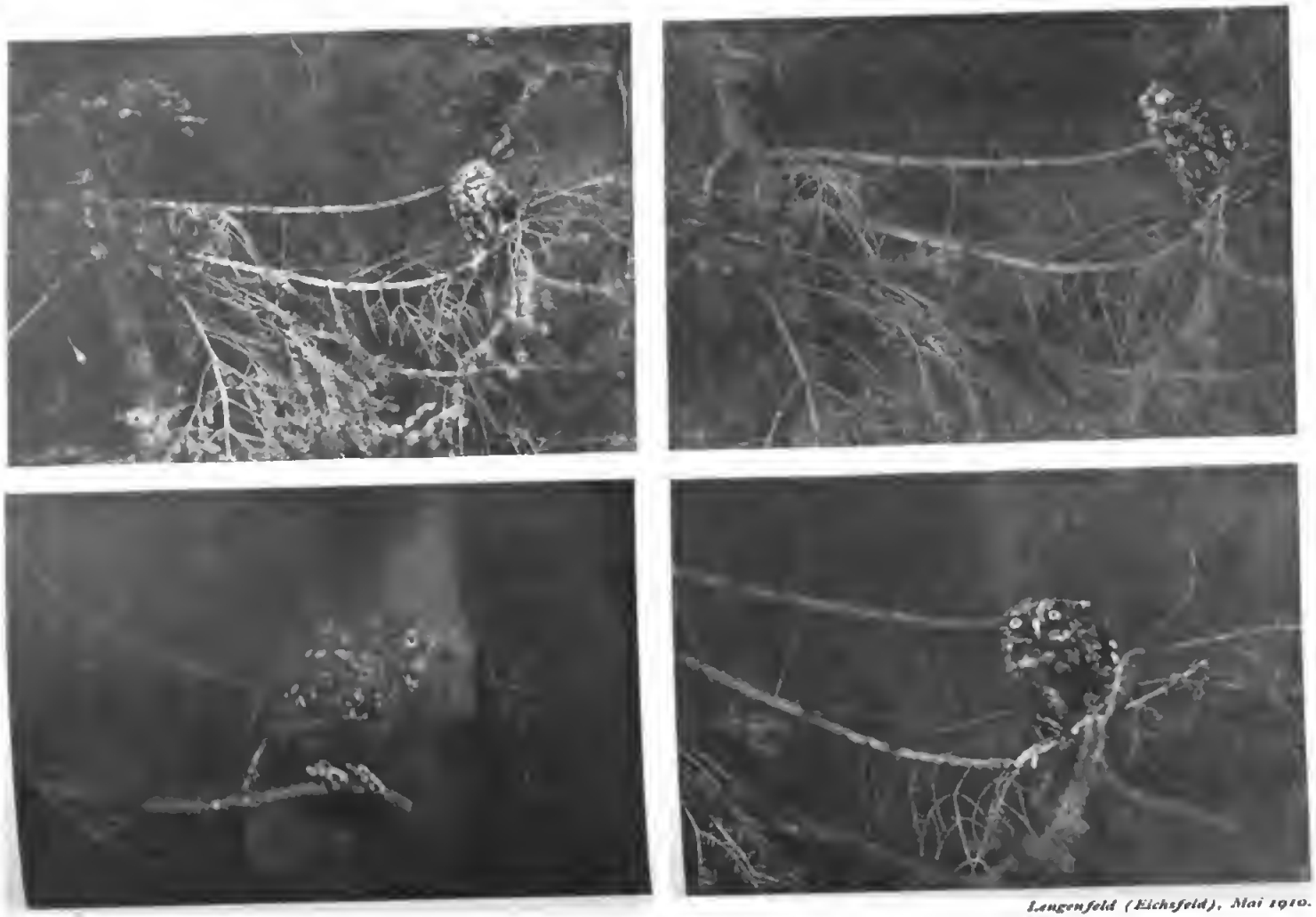
K. Soffel. *Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910.*

Steinkauz im Dickicht.

Er fliegt ein Stück zwischen den Bäumen, dann am Waldrand hin, bis er an die Blöße kommt, wo das Harz am frischen Schnitt der Stumpfe festgetrocknet ist und die Föhren schwer in der Mittagssonne duften. Dort probiert er's noch einmal auf einem alten Knorren, den das aufgeschichtete Schlagholz verbirgt. Prachtkäfer kommen unter der lose deckenden Rinde ans Licht, und machen sich im Holzmehl zu schaffen, das leise rinnt, das Gras ist still wie die Wolke und die blendweiße Straße — es geht kein Lüftchen. Nur der Häher meldet einmal. Aber es ist nichts weiter los und die Birksträucher, die plötzlich ein Wind erschreckt hat, sind wieder zurückgesunken in Schlaf. Da geht's dem Kauz auch einmal gut. Er schließt die Augen so weit, daß sich die Wimpern berühren und schüttelt sich, daß alles lose hängt und die Sonne durchkann. Die Bauchfedern decken noch die graubehaarten Zehen, die Flügel liegen nur halb an.

„Was ist das weiß-grau-braune, regloſe, undeutliche Etwas dort auf dem Stumpf?" Der Kauz erweitert mißtrauisch den Augenspalt, ohne sich zu rühren. In den gelben Sternen sitzt die Pupille als winziger, schwarzer Punkt. Und ein Stückchen Mittagstraum deckt die müden Lider, die sich langsam wieder schließen. Der Störenfried ist vorbeigegangen. Der Nachmittag spinnt seinen Faden zu Ende, langsam leise.

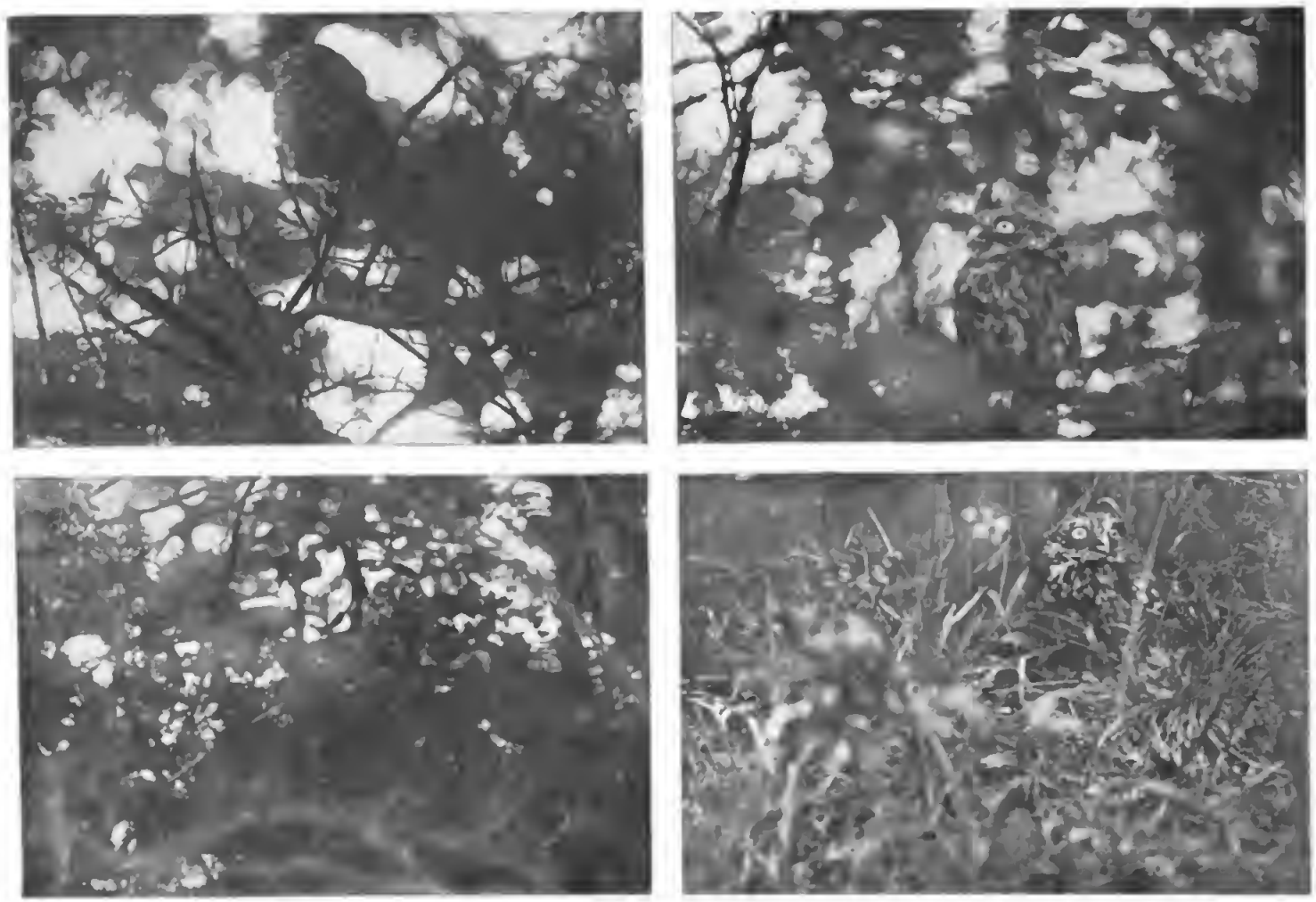
Als die Sonne um die Waldecke geht, macht sich der Kauz schlank und



Langenfeld (Eichsfeld), Mai 1910.

K. Soffel.

Steinkauz in später Dämmerung in der Nähe seines Nestes sein Wesen treibend.



K. Soffel *Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910.*

Steinkauz in ſpäter Dämmerung in der Nähe ſeines Neſtes ſein Weſen treibend.

Rudiger. *Reichenbach (O.-L.), Juli 1908.*

Steinkauz.

hebt wieder die Flügel. Er ſtreicht über die Lichtung, fliegt über die Straße, dann wieder im Föhrenwald, wo die Ohreulen zu Hauſe. Kommt wieder an eine Blöße, wieder ins hohe Holz. Jenſeits liegt die Heide. Er hält ſich aber um dieſe Zeit im Schutz der Bäume; die Heide ſieht ihn nur des Nachts.

Es iſt immer das gleiche Bild ſtundenweit hier, die Landſchaft hat nur ein Geſicht, nur einen Gedanken immer wieder und iſt ſtill, ſo ſtill. Als ob ſie ſich beſänne. Was ſie denkt iſt Vergangenheit, ſie hat früher viel geſehen.

Einmal öffnet ſich der Wald, eine weite Lichtung liegt da, die er auf allen Seiten umſchließt: graſige Heide und Jungholz, hohe, ſchlanke Glocken ſtehen im Grün, ein Kirchl liegt da, alt, uralt und vollſtändig allein, denn das Dorf, zu dem es gehörte, liegt verſchüttet, verfallen unter dem hohen, dünnen Gras.

Alle Jahr einmal ſoll noch Gottesdienſt hier ſein und dazwiſchen wird

Rüdiger. *Reichenbach (O.-L.), Juli 1908.*

Steinkauz, im Begriff abzuſtreichen.

der Platz und das Kirchl von einem einſamen Gänger entdeckt und eine Zeitlang wie ein heimlicher Schatz beſucht. Dann iſt es wieder verlaſſen und ſieht nur den Kauz. Es führen grasüberwachſene Steingänge vom Kirchl weg, in einer Mulde liegen mürbe Blöcke, von Pflanzen überwuchert, Königskerze und Natterkopf wachen vor einem dunkeln, niedrigen Torbogen.

Es wohnt niemand hier außer dem Kauz, und ſein Futter braucht er auch nicht weit zu holen, es hauſen genug kleine Dunkelleute in dem Gemäuer und im nahen Wald. Aber ihm gefällt es, des Abends das Holz zu verlaſſen, um auf der weiten, freien Heide im kühlen Mondlicht zu baden. Lautlos fliegt er dann, anders als am Tage und hält ſich niedrig; wenn es ſchwarz über den knappen Boden ſchnellt, daß man nicht weiß, was man eben geſehen, faßt er die Maus. Er ruft den Mond an und fliegt dicht an die Fenſter des Einzelhofs zur ebenen Erde, alle Abend, wenn die Bäuerin das Licht angezündet hat. Außer ihm iſt dann niemand draußen, nur fern von der andern Seite, wo das Holz an Äcker ſtößt, klagt es herüber, kommt näher und verklingt einmal dort, einmal da. Das iſt die Ohreule, die ihre Jungen lehrt. Und am Waldrand riſpeln die Mäuſe. Der Kauz ſitzt am Boden und hat eine vor. Er ſchüttelt ſie feſt, wirft den Kopf zurück und ſchnappt, um ſie beſſer in den Schnabel zu kriegen. Er hilft mit einem Fuß nach, gebraucht die Zehen geſchickt wie Finger. Er legt den Kopf nieder, daß er und der Rücken eine Linie bilden und durchſucht ſcharf das ſchattenhafte Halbdunkel. Im Holz kracht es, es ſchiebt ſich durchs Gebüſch. Dazwiſchen hält's ſtill. Nun iſt's außerhalb der Bäume, der

G. Wolff. *Beuterf, Mai 1909.*

Drei Wochen alte Steinkäuze.

Schatten fällt auf den Heideboden, bewegt sich sachte vorwärts. Der Kauz macht ihm einen Bückling, fährt dann wieder in die Höhe, schreit gell und kurz, ein zorniges Gebell, die Maus läßt er, schwebt am Rand des Holzes leisen, weichen Flugs und ist fort. Als das Licht blaß und grau wird, Wald und Haus nüchtern dreinsehen, tut sich die Tür vom Heidehaus auf, die Holzpantoffel der Bäuerin klappern auf den paar Pflastersteinen. Sie legt die Fensterladen zurück, dann tut sie, mit dem Handrücken die Augen reibend, einen schläfrigen Blick nach dem Wald zu und nach Osten. Sonst pflegt der Totenvogel drüben aufzufliegen, um die Zeit, wenn sie aus dem Haus tritt. Heut' ist er schon heim. Sie hat wohl verschlafen. Oder — hätt's am End' nichts Gut's zu bedeuten?

Die Heide kennt den Kauz zu jeder Jahreszeit. In Sommernächten und im Herbstnebel — sogar im Winter. Dann ist's freilich bös. Unter den Mäusen hat im Herbste die Seuche aufgeräumt, außerdem auch der Kauz selbst und die Ohreule. Und Vögel sind nicht viel geblieben. Wie dann die Heide still ist, so totenstill. Als wär' sie nun wirklich endlich gestorben. Man weiß erst, daß sie im Sommer doch gelebt hat. Sie wird den Kauz noch zwingen, fortzuziehn.

Aber wenn sie aufwacht, die Heide, wenn der Frühling wiederkommt und das knappe Gras grün wird, wenn er Hartröserl mitbringt und gelbes

R. Paul.

Steinkauz.

Vivarium.

K. Paul. *Vivarium.*

Steinkauz.

Fingerkraut und im Wald drin den Seidelbaſt und die Erika, dann lockt die Heide auch den Kauz wieder. Und diesmal fliegt er nicht allein.

Alle Nacht fliegt er hinter einem zweiten und ruft zärtlich „kü ück, kü ück", fliegt ihr voraus — denn es iſt die Erwählte — wiegt und zeigt ſich. Das geht viele Abende und Nächte ſo, die Erwählte iſt ſpröd und es freut ſie, von fern den Bewerber zu locken und weg zu ſein, wenn er angeflogen kommt.

Aber eines Nachts endlich fliegen und jagen ſie zuſammen, er bringt ihr die ſchwere, trächtige Waldmaus, die er raſch erbeutet hat und den Vogel, und ſie tut zärtlich und läßt ſich füttern.

Not um einen Platz für das Neſt haben ſie auch nicht, ſie finden zehn für einen in dem alten Gemäuer um das Heidekirchl; in kurzer Zeit iſt es zuſammengetragen und in eine Mauerlücke geſchichtet, von oben deckt es der Stein, langes Gras hängt drüber, verdeckt die runden, rauhen, weißen Eier dahinter.

Gegen den Sommer, wenn die Ohreule mit den Jungen fliegt, lockt der Kauz auch die ſeinen zum erſtenmal bis vor die Bäume auf die Heide hinaus und lehrt ſie fangen und haſchen. Mancher Maus haben ſie ſchon den Garaus gemacht und manchen ſchlafenden Vogel im Dorngeſträuch und in den Hecken, die über dem toten Dorf wuchern, aufgeſtöbert.

Sie brauchen die Alten nicht mehr.

Kothe. *Vivarium.*

Steinkauz.

Aber ſie fliegen noch miteinander, es iſt zuweilen ein tolles Gerufe des Nachts auf der Heide. Und dazu klagt die Ohreule von drüben mit ihren Jungen und das Mondlicht tut geſpenſtiſch. Die Bäuerin ſchreckt's aber nimmer. Der Kauz iſt alle Nacht ums Haus geflogen, bald nach dem Licht „kenten". Schier ſchaurig hat's manchmal getan. Aber der Bauer iſt doch wieder g'ſund word'n. Wird wohl do' unſer Herrgott der Letzt' ſein und net der Totenvogel.

K. Soffel. *Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910.*

Steinkauz.

Verzeichnis und Erläuterung der Bilder.

Seite

Waldkauz

(Syrnium aluco L.).

Aufnahmen von Stephainsky, Bartels, R. B. Lodge, K. Hecht, Stephanescu.

Waldkauz, alter Vogel im Gezweige. Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1908, Titelbild 1
Waldkauz. Eben ausgeflogener Jungvogel. Tillowitz, Juni 1908 . . . 2
Waldkauz, alter Vogel. Tillowitz, Juni 1908 3
Waldkauz, alter Vogel. Tillowitz, Juni 1908 5
Waldkauz im verschneiten Wald. Westpriesnitz, März 1908 6
Waldkauz am Eingang zu seiner Schlafhöhle. Vivarium 7
Junger Waldkauz, Dunenkleid mit herauswachsenden Schwung- und Steuerfedern (2 Bilder). Grellenberg . . 8 u. 9
Alter Waldkauz, auf einem Dachsparren schlafend (2 Bilder). Kudsir (Ungarn). . . . . 10 u. 11
Alter Waldkauz, sich sonnend. Kudsir (Ungarn) 12
Waldkauz, eben ausgeflogener Jungvogel. Tillowitz, Juni 1908 . . . 13

Sumpfohreule

(Asio accipitrinus Pall.).

Aufnahmen von R. B. Lodge.

Sumpfohreule. Nest mit Gelege. Norfolk, Juni 1898 19
Sumpfohreule. Middlesex, September 1898 21
Sumpfohreule. Middlesex, September 1898 25

Seite

Rußbraune Seeschwalbe

(Sterna fuliginosa Gm.).

Aufnahmen aus Nordamerika von H. K. Job. Die Aufnahmedaten waren nicht mehr zu ermitteln.

Flugbild, ein Tier 29
Flugbilder. Bird Key, Florida . . . 34
Flugbild, viele Tiere. Bird Key, Florida 35

Das auf Seite 31 gegebene Bild stellt nicht Seeschwalben, sondern eine Möwenart dar.

Flußseeschwalbe

(Sterna hirundo L.).

Aufnahmen von Steenhuizen, L. Heatherley, M. Behr.

Flußseeschwalbe. Nest mit Gelege. Texel (Holland), Juni 1905 39
Flußseeschwalbe am Nest. Ein Ei abnorm gezeichnet 41
Brütende Flußseeschwalbe. Texel (Holland), Juni 1905 42
Brütende Flußseeschwalbe 43
Brütende Flußseeschwalbe 45
Junge Flußseeschwalben. Texel (Holland), Juni 1905 46
Fütternde Flußseeschwalbe 47
Fütternde Flußseeschwalbe 48
Flußseeschwalbe, ihr Junges mit einem Sandaal fütternd 49
Flugbild der Flußseeschwalbe. Norderooge, 15. Juni 1907 50

Küstenseeschwalbe

(Sterna macrura Naum.).

Aufnahmen von Steenhuizen, M. Behr.

Brutkolonie der Küstenseeschwalbe. Insel Schoe van Holland . . nach 48
Junge und alte Küstenseeschwalben bei Sturm. Amrum, September 1908 . 51

Seite

Raubseeschwalbe
(Sterna caspia Pall.).
Aufnahmen von M. Behr.

Dunenjunge der Raubseeschwalbe. Sylt, Juni 1907 55
Flugbild der Raubseeschwalbe. Sylt, Juni 1907 57

Zwergseeschwalbe
(Sterna minuta L.).
Aufnahmen von Steenhuizen.

Zwergseeschwalbe am Nest. Texel (Holland), Juni 1905 58
Brütende Zwergseeschwalbe. Texel (Holland), Juni 1905 59

Brandseeschwalbe
(Sterna cantiaca Gm.).
Aufnahmen von Steenhuizen, M. Behr.

Brandseeschwalbe. Gemeinsame Brutkolonie mit Lachmöwen. Insel Schouwen (Holland), Juni 1904 63
Fliegende Brandseeschwalben. Norderoogen, August 1908 69

Schwarze Seeschwalbe
(Hydrochelidon nigra L.).
Aufnahme von Steenhuizen.

Schwarze Seeschwalbe. Brutvögel auf ihren schwimmenden Nestern. Naardermeer (Holland), Juni 1906 . . 75

Weißbärtige Seeschwalbe
(Hydrochelidon hybrida Pall.).
Aufnahme von R. B. Lodge.

Nest und Gelege der Weißbärtigen Seeschwalbe. Südliches Spanien, Mai 1907 77

Weißflüglige Seeschwalbe
(Hydrochelidon leucoptera Schinz).
Aufnahme von R. B. Lodge.

Weißflüglige Seeschwalbe, brütend. Ungarn, Mai 1906 79

Seite

Noddi
(Anous stolidus L.).
Aufnahmen von H. K. Job.

Noddi am Nest. Bird Key (Florida) . 82
Flugbild des Noddi. Bird Key (Florida) 83

Amerikanischer Scherenschnabel
(Rhynchops nigra L.).
Aufnahmen von F. M. Chapman.

Am. Scherenschnabel, brütend. Ein frisch aus dem Ei geschlüpftes Junge birgt sich im Schatten der Strandpflanze. Küste von Texas, Juli 1902 . . . 86
Gelege des am. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 86
Zwei Eier und ein eben geschlüpftes Junges des am. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 . . . 87
Zwei frisch geschlüpfte Junge und zwei Eier des am. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 87
Drei junge Scherenschnäbel „sich drückend". Küste von Texas, Juli 1902 . 89
Flugbild des amerik. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 . . . 90
Flugbild des amerik. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 . . . 91
Flugbilder des am. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 . . . 93

Nebelkrähe
(Cornus cornix L.).
Aufnahmen von R. Hilbert, H. Schumann, K. Spengler, F. Heatherley, Rüdiger, M. Steckel, M. Behr, R. Zimmermann.

Nebelkrähen über Gehölz fliegend. Rathenow, Januar 1908 99
Nebelkrähe, Flugbild. Rathenow, Januar 1908 103
Abstreichende Nebelkrähe. Rathenow, Januar 1908 105
Flugbild der Nebelkrähe (2 Momente). Bismark i. Altm., Oktober 1905 . . 107
Junge Nebelkrähen, im Nest. Rothehütte, Mai 1908 109
Nebelkrähe, die Jungen fütternd. Schottland, Mai 1906 110
Nahezu flügge Nebelkrähen. Schottland, Mai 1906 111

Seite

Nebelkrähe, auf Treibeis Futter suchend. Ostpreußen, November 1908 . . vor 121
Nebelkrähe, im Gezweige. Reichenbach, März 1908 113
Nebelkrähe, auf dem Treibeis Futter suchend. Ostpreußen, November 1908 114
Nebelkrähe, auf Treibeis. Ostpreußen, November 1908 115
Nebelkrähe, auf einem Hausdach (2 Bilder). Rathenow, Februar 1909 118 u. 119
Nebelkrähe, im Schnee laufend. Rathenow, Februar 1909 120
Spur der Nebelkrähe im Schnee. Cöthen, Februar 1909 121
Nebelkrähe, Futter suchend. Cöthen, März 1909 123

Rabenkrähe

(Corvus corone L.).

Aufnahmen von R. Zimmermann, M. Behr.

Junge Rabenkrähe. Rochlitz, Mai 1909 124
Junge Rabenkrähe, im Waldesdickicht. Cöthen, Mai 1908 . . . . nach 96
Junge Rabenkrähe. Rochlitz, Mai 1909 125

Nordamerikanische Krähe.

Photograph unbekannt.

Aufnahme entstammt der Zeitschrift Country Life in America.

Nest und Gelege 131

Saatkrähe

(Corvus frugilegus L.).

Aufnahmen von O. Pfaff, M. Behr, R. B. Lodge, J. Atkinson, Heatherley, W. Köhler.

Nebel- und Saatkrähen als Wintergäste in den Stadtanlagen, 3 Bilder. Connewitz, Februar 1909 132. 133. 134.
Abstreichende Nebel- und Saatkrähen. Connewitz, Dezember 1908 . . . 135
Saatkrähenkolonie. Zibigh, September 1908 137
Saatkrähen beim Nest. Middlesex, Mai 1896 140
Brütende Saatkrähe. Headingley 1909 141
Nest und Gelege der Saatkrähe. Middlesex, Mai 1896 143

Seite

Junge Saatkrähe. Headingley, Juni 1909 145
Futtersuchende Saatkrähe. Norfolk . 147
Ein Flug Saatkrähen, eine Schwenkung ausführend. Tegel, April 1909 . . 149
Ein Flug Saatkrähen. Tegel, August 1908 151

Buchfink *(Fringilla coelebs L.).*

Aufnahmen von M. Steckel, R. B. Lodge, R. Schelcher, R. Paul, Kearton, Int. Pub. Co., London, O. Pfaff.

Buchfink, Männchen, singend. Königshütte, April 1909 154
Buchfinkennest mit Gelege. Middlesex, Mai 1896 155
Buchfink, Weibchen, seine Jungen wärmend. Dresden, Mai 1909 . . . 158
Buchfink, Männchen bei seinen Nestjungen. Glogau, Mai 1908 . . . 159
Buchfink, Männchen am Nest mit Jungen. Glogau, Mai 1908 . . . 161
Buchfink, Weibchen am Nest mit Jungen. Glogau, Mai 1908 162
Buchfink, Männchen, den Jungen Futter bringend. England. (Datum nicht mehr bekannt.) 163
Junge Buchfinken, vor kurzem ausgeflogen, bei der Fütterung. (Der Photograph sowohl, wie die näheren Daten waren nicht mehr zu ermitteln) 164
Junger Buchfink, vor kurzem ausgeflogen. Leipzig, Juli 1909 . . . 165

Kormoran

(Phalacrocorax carbo L.).

Aufnahmen von R. B. Lodge, v. Jan, C. J. King.

Brütende Kormorane. Farne Island, Juli 1895 168
Kormorane auf den Scilly-Inseln, August 1907 169
Kormorane, Charakteristische Stellungen von. Scilly-Inseln, August 1907 171
Junge Kormorane im Nest. Scilly-Inseln, August 1907 172
Kormorane auf ihrem Rastplatz. Scilly-Inseln, August 1907 173
Junge Kormorane im Nest. Scilly-Inseln, August 1907 174
Kormoran, sich putzend. Scilly-Inseln, August 1907 175

Seite

Junge Kormorane im Nest. Scilly-Inseln, August 1907 177
Junge Kormorane im Nest. Scilly-Inseln, August 1907 179
Kormoran am Rastplatz. Scilly-Inseln, August 1907 180
Kormoran, das Gefieder putzend . . 181
Kormoran, Ruhestellung. Scilly-Inseln, August 1907 181
Kormorane, an ihrem Rastplatz. Scilly-Inseln, Juni 1907 182
Kormorane, bei ihren Nestern in Gesellschaft von Möwen. Scilly-Inseln, Sommer 1907 183
Kormorane auf den Scilly-Inseln, Juni 1907 185
Junge Kormorane im Nest, Scilly-Inseln, Juni 1907 186

Rotkehlchen

(Erithacus rubeculus L.).

Aufnahmen von Intern. Publ. Co. London, J. Atkinson, Stephainsky, Graf zu Münster, R. B. Lodge, K. Soffel.

Nest und Gelege des Rotkehlchens . . 188
Rotkehlchen, zwei verschiedene Stellungen. Yorkshire 1909 189
Zwei junge Rotkehlchen auf einem Baumstumpf. Yorkshire 1909 . . 190
Rotkehlchen, alter Vogel mit Futter anfliegend Yorkshire 1909 190
Junges, noch nicht ausgefärbtes Rotkehlchen. Tillowitz (Ober-Schl.), August 1909 191
Singendes Rotkehlchen. Moritzburg, Februar 1910 192
Rotkehlchen am Nest. Yorkshire 1909 193
Rotkehlchen auf einem Pfahl (2 Bilder). London, April 1900 193
Rotkehlchen, Bücklinge machend. Bozen, Sommer 1910 194
Rotkehlchen, im Schnee nach Futter suchend (2 Momente). Yorkshire 1909 195

Wendehals

(Iynx torquilla L.).

Aufnahmen von K. Soffel, R. Paul, de Wolff, W. Farren, Duncan.

Junge Wendehälse, am Eingang zur Nesthöhle auf Futter wartend. Zara (Dalmatien), Mai 1909 197

Seite

Dreiviertelflügge Wendehälse, in der Nähe ihrer Höhle. Zara (Dalmatien), Mai 1909 198
Wendehals, am Nesteingang mit Futter im Schnabel. Glogau, Juli 1909 (links) 199
Wendehals, mit Futter beim Nistloch anfliegend. Wageningen, Juli 1909 (rechts) 199
Wendehals am Nestloch. Near Mildenhall, Juni 1905 201
Halbflügge Wendehälse (2 Bilder). Zara (Dalmatien), Mai 1909 202
Wendehals. New Forest 203

Hühnerhabicht

(Astur palumbarius L.).

Aufnahmen von M. Behr, K. Regel, H. Röhrig, Stephainsky, R. B. Lodge.

(Berichtigung: Die Bilder auf Seite 206, 208 und 214 links sind nicht von H. Röhrig sondern von K. Regel.)

Habichthorst mit flüggen Jungen. Brambach, Juni 1908 205
Junge Habichte im Horst. Würzburg, Juni 1909 206
Habichthorst mit erwachsenen Jungen. Reste eines Eichhörnchens auf dem Horst. Würzburg, Juni 1909 . . 207
Habichthorst mit erwachsenen Jungen. Würzburg, Juni 1909 208
Habichthorst mit Jungen (2 Bilder). Würzburg, Juni 1909 209
Habichtweibchen, nach kreisendem Bussard äugend. Tillowitz (Ober-Schl.), Mai 1909 211
Alter Habicht auf geschlagenem Kaninchen. Norfolk, August 1899 . . . 213
Habichthorst mit Jungen (2 Bilder), die Tiere in verschiedenen Altersstufen darstellend. Würzburg, Juni 1909 . 214
Stoßender Habicht. Revier Schiedlow, Baby-Lug, April 1910 215

Baumläufer

(Certhia familiaris L.).

Aufnahmen von M. Behr, Dr. Bethge, Stephainsky, Graf zu Münster, W. Köhler.

Baumläufer, in die Nisthöhle schlüpfend (links). Cöthen, April 1908 . . . 217

Seite

Baumläufer, an einem Stomm hochkletternd (rechts). Cöthen, April 1908 217
Baumläufer am Niſtloch (2 Bilder). Poritz, Juli 1909 218
Baumläufer, in einem Holzſtoß ſein Weſen treibend. Futter im Schnabel. Tillawitz (Ober-Schl.), Mai 1909 . 219
Alter Baumläufer, mit Futter zu Neſt kletternd (links). Guteborn, Revier Ruhland. Juni 1909 220
Junge Baumläufer im Neſt (rechts). Guteborn, Revier Ruhland, Juni 1909 220
Baumläufer, Unrat aus der Niſthöhle ſchoffend. Poritz, Juli 1909 . nach 216
Eben flügger Baumläufer (2 Bilder). Saatwinkel, Mai 1909 221

Hausrotſchwänzchen

(Erithacus titys L.).

Aufnahmen von H. Röhrig, K. Regel, Stephainsky, K. Spengler, K. Soffel, H. Siegle.

Berichtigung: Das Bild auf Seite 225 iſt nicht von H. Röhrig, ſondern von K. Regel.

Brütender Hausrötel. Würzburg, Juni 1909 224
Hausrötel, mit Futter, auf dem Weg zu den Kleinen. Würzburg, Juli 1909 225
Junger Hausrötel (links). Tillowitz (Ober-Schl.), Auguſt 1904 226
Junger Hausrötel (rechts). Rothehütte, Juni 1908 226
Junger Hausrötel, erſchreckt. Cosmos und Damian (Südtirol), Juli 1909 . 227
Hausrötelweibchen am Baden hüpfend (links). Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1909 228
Hausrötelweibchen in einem Spalier (rechts). Tillawitz (Ober-Schl.), Juli 1909 228
Hausrötel van einer Latte aus Inſektenjagd treibend. Casmas und Damian (Südtirol), Juli 1909 . . . 229
Neſt und Gelege des Hausrötels. Pforzheim 231

Eichelhäher

(Garrulus glandarius L.).

Aufnahmen von Stephainsky, K. Soffel, Dr. Bethge, P. Roſenius, Graf zu Münſter.

Brütender Eichelhäher. Tillowitz (Ober-Schl.), Mai 1909 233
Junger Häher, nach Futter ſchreiend (2 Bilder), Bozen, Juli 1909 . . . 234
Eichelhäher, Futter ſuchend und Umſchau haltend. Weißer Hirſch b. Dresden, Dezember 1905 235
Junger Häher, auf Futter wartend. Bozen, Juli 1909 236
Eichelhäher auf einer Zweigſpitze (oben). Tillowitz (Ober-Schl.), April 1909 . 237
Häher, Futter ſuchend (unten). Bozen, Juli 1909 237
Junge Häher im Neſt. Schonen (Schweden), 1906 238
Junger Häher, eben ausgeflagen. Bozen, Juli 1909 239
Häher bei ſeinen Jungen. Bei und nach dem Füttern (2 Bilder). Revier Ruhland, Juli 1909 240
Zwei Eichelhäher, Geniſt durchſuchend. Weißer Hirſch b. Dresden, Dezember 1905 241
Häher, den Unrat der Jungen entfernend. Revier Ruhland, Juli 1909 . 242

Rauchſchwalbe

(Hirundo rustica L.).

Aufnahmen von M. Steckel, K. Siegle, R. B. Lodge, R. Paul, K. Spengler, K. Soffel.

Noch dem Süden ziehende Rauchſchwalben, auf Telegraphendrähten ausruhend. Roſſitten, September 1909. 244
Verſammlung von Rauchſchwalben vor dem Wegzug. Pforzheim, September 1909 245
Neſt und Gelege der Rauchſchwalbe. Middleſſex, Juni 1899 246
Rauchſchwalbe, beim Füttern der Jungen. Glagau, Juni 1908 247
Ruhende Rauchſchwalbe. Rothehütte, September 1909 249
Rauchſchwalbe, in einer Stube niſtend (2 Bilder). Siebeneich-Bozen, Juni 1908 250
Vier junge Rauchſchwalben auf Futter wortend (links). Siebeneich-Bozen, Juli 1909 251
Zwitſchernde Rauchſchwalbe (rechts). Chelmitz, Mai 1908 251
Rauchſchwalbe, auf einem Pfahl ruhend. Fallingboſtel, Mai 1907 252
Kaum flügge Rauchſchwalbe, auf einer Bettdecke ſitzend. Siebeneich-Bozen, Juni 1908 253

Mehlschwalbe

(Delichon urbica L.).

Aufnahmen von K. Spengler, Dr. Bethge, W. Farren, Sainsbury, R. Paul.

Seite

Junge Mehlschwalben auf einem Fenstersims. Rothehütte, Juli 1908 nach 248
Mehlschwalbe am Nest. Poritz, 1909 . 254
Drei eben ausgeflogene Mehlschwalben. Mildenhall (Suffolk), Juli 1904 . . 255
Flügge Mehlschwalben beim Nest. Yorkshire 1909 256
Mehlschwalbe am Nest, die Jungen fütternd. Glogau, Juni 1908 . . . 257
Mehlschwalbe am Nest. Poritz, Juli 1909 259

Zwergrohrdommel

(Ardetta minuta L.).

Aufnahmen von M. Behr, R. B. Lodge.

Zwergrohrdommel am Nest (2 Bilder). Trebbichau, Juli 1908 261
Zwergrohrdommel im Röhricht. Charakteristisch-groteske Stellung. Montenegro, April 1906 262
Zwergrohrdommel im Röhricht. Schreckstellung. Montenegro, April 1906 . 263
Zwergrohrdammel, alter Vogel, seine Eier wendend (links). Trebbichau, Juli 1908 264
Zwergrohrdommel, sich auf die Eier setzend (rechts). Trebbichau, Juli 1908 264
Junge Zwergrohrdommel im Nest. Trebbichau, Juli 1908 266
Nest und Gelege der Zwergrohrdommel. Trebbichau, Juli 1908 267

Heidelerche

(Lullula arborea L.).

Aufnahmen von R. Tepe, W. Farren, Stephainsky.

Junge Heidelerchen im Nest. Bloemendaal bei Harlem 269
Heidelerche, ihre Jungen fütternd. Near Mildenhall (Suffolk), Juli 1909 . . 270
Heidelerche, zum Nest gehend. Near Mildenhall (Suffolk), April 1909 . 271
Heidelerche im Gras. Tillowitz (Ober-Schl.), April 1908 273
Heidelerche. Tillowitz (Ober-Schl.), April 1908 274

Wasserralle

(Rallus aquaticus L.).

Aufnahmen von W. Farren.

Seite

Wasserralle, im Begriff sich auf die Eier zu setzen. Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909 276
Wasserralle beim Nest. Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909 278
Wasserralle am Nest. Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909 279

Wasseramsel

(Cinclus cinclus L.).

Aufnahmen von Sainsbury, K. Spengler, A. Taylor.

Nest und Gelege des Wasserschmätzers (links). Yorkshire 1909 282
Nest mit Eiern und Jungen der Wasseramsel. Rothehütte, Mai 1909 (rechts) 282
Junge, eben flügge Wasserschmätzer. Near Gisburne (Yorkshire), Juni 1908 283
Wasseramsel, eben aus dem Wasser kommend. Near Clitheroe (Lancashire), Mai 1909 284
Wasseramsel auf einem Stein, mitten im Bach. Near Clitheroe (Lancashire), Juli 1908 285
Junge Wasseramsel. Near Clitheroe (Lancashire), Mai 1907 287

Weidenlaubsänger

(Phylloscopus rufus Bchst.).

Aufnahmen von K. Soffel, J. Atkinson, M. Behr, O. Grabham.

Männchen, Weidenlaubsänger, in der Nähe seines Nestes (2 Bilder). Bei Terlan (Südtirol), Mai 1908 . . . 289
Weibchen, Weidenlaubsänger, beim Nest, welches diese von Waldrebe umsponnen. Siebeneich-Bozen, Mai 1908 290
Brütender Weidenlaubvogel. Walton Hall (Wakefield), Juni 1904 . . . 291
Nest und Gelege des Weidenlaubvogels. Trebbichauer Busch, Juni 1906 . . 292
Männchen, Weidenlaubsänger am Schlafplatz in der Nähe des Nestes. Siebeneich-Bozen, Juni 1908 nach 288
Weidenlaubvogel am Nest (oben links). Yorkshire, Juni 1905 297

Fitislaubsänger

(Phylloscopus trochilus L.).

Aufnahmen von J. Atkinson, W. Wilson, R. Paul, R. B. Lodge.

Seite

Fitislaubvogel, mit Futter im Unterholz umherhüpfend (3 Bilder). Poal (Yorkshire), Juni 1907 293
Fitislaubsänger im Gezweige. Skipton in Craven (Yorkshire), Juni 1906 . 294
Fitislaubsänger, vor dem Nesteingang (2 Bilder, oben links u. rechts). Glogau, Juni 1908 295
Fitissängers Nest und Eier (unten links). Middlesex, Mai 1898 295
Fitissänger, seine Jungen fütternd (unten rechts). Pool (Yorkshire), Juni 1907 295
Fitislaubsänger am Nest (unten links). Enfield, Mai 1896 297

Berglaubsänger

(Phylloscopus bonellii Vieill.).

Aufnahmen van K. Soffel.

Berglaubvogel im Gezweige. Siebeneich-Bozen, Mai 1908 296
Berglaubvogel am Boden in der Nähe des Nestes hüpfend (oben rechts). Siebeneich-Bozen, Mai 1908 . . . 297

Waldlaubsänger

(Phylloscopus sibilator Bchst.).

Aufnahmen von O. Grabham.

Waldlaubsänger beim Nest (unten rechts). Yorkshire, Juni 1902 . . 297
Brütender Waldlaubvogel. Yorkshire, Juni 1902 298

Kornweih

(Circus cyaneus L.).

Aufnahmen von Steenhuizen.

Acht Tage alte Kornweihen im Nest. Naardermeer bei Amsterdam, Juni 1906 300
Zwei Wochen alte Kornweihen, der Fuß eines Bläßhuhns liegt auf dem Horstrand. Naardermeer bei Amsterdam, Juni 1906 301
Nahezu flügge Kornweihen im Nest. Naardermeer bei Amsterdam, Juli 1906 303

Grauer Steinschmätzer

(Saxicola œnanthe L.).

Aufnahmen von W. Farren, O. Grabham, Stephainsky, W. Wilson, M. Behr.

Steinschmätzermännchen am Nest. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 . . 306
Steinschmätzerweibchen am Nest. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 . . 307
Steinschmätzerweibchen mit Futter im Schnabel. Yorkshire, Juni 1906 . 308
Steinschmätzermännchen am Nest. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 . . 309
Steinschmätzerweibchen auf einem Halzstoß im Wald. Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1909 310
Junge Steinschmätzer, mit den Resten des Nestflaums im Gefieder. Skipton in Craven (Yorkshire), Juni 1906 . 311
Vier junge Steinschmätzer in einer — geöffneten — Karnickelröhre. Amrum, Juni 1907 312

Sperber

(Accipiter nisus L.).

Aufnahmen von A. Taylor, W. Wilson, R. Kearton, Stephainsky, W. Farren, M. Steckel.

Sperberpärchen am Horst. Whalley (Lancaster), Juli 1908 314
Sperberhorst mit Gelege. Barden (Yorkshire), Mai 1906 316
Alter Sperber, am Horst mit Jungen. Westmoreland, Juni 1907 317
Sperber mit geschlagenem Rotschwanz, sichernd und kröpfend (3 Bilder). Das junge Tier, das letzte, welches einem Horst entflagen, wurde langsam durch dritte Personen an einen Platz „gedrückt", der mit toten Vögeln geködert war. Dort kröpfte er in großer Sorglosigkeit in Anwesenheit des Photographen und anderer Personen. Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1908 319
Sperberweibchen auf einer Kiefer. Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1908 . . . 320

Seite

Brütendes Sperberweibchen. Bei großer Hitze den Schnabel öffnend. Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1908 . . . 321
Junger Sperber (2 Bilder). Cambridge, Juli 1909 324
Sperber, Dunenjunge im Neſt. Cambridge, Juli 1904 323
Flugbild des Sperbers. Roſſitten, Oktober 1909 323

Schwarzer Storch

(Ciconia nigra L.).

Aufnahmen von F. E. Stoll, Blankenburg.

Drei Wochen alte Schwarzſtörche im Horſt. Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909 329
30 Tage alte Schwarzſtörche im Horſt. Der Horſt ſteht auf einer trockenen Eſche in ca. 60 Fuß Höhe. Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909 2 Bilder . . . . . 330 u. 331
Ein Monat alte Schwarzſtörche im Horſt. Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909 332
Schwarzſtorch, in einem mit Waſſerlinſen bedeckten Waſſer fiſchend. Theerkeute bei Wronke (Poſen), Juli 1908 333
Junge Schwarzſtörche im Horſt. Schleck-Stenden, Sommer 1909 335

Gimpel

(Pyrrhula pyrrhula europaea Vieill.).

Aufnahmen von J. Atkinſon, A. Cerny, W. Farren, K. Soffel.

Neſt und Gelege des Dompfaffs. Arthington (Norkſhire), Juli 1903 337
Junge Blutfinken im Neſt (links) . . 338
Flügge Blutfinken (rechts) 338
Winterberg (Böhmerwald), Auguſt 1908 338
Brütendes Gimpelweibchen. Winterberg (Böhmerwald), Auguſt 1908 . 339
Gimpelweibchen am Neſt. Norfolk (England), Mai 1909 340
Gimpelpärchen, ſeine Jungen fütternd. Norfolk (England), Mai 1909 . . 341
Gimpelmännchen im Tannengeſtrüpp (2 Bilder). Dachauer Moos b. München, Januar 1909 343
Gimpelweibchen, beim Füttern der Jungen. Winterberg (Böhmerwald), Auguſt 1908 344
Gimpelmännchen im Tannengeſtrüpp. Dachauer Moos bei München, Januar 1909 345
Gimpelweibchen, beim Füttern der Jungen (links). Winterberg (Böhmerwald), Auguſt 1908 346
Gimpel am Neſt (rechts). Winterberg (Böhmerwald), Auguſt 1908 . . . 346

Mäuſebuſſard

(Buteo buteo L.).

Aufnahmen von K. Spengler, K. Regel, M. Steckel, Dr. Roſenius, H. Röhrig.

Buſſardhorſt im Hochwald. Rothehütte (Harz), Juni 1907 348
Buſſard, Dunenjunges im Neſt. Gadheim, Mai 1909 349
Drei Wochen alte Buſſarde im Horſt. Rothehütte (Harz), Juni 1907 . . 350
Mäuſebuſſarde im Horſt, 25 Tage alt. Eine Forelle am Horſtrand. Rothehütte (Harz), Juni 1907 351
Vier Wochen alte Buſſarde. Reſt eines Eichhörnchens im Horſt. Rothehütte (Harz), Juni 1907 353
Junge Mäuſebuſſarde im Horſt. Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1907 . . . 354
Mäuſebuſſarde. Neſtjunge, die ſich um einen Brocken ſtreiten. Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1907 355
Mäuſebuſſarde, künſtlichen Uhu anfliegend. Schonen (Schweden), September 1907 356
Junger Buſſard, kurz vor dem Verlaſſen des Horſtes. Gadheim, Juni 1909 . 358
Eben aus dem Ei geſchlüpfter Mäuſebuſſard. Würzburg, Mai 1908 . . 359

Gänſegeier

(Gyps fulvus Gm.).

Aufnahmen von R. B. Lodge, O. Fikentſcher, M. Steckel.

Gänſegeier an einem Pferdekadaver. Transſilvaniſche Alpen, September 1908 361

Seite

Gänſegeier an einem Pferdekadaver. Transſilvaniſche Alpen, September 1908 362
Gänſegeier an einem Pferdekadaver. Transſilvaniſche Alpen, September 1908 363
Gänſegeier und Kolkraben an einem Pferdekadaver. Transſilvaniſche Alpen, September 1908 365
Alter Gänſegeier am Horſt. Südſpanien, April 1906 367
Auf einem Baumſtumpf ruhender Gänſegeier. Transſilvaniſche Alpen, September 1908 368
Gänſegeier an einem Pferdekadaver. Transſilvaniſche Alpen, September 1908 . . . . . nach 368
Gänſegeier, vorſichtig ſich einem Köder nähernd. Bosnien, Sommer 1909 . 369
Gänſegeier in Geſellſchaft von zwei Kuttengeiern am Aas. Fogaraſer Alpen, September 1909 374
Gänſegeier am Aas. Bosnien, Sommer 1909 375
Gänſegeier am Aas. Fogaraſer Alpen, September 1909 378
Gänſegeier am Aas. Fogaraſer Alpen, September 1909 379
Gänſegeier auf einem Hausdach. Drana (Bulgarien), März 1910 380
Gänſegeier auf einem Hausdach. Drana (Bulgarien), März 1910 381

Kuttengeier

(Vultur monachus L.).

Aufnahme von O. Fikentſcher.

Zwei Kuttengeier und mehrere Gänſegeier am Aas. Fogaraſer Alpen, September 1909 374

Steinadler

(Aquila chrysaëtus L.).

Aufnahmen von R. B. Lodge.

Steinadler am Luder. Sein Erſcheinen hat die Geier vertrieben. Transſylvaniſche Alpen, September 1908 . . 371
Steinadler, auf dem Pferdekadaver Umſchau haltend. Transſylvaniſche Alpen, September 1908 372
Steinadler, auf einem Pferdekadaver, kröpfend. Transſylvaniſche Alpen, September 1908 373

Alpenſchneehuhn

(Lagopus mutus Montin).

Aufnahmen von M. Behr, R. Kearton, E. R. Warren.

Seite

Lagerplatz mit Loſung des Alpenſchneehuhns. Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909 384
Brütendes Alpenſchneehuhn. Aberdeenſhire (Schottland), Juni 1906 . 389

Amerikaniſches Alpenſchneehuhn.

Acht Bilder zu ſeinem Gefiederwechſel.

Im Märzſchnee und weißen Kleid (2 Bilder) 393
3 Hühner im Schnee und weißen Gefieder (April) 394
Im fleckigen Kleid, das ſich wenig vom Tauſchnee abhebt (Mai) 394
Weibchen mit Jungen. Es trägt ſein unauffälliges Sommerkleid (Juli) . 395
Im Sommerkleid (Auguſt) 395
2 Tiere auf ſteiniger Halde (September) 396
Im Oktober-Neuſchnee, das Gefieder in der Ummauſerung zum weißen Winterkleid begriffen 396

Moorſchneehuhn

(Lagopus lagopus L.).

Aufnahmen von Dr. Roſenius, O. Grabham.

Brütendes Moorſchneehuhn. Lappland, Juni 1904 383
Neſt und Gelege des Moorſchneehuhns. Lappland, Juni 1904 385
Moorſchneehühner im Winterkleid. Yorkſhire (England), März 1908 . 386
Moorſchneehuhn im Sommerkleid. Yorkſhire (England), Juli 1908 . . 387

Schottiſches Moorſchneehuhn

(Lagopus scoticus Lath.).

Aufnahmen von O. Grabham.

Schottiſches Moorſchneehuhn. Hahn. Yorkſhire (England), April 1908 . 390
Schottiſches Moorſchneehuhn. Henne. Yorkſhire (England), Mai 1909 . . 391

Seite

Höckerschwan

(Cygnus olor Gm.).

Aufnahmen von F. Hornbogen, Ettel, W. Köhler, Douglas English.

Höckerschwan mit seinen sechs Jungen. Flörkendorfer Moor, Juni 1905 . . 399
Ein Trupp alter und junger Höckerschwäne, in ihrer Mitte ein australischer Trauerschwan. Mühlhausen (Thüringen), Herbst 1909 401
Höckerschwan (2 Bilder). Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909 402
Höckerschwan (2 Bilder). Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909 403
Höckerschwan, sich im Wasser aufrichtend und mit den Flügeln schlagend. Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909 . . 404
Zwei Höckerschwäne, ziehend. Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909 . . 405
Weiblicher Höckerschwan mit Jungen. Dartford, Mai 1905 408
Pärchen Höckerschwäne am Nest. Das Weibchen setzt sich eben aufs Gelege (oben). Dartford, Mai 1905 . . . 407
Höckerschwan, Weibchen auf dem Nest mit Jungen (unten). Dartford, Mai 1905 407
Höckerschwan in Kampfstellung. Dartford, Mai 1905 410

Singschwan

(Cygnus cygnus L.).

Aufnahme von Zimmermann.

Nest und Gelege des Singschwans. Paarsteinsee bei Angermünde, Mai 1905 406

Trompeterschwan

(Cygnus buccinator).

Der amerikanische Vertreter des Singschwans.

Aufnahme von R. B. Lodge.

Trompeterschwan, ruhig auf dem Wasser liegend. Holland, Mai 1897 . . . 409

Seite

Gambettwasserläufer oder Rotschenkel

(Totanus totanus L.).

Aufnahmen von M. Behr, W. Farren, J. Atkinson, W. Wilson, Dr. Heatherley.

Fliegende Rotschenkel. Norderooge, August 1908 412
Brütender Rotschenkel. Near Mildenhall (Suffolk), Juni 1903 413
Kleine Rotschenkel, zu Nest gehend (oben). Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906 . . . 414
Kleine Rotschenkel, sich auf die Eier setzend (unten). Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906 414
Kleine Rotschenkel, brütend (oben). Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906 415
Nest und Gelege der kleinen Rotschenkel (unten). Malham-Yorkshire, Mai 1909 415
Junger Rotschenkel. Malham-Yorkshire, Mai 1906 416
Rotschenkel am Nest (4 Monate). Wilbraham Fen Cambridgeshire, Mai 1909 417
Kleiner Rotschenkel, aufs Nest gehend. Werder (Ostsee), Juni 1909 . . . 418
Kleiner Rotschenkel, Flugbilder. Norderooge, Juni 1907 419
Altes Rotschenkelweibchen, das Nest austretend. Wells by the Sea (Norfolk), Juni 1908 420
Rotschenkelweibchen, zum Nest gehend. Wells by the Sea (Norfolk), Juni 1908 421

Elster

(Pica pica L.).

Aufnahmen von Bartels, Stefanescu, Rüdiger, J. Atkinson, K. Soffel, M. Steckel.

Eben fertiges Elsternest, 2 Meter über dem Boden. Kaltenhof (Westpriegnitz), April 1908 423
Nest und Gelege der Elster. Kudsir (Ungarn) 424
Junge Elster auf einer Tanne. Reichenbach (O.-L.), Juli 1908 425

Seite

Junge Elstern. Yorkshire (England), Juli 1906 426
Junge Elster im Unterholz. Siebeneich-Bozen, Juni 1908 427
Junge Elster. Siebeneich-Bozen, Juni 1908 429
Elstern beim fertigen Nest. Sofia, März 1910 431
Elster, einen Bach überfliegend. Sofia, März 1910 433
Elstern in Gesellschaft eines Weideschweins. Sofia, März 1910 . . . 434

Baßtölpel

(Sula bassana L.).

Aufnahmen von J. Williamson, W. Farren, R. Kearton, R. B. Lodge.

Junger Baßtölpel. Baß Rock Cliffs (Schottland) 436
Kolonie brütender Baßtölpel. Baß Rock Cliffs (Schottland) 438
Brutkolonie des Baßtölpels. Baß Rock Cliffs (Schottland), Juni 1905 . . 439
Brütende Baßtölpel. Baß Rock Cliffs (Schottland) 441
Baßtölpel, brütend. Baß Rock Cliffs (Schottland), Juni 1907 443
Alter Baßtölpel beim Nestjungen. Baß Rock Cliffs (Schottland) 444
Fliegende Baßtölpel. Baß Rock Cliffs (Schottland), Juni 1905 445
Tölpel auf ihren Nestern und Jungvögel. Baß Rock Cliffs (Schottland) 446

Schwarzkehliger Wiesenschmätzer

(Pratincola rubicola L.).

Aufnahmen von W. Farren, R. Kearton.

Schwarzkehlchen, Männchen am Nest (links). Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 449
Schwarzkehlchen, Weibchen mit Futter am Nest (rechts). Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 449
Schwarzkehlchen, Männchen, Umschau haltend. Surrey, Juni 1905 . . . 450
Schwarzkehlchen, mit Futter zu Nest kommend (links Männchen, rechts Weibchen). Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 451

Seite

Säbelschnäbler oder Avosette

(Recurvirostra avosetta L.).

Aufnahmen von M. Behr, Steenhuizen, R. B. Lodge.

Nest und Gelege der Avosette. Werder (Ostsee), Juni 1909 453
Vier eben geschlüpfte Avosetten und Eischale. Texel, Juni 1905 454
Junge Avosetten, die kaum das Ei verlassen. Werder (Ostsee), Juni 1909 . 455
Avosette, brütend. Werder (Ostsee), Juni 1909 457
Avosette, Eier wendend (links). Werder (Ostsee), Juni 1909 458
Avosette, brütend (rechts). Werder (Ostsee), Juni 1909 458
Avosette, sich aufs Nest niederlassend (oben). Werder (Ostsee), Juni 1909 459

(Die Bilder auf Seite 457, 458 und 459 oben sind mittels Selbstauslösung photographiert. Siehe die Schnur, auf die sich das Tier setzt und die zur Camera läuft.)

Avosette im Wasser (unten). Holland, Mai 1908 459
Brütende Avosette. Texel, Juni 1905 . 460

Strandreiter oder Stelzenläufer

(Himantopus himantopus L.).

Aufnahmen von R. B. Lodge.

Nest und Gelege des Strandreiters. Spanien 1897 461
Stelzenläufer im Wasser bei der Nahrungssuche. Spanische „Marismas", Mai 1897 462

Kampfläufer

(Totanus pugnax L.).

Aufnahmen von M. Steckel, R. B. Lodge, M. Behr.

Kampfhahn in seichtem Uferwasser. Rossitten, September 1909 464
Kampfhahn in seichtem Uferwasser nach Nahrung suchend. Rossitten, September 1909 465
Kampfläufermännchen. Enfield, Juli 1904 466
Kampfhahn im Sommerkleid. Enfield, Mai 1898 467
Kampfläuferweibchen. London, August 1898 468
Kampfhahn im Hochzeitskleid. London, Mai 1908 469

Seite

Kampfläufer am Ufer, ſich putzend. Roſſitten, September 1909 470
Neſt und Gelege des Kampfläufers (oben). Werder (Oſtſee), Juni 1909 471
Kampfhahn, in Kampfſtellung (unten). London, Juni 1908 471

Ringeltaube

(Columba palumbus L.).

Aufnahmen von W. Köhler, J. Atkinſon, Dr. Roſenius, Graf zu Münſter, M. Steckel, Ch. Reid.

Ringeltaube im lichten Gehölz. Tegel, Mai 1909 473
Junge Ringeltauben im Neſt. Yorkſhire, Juni 1903 474
Junge Ringeltauben im Neſt. Willtjö, Juni 1909 475
Junge Ringeltauben im Neſt (oben). Guteborn (Revier Ruhland), Juli 1909 476
Neſt und Gelege der Ringeltaube (unten). Revier Ruhland, Juli 1909 . . . 476
Ein Flug Ringeltauben auf dem Felde nach Nahrung ſuchend. Roſſitten, September 1909 477
Eben ausgeflogene Ringeltauben (2 Bilder). Linz, April 1910 478
Ringeltauben auf dem Waldgrund. England 479

Flußregenpfeifer

(Charadrius dubius Scop.).

Aufnahmen von Fr. Moore, M. Behr.

Flußregenpfeifer am Neſt. Scilly-Inſeln, Juni 1910 . . . . . vor 481
Brütender Flußregenpfeifer (das Neſt auf dem Dach einer Ziegelſcheune). Oſternienburg, Juni 1908 482

Halsbandregenpfeifer

(Charadrius hiaticula L.).

Aufnahmen von J. Atkinſon, O. Grabham, W. Farren, M. Behr, M. Steckel, Fr. Lißmann, Fr. Heatherley.

Neſt und Gelege des Halsbandregenpfeifers. Ravenglaß (Cumberland), Juni 1909 483

Seite

Eier und friſch geſchlüpfte Junge des Halsbandregenpfeifers. Yorkſhire, Juni 1907 484
Halsbandregenpfeifer im Dunenkleid. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1902 485
Männchen des Halsbandregenpfeifers zum Neſt gehend. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1907 486
Weibchen des Halsbandregenpfeifers auf den Eiern. Near Mildenhall (Suffolk), April 1904 487
Brütender Halsbandregenpfeifer. Werder (Oſtſee), Juni 1909 488
Halsbandregenpfeifer, ſeine Eier bedeckend. Mildenhall (Suffolk), April 1905 489
Halsbandregenpfeifer am Ufer (2 Bilder, oben). Roſſitten, September 1909 490
Halsbandregenpfeifer bei ſeinen Eiern (unten rechts). Werder (Oſtſee), Juni 1909 490
Halsbandregenpfeifer am Neſt (oben). Llandegla, Mai 1905 491
Pärchen des Halsbandregenpfeifers am Neſt (unten). Llandegla, Mai 1905 491
Ausſchlüpfende Junge des Halsbandregenpfeifers. Ravenglaß (Cumberland), Juni 1909 492
Brütender Halsbandregenpfeifer. Ravenglaß (Cumberland), Juni 1909 . 493

Seeregenpfeifer

(Charadrius alexandrinus L.).

Aufnahme von Steenhuizen.

Brütender Seeregenpfeifer. Texel, Juni 1905 494

Mornellregenpfeifer

(Charadrius morinellus L.).

Aufnahmen von P. Roſenius.

Brütplatz des Morinellregenpfeifers. Dundret bei Gellivare (Lule Lappmark), Juni 1909 . . . . nach 496
Gelege des Morinellregenpfeifers. Dundret bei Gellivare (Schweden), Juni 1909 495
Brütender Morinellregenpfeifer. Dundret bei Gellivare (Schweden), Juni 1909 496

Goldregenpfeifer

(Charadrius apricarius L.).

Aufnahmen von Fr. Heatherley, R. Kearton, R. B. Lodge, Fr. Lißmann.

Seite

Goldregenpfeifer und Alpenstrandläufer (links unten). Island, Juli 1909 490
Goldregenpfeifer, zum Nest gehend und brütend (5 Bilder). Llandegla, Mai 1903 497
Goldregenpfeifer bei seinen Jungen. Westmorland 1899 498
Junge Goldregenpfeifer. Westmorland 1899 499
Goldregenpfeifer, ruhend. London 1895 500

Große Trappe

(Otis tarda L.).

Aufnahmen von W. Farren, M. Duncan, O. Grabham.

Gelege des Trappen. Near Mildenhall (Suffolk), Juli 1903 502
Trapphahn, ruhend. Thetford (Norfolk), April 1906 503
Trapphahn, spanische Marismas . . 505
Balzender Trapphahn. Yorkshire (England), Juni 1909 508
Grastrappen. Ein Hahn und zwei Hennen. Yorkshire (England), Juni 1909 509

Zwergtrappe

(Otis tetrax L.).

Aufnahme von O. Grabham.

Zwergtrappe, auf einer Wiese schreitend. Yorkshire (England), Juni 1909 . . 511

Goldammer

(Emberiza citrinella L.).

Aufnahmen von Sainsbury, K. Spengler, K. Soffel, J. Atkinson, R. Schelcher, Graf Münster, M. Steckel, O. Pfaff, R. Zimmermann.

Nest und Gelege des Goldammers. Thorner (Yorkshire) 513
Junger Goldammer im Gezweige, in unmittelbarer Nestnähe. Rothehütte (Harz), August 1909 514
Goldammermännchen, Hollunderblüten nach Insekten absuchend. Schloß Bischofstein, Frühling 1910 . . . 515
Brütende Goldammer. Arthington (Yorkshire), August 1903 516
Goldammer am Nest (5 Momente). Goppeln, Mai 1909 517
Goldammerweibchen am Nest (links). Berbisdorf, Juli 1909 518
Goldammermännchen, die Jungen fütternd (rechts). Berbisdorf, Juli 1909 518
Goldammer am Nest. Rothehütte (Harz), August 1909 519
Goldammer auf kahlem Ast. Slawentsitz, Februar 1909 520
Goldammer auf kahlem Birnbaum. Leipzig, November 1908 521
Goldammermännchen, nach Futter suchend. Rochlitzer Berg, Mai 1909 522

Märzente

(Anas boschas L.).

Aufnahmen von M. Behr, Graf Münster, A. Schrammen, W. Köhler, Steenhuizen, O. Pfaff, R. Zimmermann, O. Grabham.

Gründelnde Wildenten. Cöthen, Oktober 1908 524
Wildenten (Stockenten). Guteborn, September 1909 525
Brütende Märzente. Groß-Werder bei Stralsund, Juni 1909 527
Märzente, Erpel und Ente auf dem Wasser (4 Bilder). Berlin-Tegel, Mai 1909 529
Märzente, ihre Jungen führend (im Wasser). Berlin, Mai 1909 . . . 531
Brütende Märzente. Voorschoten, April 1905 532
Legende Märzente. Leipzig, April 1907 535
Märzente, fünf Erpel am Ufer. Berlin, Mai 1909 535
Pärchen Märzente am Ufer. Bei Berlin, Oktober 1908 536
Fliegende Märzenten. Rochlitz, Januar 1909 537
Alte Märzente, mit Jungen auf dem Lande. Berlin, Mai 1909 538
Gründelnde Märzenten (oben). Cöthen, Oktober 1908 539
Geläufe der Stockente am Wasser im Schnee (unten). Cöthen, Februar 1909 539

Seite

Eben ausschlüpfende Märzenten. Yorkshire (England), April 1905 . . . 540
Nest und Gelege der Märzente. Voorschoten, April 1905 541
Vogelkoje auf Amrum, September 1908 542

Kolkrabe

(Corvus corax L.).

Aufnahmen von R. B. Lodge, A. Bachmann, Dr. Heatherley, R. Kearton.

Drei Kolkraben am Luder. Transsylvanische Alpen, September 1908 545
Kolkrabe an einem Pferdekadaver. Transsylvanische Alpen, September 1908 547
Kolkrabe, am Rande eines Sumpfes marschierend. Eyrarbakki (Island), August 1904 548
Alter Kolkrabe, sein Junges atzend. Eyrarbakki (Island), August 1904 . 549
Junge Kolkraben im Nest. Northumberland, April 1909 550
Junge Kolkraben im Nest. Northumberland, April 1909 551
Kolkrabe, kurz nachdem er seine Jungen gefüttert. Northumberland, April 1909 553
Aus der Heimat der Kolkraben: Rabe zum Nest fliegend. Northumberland, April 1909 554
Kolkrabe, von einem Küstenfelsen Umschau haltend. Swansea (Wales), April 1907 555
Kolkrabe am Meer. Swansea (Wales), April 1907 556

Kuckuck

(Cuculus canorus L.).

Aufnahmen von R. B. Lodge, Baumgart, Steenhuizen, W. Farren, Stephainsky, R. Voigtländer.

Junger Kuckuck (2 Bilder). Enfield, August 1909 559
Junger Kuckuck. Enfield, August 1909 561
Kuckuck, im Nest der weißen Bachstelze. Das Nest steht in einer Blumenschale (2 Bilder). Köpenick (Wendenschloß), Juli 1908 563
Kuckuck im Nest der weißen Bachstelze, fast flügge. Köpenick, Juli 1908 . 564
Junger Kuckuck im Nest des Schilfrohrsängers, einen Tag vor dem Ausfliegen. Naardermeer, Juni 1906 . 565
Kuckuck als Pflegling des Rotkehlchens, nach Futter schreiend. Cambridge, Juni 1904 567
Junger Kuckuck, der vor kurzem das Nest verlassen. Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909 568
Kuckuck, auf der Spitze einer Jungfichte. Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909 . . 569
Eben ausgeflogener Kuckuck. Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909 570
Junger Kuckuck im Nest. Machern bei Leipzig, Sommer 1909 571

Fischreiher

(Ardea cinerea L.).

Aufnahmen von A. Taylor, W. Farren, M. Behr, H. van Zanden, M. Sterke, M. Behr, C. Reid, Moore.

Junger Fischreiher, auf einem Aste ruhend. Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907 573
Junge Fischreiher im Horst. Ruhend und Futter erwartend (2 Bilder). Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907 . 574
Flügger Jungreiher, aufgebäumt. Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907 . 575
Junge Reiher im Horst. Near Mildenhall (Suffolk), Juli 1904 577
Alter Reiher am Horst. Aken, April 1910 579
Brutkolonie des Grauen Reihers im Zoologischen Garten von Rotterdam. Mai 1907 581
Reihergestände mit vielen Vögeln (4 Bilder). Konstantinopel, Mai 1910 582 u. 583
Fischreiherspur im nassen Elbsand. Aken, Oktober 1909 584
Fischreiher im Wasser. Wishaw (Schottland) 585
Fliegende Fischreiher. In der Nähe der Kolonie. Aken, April 1910 . . . 586
Fischreiher, im Wasser watend. Andalusien (Spanien), Mai 1902 . . . 587
Fischende und sich putzende Reiher (3 Bilder). Rossitten, September 1909 588
Reiher im Röhricht. Rossitten, September 1909 589

Trottellumme
(Uria troille L.).

Tordalk
(Alca torda L.).

Ringellumme
(Uria ringvia Brunn.).

Papageitaucher
(Fratercula arctica L.).

Aufnahmen van Schrammen, O. Grabham, C. J. King, Maore, W. Köhler, R. B. Ladge, W. Farren.

Seite

Fliegende Tordalke. Juni 1909 . . 592
Junger Tordalk. Bemptan Cliffs (Yorkshire, England), Juni 1908 . . . 593
Ein Trupp Tordalke. Scilly-Inseln . 594
Tordalke in Gesellschaft van Scharben und Papageitauchern. Scilly-Inseln, Juni 1909 593
Junger Tordalk neben zerbrachenen Eierschalen. Scilly-Inseln, Juni 1907 597
Zwei Tordalke, sich schnäbelnd. In Gesellschaft van Trottellummen und Scharben. Scilly-Inseln, Juni 1909 599
Tordalk und Papageitaucher. Scilly-Inseln 601
Papageitaucher und Tordalke, ruhend. Scilly-Inseln 602
Ausgedehnte Brutkalonie des Papageitauchers. Hunderte van Vägeln bei ihren Nesthöhlen 603
Papageitaucher und Scharbe auf dem Ruheplatz. Scilly-Inseln, Mai 1908 605
Felsen, van riesigen Mengen Trottellummen und Möwen bewahnt. Farne Islands, Mai 1905 607
Papageitaucher und Tordalke (2 Bilder). Scilly-Inseln, Juni 1901 . . 609
Tordalke und Papageitaucher. Scilly-Inseln 611
Tordalke und Papageitaucher. Scilly-Inseln, Juli 1907 612
Tordalk und Papageitaucher. Scilly-Inseln, Juni 1908 613
Trottellummen (2 Bilder — das untere Bild zeigt zwei Vögel in zärtlichem Tête à tête). Scilly-Inseln, Juni 1909 614
Trottellummen, teils in Gesellschaft von Scharben und Tordalken (3 Bilder). Scilly-Inseln, Juni 1908 615

Seite

Junge Trottellumme. Bemptan Cliffs (Yorkshire, England), Juni 1908 . 616
Eiersammler bei ihrer gefahrvollen Tätigkeit (4 Bilder). Bemptan Cliffs (Yorkshire), Juni 1908.
Der angeseilte Mann wird hinabgelassen. Der Mann hat ein Nest gefunden und gibt ein Haltzeichen mit der Hand 617
Das gefundene Nest wird seiner Eier beraubt. Die Beute 618
Dreihundert gesammelte Lummeneier. Bemptan-Cliffs (Yorkshire), Juni 1908 619
Trottellummen und Heringsmöwe. Farne Islands, Juni 1905. . . . 620
Brütende Trottellummen. Neben dem mittelsten Vogel ist ein Ei sichtbar. Bempton Cliffs (Yorkshire), Juni 1907 621
Trottellummen, in ihrer Mitte eine Ringellumme. Bemptan Cliffs (Yorkshire), Juni 1907 622
Trottellummen und brütende Dreizehenmöwen. Farne Islands . . 623
Partie des Lummenfelsens vom Meer aus gesehen. Trottellummen haben alle Vorsprünge und Nischen besetzt. Helgoland, Juli 1909 624
Schwimmende Papageitaucher. Scilly-Inseln, Juni 1910 625

Schwarzschwänzige Uferschnepfe
(Limosa limosa L.).

Bilder van de Walff, R. Zimmermann, R. B. Ladge.

Dunenjunge der Schwarzschwänzigen Uferschnepfe. Geldersche Vallei (Halland), Mai 1910 627
Schwarzschwänzige Uferschnepfe, ihre Jungen deckend. Geldersche Vallei (Halland), Mai 1910 628
Schwarzschwänzige Uferschnepfe zu den Jungen gehend. Geldersche Vallei (Holland), Mai 1910 629
Schwarzschwänzige Uferschnepfe im Jugendkleid. Lewitz (Mecklenburg), Juni 1910 630
Rostrote Uferschnepfe, im Wasser watend. England, September 1898 . 631
Rastrate Uferschnepfen bei der Nahrungssuche. Amrum, September 1908 632

Steinkauz

(Athene noctua Retz.).

Bilder von R. Paul, Rüdiger, K. Soffel, G. Wolff, Kothe.

Seite

Steinkauz mit geschlagenem Vogel. Vivarium 634
Steinkauz im Dickicht. Gegen Abend. Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910 . 635
Steinkauz in später Dämmerung in der Nähe seines Nestes sein Wesen treibend (8 Momente). Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910 636
Steinkauz in später Dämmerung in der Nähe seines Nestes sein Wesen treibend (8 Momente). Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910 637
Steinkauz, Reichenbach (O.-L.), Juli 1908 638
Steinkauz, im Begriff abzustreichen. Reichenbach (O.-L.), Juli 1908 . . 639
Drei Wochen alte Steinkäuze. Bentorf, Mai 1909 640
Steinkauz. Vivarium 641
Steinkauz (oben). Vivarium . . . 642
Steinkauz (unten). Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910 642

Regiſter.

Seite

A.

Accipiter niſus (L.) 315
accipitrinus (Aſio) 16
acuta (Anas) 542
Alca torda (L.) 591—597. 599. 601. 602. 609
611—613. 615
alexandrinus (Charadrius) . . 493. 494
Alpenſchneehuhn . 382. 384. 389. 393—396
aluco (Syrnium) 1
Anas acuta (L.) 542
Anas boſchas (L.) 523
Anas penelope (L.) 542
Anous ſtolidus (L.) 82. 85
apricarius (Charadrius) . 493. 497—500
aquaticus (Rallus) 275
Aquila chryſaëtus (L.) . . . . 371—373
arborea (Lullula) 268
arctica (Fratercula) 595. 600—603. 605. 609
611—613. 620. 625
Ardea cinerea (L.) 572
Ardetta minuta (L.) 260
Aſio accipitrinus (Pall.) 16
Aſtur palumbarius (L.) 204
Athene noctua (Retz.) 655
avoſetta (Recurviroſtra) 452
Avoſette 452

B.

baſſana (Sula) 435
Baßtölpel 435
Baumläufer 216
Berglaubvogel 288
bonellii (Phylloscopus) 288
boſchas (Anas) 523
Brandſeeſchwalbe 61. 63. 69
buccinator (Cygnus) 409
Buchfink 153
Buteo buteo (L.) 347
buteo (Buteo) 347

C.

canorus (Cuculus) 558
cantiaca (Sterna) 61. 63. 69
Carbo (phalacrocorax) 167
caſpia (Sterna) 54. 55. 57
Certhia familiaris (L.) 216
Charadrius alexandrinus (L.) . . 493. 494
Charadrius apricarius (L.) 495. 497—500
Charadrius dubius (Scop.) . . . 481. 482
Charadrius hiaticula (L.) 481. 483—486
488—493
Charadrius morinellus (L.) . 495. 496. 499
chryſaëtus (Aquila) . . . . . 371—373
Ciconia nigra 326
Cinclus cinclus (L.) 281
cinclus (Cinclus) 281
cinerea (Ardea) 572
Circus cyaneus (L.) 299
citrinella (Emberiza) 512
coelebs (Fringilla) 153
Columba palumbus (L.) 472
corax (Corvus) 543
cornix (Corvus) 96
corone (Corvus) 96
Corvus corax (L.) 543
Corvus cornix (L.) 96
Corvus corone (L.) 96
Corvus frugilegus (L.) 128
Cuculus canorus (L.) 558
cyaneus (Circus) 299
Cygnus buccinator 409
Cygnus cygnus (L.) 409
cygnus (Cygnus) 409
Cygnus olor (Gm.) 398

D.

Delichon urbica (L.) 243
Dickſchnabellumme 610
dougalli (Sterna) 53
dubius (Charadrius) 481. 482

E.

Eichelhäher 252
Elſter 422
Emberiza citrinella (L.) 512
Erithacus rubeculus (L.) 187
Erithacus tithys (L.) 223

Seite

F.

familiaris (Certhia) 216
Fiſchreiher 572
Fitislaubvogel 288
Flußregenpfeifer 481. 482
Flußſeeſchwalbe . . . 39. 41—43. 45—50
Fratercula arctica (L.) 593. 600—603. 605. 609. 611—613. 620. 625
Fringilla coelebs (L.) 133
frugilegus (corvus) 128
fuliginoſa (Sterna) 29. 34. 35. 60
fulvus (Gyps) 360

G.

Gänſegeier 360
Garrulus glandarius (L.) 232
Gelochelidon nilotica (Haſſelq.) . . . 39
Gimpel 336
glandarius (Garrulus) 232
Goldammer 512
Goldregenpfeifer . . . 495. 497—500
Grauer Steinſchmätzer 305
Grill-Lumme 606
grylle (Uria) 606
Gyps fulvus (Gm.) 360

H.

Habicht 204
Heidelerche 268
Halsband-(Sand-)regenpfeifer . 483—493
Hausrotſchwanz 225
Hausſchwalbe 243
hiaticula (Charadrius) . . . 483—493
Himantopus himantopus (L.) 459. 461. 462
himantopus (Himantopus) . 459. 461. 462
Hirundo ruſtica (L.) 243
hirundo (Sterna) . . 39. 41—43. 45—50
Höckerſchwan 398
hybrida (Hydrochelidon) 77. 83
Hydrochelidon hybrida (Pall.) . . 77. 83
Hydrochelidon leucoptera (Schinz) . 79. 83
Hydrochelidon nigra (L.) 73. 75

J.

Jynx torquilla (L.) 196

K.

Kampfläufer 463
Kaſpiſche Seeſchwalbe . . . 54. 55. 57
Kolkrabe 543
Kormoran 167
Kornweih 299
Kuckuck 558
Küſtenſeeſchwalbe . . . 44. nach 48. 51
Kuttengeier 360. 366. 375. 386

Seite

L.

Lachſeeſchwalbe 59
Lagopus lagopus (L.) . . . . 383—387
lagopus (Logopus) . . . . . 383—387
Lagopus mutus (Montin) 382. 384—389. 393—396
Lagopus ſcoticus (Lath.) . . . 390. 391
lapponica (Limoſa) . . . . . 630—632
leucoptera (Hydrochelidon) . . 79. 83
Limoſa lapponica (L.) . . . . 630—632
Limoſa limoſa (L.) . . . . . 626—630
limoſa (Limoſa) . . . . . 626—630
lomvia (Uria) 610
Lullula arborea (L.) 268

M.

macrura (Sterna) . . . 44. nach 48. 51
Märzente 525
Mäuſebuſſard 347
minuta (Ardetta) 269
minuta (Sterna) 58. 59
monachus (Vultur) . . 360. 366. 375. 380
Moorſchneehuhn . . . . . 383—387
morinellus (Charadrius) 495. 496. nach 496. 499
Mornellregenpfeifer 495. 496. nach 496. 499
mutus (Lagopus) 382. 384. 389. 393—396

N.

Nebelkrähe 96
nigra (Ciconia) 326
nigra (Hydrochelidon) 73. 75
nigra (Rhynchops) . . . 85—87. 89—91. 93
nilotica (Gelochelidon) 59
niſus (Accipiter) 313
noctua (Athene) 633
Noddi 82. 83

O.

oenanthe (Saxicola) 305
olor (Cygnus) 398
Otis tarda (L.) 301
Otis tetrax (L.) 311

P.

palumbarius (Aſtur) 204
palumbus (Columba) 472
Papageitaucher 595. 600—603. 605. 609. 611—613. 620. 625
Paradieſeeſchwalbe 55
penelope (Anas) 542
Pfeifente 542
Phalacrocorax carbo (L.) 167
Phylloſcopus bonellii (Vieill.) . . . 288

Seite

Phylloscopus rufus (Bchst.) 288
Phylloscopus sibilator (Bchst.) . 296—298
Phylloscopus trochilus (L.) 288
Pica pica (L.) 422
pica (Pica) 422
Pratincola rubicola (L.) 448
pugnax (Totanus) 463
Pyrrhula pyrrhula europaea (Vieill.) . 336
pyrrhula europaea (Pyrrhula) . . . 336

R.

Rabenkrähe 96
Rallus aquaticus (L.) 275
Raubseeschwalbe 54. 55. 57
Rauchschwalbe 243
Recurvirostra avosetta (L.) 452
Rhynchops nigra (L.) . 85—87. 89—91. 95
Ringellumme 622
Ringeltaube 472
ringvia (Uria) 622
Rostrote Uferschnepfe . . . . 630—632
Rotkehlchen 187
Rotschenkelwasserläufer 411
rubeculus (Erithacus) 187
rubicola (Pratincola) 448
rufus (Phylloscopus) 288
Rußbraune Seeschwalbe . . 29. 34. 35. 60
rustica (Hirundo) 243

S.

Saatkrähe 128
Säbelschnäbler 452
Saxicola oenanthe (L.) 305
Scherenschnabel . . . 85—87. 89—91. 95
Schottisches Moorschneehuhn . . . 390. 391
Schwarzer Storch 326
Schwarze Seeschwalben 73. 75
Schwarzkehliger Wiesenschmätzer . . 448
Schwarzschwänzige Uferschnepfe . 626—630
scoticus (Lagopus) 390. 391
Seeregenpfeifer 493. 494
Seeschwalben 29
sibilator (Phylloscopus) . . . 296—298
Singschwan 409
Sperber 315
Spießente 542
Steinadler . . . . . 371—373
Steinkauz 633
Stelzenläufer 459. 461. 462
Sterna cantiaca Gm. 61. 63. 69
Sterna caspia Pall 54. 55. 57
Sterna dougalli Mont. 53
Sterna fuliginosa Gm. . . . 29. 54. 35. 60

Seite

Sterna hirundo (L.) . . 39. 41—43. 45—50
Sterna macrura Naum. . 44. nach 48. 51
Sterna minuta (L.) 58. 59
Sterninae 29
stolidus (Anous) 82. 83
Strandreiter 459. 461. 462
Sula bassana (L.) 435
Sumpfohreule 16
Syrnium aluco (L.) 1

T.

tarda (Otis) 501
tetrax (Otis) 511
tityus (Erithacus) 223
torda (Alca) 591—597. 599. 601. 602. 609
611—615. 615
Tordalk . 591—997. 599. 601. 602. 609
611—615. 615
torquilla (Iynx) 196
Totanus pugnax (L.) 465
Totanus totanus 411
totanus (Totanus) 411
Trappe (Große) 501
trochilus (Phylloscopus) 288
troille (Uria) 596. 599. 607. 608. 614—624
Trompeterschwan 409
Trottellumme 596. 599. 607. 608. 614—624

U.

urbica (Delichon) 245
Uria grylle (L.) 606
Uria lomvia (L.) 610
Uria ringvia (Brunn.) 622
Uria troille (L.) 596. 599. 607. 608. 614—624

V.

Vultur monachus (L.) . 360. 366. 375. 380

W.

Waldkauz 1
Waldlaubvogel . . . . . 296—298
Wasseramsel 281
Wasserralle 275
Weidenlaubvogel 288
Weißbärtige Seeschwalbe 77. 83
Weißflügelige Seeschwalbe . . . 79. 83
Wendehals 196
Wildente 523

Z.

Zwergrohrdommel 260
Zwergseeschwalbe 58. 59
Zwergtrappe 511

UNIVERSITY OF CHICAGO
101 927 581

UNIVERSITY OF CHICAGO
101 927 581